Per. 41c (1836,3

Digitized by Google

<36600493440017

<36600493440017

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

# Europa.

## Chronik der gebildeten Welt.

**1836.**

**Dritter Band.**

1836, 3

Digitized by Google

Digitized by Google

# Europa,

## Chronik der gebildeten Welt.

In Verbindung mit mehren Gelehrten und Künstlern

herausgegeben

von

August Lewald.

1836.

DRITTER BAND.

Leipzig und Stuttgart:
J. Scheible's Verlags-Expedition.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Digitized by Google

# Inhalts-Verzeichniß
des
# dritten Bandes.
## 1836.


### Belgien.

| | Seite |
|---|---|
| Mittheilungen von Eduard Brumann . . . . | 14. 126. 402 |

### Deutschland.

#### Skizzen und Genrebilder.

| | |
|---|---|
| Briefe aus München . . . . . | 26. 555 |
| Leipziger Mysterien . . . . . | 63 |
| Briefe aus Wien von Luxländer . . . . . | 378 |
| Das große Lederteil und Schützenfest in Ulm . . . . . | 399 |
| Erinnerungen vom Wiener Kongreß . . . . . | 654 |
| Ein Winter in Cleopatrinsk . . . . . | 695 |

#### Novellen.

| | |
|---|---|
| Traum und Wirklichkeit . . . . . | 193 |

#### Literatur.

| | |
|---|---|
| Und dem zweiten Bande des öffentlichen Lexikons von Heinrichs (Spanischer Thronfolger) . . . . . | 567 |

### England.

#### Novellen.

| | |
|---|---|
| Kraft unsrer Reue . . . . . | 1. 19 |
| Aus dem Tagebuche eines Arztes . . . . . | 833 |

#### Skizzen und Genrebilder.

| | |
|---|---|
| Die industriellen Städte Englands . . . . . | 169 |
| Bekenntnisse eines Dandyisten . . . . . | 369 |

#### Literatur.

| | |
|---|---|
| Versuch über die englische Literatur . . . . . | 316 |

Seite

## Frankreich.

### Literatur.

Unzulänglichkeit der Fremden im Beurtheilen der französischen Literatur von St. Beuve . . . . . 74
Ueber die Memoiren des Herrn von Chateaubriand . . . . . 311
Die Frauen-Perücke . . . . . 481

### Skizzen und Genrebilder.

Bilder aus der Provence . . . . . 81. 174
Ausflüge in die Umgegend von Paris . . . . . 113
Die Lavoisin . . . . . 145
Aus den Vogesen . . . . . 198
Der Pariser Hampelmann in den Julitagen . . . . . 310
Souvenirs d'Allemagne . . . . . 356
Aus dem Tagebuch eines Müßigen . . . . . 367
Mühlhausen . . . . . 413
Die Säulenstadt . . . . . 449

## Italien.

### Novellen.

Corsische Geschichte . . . . . 97
Van Dyk im Palaste Brignole . . . . . 296

### Skizzen und Genrebilder.

Reisen eines Einsiedlers . . . . . 337. 459
Der Engpaß von Anterne . . . . . 385

## Russland.

Einiges über die letzten Lebenstage des Kaisers Alexander . . 251

## Schweiz.

### Novelle.

Standrecht . . . . . 520

## Spanien.

### Skizzen und Genrebilder.

Spanien im Jahr 1835 . . . . . 105. 151
Sagunt . . . . . 443

## Türkei.

### Skizzen und Genrebilder.

Eine diplomatische Mission . . . . . 433

## Europäische Tagesbegebenheiten.

Chronologische Uebersicht der Monate Juni, Juli, August . . . 577

Digitized by Google

# Feuilleton.


Aufführung zu Bayreuth. 473.
Bar von Bernhaben Hochzeit's von Cymbern. 168.
Bibra. 199.
Bogen von Condenhausgut. 46.
Bonn, Beethoven-Haus. 173.
Brockhaus' Lexica. 176.
Bruyant. 46. 473.
Buchhaus-Stiftungsfonds. 255.
Dramatologische Lehrbücher von R. G. 81. 86. 136. 145. 153. 201. 229. 273. 416. 471. 504. 817.
Dramatologische Miscellenen. 539.
Die Gesellschaft. 1871. 551.
Der Hidalgo. 214.
Der heilige Berg. 473.
Die verklärte Stunde. 476.
Die Zeit von der Natur. 473.
Die Wahrheit. 1871. 551.
Die Wiener Luft. 471.
Drei Brief Luthers. XVI. 300.
Die Schuldigen. 187.
Der fortschreitende Zuschauerrat. 191.
Die neu Richard nach Richters verwiesenen Gedichte. 1.
Die verwaiste Kammerer. 537.
Die Schwarz und die Birch. 306.
Der Engländer. 436.
Der Lohengrin. 616.
Die Heroine. 255.
Ein neues Drama. 45.
Ein Gedicht. 1.
Eine ernsthafte Tragödie. 120.
Ein neues Journal. 141.
Eine Stadt in a. mon. 166.
Eine Tragödie in Cassagiten. 185.
Ein Gedicht zwischen Goethe Hermann. 331.
Eine Wiederaus zu Maria Stuart. 377.
Ein Gedicht zwischen Goethe. 413.
Englische Bibliothek. 1716.
Feuilletonisten. 126.
Französische Gesellschaft. 255. 374.
Gesetz der Ehren. 613.
Gedichte von Jean Lemberg. 255.
Gedichte von Lessing. 419.
Gesamtausgaben, bei Literaturgeschichte in Polen. 253.
Gerhaupt einst Hochzeitsmann. 377.
Gehalt gebrochener Preyer. 176.
Hochzeitsmann. 93.
Jura in England. 166.
Jubelfeier. 125.
Kleine Zeitung. Wien. 37. — Berlin. 38. — Würzburg. 38. — Klagenfurt. 95. — Wien. 95. — Berlin. 96. — Wien. 119. — Wiesbaden. 119. — Carlsbad. 119. — Wien. 304. — Hamburg. 373. — Wien. 471. — Wien. 503. — Frankfurt. 503.
Literarische Lehrbücher von R. G. 38. 46. 133. 178. 230. 278. 286. 413. 469. 504. 537.
Lehrbuch. 136. 150.
Lehrbuchsgesetz bei Vorgesetzt von Herren. 471.
Lehrbuchsfrei. 473.
Literarischer Brief Englands. 224.
Literarische Gesellschaften. 615.
Lehrbuchsfrei und Lehrbuch. 93.
Meyers. 43. 93. 98. 134. 201. 473.
Neue Meinung bei Geisteswissen. 574.
Neue Publikation. 166.
Nekrologe. 387. 388. 615.
Nekrolog. 1.
Nicolai Drama. 1.
Reformationsjahr in Condenhausgut. 537.
Report, was mit einigen Jahren übrig ist sagt. 530.
Rücken und Rücken in Spanien. 376.
Rienzi. 94.
Schiller und Zillow. 238.
Sterbetafel. 365.
Stenzler. 233.
Tyrannei Herren. 471.
Theater auf der Insel Java. 44. — In Paris 104. — In Frankfurt. 176. — In Wien. 274. — In Basel. 474.
Theaterbericht. 1870/71. 473.
Zur einst modern Literatur. 205.
Lehrmeyer's Memoiren. 563.
Wiegenlieder. 94.
Wortschatz. 143. 191. 239. 287. 334. 381. 429. 478. 515.
Zeitung. 1.
Zur Frage, ob Goethe auch einen Schlussakt vorhanden? 166.
Zur Gattungsfrage. 17.
Zillow und Schwingen. 19.


Digitized by Google

# Telegraph.


Allerlei. 96. 144. 192. 240. 288. 335. 384. 480. 528. 616.
Anekdoten. 383. 432. 528. 576.
Beethoven's Monument. 527.
Berliner Straßenunterhaltung. 479.
Berliner Lokalscherze. 383.
Charakteristik der Weintrinker. 431.
Das Jubelfest zu Paderborn. 431.
Des Stockmeisters Gesuch. 575.
Göthe's Haus. 383.
Gutskow. 616.
Klaggeschrei. 616.
Kunst. 48.
Kunstauktion. 48.
Löbliches Beginnen. 144.
Literatur. 287.
Musikalische Einfalt. 143.
Naiv. 528.
Nekrologe. 192. 336. 480.
Neuere Dichter. 143. 191. 287. 335. 382. 431. 527. 616.
Patriotischer Verein. 383.
Poetische Supplike. 382.
Rad — 1836! 192.
Schauspieler-Anekdote. 479.
Schiller's Album. 95.
Sendschreiben an den Beob. an der Spree. 240.
Theater. 48. 95. 143. 191. 288. 479. 527.
Theater-Recensenten. 48.
Unglücksfall. 96. 335.
Wichtiges Geheimniß. 479.
Wallfisch. 576.
Zarter Geschmack. 576.
Zur Zeitgeschichte. 432.


# Die artistischen Beilagen.

## Stahlstiche und Lithographien.


Der 18. Oktober. Nach S. 48.
Ein Bettler. Nach S. 48.
Fountains Abtei. Nach S. 96.
Spanischer Schleichhändler. Nach S. 144.
Die Hermannsschlacht. Nach S. 192.
Die Alexandersäule in St. Petersburg. Nach S. 240.
Monsieur J. J. Nach S. 288.
Abbitte Herzog Ulrich's. Nach S. 336.
Zwei Zeichnungen des Liederfestes in Ulm. Nach S. 384.
Friedrich der Schöne vor Ludwig dem Baier. Nach S. 432.
Talleyrand. Nach S. 480.
Der Kunstjünger und der Armenarzt. Nach S. 528.
Friedrich II. und Joseph II. Nach S. 528.
Scene aus dem Pariser Straßenleben. Nach S. 576.
Mrs. Trollope. Nach S. 616.


## Musikbeilagen.


Aus der Oper Sarah von Grisar. Nach S. 96.
Aus derselben Oper. Nach S. 192.
Aus derselben Oper. Nach S. 288.
Lied von Lindpaintner. Nach S. 384.
Lied von demselben. Nach S. 480.
Lied von Lenz. Nach S. 576.


## Modebilder.


Sieben Original-Pariser-Modebilder. Nach S. 48. 144. 240. 336. 432. 528. 616.

# Kauft meine Besen!

## Englische Novelle.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

### I.

An einem köstlichen Sommerabend, zur Zeit, da eben die Weizen-Ernte begann, verließ der junge Doktor Frederic Hume das Schreibepult, an dem er mehre Stunden gearbeitet hatte, und näherte sich zu seiner Erholung dem Fenster, von wo aus er die Aussicht nach dem benachbarten Dorfe Holydean genoß. Kaum hatte er seine Blicke dahin gerichtet, als ihn das Geräusch eines leichten, sich seinem Zimmer nahenden, Trittes zwang, den Kopf zu wenden und er ein fremdes Mädchen erblickte. Sobald es seiner ansichtig wurde, blieb es auf der Schwelle stehen, machte eine Art von Verbeugung und wollte sich entfernen; daß es eine Fremde sey, durfte Hume nach ihrer braunen Haut, ihrem sonderbaren Anzuge und besonders nach ihrem Kopfputze nicht bezweifeln, den ein einfaches grünes, um die schwarzen Flechten geschlungenes Tuch bildete. Er wurde in seiner Ansicht noch mehr bestätigt, als er sie nach ihrem Begehren fragte und sie ihm einen kleinen Besen bot, und dabei mit einem lebhaften, hastigen Accente die Worte sprach:

„Kauft meine Besen!“

„Und wozu sollen sie mir dienen, mein schönes Kind?“ entgegnete Frederic mit dem Tone eines Mannes, der nach Vollendung einer nützlichen, aber anstrengenden Arbeit sich durch ein leichtes Geplauder zu zerstreuen wünscht.

„Zum Barbieren,“ antwortete das Mädchen lustig und fuhr ihm ein oder zweimal mit einem feinen Besen leicht nach dem Kinn, als wäre es ein Pinsel. Sie mochte wohl daran zweifeln, daß er der Mann sey, ihren Besen zu kaufen, oder sie überließ sich vielleicht auch einen Augenblick unwillkührlich der Heiterkeit und dem freien, natürlichen Gefühle, das wie durch eine Art geheimnißvoller Freimaurerei trotz der Verschiedenheit von Sprache und Gebräuchen, mit der Jugend sympathisirt.

„Man muß gestehen, das ist ein wahres argumentum ad hominem,“ erwiderte der Gelehrte, „um mich zum Kaufe zu zwingen. Was ist der Preis, schöne Fremde?“

„Nein, nein,“ sagte das Mädchen, welches plötzlich die erzwungene heitere Miene, die es angenommen, verließ — und eine Thräne erglänzte in seinem dunkeln, lebhaften Auge; „man hat mir gesagt, ich solle hieher gehen, Sie seyen ein Arzt, und wenn Sie die Güte haben wollten, mich zu meinem armen Bruder zu begleiten, so würde ich Ihnen so viele Besen geben, als Sie wünschen.“

Unser Gelehrter erkundigte sich nun genauer nach dem Verlangen der Fremden und erfuhr, daß ihr einziger Bruder, der mit ihr als Harfenspieler nach England gekommen war, in dem Hause eines Edelmanns in der Nachbarschaft krank geworden sey, und da man ihr gesagt, daß Herr Frederic Hume auf mehre Meilen in der Runde die einzige Person sey, welche Kenntnisse in der Medezin besitze, so war sie selbst gekommen, um ihn zu ihrem armen Antonio zu führen. Der junge Arzt ließ sich die Symptome erklären, die sich an dem Kranken zeigten, nahm sodann seine Lancette und einige einfache Mittel, und folgte dem Mädchen in ein schönes Landhaus, von dem Frederic als von dem Wohnsitze eines italienischen Edelmanns mit Namen Romelli hatte sprechen hören, der sonst Offizier in französischen Diensten gewesen, und mit andern Gefangenen nach England gekommen war. Dort wurde Hume in ein Gemach eingeführt, wo er auf dem Sopha einen jungen Menschen von kaum sechszehn Jahren liegen sah, dessen blasse, entstellte Züge den Bruder der Besenhändlerin nicht verkennen ließen. Eine junge Dame von außerordentlicher Schönheit war um ihn beschäftigt, die Tochter des Hauses, Signora Romelli selbst, die an dem Kranken lebhaften Antheil zu nehmen schien. Oben am Sopha lehnte die Harfe des jungen Reisenden.

„Ich habe mir die Freiheit genommen,“ sprach die liebliche Wirthin, „Carlotta zu sagen, daß man Sie zu Hause treffen werde, und daß Sie den Dienst gewiß nicht verweigern würden, den sie von Ihnen verlange. Die zärtliche Schwester stand nicht lange an, Sie zu uns zu bringen.“

„Könnte die Sache der Menschlichkeit durch die Vertheidigung eines so reizenden Advokaten wohl geheiligter werden," entgegnete Frederic sich verbeugend, „so wäre das schwache Talent, dem Sie so viele Ehre erweisen, Fräulein, doppelt gehalten, seine Kräfte bei dieser Gelegenheit anzustrengen. Was habt Ihr, mein junger Freund?" fuhr er fort, indem er zu dem Patienten trat.

„Nichts," antwortete der junge Mensch, stand augenblicklich auf, ging auf das Fenster zu und betrachtete die Landschaft, ohne die geringste Rücksicht auf die Menschen zu nehmen, die sich außer ihm in dem Gemache befanden.

„Ich fürchte, dieser Knabe ist schon bedeutend krank," sprach Signora Romelli, „sehen Sie nur, mein Herr, wie blaß er aussieht."

Hume mußte die gelbe matte Gesichtsfarbe des jungen Menschen auffallen, dessen Augen von dem unsteten Feuer erglänzten, welches das Zehrfieber erzeugt. Der Junge widerstand allen Versuchen, die der Arzt anstellte, um den wahren Stand der Krankheit zu erforschen, erklärte mit ungeduldigem Tone, daß er sich sehr wohl befinde, nahm seine Harfe unter den Arm, gab seiner Schwester die Hand und wollte sich rasch entfernen.

„Mein Vater ist nicht hier," sagte die Tochter des Hauses zu Hume, „das soll sie indessen nicht abhalten, die Nacht hier zuzubringen, denn ich sehe wohl, daß der Arme heute Abend nicht weiter gehen kann."

Trotz allem Zusprechen des Arztes wollte der Knabe, ohne auf Signora Romelli zu hören, durchaus fort, obschon er zugleich erklärte, daß dieser Ort mehr, als jeder andere, derjenige sey, an welchem er habe bleiben wollen.... „wenigstens nur noch einige Zeit." Diese letzteren Worte wurden mit gedämpfter Stimme und geheimnißvollem Tone ausgesprochen.

„Es ist ein Eigensinn von diesem Knaben, daß er so Ihre Güte von sich weist, Fräulein Romelli," sprach Frederic, „und ich bin darauf gefaßt, daß er auf dieselbe Weise einen Vorschlag aufnimmt, den ich ihm machen will. Mit Ihrer Genehmigung will ich es versuchen, ihn zu überreden, daß er die Nacht bei mir zubringt; sein Uebel könnte den Beistand der Kunst erfordern."

Der junge Musiker schien so leidend, daß dieser Vorschlag mit Freuden von seiner Schwester und der wohlthätigen Herrin des Hauses angenommen wurde. Es bedurfte nur der Einwilligung des Kranken, und zum großen Erstaunen war dieser ohne das mindeste Zögern damit einverstanden.

Die zärtliche Schwester küßte dankbar die Hand der liebenswürdigen Wirthin. Der junge Mensch aber nahm eine halb zornige Miene an und zog seine Schwester heftig weg, als ärgerte ihn der Ausdruck ihrer Dankbarkeit. Aber nach einigen Schritten ließ er ihre Hand wieder los, wandte sich um, ergriff die der Signora Romelli, küßte sie, Thränen in den Augen, mit Inbrunst, und bat die heilige Mutter Gottes, sie zu segnen.

„Denn warum ſollte die heilige Mutter Gottes Sie nicht ſegnen?“ ſetzte er hinzu.

Ueber des Knaben ſonderbares Betragen erſtaunt, ſuchte Hume auf dem Wege ein Geſpräch mit ihm anzuknüpfen, aber er fand ihn im höchſten Grade ſchweigſam und unwillig. Aus weiterem Eigenſinn wollte er es nicht zugeben, daß einer von ſeinen Gefährten ſeine Harfe trage, welche von einem Gewichte war, das ihm, abgeſehen von ſeiner Krankheit, bei ſeiner ſchwächlichen, kleinen Geſtalt beſchwerlich fallen mußte.

Von der Schweſter, die mit einem offenen, mittheilenden Charakter begabt zu ſeyn ſchien, erfuhr Frederic einzelne Umſtände ihres Urſprungs und des Lebens, das ſie in dieſem Augenblicke führten. Sie theilte ihm mit, daß ſie Zwillinge, Kinder eines Landarztes in Italien ſeyen, der vor einigen Jahren geſtorben. Ihre Mutter hatten ſie wenige Stunden nach ihrer Geburt verloren.

„Als meine Mutter geſtorben war,“ fügte das Mädchen hinzu, „hatten wir Niemand mehr, der ſich um uns kümmerte, und doch hätte ich ſo gern mein ganzes Leben bei den geliebten Gräbern meiner Eltern zugebracht, wäre nicht mein Bruder durch ſein unruhiges, unſeliges Temperament zu dem Entſchluſſe getrieben worden, ſich in dieſes Land zu begeben. Mit was ich mich beſchäftigen ſollte, war mir nicht klar, als wir Italien verließen; ohne meines Bruders Harfe hat das Talent, mit dem mich die Heimath geſegnet, keinen Werth, und bei ſeinem Eigenſinne mußte ich darauf bedacht ſeyn, allein für unſern Unterhalt ſorgen zu können. Auf dem Schiffe, auf dem wir in England anlangten, ſah ich Leute, die ihr Glück auf den Handel mit Beſen gründen wollten, es waren Mädchen von meinem Alter, der Sprache minder mächtig als ich; ihr Gewerbe ſollte auch mich vorerſt vor Hunger ſchützen. Gott wird weiter helfen!“

Während der kurzen Erzählung heftete Antonio den Blick auf ſeine Schweſter, als wollte er ſie im Augenblicke zurückhalten, da ihre Erklärung gewiſſe Gränzen überſchreiten würde; aber Carlotta konnte ohne eine Unterbrechung von ſeiner Seite fortfahren, und als ſie zu Ende war, nahm des Bruders Auge wieder ſeinen gleichgültigen Ausdruck an.

Auf einem Felde am Rande der Straße lag eine Gruppe von Schnittern, die ſich einer kurzen Ruhe nach langer Arbeit hingaben. Antonio hatte ſie noch nicht ſobald wahrgenommen, als ſein bizarrer Charakter einen neuen, nicht minder ſonderbaren, unerwarteten Zug enthüllte. Er riß die Harfe von der Schulter, griff ein paar raſche Accorde, ging dann in eine klare heitere Melodie über und ſang mit Begleitung ſeines Inſtrumentes ein italieniſches Lied, wobei ſeine Schweſter auf ein gegebenes Zeichen mit ihrer reinen, ausdrucksvollen Stimme einfallen mußte.

Was im Lande der Töne zum Alltagsleben gehört, das mußte auf Englands kälterem Boden als ein Wunder erſcheinen. Die Schnitter ſahen das

ſeltſame Sängerpaar in ſtummem Erſtaunen an, unſer Arzt aber fügte ſich mit frohem, herzlichem Sinn in den muſikaliſchen Scherz der beiden Fremden. Als ſie geendet, wurde Antonio wieder ſtill und mürriſch, aber an der Art, wie er um ſich ſchaute, konnte man wohl bemerken, daß die Reize der Landſchaft ihren Eindruck auf das Gemüth nicht verfehlten.

In ſeiner Wohnung ſtellte Frederic die Fremden Miſtreß Mather, ſeiner Verwandten, vor, bei welcher er ſich aufhielt, und gern willigte dieſe, als ſie die Geſchichte der Geſchwiſter erfuhr, ein, ihnen alle Gaſtfreundſchaft angedeihen zu laſſen. Carlotta wußte bald der würdigen Dame Herz zu gewinnen, die ſchon am andern Morgen darauf beſtand, daß die Fremden wenigſtens eine Woche bei ihr bleiben müßten. Antonio erholte ſich wohl von ſeinem Leiden, aber ſein ſtarrer Sinn war durch die liebevolle Aufmerkſamkeit der Umgebung nicht zu brechen. Miſtreß Mather entwarf den Plan, die jungen Italiener zu adoptiren, ſey es, weil ſie ſich von Carlotta nicht mehr zu trennen vermochte, ſey es aus Edelmuth, weil ſie ſich von dem Gedanken gepeinigt fühlte, die Fremdlinge in unbekanntem Lande, allen feindſeligen Elementen des Lebens preisgegeben zu wiſſen. Der Entſchluß erhielt Frederic's vollkommenen Beifall. Wie aber ſollte man Antonio's Zuſtimmung erhalten? Doch kaum hatte man ihm das Vorhaben leiſe angedeutet, als er augenblicklich beitrat.

„Ja, ja," rief er aus, „hier! Ich werde nicht ferne ſeyn . . . . . wenn die Zeit gekommen iſt." Da ſchwieg er plötzlich, tief erröthend, und biß ſich die Lippen wund.

Abgeſehen von dem Widerwillen, den Carlotta gegen ein herumirrendes Leben hegte, abgeſehen von der Anhänglichkeit, von der ſie ſich bereits zu Miſtreß Mather hingezogen fühlte, war der Wille des Bruders ſtets ein Geſetz für die Schweſter. Carlotta ſollte Geſellſchafterin der alten Dame werden und Abends vorleſen (ein Vergnügen, das man nur in England in vollem Maaße zu ſchätzen weiß), ſie ſollte Kleider für Arme fertigen helfen, unter denen Miſtreß Mather eine große Anzahl Koſtgänger hatte. Antonio ſollte einem katholiſchen Geiſtlichen in der Nachbarſchaft übergeben werden, um bei dieſem ſeine Studien zu vollenden und ſich darauf vorbereiten, eine freie Kunſt ergreifen zu können. Miſtreß Mather, ſtolz und glücklich in ihren Planen, theilte dieſe Miß Pearen mit, aber die treffliche Miß hörte ohne ein Zeichen der Billigung mit ungewöhnlicher Kälte zu. Miß Pearen war die einzige Tochter eines ehemaligen Kapitäns, der ihr nichts als eine kleine Rente und ein Haus im Dorfe Holydean hinterlaſſen hatte. Miſtreß Mather, die kinderloſe Wittwe eines reichen Kaufmanns, der ſich von den Geſchäften zurückgezogen, fühlte das Bedürfniß, eine Perſon um ſich zu ſehen, die ihr Geſellſchaft leiſten könnte, und entdeckte in Miß Pearen alsbald eines von den unumgänglich nothwendigen Frauenzimmern, die von alten Damen zur

Zeit, da man Confituren bereitet, in Dienſt genommen, und ehe man Gäſte empfängt, zu Rathe gezogen werden; die man einladet, um ſie zum Stichblatte zu wählen, wenn man eines ſolchen bedarf, und ſie am Whiſttiſche die Vierte ſeyn zu laſſen, wenn ſich nichts Beſſeres vorfindet. Es iſt die Klaſſe, die man als Zeugen aufruft, wenn man auf einer Lüge ertappt zu werden befürchtet, und mit denen man ſeine Nebenmenſchen verläumdet, wenn ſich die Gäſte zurückgezogen haben. Miß Pearen beſaß alle dieſe intereſſanten Eigenſchaften, mit denen ſie noch eine Menge kleiner Gebrechen verband, durch welche ſie völlig unempfindlich für die Fehler Anderer gemacht wurde. Wagte es Jemand, Miſtreß Mather einigen Antheil einzuflößen, der hatte der Miß Eiferſucht mit all' ihren Folgen zu befürchten. Was ihr Aeußeres betrifft, ſo war ſie lang, mager und abgezehrt; ihr Teint war vergelbt und die rauhe, vertrocknete Geſichtshaut zeigte deutliche Spuren häufiger nervöſer Migräne. Eine lange, ſo ſpitzige Naſe, daß man ein Hagelkorn damit hätte ſpalten können, vollendete das ſchöne Ganze.

Den Vorfall mit dem jungen Muſiker wußte Frederic Hume zu Gründung eines freundſchaftlichen Verhältniſſes zwiſchen Miſtreß Mather und den Bewohnern von Greenwills zu benützen. Das Herz des jungen Arztes lag bald in den Banden der zärtlichſten Liebe, und jeder neue Beſuch des Signor Romelli und ſeiner Tochter fachte die Neigung zu höherer Gluth an, und befeſtigte den Entſchluß, in der Hand der ſchönen Nachbarin das höchſte Glück ſeines Lebens zu ſuchen. Julia Romelli war größer als Carlotta; ihr Teint war durchſichtiger, blendender, ihre Haare waren ſchwärzer, als Steinkohle; ihre Augen hielten die Mitte zwiſchen dem Schwarz des Raben und dem Blau des Taubenhalſes, ſie glichen dem dunkelfarbigen Veilchen. Sie war lebhaft, eigenſinnig und ſtolz, zuweilen launiſch und unbeſtändig, wie ein Frühlingstag; aber eine glühende Freundſchaft und der wohlthätigſte Sinn durchſtrömte ihr ganzes Weſen; ſtets bereit, ihre Fehler zu geſtehen, war ſie unwiderſtehlich, wenn ſie um Verzeihung bat. Der Arzt verſäumte nichts, den Vater ſeiner Geliebten für ſich zu gewinnen, der durch ſeine mehr als ernſte, düſtere Weiſe den jungen Mann nicht beſonders anlocken konnte; er lächelte ſelten und lachte nie; und ob er gleich leicht und beredt ſprach, ſo ſchien doch ſein Geiſt durch eine Laſt niedergebeugt, die ihn eines Theiles ſeiner Mittel beraubte.

## II.

So ſtanden die Angelegenheiten in Greenwills, als der Winter anfing, und Frederic ſich genöthigt ſah, nach Edimburg zurückzukehren, um ſeine mediciniſchen Studien zu vollenden. Die Pflanzenkunde hielt ihn den Sommer

über in der Stadt und er kehrte erſt gegen die Mitte des darauf folgenden Herbſtes, nachdem er eine Wanderung im Gebirge unternommen, zu dem freundlichen Dorfe zurück.

Carlotta erblühte in höherer Schönheit; ſie hatte indeſſen ihre Talente ausgebildet und war geliebt von Allen, die ſie kannten; ſelbſt der Neid, der ſich an Miß Pearen einen pflichtgetreuen Repräſentanten erwählt, mußte ihr öffentlich, auch wenn ſie abweſend war, Lob ſpenden. Zur Erntezeit durfte Antonio Cardo einen Ferienmonat bei ſeiner Schweſter genießen. Harfe und Geſang des italieniſchen Geſchwiſterpaares nahmen wieder ihr Recht ein, als die Abende länger zu werden begannen. Obgleich nur mit dem Gedanken an ſeine ſchöne, lebensglühende Geliebte beſchäftigt, konnten Hume doch nicht die heftigen, ſeltſamen Ausbrüche in Antonios Charakter entgehen, die zuweilen ſein gewöhnlich ernſtes, brütendes Weſen durchzuckten. Und doch ſchien es nicht angeborne Wildheit des Gemüths zu ſeyn, was durch die äußere Kälte hervorbrach, ſondern ein ſcharfes, vom Geſchicke erzeugtes Gift, das den Punkt noch nicht gefunden, in dem es ſeine tödtende Kraft erſticken konnte. Mit Leichtigkeit war er der engliſchen Sprache mächtig geworden. Den Umgang mit jungen Leuten vermied er ſorgfältig, dagegen ſchloß er ſich an Greiſe und Kinder an, um Fragen an ſie zu ſtellen. Nicht minder ſchweigſam zeigte er ſich gegen Miſtreß Mather, die er doch dem Anſcheine nach wie ſeine eigene Mutter ehrte. Nur zuweilen überließ er ſich einer lebhaften, leidenſchaftsvollen Redſeligkeit, und wußte da allen Fragen mit wunderbarer Gewandtheit ihre Deutung zu geben. Sein Benehmen gegen Fräulein Romelli, oft voll zarter Aufmerkſamkeit, oft abgemeſſen und ſtolz, ſeine würdevolle Weigerung, wenn man ihm vorſchlug, er möge die Harfe ſpielen, während Frederic mit dem Fräulein tanzen wollte, ließen dem Arzte keinen Zweifel übrig, daß er Antonio als ſeinen Nebenbuhler zu betrachten habe. Der auffallendſte, ſonderbarſte Zug in dem Charakter des jungen Mannes war die plötzliche Bläſſe, die ſein Geſicht bedeckte, die Aufregung, die man in ſeinen Mienen leſen konnte, die Ungeduld in ſeinen Bewegungen und ſeinen bald ängſtlichen, bald heftigen, drohenden Geberden, wenn ſich ihm Signor Romelli näherte. Er ſchauderte, ſo oft er die tiefe Stimme ſeines Landsmannes vernahm. Wenn er Romelli anſprach, war es mit ſolcher Lebhaftigkeit, als kämen ihm die Gedanken in zu großer Zahl für ſeinen Wortvorrath; bald heftete er die Blicke feſt auf jenen, bald drehte er die Augen wie glühende Räder in ihren Höhlen.

## III.

Frederic Hume mußte noch einmal nach Edimburg zurückkehren, um sich den Doktorhut zu erwerben, aber er konnte der Gluth seiner Leidenschaft nicht widerstehen, er konnte nicht von Julia scheiden, ohne ihr, die er mehr liebte, als das Leben, mehr als den Ruhm, seine Neigung gestanden zu haben. Und als er das Zittern gewahrte, mit dem sie sein Geständniß vernahm, konnte er da noch an ihrer Gegenliebe zweifeln? Er schwur, ewig nur ihr zu gehören, und empfing dagegen das heilige Gelübde unverletzlicher Treue.

Es war um Weihnachten, zur Zeit, da England sein Carneval feiert; während das Stillleben im häuslichen Kreise auf dem Lande durch Maskenscherze unterbrochen wird, läßt sich in der tobenden Hauptstadt die Menge von den prachtvoll ausgestatteten Pantomimen nach den Theatern locken. Antonio Cardo war auf einige Tage zu seiner Pflegerin gekommen. Sein finsteres Wesen trat mehr als je hervor und drängte sich plötzlich oft wie eine unheimliche Gestalt störend in die Genüsse unschuldiger Freuden. Signora Romelli schickte sich eines Abends, von der heitersten Laune getrieben, an, zu improvisiren. Mitten unter den begeisterten Aussprüchen über das künftige Geschick der einzelnen Mitglieder der Gesellschaft fiel ihr Blick auf Antonio, der sich mürrisch in eine Ecke zurückgezogen hatte.

„Nähere Dich, junger Harfner!“ sprach sie zu Antonio. „Sehe ich Deine düstere Miene, Dein irrendes Auge, so sollte ich glauben, Du sinnest auf einen Mord!“

Der junge Mensch sprang auf und verließ das Gemach, kehrte aber bald zurück, warf sich zu des Fräuleins Füßen und bat sie um der Liebe Gottes willen, ihre grausame Weissagung zu widerrufen.

„Stehen Sie auf, Wahnsinniger,“ sprach Julia, „hört man Sie, so sollte man glauben, ich habe im Innern Ihres Herzens gelesen.“

Seufzend erhob sich Cardo, und als Antonios Vater in diesem Augenblicke in das Gemach trat, nahm er ein kleines Messer vom Tische, schwang es in der Luft und sprach mit bewegter, zitternder Stimme:

„Ihre Tochter, mein Herr, hat bösen Scherz treibend behauptet, ich sinne auf Mord.“

Da Niemand antwortete, zerbiß er das Heft des Messers, warf es zu Boden und eilte weg.

Am andern Abend versammelte man sich in Greenwells. Julia Romelli war, wie immer, der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit. Während eines Tanzes saß Antonio, der sich geweigert hatte, die Harfe zu spielen, grollend im Hintergrunde und heftete bald das Auge auf die anmuthreiche Signora, bald warf er ihrem Tänzer finstere Blicke zu. So oft seine Schwester in seine Nähe geführt wurde, hielt sie an, um ihm sein Benehmen zu

verweiſen; lächelnd durch Thränen ſtrich ſie ihm das Kinn, und bat ihn, an der allgemeinen Freude Theil zu nehmen; vergebens, zwei mächtige Leidenſchaften tobten in ihres Bruders Bruſt, für die der ſanfteſte Zuſpruch kein linderndes Gegenmittel bereiten konnte. Fräulein Romelli, von Carlotta's Innigkeit gerührt, näherte ſich ebenfalls dem Jüngling, und ſprach zu ihm wie zu einem ſchüchternen, eigenſinnigen Schüler, und beſtand darauf, daß er tanzen müſſe.

„Ich bitte Sie, behandeln Sie mich nicht länger wie ein Kind," antwortete er.

Die Signora glaubte durch Wiederholung der Einladung ihn beſänftigen zu müſſen, aber er erhob ſich ungeſtüm, ſchlang ſeinen Arm in einem Anfalle von Irrſinn um ihren Nacken, und drückte ihr einen Kuß auf die Lippen. Julia entwand ſich erröthend. Die Frauen zogen ſich zurück, die alten Herren klatſchten Beifall, und die jungen warfen ſich in die Bruſt, als wollten ſie von dem Unverſchämten Genugthuung verlangen. Signor Romelli faltete die Stirne, die arme Carlotta ſchlug die Augen zu Boden und verließ den Saal. Der Schuldige entfernte ſich mit verſchämter Miene, von Miſtreß Mather in ein anderes Zimmer gezogen, um da nach Verdienſt behandelt zu werden.

„Und nun wirſt Du mir wohl ſagen, unſinniger Junge," ſprach die alte Dame, „was Du bei Deinem ſonderbaren Benehmen beabſichtigt haſt. Sage mir, um Gottes willen, Antonio Cardo, was dachteſt Du?"

„Gute, vortreffliche Dame," entgegnete er, „befragen Sie mich in dieſem Augenblicke nicht; aber wollen Sie meinen Leib und meine Seele vom ewigen Verderben retten, ſo ſenden Sie mich an Händen und Füßen gebunden weit hinweg über das Meer."

„Iſt das Alles, was Du zu Deiner Rechtfertigung zu ſagen weißt?" erwiderte Miſtreß Mather. „In der That, eine ſchöne Sprache, nur überſteigt ſie ein wenig meinen Verſtand. Du haſt die Geſetze des Anſtands verletzt, darum glaube ich aber weder, daß das Heil Deiner Seele gefährdet iſt, noch daß Du nach Botany-Bay geſchickt zu werden verdienſt, weil Du einen Kuß geraubt haſt .... Ueberdieß war das ohne Zweifel Dein erſtes Vergehen."

„Sie ſind ſo gut," ſagte Antonio, „fügen Sie Ihrer Güte noch eine Wohlthat zu. Verſuchen Sie es, Signora Romelli hieher zu bringen, damit ich ſie um Vergebung bitten kann, weil ich ſie beleidigt .... wenigſtens, daß ihr Vater in keinem Falle die Verletzung rächen möge; dann bin ich vollkommen bereit ...."

„Du biſt verrückt," ſprach die alte Dame, welche zu den Perſonen gehörte, die, vielleicht ohne es zu wiſſen, deſto mehr zugeſtehen, je mehr man ihnen fordert; „ich wiederhole es, Du biſt verrückt, und ich habe große Luſt, Julia ſelbſt gegen Dich noch mehr aufzubringen. Ich werde ſie weder hieher führen noch ſchicken."

Cardo wußte wohl, daß er die Worte der Miſtreß Mather nicht als beſtimmte Verweigerung zu betrachten hatte; er ſetzte ſich, um Julia zu erwarten, welche in der That nach wenigen Minuten mit der alten Dame erſchien.

„Nun, vortreffliche Frau," ſagte Antonio, indem er aufſtand, und ſich an die Herrin des Hauſes wandte, „Sie müſſen nun auch vollends die Güte haben, uns für einen Augenblick allein zu laſſen."

Miſtreß Mather warf einen fragenden Blick auf die Signora.

„Ach! Ich beſchwöre Sie, thun Sie, wie er wünſcht; ich bin doch begierig, ſein wunderbares Geheimniß zu erfahren."

Als ſich Miſtreß Mather entfernt, trat der junge Cardo auf Julia zu und ſprach mit tief bewegter Stimme:

„Mein Fräulein, werden Sie mich nach den kalten Regeln geſellſchaftlicher Etikette beurtheilen und verdammen? Iſt das Ihre Abſicht, ſo bitte ich Sie tauſendmal wegen der Unart um Vergebung, der ich mich ſchuldig gemacht habe."

„Und mit welchem Rechte, mein Herr, könnte ich es auf mich nehmen, Sie von den weiſen Geſetzen der Geſellſchaft zu entbinden?"

„Erlauben Sie mir in dieſem Falle, bezaubernde Schönheit," rief der leidenſchaftliche junge Mann und warf ſich auf die Knie: „erlauben Sie, daß ich Ihnen die Frage in anderer Geſtalt vorlege. Julia Romelli, können Sie meiner glühenden Seele vergeben, daß ſie Sie bis zur Raſerei liebt?"

„Jetzt bleibt mir nichts übrig, als Ihre Tollheit zu verlachen oder Ihnen zu befehlen, daß Sie ſogleich aufſtehen, wenn Sie nicht wollen, daß ich das Zimmer im Augenblicke verlaſſe."

„Eine Minute .... weilen Sie ...." ſchrie Antonio und trat zwiſchen ſie und die Thür. „Hören Sie mich nur noch dieſes einzige Mal. Miſtreß Mather liebt Sie zärtlich, nicht minder Frederic Hume und auch Carlotta und .... gleich viel .... Sey es! Morgen verlaſſe ich dieſes Haus für immer, um Sie nie mehr zu beläſtigen."

„Obgleich Ihre Rede die eines Wahnſinnigen iſt," verſetzte die ſchöne Italienerin, „ſo will ich Sie doch wie einen freimüthigen, ehrenwerthen Mann behandeln und Ihnen eben ſo freimüthig geſtehen, daß mein Herz einem Andern gehört und meine Treue alſo dieſem verpfändet iſt."

„Genug damit; ich vermag den Glücklichen leicht zu errathen, und füge noch bei, daß es auf Erden kein edleres Herz gibt, als das ſeinige. Verzeihen Sie, Fräulein, ich werde Sie nicht länger halten. Seyen Sie indeſſen verſichert, daß meine Beſtürmungen für immer geendigt ſind. Vielleicht iſt es gut, daß es ſo gekommen. Des Himmels Fluch hätte einer Verbindung unter uns nicht ausbleiben können."

Der Jüngling verſank einige Sekunden in düſteres Brüten. Dann blitzte es plötzlich in ſeinem Auge auf, als wäre ihm jetzt der letzte Anker der Ret-

tung entriſſen worden und der Entſchluß, der in ſeinem Innern nur als eine düſtere dämmernde Geſtalt gelebt, träte jetzt in beſtimmten Formen hervor, für die er in ſich keinen Widerſtand mehr fand.

Julia entfernte ſich und Antonio ging mit großen Schritten im Gemache auf und nieder, als wollte er einen Plan in ſich zur Reife bringen. Signor Romelli war mit ſeiner Tochter nach Hauſe gefahren. Der Mond verbreitete ſein friedliches, ſilbernes Licht über die Landſchaft; aber im Herzen des Kapitäns ſah es nicht ſo friedlich aus, als in der Natur. Julia hatte ihrem Vater die Unterredung mit Cardo mitgetheilt; Antonio's letzte Worte überzeugten den Kapitän, daß er ſich in ſeinen Ahnungen nicht getäuſcht habe, als ihm der junge Harfner Gefahr drohend erſchienen.

„Beim Himmel," ſprach er zu ſich ſelbſt, „dieſer Cardo weiß Alles! Hat er vom Himmel die Divinationsgabe empfangen, oder ſollte das Meer ſeine Todten ausgeſpien haben, um gegen mich zu zeugen? Sonderbar! Ich weiß nicht, was dieſer böſe Geiſt im Schilde führt, was es aber auch ſeyn mag, ich muß ſeine Plane vereiteln. Wie das aber anfangen? Er iſt beinahe verrückt; Niemand wird es in Abrede ziehen. Könnte nicht durch eine Berathung völliger Wahnſinn conſtatirt werden? .... Gut, ſo muß es gehen! Stewart, der Oberarzt im Irrenhauſe der benachbarten Stadt, gehört zu den Anbetern meiner Tochter. Wie ich ihn kenne, iſt er ein kecker, grundſätzlicher Menſch; die andern berathenden Aerzte ſind alte Weiber, deren Stimme nichts gilt Könnte ich nicht Stewart glauben machen, meine Tochter liebe dieſen Antonio Cardo? Wohl, dann wird er ihn in ſeinem eigenen Intereſſe in ſeiner Anſtalt laſſen. Des jungen Menſchen Benehmen an dieſem Abend muß als ein Akt der Raſerei erſcheinen!"

Romelli verlor keinen Augenblick, Stewart Vorſtellungen zu machen und dieſer ging ohne Zögern in den ſchändlichen Handel ein. Miſtreß Mather bebte bei dem Gedanken, einen Wahnſinnigen im Hauſe zu haben; der Doktor hatte ſo leichtes Spiel, als er die gute Frau von der Nothwendigkeit, Antonio einzuſperren, zu überzeugen ſuchte. Der armen Carlotta Beſchwörungen fanden kein Gehör.

Schauer ergriff Frederic Hume, als er durch einen Brief der Miſtreß Mather Antonio's ſchreckliches Schickſal erfuhr. Er beſchloß, ſich ſo bald als möglich nach Greenwells zu begeben, einzig und allein, um den jungen Italiener zu ſehen.

Zehn Tage darauf beſuchte er Antonio in ſeiner Zelle; der Unglückliche lag auf Stroh am Boden; weil er nach dem Berichte des Wächters verzweifelte Verſuche gemacht hatte, ſich zu befreien. Als er Hume eintreten ſah, richtete er einen mißtrauiſchen Blick auf ihn und ſagte:

„Sind Sie auch gekommen, um mich auszuforſchen?"

„Kennen Sie mich nicht mehr?" verſetzte Frederic mit wohlwollendem Tone.

„Ich glaube, Sie wieder zu erkennen!“ antwortete Antonio mit ſchmerzlichem Lächeln. „Aber Sie, kennen Sie mich noch nach der traurigen Veränderung, die mit mir vorgegangen iſt?“

„Sie ſind krank geweſen, wie ich vernommen.“

„Ich zweifle nicht, daß man Ihnen das erzählt hat; wollen Sie dieſen Menſchen da aber für einen Augenblick entfernen, ſo ſollen Sie bald enttäuſcht werden.“

Als ſich der Wächter auf Frederics Verlangen zurückgezogen hatte, ſchaute der arme Kranke Hume, Thränen im Auge, feſt an und ſprach:

„Gehören Sie auch zur Zahl meiner Feinde, mein Herr? werden Sie mich hier laſſen und der Welt ſagen, ich ſey wirklich ein Toller?“

„Mein liebes Kind, Sie dürfen nur ruhig bleiben, um dieſe Anklage zu zernichten! Es freut mich, Sie in dem Zuſtande zu finden, in dem ich Sie treffe.“

„Was ſoll ich Ihnen ſagen, Doktor? Welcher Beweiſe ſoll ich mich bedienen, um Sie zu überzeugen, daß ich meine Vernunft in vollem Umfange beſitze. Wohl hat es vielleicht in meinem Leben Momente gegeben, wo eine glühende, aufbrauſende Leidenſchaft mich als einen Verrückten erſcheinen ließ, und oft quält mich gräßliche Furcht, ich müſſe meine Tage in der Finſterniß beſchließen, die ich nicht zu ergründen wage. Durch dieſe offene Sprache will ich Ihnen darthun, daß ſich mein Geiſt wenigſtens in dieſem Augenblicke ſeines klaren Lichtes erfreut. Bedenken Sie, daß ich an den Balken meines Käfigs gerüttelt habe, bis mein Herz nahe daran war, vor Schmerz und Bezweiflung zu brechen, und meine Seele in des Zornes fieberhafter Aufregung in zerſtörenden Flammen aufloderte. Ich erinnere Sie daran, daß ich ſeit mehren Wochen unter dem nie endigenden, Mark und Bein durchſchauernden Geſchrei der Raſenden, an dieſem ſchreckvollen Aufenthalte lebe, und mir dabei vollkommen bewußt bin, daß ich nicht hier ſeyn ſollte. Durch ſolche Gedanken kann ich zuweilen bis zum Irrſinne gebracht werden; aber ſagen Sie, mein Herr, bin ich bei dem Allem nicht vernünftig genug?“

„Guter Gott!“ rief Hume, „was konnte man beabſichtigen, da man Sie hier einſchloß?“

„Auf dieſe Frage möchte mein Inneres gerne durch einen Ausbruch von Ingrimm und Entrüſtung antworten; aber ich will ruhig ſeyn, denn ich glaube, der günſtige Augenblick iſt erſchienen, da mir der Himmel einen gerechten Mann in Ihnen geſchickt hat. Was ſoll ich noch hinzufügen, Doktor? Unterwerfen Sie mich einer Prüfung. Fragen Sie mich nach den Regeln der Logik. Soll ich über meinen gegenwärtigen Zuſtand ſprechen? Soll ich Ihnen die Zweckwidrigkeit der gleichförmigen Behandlung der in dieſem Hauſe eingeſchloſſenen Irren auseinanderſetzen? Beurtheilen Sie mich richtig. In meiner Lage bleibt dem Herzen kein Raum für Eitelkeit. Ich kann Sie ſo unumwun-

den fragen, ob nicht aus meinen Geſprächen geſunde Vernunft hervorleuchtet? Haben Sie darin den Mangel an Zuſammenhang, das unterſcheidende Zeichen der Verrücktheit bemerkt? Meine Gedanken ſcheinen mir nichts Verworrenes zu haben; ſie ſind ruhig und bieten die ſanfte Abſtufung von Schatten und Licht."

„Bei meiner Seele, Cardo, ich glaube, Sie ſind gräßlich mißhandelt worden!"

„Nicht wahr? Nicht wahr?"

„Wer war im Stande, Das zu thun? Haben Sie Verdacht auf irgend eine Perſon?"

„Romelli und Stewart verdanke ich dieſe Qualen. Die Urſache kenne ich nicht .... es ſey denn, weil ich Signora Romelli zu heiß geliebt habe, und nie zu lieben aufhören werde. Gehen Sie, mein Herr, und ſeyen Sie, wie die übrige Welt; laſſen Sie mich hier ſterben; denn Sie lieben ja auch dieſes Mädchen, und meine Leidenſchaft wird vielleicht zur Beleidigung für Sie."

„Meine erſte Pflicht iſt, der Menſchlichkeit und Gerechtigkeit Gehör zu geben. Augenblicklich werde ich beſorgt ſeyn, daß Sie Ihre Freiheit wieder erhalten. Die Vorſteher dieſer Anſtalt ſollen wiſſen, was geſchehen. Einſtweilen müſſen Sie ſich ruhig verhalten."

„O! laſſen Sie mich nur nicht lange mehr harren — nur nicht mehr lange! Wenn Sie wüßten, welche Hoffnungen mein Schutzengel, meine Schweſter Carlotta auf Ihren Beſuch gegründet hat! Wenn Sie wüßten, wie ich Tage, Stunden, Minuten bis zu Ihrer Ankunft gezählt habe! Wie mein Herz bei jedem Geräuſche ſchlug, das ich von Tagesanbruch bis zur Dunkelheit der Nacht vernahm, wenn ich dachte, Ihre Tritte veranlaſſen es. Und dann die langen Nachtwachen! Wie ich den Schlaf herbeirief, der mein einſames, trauriges Lager zu fliehen ſchien!"

„Für heute muß ich Sie verlaſſen; ich habe Ihnen auch jetzt Nichts mehr zu ſagen."

„Bei der heiligen Jungfrau beſchwöre ich Sie, Frederic Hume," rief der Italiener, und warf ſich mit ſolcher Heftigkeit auf ſein Strohlager, daß die Ketten raſſelnd an einander ſchlugen, „tröſten Sie meine Schweſter, die all' ihre Ruhe, all' ihr Glück auf ihren armen Bruder gebaut hat. Dieſe Nacht werde ich nicht ſchlafen. Leben Sie wohl, mein Herr, und denken Sie an mich!"

Nachdem er ſo geſprochen, hüllte er den Kopf in das Stroh und Frederic Hume verließ dieſen traurigen Ort.

(Schluß folgt.)

# Mittheilungen aus Belgien

von

## einem deutschen Reisenden.

### I.

Wie angenehm findet man sich überrascht, wenn man von Achen aus die belgische Gränze überschreitet. Die Natur ist hier eine große üppige Gartenflur, der Boden ist wellenförmig, mit saftigem Grün bedeckt, die Dörfer sind voll massiver stattlicher Häuser und abgezäunter Felder; wir bemerken an ihnen den Anflug holländischer Reinlichkeit und vor ihren Fenstern die messingenen glänzenden Kaffeekannen, die eine Zierde des Hausgeräthes bilden. Frische, lustige, niederländische Gesichter blicken uns von allen Seiten an, der Katholicismus, der in Achen so finster und armselig aussieht, erhält hier einen freundlichen, lichten Anstrich, selbst die kleinen Bettelbuben, welche sich an die Diligencen drängen, müssen sich alle Mühe geben, ein trauriges Gesicht zu schneiden. Unter der kläglichen Miene, mit der sie ihr „Monsieur, donnez moi un peu d'argent, s'il vous plait," — der stereotypen Anrede der Bettelei — begleiten, liegen Schalkhaftigkeit und Lächeln verborgen; es bedarf nur eines Scherzes von unserer Seite, eines Centime, um sie ihre Rolle vergessen zu machen, und in lauten Jubel, in tollen Muthwillen ausbrechen zu lassen. Wir sehen und fühlen es an Allem, daß wir in einem Lande des gesegneten Materialismus sind. Die Natur hat in jeder Hinsicht so ächt mütterlich für Belgien gesorgt, daß der Reichthum aus ihrer Hand selbst den Despotismus und die geistige Finsterniß überlebte, die beide von jeher auf Belgien lasteten. Diese konnten nicht so viel vergeuden, als jene hervorbrachte.

Um zehn Uhr Morgens von Achen ausgefahren, gelangten wir mit der preußischen Diligence vier Uhr Nachmittags nach Lüttich. Die Stadt liegt, von der Maas durchströmt, in langer Ausdehnung an einem hohen Bergrücken, von dessen Gipfel Fabrikgebäude glänzen. Nicht leicht mag sich eine Stadt vortheilhafter präsentiren, als Lüttich, besonders im Maimond, wenn

der Frühling die alten Steinmaſſen der biſchöflichen Stadt mit dem friſchgrünen Kranze der Wiedergeburt umflicht, wenn ſich die junge Natur an die gothiſchen Alterthümlichkeiten Lüttichs ſchmiegt.

Wir blieben nur zwei Stunden in Lüttich, gerade ſo lange, um einige Straßen zu durchwandern, die alte biſchöfliche Reſidenz — jetzt le palais de justice — eines der ſchönſten mittelalterlichen Denkmäler zu bewundern und zu Mittag zu eſſen. Die Häuſer bilden ein Mancherlei von niederländiſcher, gothiſcher und moderner Bauart, die Straßen ſind eng und winkelig, aber die öffentlichen Plätze bieten erfreuliche Lichtpunkte, und das bewegte Leben der Induſtrie, das nach allen Seiten hin verbreitet iſt, macht die Unheimlichkeit, die ſich uns zwiſchen den hohen, kohlendampfgeräucherten Häuſern aufdringt, vergeſſen. Miſtreß Trollope, der eingefleiſchten Engländerin, fiel hier „Quentin Durward“ ein, aber auch ich konnte nicht umhin, mich an die lebendige Darſtellung des Scott'ſchen Romans zu erinnern, der die geſchichtliche Vergangenheit Lüttichs in einem ihrer ſchlagendſten Momente ſo meiſterhaft veranſchaulicht. Der Geiſt der Freiheit und Unabhängigkeit, der Belgien oder die Niederlande überhaupt ſtets auszeichnete, machte ſich hier gegen Karl den Kühnen geltend, und die detaillirte Schilderung des großen Unbekannten trägt die Vergangenheit in die Gegenwart. Miſtreß Trollope will ſogar alle Lokalitäten wieder erkannt und den Punkt aufgefunden haben, wo Quentin die Stadt verließ, um nach dem Schloſſe von Schönwald zurückzukehren. Das iſt nun ihre leidige Uebertreibung, aber Hypotheſen rückſichtlich der hiſtoriſchen Lokalitäten jenes Romans drangen ſich auch mir auf. Walter Scott hinterläßt bleibende Eindrücke.

In der Umgegend von Lüttich und in Lüttich ſelbſt hört man die walloniſche Sprache, ein Gemiſch von Frankreich und Deutſchland.

Die Univerſität Luttich ſoll, wie die Univerſitäten zu Löwen und Gent, den Einflüſſen des Katholicismus, der ſich ganz in den Beſitz der Oberaufſicht über den Unterricht geſetzt, nur zu ſehr erliegen. Ich bemerke Das nur im Vorbeigehen, und zwar deßhalb, weil es mir ſehr merkwürdig erſcheint, daß hier gerade am 1. Auguſt dieſes Jahres eine literariſche Zuſammenkunft belgiſcher Notabilitäten ſtattfinden ſoll, zu welcher man auch Gelehrte aus den preußiſchen Rheinprovinzen und aus Frankreich erwartet. Für wiſſenſchaftliche Intereſſen würde ſich meines Erachtens die université libre in Brüſſel beſſer eignen, ſie hat wenigſtens bis jetzt noch den Einflüſſen der Geiſtlichkeit widerſtanden, die Warnkönig aus Gent vertrieb und überhaupt die fremde Intelligenz, von welcher ſie am meiſten bedroht wird, entfernen will.

Ich löſte mir auf der Meſſagerie einen Platz im Coupé der Diligence, die hier, wie in Frankreich, Privat-Entrepriſe iſt. Zwölf Franken, die ich zahlen mußte, ſind, im Vergleich mit dem deutſchen Poſtgelde, eine ſehr geringe Summe, aber das Poſtgeld von Brüſſel nach Paris iſt noch geringer.

Van Gent in Brüſſel iſt Eigenthümer der bedeutendſten belgiſchen Meſſagerien, aber er läßt ſich für die Fahrt von Brüſſel nach Paris, welcher die dreifache Entfernung zwiſchen Brüſſel und Lüttich zum Grunde liegt, nur 20 Franken im Coupé bezahlen, nebſt 6 Franken Conducteur-Gebühren, alſo gerade 10 Franken weniger, als die Reiſe nach der Brüſſel-Lütticher Berechnung betragen würde, der nur 20 Lieues zum Grunde liegen. Indeß in Betreff der Pariſer Meſſagerie hat van Gent die Concurrenz zu bekämpfen, und es ſoll nichts Seltenes ſeyn, daß ein Concurrent eine Million Franken daran wagt, ſeinen Nebenbuhler hors de combat zu ſetzen. Dann werden die Preiſe ſofort erhöht. Eine Dame, Madame Briard, iſt die Concurrentin van Gent's, und man ſucht eine Vermittlung der beiderſeitigen Intereſſen herbeizuführen, indem man eine Aſſociation intendirt. Aber die Dame will ihren Namen allein auf der Diligence angegeben ſehen und van Gent iſt nicht galant genug, ſolches zuzugeben. *)

Neben mir, im Coupé, hatte eine ſehr corpulente Lütticherin mit ihrem achtjährigen Söhnchen Platz genommen. Sie wollte nach Antwerpen, um der Eröffnung der Eiſenbahn von dort nach Mecheln beizuwohnen, die am 3. Mai ſtattfinden ſollte, und wozu man die feſtlichſten Vorkehrungen getroffen. Leopold — ſo nennt man ihn in Belgien, ſelten le roi — wollte in eigener Perſon mit ſeiner königlichen Gemahlin und deren Schweſter, nebſt Madame Adelaide den Feſtzug von Antwerpen nach Mecheln eröffnen. Beide Städte hatten ſich an Ausſchmückungen der Feſtivität überboten, aber das reiche Antwerpen war der Sammelplatz der aus ganz Belgien heranziehenden Neugierigen.

Die Dame machte mich auf die „vue de la montagne“ aufmerkſam, als wir den Bergrücken hinauffuhren, der den Hintergrund Lüttichs bildet, und ich lehnte mich aus dem Seitenfenſter des Coupé. In der That, dieſe Anſicht mochte ſelbſt ein niederländiſches Phlegma entzücken. Faſt ſteil hebt ſich der Berg, und die alte biſchöfliche, ganz in dem von der Maas durchſtrömten wieſengrünen Thale gelegene Stadt ſcheint vor unſern Blicken aus der Erde emporzuſteigen. Je höher wir kamen, deſto mehr erweiterte ſich unſer Geſichtskreis, der durch Nichts beengt wurde, indem die jenſeitigen Berge, die nach Deutſchland hin die Hauptſtadt der Provinz Lüttich begränzen, die Höhe, auf welcher wir uns befanden, nicht erreichten. Belgien iſt nicht romantiſch, aber ſeine Schönheiten entfalten ſich wie eine Idylle, ſie ſind ein juste milieu zwiſchen Poeſie und glänzender Proſa des Materialismus. Eine ſolche idylliſche Skizze iſt auch die Umgegend von Lüttich: das ſaftigſte Grün, von der ruhigen klaren Maas durchfloſſen, berganſchwellende Hügel, die üppige Wieſen begränzen, reiche Fabriken mit den hohen Schornſteinen der Dampfmaſchinen,

*) Indem ich dieſes ſchreibe, erfahre ich, daß doch endlich eine Vereinigung ſtattgefunden, die auch ſofort das Paſſagiergeld auf das Doppelte getrieben hat.

zutrauliche Villen bilden die Details dieser Skizze. Was Holstein für Dänemark, das war Belgien für Holland: ein Garten und eine ergiebige Hilfsquelle.

Es ist erstaunlich, welch' eine Last man in Belgien den Postpferden anvertraut. Schon in Lüttich war die Diligence vollauf bepackt und auf dem Wege nach Brüssel erhielt sie beinahe in jedem Orte Zuwachs an Personen und Sachen. Als alle Plätze besetzt waren, nahm man einen Beiwagen, aber die schwersten Frachtgüter wurden dessenungeachtet in dem Raum über unsern Köpfen verwahrt. Dabei nahm man kaum auf das Gleichgewicht des Wagens Rücksicht, er neigte sich merklich auf die äußerste Rechte, und mußte der Postillon von der Chaussée auf die sandigen Nebenwege ableiten, um einen Frachtwagen vor uns zu umfahren, so schwankte die überladene Masse, die ihm anvertraut, so unheimlich, daß ich jeden Augenblick fürchtete, wir würden mit dem Erdboden in einen unangenehmen Conflict gerathen. In diesem Falle würde die schwere Flamänderin von der äußersten Linken, die allerdings bis zu einem Umsturz des Wagens eine tüchtige Opposition gegen die Majorität der Rechten bildete, sammt ihrem Söhnchen auf mich gestürzt seyn, und der Fall dieser Masse würde nach allen Grundsätzen der Schwere stattgefunden haben, da beide in tiefem, arglosem Schlafe lagen. — Nicht mehr als drei, freilich riesig-kräftige flamändische Pferde bildeten das Gespann der Diligence. Rüstig zogen sie uns bergan, indem ihnen nur dann und wann Vorspann zu Hilfe kam, im raschen Trabe eilten sie mit uns bergab, und weder Conducteur noch Postillon kümmerten sich um die gefahrdrohenden Schwankungen des Wagens. Dazu gehört etwas französischer Leichtsinn oder großes Vertrauen zu der Geschicklichkeit des Fuhrmanns. Beides schienen die mitreisenden Belgier in hohem Grade zu besitzen; aber zwei deutsche Reisegefährten in dem Interieur gestanden mir in Brüssel ein, daß sie nicht weniger als ich für ihr Leben gefürchtet hätten.

Ich bemerke nur noch, daß man sich im Bureau der Messagerie nicht um die Ueberfracht der Passagiere bekümmerte: die Effecten wurden angenommen und aufgeladen. Eine Passagier-Charte erhielt man nicht, sondern nur die mündliche Angabe des Platzes, den man in der Diligence einzunehmen habe. Kurz vor der Abfahrt kam ein Schreiber des Bureau's an den Wagen und las die Namen der Reisenden nach der Ordnung ab, die man im Wagen zu beobachten hatte. Jeder nahm, aufgerufen, den für ihn bestimmten Platz ein.

Nachdem wir vier Uhr Morgens Löwen, wo sich die Passagiere nach Antwerpen von uns trennten, passirt, gelangten wir um 6 Uhr Morgens nach Brüssel.

Ich werde während meines Aufenthalts in Belgien in diesen Blättern Skizzen über das dortige öffentliche Leben geben, wie sie mir die unmittelbare Anschauung gewährt. Vermißt man eine systematische Ordnung in meinen

Mittheilungen, ſo bedenke man, daß ſie für ein Journal beſtimmt, und daß die Mannigfaltigkeit des Lebens, der bunte Verkehr der Oeffentlichkeit nicht wohl ein Syſtem zuläßt. Wollen wir ordnen und in Kapitel theilen, ſo entſchlüpfen uns nicht ſelten die ſchlagendſten Eindrücke; das Raiſonnement und unſere Subjectivität beeinträchtigen die Darſtellung. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß meine Mittheilungen ſich unter dieſer Vorausſetzung meiſtens auf die äußeren Erſcheinungen des Lebens beziehen müſſen; eine Schilderung der inneren Beziehungen Belgiens behalte ich mir für eine ſpätere Schrift vor. Hier werde ich Genrebilder geben, „Schildereien", nicht Schilderungen, Reiſe-Notizen, Zuſtände des geſellſchaftlichen Lebens, Bemerkungen über Kunſt, Curioſitäten, Eigenthümlichkeiten, wie ſich mir täglich der Stoff dazu bietet.

# Brüſſel.

Eindruck der Stadt. — Die Eſtaminets und Kaffeehäuſer. — Alexander Rodenbach. — Lelewel. — Théatre royal. — Théatre des Variétés. — La place des Martyrs. — Die Dame in Trauer. — L'Allée Verte. — Laeken. — König Leopold. — Der Herzog von Aremberg. — Eine Anekdote von Napoleon.

Es war Regenwetter, als wir den Berg in die Löwener Vorſtadt hinabfuhren; die Wolken hingen lang und ſchwer herab auf die grünbewachſenen Abhänge, ein dichter, grauer Schleier umhüllte den Morgen. Brüſſel allein bot dem Auge einen Ruhepunkt, lang und dichtgedrängt; in Birnenform lag es von der Höhe, die einſt dem Walde von Soigne angehörte, bis in die von der Saone durchfloſſene Ebene hinab, vor uns. Eine Stadt im Frühregen, nebelumfloſſen, ſieht ſchlaftrunken aus, ſchwerfällig; es dünkt uns, als ſtünde ſie ſpäter auf, als gewöhnlich. So auch Brüſſel, das ſich die Augen zu reiben ſchien; es war um ſechs Uhr noch nicht ſo rüſtig und friſchauf, wie an andern Tagen, im blanken Sonnenſchein.

Ich liebe keine topographiſchen Weitläufigkeiten, d'rum ſag' ich es mit einem Wort, Brüſſel iſt eine ſchöne Stadt, eine königliche Stadt. Wenn in der basse-ville, in den architektoniſchen Merkwürdigkeiten, in jenem Spiritualismus der Kunſt, der — wie Heine ſagt — den Stein durchgeiſtigt und die Kirchthürme zu Brabanter Spitzen gemacht hat, der Reichthum, der Glanz und das Anſehen der alten Niederlande bewahrt wird, ſo erblickt man in der haute-ville den Luxus der neueren Zeit, die modernen Einflüſſe von Paris und London. Die prachtvollen Kaufläden in der Rue de la Madeleine haben keinen Vergleich mit den ſchönſten Ausſtellungen in Paris zu ſcheuen — ich hörte das von Franzoſen — und die Boulevards mit ihren Paläſten, der place royal, der Park, der reiche alte Adel mit ſeinem ſoliden Glanze — ich muß es

wiederholen, Brüſſel iſt eine ſchöne Stadt, ein Inbegriff von Luxus, Eleganz, Großartigkeit, Reichthum und Fülle, aber es iſt hier Alles neben einander gedrängt und behaglich. Brüſſel iſt eine Stadt, nicht ein Inbegriff von Städten, wie Paris und London. Das eben iſt eine große Annehmlichkeit.

Uebrigens kann ich die von Vielen ausgeſprochene Behauptung, Brüſſel ſey eine Copie von Paris, nur in ſo weit unterſchreiben, als man dabei die erſten Artikel der haute ville, die Kaffeehäuſer, die Theater, die Kaufläden, die Manier in der Erziehung der vornehmen Jugend vor Augen hat. Aber in der basse ville hat ſich die flamändiſche Originalität erhalten, wie in Sprache, ſo in Sitte. Beſucht jene Eſtaminets der unteren Volksklaſſe, betrachtet jene behaglichen flamändiſchen Phyſiognomien, die ſich an „Lembick“ und „Faro“ in polirten zinnernen Bierkannen erquicken, und ſagt mir, ob Euch nicht Rembrandt einfällt. Hier ſpricht man nicht franzöſiſch, ſondern flamändiſch, hier gewahrt Ihr in den blauen Augen und den lichtblonden Haaren, in dem Haarputz der Aufwärterinnen allenthalben Erinnerungen an jene Meiſter der niederländiſchen Schule, die das Alltagsleben ihrer Zeit ſo trefflich veranſchaulichten; hier findet Ihr die gerühmte holländiſche Reinlichkeit und Nettigkeit, die blanken Tiſche, den weißen Fußboden und ringsum Einförmigkeit und Phlegma.

Tretet Ihr dagegen in die Eſtaminets der mittleren Stadt, die über flamändiſchen Grund einen franzöſiſchen Firniß gezogen, wo der garçon und die fille franzöſiſch ſprechen, wo im Buffet die ſchmucke Wirthin Buch und Rechnung führt, ſo glaubt Ihr freilich Paris um einen Schritt näher zu rücken, aber das Bier, dieſe flamändiſche Erfindung, erinnert Euch wieder daran, daß Ihr nicht in Frankreich ſeyd. Und ob man franzöſiſch ſpricht, man ſpricht es mit flamändiſchem Accent, man ſagt „pohrte“ ſtatt porte; die Bedienung iſt ziemlich unbeweglich. Auch hier erblickt Ihr jenen Indifferentismus der Mienen, wie bei Rembrandt, jenes dolce far niente, das durch ein Glas „Lembick“ hinlänglich beſchäftigt wird. „Lembick“ und „Faro“ ſind die Delicen der Flamänder und auf der mittleren und unteren Volksklaſſe ruhet jener Biergeiſt, der ſie hinlänglich von Frankreich ſcheidete. Sind dieſe Menſchen heiter, luſtig, frivol, ſo erinnern ſie an München, nur mit dem Unterſchied, daß wir in den Brüſſler Eſtaminets mehr Rohheit als Gemüthlichkeit finden. In den Eſtaminets der basse ville gibt es oft Kämpfe auf Leben und Tod, der Fanatismus der politiſchen Meinung oder des Glaubens rüttelt das Volk mit der „blauen Blouſe“ aus dem Phlegma auf, man ſtreitet zuerſt mit Worten und dann mit Meſſern. Die Journale berichten täglich von Vorfällen der Art. Die Eſtaminets in Brüſſel bieten, nach meiner Anſicht, das treueſte Bild des belgiſchen Grundcharakters; die franzöſiſchen Schattirungen treten — als gemachte — bald vor den Augen des aufmerkſamen Beobachters in den Hintergrund, um ſo mehr, da die franzöſiſche Sprache hier nur

als Aushilfssprache erscheint. Sprecht Ihr flamändisch, man wird Euch am Besten verstehen. Im „Cour de Vienne, ci-devant l'Hôtel d'Orange“ (der Wirth sah sich genöthigt, das Aushängeschild nach dem September 1830 zu ändern, aber an die alte Bezeichnung knüpfte sich das Renommée dieses Estaminets und man half sich mit ci-devant) findet man den Beweis meiner Behauptung: die Wirthin ist eine Frankfurterin, ihre Nièce ist aus der Umgegend von Frankfurt, die Garçons sind Belgier und sprechen französisch, die erste Aufwärterin ist eine Stock-Flamänderin; aber der Grundcharakter, wie ich ihn eben beschrieben, blickt aus Allem hervor, tritt man unter die Gäste, die insgesammt der mittleren Bürgerklasse angehören. Man spricht französisch, aber man benimmt sich flamändisch; denn das Bier ist hier wiederum das Motto. Dieses Bier und der starre Katholicismus werden das belgische Volk stets von dem französischen trennen. Neben dem Bier beschäftigt man sich in den Estaminets eifrig mit Domino. So viel Gäste sich auch hier zusammenfinden, an Dominospielern fehlt es nie; jedes Estaminet besitzt einen Vorrath davon, der selten ausgeht. Und die Brüsseler — wie ich gehört, auch die übrigen Belgier — spielen dieses Spiel mit Dessein, Taktik und Finesse, weniger aber um Geld, als um die Verzehrungskosten, somit, wie es scheint, meistens zum Vergnügen. Deßhalb findet man es in allen Gasthäusern, in den Schenken der sentina gentium, wie in den cafés des mille colonnes und Suisse. Diese

## Kaffeehäuser

bieten in der That eine Eleganz und Vortrefflichkeit, die sie den ersten Etablissements dieser Art in Paris gleichstellen soll. Sie sind demnach keine Pariser Affectation, sondern Originalität. Beide sind auf der place de la Monnaie gelegen, der, wenn nicht der schönste, doch einer der belebtesten Plätze der Stadt. Das théatre royal, das hôtel des Monnaies und die beiden cafés des mille colonnes und Suisse zieren ihn. In Beiden versammelt sich die junge fashionable männliche Welt; sie sind die Rendezvous aller Müßiggänger von gutem Ton, der Börsenspekulanten, der Journalisten, der Schauspieler, der Politiker. An einem der kleinen Tische gewahrte ich einen blinden alten Herrn, mit dem Leopoldsorden im Knopfloch. Er saß sinnend, mit sich — oder vielleicht mit Belgien und der Londoner Conferenz — beschäftigt, fast unbeweglich; unfern von ihm stand sein Diener und Führer. Mein Nachbar, ein deutscher Israelit, dessen Bekanntschaft ich in Achen gemacht, fragte mich, ob ich den Blinden kenne? Auf meine Verneinung bemerkte er, daß der alte Herr einer der Hauptredner im Hause der Repräsentanten sey, einer der eifrigsten Gegner des Hauses Nassau, er könne sich jedoch nicht auf den Namen besinnen. Der Repräsentant erhob sich: es war eine stattliche, Ehrfurcht gebietende Gestalt. Der Diener eilte herbei und ergriff den Arm des Blinden,

der ihm, ohne ein Wort, folgte. Qui est ce Monsieur? fragte ich den Garçon. C'est Monsieur Alexandre Rodenbach, membre de la chambre des Représentants de la Belgique, war die Antwort. Wer erinnert ſich nicht, daß ein Conſtantin Rodenbach „l'exclusion perpétuelle des membres de la maison d'Orange-Nassau de tout pouvoir en Belgique" herbeiführte, indem auf ſeinen Antrag dieſe Frage am 30. November 1830 à l'ordre du jour geſtellt wurde. Beide Brüder bewahren dieſelben politiſchen Grundſätze, Conſtantin ſoll voll Feuer und Enthuſiasmus ſeyn, ſein Bruder aber in ſeinen Ideen berechnend und ſcharfſinnig, wenn auch in der Form eben ſo feurig und hinreißend, wie Conſtantin. Sein phyſiſcher Zuſtand trennt ihn von der äußeren Welt und beſchränkt ihn auf ſich und ſeine politiſchen Meditationen, die natürlich, da ſie weniger äußeren Einflüſſen unterliegen, ſtarr und unabhängig ſind. Bei Gelegenheit dieſer belgiſchen Notabilität fällt mir eine polniſche:

## Lelewel

ein. Der Commis der Buchhandlung von Mayer und Somerhauſen — der einzigen deutſchen in Brüſſel — erzählte mir Folgendes: „In unſern Laden trat vor einiger Zeit ein Mann in blauer Blouſe und Mütze, wie ſie die Taglöhner tragen, aber in nachläßigerer Tournure und beſtaubter, als irgend Einer Derer, die an den Straßenecken Poſto gefaßt und den Fremden mit der Anrede beläſtigen: „Monsieur, je suis commissionaire, voulez vous visiter le palais du prince d'Orange ou l'église de St. Gudule? Haupthaar und Bart des Eintretenden ſahen verwildert aus, wüſt und zerfallen waren die Geſichtszüge des Mannes in der blauen Blouſe. Er verlangte mehre Werke, die nicht vorhanden waren im Laden, weßhalb er bat — und zwar mit ſo beſcheidener und faſt ſchüchterner Sprache, daß man ihn, wenn nicht für einen Taglöhner, doch für einen unglücklichen taglöhnernden Schriftſteller halten mußte — ſie für ihn verſchreiben zu laſſen. Als ich nach ſeinem Namen fragte, antwortete er eben ſo ſchüchtern: Lelewel, und zog ſich dann verlegen aus dem Laden zurück." Und das war der Mann, der noch bis auf dieſen Tag der Herzſchlag der polniſchen Demokratie iſt, der Mann der hinreißenden Beredſamkeit, der unermüdlichen Thatkraft, von dem man behaupten könnte, daß die in aller Welt zerſtreute polniſche Revolution in ihm einen feſten Concentrationspunkt finde. Aber Lelewel iſt mehr Enthuſiasmus und Feuereifer, als Staatsmann und Berechnung. Er mußte Frankreich verlaſſen, ſeiner Voreiligkeit wegen; denn Lelewel iſt rückſichtslos, er machinirt als Schriftſteller, offen und frei, nicht als Diplomat. Lelewel wird eine fertige Revolution in's Leben führen können, aber ſie vorzubereiten, hat er kein Geſchick. Das Unglück Polens iſt ſein Unglück geworden. Weil Lelewel die Vermittlung wie die Verſtellung von ſich weiſet, ſcheint er ſich jetzt — einſehend, daß die Zeit des offenen

Kampfes vorüber und von seiner Unfähigkeit in einem Guerillakrieg hinter den Bergen überzeugt — lediglich mit der Wissenschaft zu beschäftigen. Er hat mit Strascewicz ein Werk über die Münzen des Mittelalters vollendet.

Gleich nach meiner Ankunft in Brüssel traten die Debuts der neuengagirten Mitglieder des

## Theatre royal

ein. Eine alte Gewohnheit verändert nämlich alljährlich das Personal der königlichen Bühne. Variatio delectat! Der Brüsseler liebt es, die ersten Acteurs der französischen Provinzial-Theater an sich vorüberziehen zu lassen; natürlich kann die Kunst dabei nicht gewinnen, wie denn die Bühne der Hauptstadt Belgiens auch nur eine große künstlerische Zerrissenheit ist, eine Zusammensetzung von Vorzüglichkeiten und Schwächen. In diese ewige Abwechselung kann keine innere Einheit gebracht werden.

Die neue Organisirung des Theaterstandes wurde gedruckt proclamirt: Oper, Schauspiel, Ballet, Alles war neu rekrutirt, bis auf wenige Ueberbleibsel der früheren Truppe, die den Sieg über das Aprilwetter des Brüsseler Parterre davon getragen. Man war auf die Resultate der dießjährigen Engagements sehr gespannt, man sprach an der table d'hôte, in den cafés, den Estaminets von Nichts weiter, als von der neuen Truppe, und Herr Tesseire, der erste Tenorist, bat das Publikum in den öffentlichen Blättern, ihn erst nach seinen Debuts auszupfeifen, und bis dahin das Definitiv-Urtheil zu suspendiren. „Guillaume Tell" war die Einleitung der Oper und Herr Tesseire, der den Melchthal sang, wurde unbarmherzig ausgepfiffen. An diesem Abend behielt die Opposition die Oberhand über die Claqueurs, die allenthalben im Hause vertheilt waren. Ich war nicht zugegen, aber man sagte mir, Herr Tesseire sey ein herzlich schlechter Tenorist. Indeß ein Franzose läßt sich so leicht nicht entmuthigen, Herr Tesseire unternahm einen zweiten Angriff auf den Geschmack der Brüsseler Kunstfreunde. Es hieß: Pour le prémier début de Mlle. Julie Bertault, première chanteuse, et le second de M. Tesseire, prémier ténor de grand-opéra,

## Robert le Diable;

und weiter: M. Marquilly ayant rénoncé à son engagement, M. Cornélio desirant se faire connaitre, remplira le rôle de Raimbaut.

Dieser Herr Marquilly, zweiter Tenorist, war bei seinem ersten Debut so nachdrücklich ausgepfiffen worden, daß er keinen weiteren Versuch wagen mochte. Herr Tesseire aber hatte die schwierige Ausführung der Rolle des Robert übernommen.

Die Direction, ihr Interesse wahrend, da die grand-opéra für dieses Jahr hauptsächlich von der Annahme des Herrn Tesseire, als ersten Tenoristen,

abhing, hatte das Corps der Claqueurs ſehr verſtärkt, und in meiner Nähe, vor und hinter mir, nahmen zwanzig tüchtige Fäuſte aus der basse ville Platz. Man ſprach flamändiſch, aber mir, dem Niederſachſen, dem plattdeutſchen Bremer, wurde es bald verſtändlich, daß man ſich gegenſeitig aufmunterte, Stand zu halten und Herrn Teſſeire nicht fallen zu laſſen.

Die Oper begann, nachdem der Direktor oder Regiſſeur angekündigt, daß Demoiſelle Varin, die auf der Affiche als unwohl und unfähig zu tanzen angegeben, ſich zum pas de la Nonne entſchloſſen, eine Ankündigung, die mit großem Beifall aufgenommen wurde; denn Demoiſelle Varin, die erſte Balletänzerin, hatte ihr Debut bereits in „Guillaume Tell“ mit dem glänzendſten Erfolge beſtanden. Das Orcheſter executirte die Ouvertüre präcis, obſchon ich hier jene Elektricität vermißte, in welche Guhr das Frankfurter Orcheſter ſo vortrefflich zu verſetzen weiß. Der Männer-Chor des erſten Akts war in der That ohne Wirkung, in Betreff der Quantität war hier weniger auszuſetzen, als in Betreff der Qualität; denn dieſer Chor war eine Anzahl von Schwächen, die nur durch den Mechanismus verbunden. Herr Teſſeire wurde, wie man leicht denken kann, durch die Furcht beeinträchtigt, er bewegte ſich zweifelhaft und ängſtlich; aber wäre er auch in der Lage geweſen, alle ſeine Mittel aufbieten zu können, einen Deutſchen würde er ſchwerlich befriedigt haben, weil er nur negative Vorzüge bot. Mit einem Worte, Herr Teſſeire iſt ein Sänger ohne alle Stimme, aber mit Schule. Er würde vielleicht im Zimmer, in Begleitung einer Guitarre, ſeine Aufgabe löſen, aber einer vollen Inſtrumentirung gegenüber iſt er ein ſchwindſüchtiger Tenor. Zudem hat er kein Spiel. Und dieſer Sänger ſoll einer der Grundpfeiler der grand-opéra ſeyn. So lange man nicht applaudirte, verhielt ſich die Oppoſition ruhig; aber die Claqueurs wollten zu Reſultaten gelangen, im zweiten Akt boten ſie zu dem Ende alle ihre Kräfte auf, und die siffleurs machten ſich nun ebenfalls geltend. Das war ein Teufelslärm, während auf der Bühne die Liebe flüſterte, hörte man im Parterre den Spektakel der Wolfsſchlucht. Indeß die Claqueurs waren den Pfeifern an Anzahl überlegen, man klatſchte ſo gewaltig und die zehn Flamänder in meiner Nähe ſchlugen ihre zwanzig Fäuſte in ſo gleichförmigem Takt und mit ſolcher Kraft gegen einander, daß das Haus erbebte und die gellendſten Laute der Gegenpartei unhörbar wurden. Aber dieſe pfiff unisono und ohne Zwiſchenräume fort, die Pfeifen hielten länger aus, als die Fäuſte. Man fürchtete eine Niederlage, und nun erhob ſich der Kern der Claqueurs, die alte Garde der Theaterdirektion, zum letzten allgewaltigen Kampfe. A la porte les siffleurs! ſchrien hundert Stimmen, indem ſie zugleich alle Fauſtkräfte aufboten für Herrn Teſſeire, der zwiſchen Zweifeln und Hoffnung der allgemeinen Verwirrung von der Bühne zuſah. Die Claqueurs ſiegten, indem ſie zugleich eine drohende Stellung annahmen und ſich anſchickten, dem à la porte! thätlichen Nachdruck zu geben: ein donnerndes Bravo

und ein Beifallssturm aller Hände verkündete ihren Sieg. Auf dieſe Weiſe wurde die Comödie im Parterre zu verſchiedenen Malen erneuert. Ein Kunſtgenuß war unter dieſen Umſtänden nicht zu erwarten, aber der Brüſſeler rechnet auf einen ſolchen auch während der Debuts nicht, er geht dann in's Theater, um dem Parteikampf beizuwohnen, die Muſen vertreten die Stelle der engliſchen Doggen, der Stierkämpfe in der Peninſula. — Die Damen Bertault und Stolts, Iſabelle und Alice, führten ihre Parthien brav aus; die zweite erinnerte, wenigſtens im Spiele, an Madame Fiſcher-Achten, welche die Alice mit dem romantiſchen Reiz einer Madonna umhüllt, während die erſtere alle jene lüſterne Coquetterie entfaltete, die einer Franzöſin ſo gut ſteht, und wenigſtens den großen Haufen magnetiſirt, wenn ſie auch keinen bleibenden Eindruck hinterläßt. Aber ein Brüſſeler bemerkte dennoch: elle est une grande comédienne, und das heißt beinahe ſo viel, als: ſie iſt eine große Comödiantin. — Die Arrangements waren ohne Harmonie und boten ein ziemlich zerriſſenes Bild, obwohl die Garderobe prachtvoll war. Auch die Dekorationen konnten mich nicht befriedigen, wenn auch die Brüſſeler ihre Vortrefflichkeit rühmten, ich hatte, während meines Aufenthalts in Caſſel, die Dekorationen eines Beuther und Paſſavant geſehen, und fand in Brüſſel keinen Erſatz weder für die architektoniſche Perſpektive des erſteren, noch für ſeine gothiſchen Dekorationen überhaupt, und der letztere bietet eine Landſchaft, einen Baumſchlag, ein Grün, daß man, wenn die Schauſpieler langweilig ſind — wie denn das auf den deutſchen Bühnen wohl vorkömmt — ſich an der Theatermalerei wenigſtens ſchadlos halten kann. Die Dekoration des dritten Akts, das Kloſter vorſtellend, hatte ich in Caſſel beſſer geſehen, auch übertraf dort die herrliche Perſpektive des Kreuzgangs, der nur gemalt, den wirklichen Kreuzgang der Brüſſeler Bühne. Das Arrangement dieſer Scene ſtand dem der Frankfurter Bühne weit nach: die Damen mußten ſich hinter den Couliſſen metamorphoſiren, während die Umwandlung in Frankfurt Angeſichts des Zuſchauers vorging. Auch die Oeffnung der Gräber zeugte von keiner Fertigkeit der Maſchinerie. Aber für alle Mängel dieſer Scene entſchädigte das Ballet, an deſſen Spitze Demoiſelle Varin ſtand, eine Schönheit, die mit der Leichtigkeit einer Sylphide die Formen einer Juno verband, und Ueppigkeit und Grazie in vollem Maaße einte. Dieſe Tänzerin tanzte mit allen Theilen des Körpers, Auge, Arme, Beine und Oberkörper bewegten ſich in gleichem Rhythmus, nach den Bedingungen poetiſcher Harmonie, und die Fülle und Rundung der Pas wurden von der Perſönlichkeit der Tanzenden auf das Trefflichſte unterſtützt. Doch wozu die Details einer franzöſiſchen Tänzerin auseinanderſetzen, Terpſichore findet an den erſten franzöſiſchen Bühnen ſelten eine mittelmäßige Repräſentantin. Das Publikum bewies Dlle. Varin enthuſiaſtiſchen Beifall.

Aus der ganzen Darſtellung, dem Benehmen des Publikums und der

Kritik der Blätter — von denen die meiſten Herrn Teſſeire nach der Darſtellung des Robert mit den Worten: Il est admis! begrüßten, und nur der Lynx eine rückſichtsloſe Beurtheilung enthielt — hab' ich nun ſo viel entnommen, daß den Brüſſelern die Muſik in ihren tiefſinnigen Beziehungen wenig bekannt iſt; man läßt ſie über die Oberfläche gleiten und entnimmt ihr keine bleibenden Eindrücke. Daſſelbe Publikum, welches einen großen Theil des Winters hindurch von Madame Malibran entzückt wurde, begnügt ſich jetzt mit Herrn Teſſeire. Der Belgier hat keine Gefühlswelt; eine Dame der Brüſſeler Salons ſagte ganz naiv von einem jungen Muſiker, der eine Kunſtreiſe unternahm: Il apprendra à sentir. So viel iſt gewiß, daß man weder in Frankfurt noch in Caſſel, weder in Stuttgart noch in Braunſchweig Herrn Teſſeire als erſten Tenoriſten angenommen haben würde.

Was die Gagen des théatre royal betrifft, ſo ſind ſie anſtändig genug für Talente erſten Ranges. Man zahlt zwiſchen 16 und 20,000 Franken jährlich an die erſten Mitglieder der Oper und des Ballets, was in Brüſſel ſehr viel macht, da man hier billiger lebt, als in irgend einer Stadt Deutſchlands; ich nehme ſelbſt den wohlfeilen Süden nicht aus.

So tumultuariſch und revolutionär, wie es indeß im Parterre zuging, ſo bemerkte ich doch beim Entrée eine Ordnung und eine ſtillſchweigende Convenienz, die man in Deutſchland nicht wahrnimmt. Der Andrang an der Kaſſe war nämlich ſehr groß; aber ſo viel Schauluſtige ſich auch einfanden, ein Gedränge fand hier nicht ſtatt: Einer placirte ſich hinter den Andern, und es entſtand alsbald eine unabſehbare Reihe. Jetzt wurde die Kaſſe geöffnet und der Hintermann trat in die Fußſtapfen des Vordermanns, wenn dieſer ſein Billet gelöst.

Das théatre royal hat eine Länge von 208 Fuß, ſeine Breite beträgt 107. Ein Periſtyl von acht joniſchen, dreißig Fuß hohen Säulen bildet die Vorderſeite des Gebäudes. Siebenzehn Arkaden, die eine offene Galerie bilden, ſchmücken die drei andern Seiten. Der Fronton erwartet noch ſeine Bas-Reliefs. Den Foyer zieren corinthiſche Säulen; die Marmorbüſte Talma's ſoll hier aufgeſtellt werden, denn dieſer große Mime verlebte einen Theil des Jahres in Brüſſel, wo er eine beſtimmte Anzahl Gaſtrollen gab. Der Saal ſelbſt hat 45 Fuß im Durchmeſſer, aber die dünnen, mageren Säulen, welche die vier Logenreihen tragen, ſtehen nicht im Verhältniß zu der Größe des Saales. Talma äußerte ſich, um ſeine Meinung in Betreff der inneren Einrichtung befragt, dahin: „Cela me fait l'effet d'une botte d'asperges déliée dans le fond d'un puits.“ In der That iſt der Plafond, die Muſen darſtellend, im Verhältniß zu den ſchmächtigen Säulen, die man durch die Logen-Draperien weniger bemerkbar zu machen geſucht hat, viel zu erhaben.

(Wird fortgeſetzt.)

# Briefe aus München.

Ein eigenthümlicher Zug der Bewohner unserer Stadt ist die Lust an festlichem Gepränge. Bis in das hohe Alter vergangener Jahrhunderte reicht dieser Gebrauch, oder vielmehr er entstammt ihnen, und wir finden es durchaus lobenswerth und bezeichnend, daß man daran festhält. Jede historisch hervortretende Veranlassung der Gegenwart, wie hervorragende Momente der Vergangenheit, ergreift der Baier mit regem Sinne für den Entwicklungsgang seines Stammes durch die Zeit, er prägt sich gern die Geschichte in Festen aus, die seinen Enkeln überliefern sollen, was er von seinen Vorfahren überkam und was er selbst mit erlebte. Diesen Sinn zu nähren und lebendig zu erhalten ist Weihe, aber der Baier bedarf in der That dazu des Anstoßes von Außen wenig oder gar nicht, denn dieser Drang, Alles was seinem Volke lieb und theuer, auch äußerlich zu verherrlichen, lebt in seinem Nationalgefühle. Sie wissen, daß man zum Beweis dafür eine Menge Feste anführen kann, die noch begangen werden, und deren Ursprung sich von Alters her schreiben. Bekannt ist die beharrliche Liebe des Baiers zu seinem Fürstenhause, die sich durch den Wandel aller Zeiten unwandelbar erhielt, und stets fortleben wird, so lange es ein Baier'sches Volk gibt. Nur unter dem Banner der Wittelsbacher kann der Baier mit fröhlichem Muthe ein Volksfest begehen. Wenn auch mit ängstlicher Besorgniß für das Schicksal des jungen Königs, sah der Baier doch mit Stolz einen Wittelsbacher den griechischen Thron besteigen. Rührend sprachen sich diese Gefühle aus, als der junge König München verließ, und die Volksliebe weihte durch wirklich schöne Denkmäler die drei erhebenden Momente dieser damals so verhängnißvollen Abreise. Bei Perlach im Walde, wo König Ludwig von seinem Sohne Abschied nahm, erhebt sich die Otto-Säule, das Monument bei Aibling, wo König Otto von der geliebten Mutter schied, und bei Kiefersfelden am Inn die Otto-Capelle an der Stelle, wo der König, im Gebete kniend, von seinem Vaterlande Abschied nahm. Wie herzlich und begeistert war der Empfang König Ludwigs, als er von Griechenland heimkehrte, wie großartig und belebt der Anblick der

verzierten Häuser und Plätze — bis an den Giebel war jedes Haus mit Laubwerk und Flaggen geschmückt, und von den Dächern und Thürmen wehten kolossale Fahnen — dann die dichtgedrängten, jubelnden Volkshaufen, die überall hin und her wogten. Man muß das gesehen haben, um ganz zu wissen, nicht blos daß es, sondern auch wie es geschah. Obschon bei der Ankunft des Königs Otto die Verzierung der Häuser unterblieb, so war der Empfang so herzlich und innig, wie es die Wünsche des Volkes sind für das Wohl des Hellenenkönigs. Von der Burgfriedengränze bis an die Residenz waren die Truppen in Spalier aufgestellt, jeder Raum, jedes Fenster gedrängt voll Menschen, und der König zog unter Jubel und begeistertem Zuruf in die Burg seiner Ahnen, woselbst er von dem Gefolge wie ein gekröntes Haupt empfangen wurde, obschon er bis zur Hauptstadt unter dem Incognito eines Grafen von Missolunghi gereist war. Am Tage darauf wurden das diplomatische Corps, die Minister, so wie die höheren Militär- und Civil-Chargen dem König von Griechenland vorgestellt. Abends war ein glänzendes Hofconzert. Am 31. Mai erschien König Otto zum erstenmal im Theater. Das Haus war beleuchtet und alle Angestellte erschienen in Galla-Uniform. Bei solchen Gelegenheiten bietet unser Theater einen glänzenden Anblick dar, auch darum, weil die viel zu dunkel gehaltenen Verzierungen nur bei solcher Beleuchtung golden und nicht, wie bei der gewöhnlichen Beleuchtung, gelb erscheinen. Wenn man vor der Ankunft der königlichen Familie das gedrängt volle Haus übersah, bemerkte der ortskundige Beobachter leicht, daß die Damen dem jungen Könige, dem zu Ehren das Fest gegeben wurde, durch besonders gewählte und zum Theil sehr geschmackvolle Toilette eine zarte Huldigung dargebracht hatten. In einer der königlichen Logen am Proscenium sah man neben den obersten Hofchargen die griechischen Begleiter König Otto's, unter denen Mauromichali in hellenischer Tracht. Wie sonderbar mag diesem Sohn der rauhen Felsen, dessen Leben unter den Kämpfen eines Vernichtungskrieges hinfloß, gewöhnt an blutige Wirklichkeit, das glatte Scheinbild eines europäischen Theaters vorgekommen seyn. Mit dem Ernst des thatkräftigen Bewußtseyns im scharfen Blick sah er auf das bunte Gewirre unter sich, das Falkenauge, geübt den Erbfeind zu erspähen, streifte über die Versammlung, als fürchtete er einen Hinterhalt, der ihm doch wahrlich hier nur von den schönen Augen germanischer Frauen gelegt werden konnte. Vielleicht kam es auch mir nur so vor, denn bei seinem Anblick mußte ich an die Leiden seiner Familie denken, an Pietro-Bey und Capo d'Istria, den ich in Frankfurt so oft in Bethmann's Abendgesellschaften gesehen hatte, und an den ganzen west-östlichen Divan des griechischen Staatsromans. Bald jedoch wurde meine Aufmerksamkeit von diesen Betrachtungen abgelenkt durch eine ahnungsvolle, allgemeine Bewegung des Publikums, und gleich darauf trat König Otto in die große königliche Mittelloge. Er wurde mit einem donnernden Lebehoch

empfangen, das lange fortdauerte. Das Schauſpiel begann mit einem Feſtſpiel von Charl. Birch-Pfeiffer, „der Liebe Streit,“ das mit einer Ouverture von Kapellmeiſter Stunz eingeleitet wurde. Das Gedicht enthielt manche treffende und ſinnige Anſpielungen auf die Feier des Tages, ein Gemüth voll warmer Vaterlandsliebe ſpricht daraus, und regte auch in hohem Grade die verwandten Geſinnungen des Publikums an. Das Feſtſpiel fand glänzende Anerkennung, und alle Beziehungen auf das königliche Haus wurden mit Jubel aufgenommen, der beſonders am Schluſſe ſtürmiſch hervorbrach. Die Darſtellung war ſehr gut und die äußere Ausſtattung vortrefflich. Eine Decoration zeigte die Otto-Kapelle bei Kiefersfelden, im Hintergrunde den Inn, Kufſtein und die Alpen. Die Otto-Kapelle iſt eine ſchöne gothiſche Kirche, von Ohlmüller gebaut, und nimmt ſich in der wunderſchönen Gegend höchſt maleriſch aus. Eine große und in der That ſehr überraſchende Wirkung machte am Schluſſe eine Verwandlung, die wir in der Art noch nie auf der Bühne ſahen. Das Theater ſtellte einen Wald von vier Couliſſen Tiefe dar. Plötzlich nun wichen auf beiden Seiten die Waldcouliſſen zurück, und der Hintervorhang hob ſich gegen die Sofitten des Proſceniums und bildete den Plafond eines Zeltes, der auch die Seitencouliſſen trug. Dieß Alles geſchah ſo ſchnell und die Seitencouliſſen rollten ſo unbemerkt herab, daß das Ganze mit zauberähnlicher Plötzlichkeit daſtand. Das Zelt, auf ſilbernen Säulen ruhend, prangte in den baier'ſchen und griechiſchen Farben, und gewährte im Hintergrunde eine Anſicht von München, wie man ſie von der Sendlinger Höhe hat. Die Idee zu dieſer Verwandlung ſoll von der bühnengewandten Verfaſſerin angegeben worden ſeyn — die Maſchinerie und die Ausführung machten dem Maſchiniſten Herrn Schütz alle Ehre. Auch die Decorationen waren von den Herren Quaglio und Schnitzler ſehr ſchön gemalt. Nach dem Feſtſpiel wurde das Ballet Arſene gegeben. Unter einem jubelnden Lebehoch verließ die königliche Familie das Schauſpielhaus. König Otto iſt zu einem ſchönen jungen Manne herangereift, etwas gebräunt von der heißen Sonne ſeines neuen Vaterlandes. Am 16. Juni wurde er zwei und zwanzig Jahre alt. An dieſem Tage empfing er die Glückwünſche aller hier ſich aufhaltenden Griechen, die er ſich einzeln vorſtellen ließ. Der König trug bei dieſer Audienz griechiſche Nationaltracht. Wie man vernimmt, wird er um die Mitte dieſes Monats nach Marienbad abreiſen, um in den Heilquellen ſeines Vaterlandes neue Kräfte zu ſammeln für ſeinen beſchwerlichen Beruf. — Einen kleinen politiſchen Schreck erregte bei uns die Petition der engliſchen Kaufleute, wegen an der Donaumündung von Rußland gegen den freien Handel geübter Plackereien, zwar nur bei denen, die ſich von einem Zeitungsſpuk myſtifiziren laſſen. Die Donau iſt unſer Miſſiſippi, wir ſpekuliren auf nichts Geringeres als auf einen Welthandel durch die merkantiliſche Dreifaltigkeit des Rheins, des Mains und der Donau. Auf jene Nachricht nun ſahen viele Beſitzer von

Kanal- und Eisenbahn-Aktien sich verdutzt an, und meinten, Rußland hätte den Spaß verdorben und die Donau verstopft, und zwar mit mehr Erfolg, als jener Kauz, der in Donaueschingen die Quelle vertrat und dann glaubte, nun müsse das Wasser ausbleiben. Wer die Verhältnisse genauer kennt, begriff wohl, daß von einem förmlichen Zoll nicht die Rede seyn könne, denn dazu fehlt aller denkliche Vorwand, aber die Bestimmung des offiziellen Ukas wegen Desinfektion der Waaren in einem russischen Hafen war doch bedrohlich, und obschon das auch in keinem Falle so hätte bleiben können, so war doch die Aussicht auf endlose Conferenzen und Protokolle auch nicht tröstlich. Das Petersburger Journal übernahm es nun, jenen Ukas freundlich zu verdollmetschen. Nur Waaren, die nach Rußland consignirt sind, unterliegen jener Bestimmung. Es war in der That vorauszusehen, daß das russische Kabinet viel zu klug sey, um jetzt schon eine Vogelscheuche aufzustellen gegen den Donauhandel, der noch gar nicht da ist, wenigstens nicht im Verhältniß zu dem Verkehr, den man herbeizuführen wünscht. Was dereinst eintreten kann, wenn die Zukunft unsern Erwartungen entspricht, ist ein Anderes. Der Adler kauert an den Sulina-Inseln; vor der Hand hat er uns nur mit einer Quarantaineanstalt beschenkt, aber — timeo Danaos, et dona ferentes. Mag das Köllner Handelsorgan immerhin diejenigen als Träumer belächeln, die da glauben, die Donau könnte eine Straße des Welthandels werden; freilich, bis nach Ostindien und China wird dieser Weg wohl nie führen, und die das wähnen, mögen dem Mitleid des Handelsorgans verfallen, obschon dieß Blatt eingesteht, daß dadurch die Seefracht im Preis herabgehen könnte, und damit die Möglichkeit einer Concurrenz zugibt. Eine Straße zwischen Asien und dem atlantischen Meer und der Nordsee aber ist die Donau gewiß, wenn der Mainkanal vollendet ist, und wenn wir mit Beharrlichkeit fortfahren, alle Hindernisse zu ebnen, so wird sie bald einen vortrefflichen Weg darbieten. Wer die Geschichte der Diplomatik kennt, wird zugeben, daß seit Peter dem Großen Rußland einen merkwürdig richtigen politischen Instinkt gezeigt hat. Nun wohl — auf den Sulina-Inseln weht die Flagge Rußlands, es ist an seinem Posten. Die Zeit des Franzosenhasses ist in Deutschland längst vorüber, er ist antiquirt, die nach den Befreiungskriegen natürliche Reaktion ist abgestorben. Ein freundschaftliches Verständniß mit einem Lande wie Frankreich kann keinem Volke der Erde gleichgültig seyn, und in Deutschland wünscht man ein solches, wenn wir auch sehr klug daran handeln, uns nach Möglichkeit vor den Irthümern zu wahren, welche die Stadien der politischen Entwickelung Frankreichs herbeigeführt haben und noch herbeiführen können. Möge der Himmel uns Weisheit schenken für alle vorkommenden Fälle. Das geordnete, friedlich gesinnte Frankreich muß bei den Deutschen die Sympathie finden, die wir für jedes geistvoll emporstrebende Volk empfinden. Diese Gesinnung ist die vorherrschende in Deutschland, und die österreichische und

preußiſche Regierung haben ſie ſehr richtig erkannt, indem ſie als Vertreter der Volksgeſinnung die franzöſiſchen Prinzen mit edler Gaſtfreundſchaft empfingen. Nur Wenige betrachten dieß Ereigniß aus einem andern Geſichtspunkt. Es gibt einige Unmittelbare, Ausſchließliche — und darum auch mittelbar Ausgeſchloſſene, in deren Kreiſe man nur ausſchließlich franzöſiſch ſpricht, das, wenn auch ſchlecht, doch noch immer beſſer iſt als das deutſche, das man dort zu hören bekommen könnte. Dieſe höchſt achtbare und ſiegelmäßige Geſellſchaft kann ſich von ihrem Erſtaunen nicht erholen, daß ſo rechtgläubige Höfe ſich impertinenten Zeitforderungen accomodiren und das Recht verkennen. Das Recht nämlich iſt dieſen Leuten nur eine Buchſtabenconſequenz, der jede lebendige Auffaſſung weichen muß. Indeſſen was iſt zu thun? Die franzöſiſchen Prinzen reiſen, und unſere Ultra-Reichs-Tories wundern ſich. Labourdonnaie und Fitz-James ſollen hier geweſen ſeyn und ſich mit ihnen gewundert haben. Wenn wir nun Nachrichten aus Turin bekommen ſollten, die denen aus Berlin und Wien ähnlich ſind, ſo wird die Conſternation ihren höchſten Grad erreichen. Europa aber ſieht mit Vergnügen, daß die leitenden Staatsmänner der großen Cabinette ihre Zeit begreifen, werde auch dadurch der ſo unſchätzbare Vortheil nicht erreicht, daß der Herzog von Modena den König der Franzoſen anerkennt. — In unſerer Kunſtwelt herrſcht das regſte Leben. Es iſt in der That merkwürdig, was in allen Gattungen der bildenden Kunſt in München gethan wird, und wenn der Fremde jetzt ſchon erſtaunt über das, was in's Leben getreten iſt, wie viel mehr wird er überraſcht ſeyn, wenn im Laufe nicht vieler Jahre — (vielleicht fünf oder ſechs) — das jetzt Begonnene vollendet ſeyn wird. Das neue Poſtgebäude auf dem Max-Joſeph-Platze wird nun beworfen und abgeputzt. Es bekommt eine Steinfarbe, und die Verzierungen an der Architrave und dem Bande von Cokusblättern, das den Dachfries einfaßt, werden in lebhaften Freskofarben gemalt. Ein Theil davon iſt fertig und nimmt ſich vortrefflich aus. Die Glyptothek, obſchon ſonſt außen und innen fertig, wird nun ihren letzten Schmuck erhalten, nämlich ein Hautrelief für die Frontiſpiz, Pallas Athene in coloſſaler Größe in der Mitte, auf beiden Seiten die plaſtiſchen Künſte — eine Meiſterarbeit Schwanthalers — und die Statuen für die Niſchen. Die Pinakothek iſt nun fertig bis auf die Loggia, deren Freskobilder, obſchon viele davon vollendet ſind, doch wohl noch anderthalb bis zwei Jahre Arbeit erheiſchen. Die Säle, zur Aufnahme des reichen Schatzes unſerer berühmten Gallerie beſtimmt, ſind fertig. Man kann ohne Unbeſcheidenheit ſagen, daß kaum irgend ein Gebäude in Europa den Meiſterwerken der Kunſt Räume darbietet, die in ſolchem Grade Großartigkeit, Pracht und Zweckmäßigkeit vereinigen. Die prachtvolle Decke von weißem Stuk mit reichen goldenen Verzierungen in erhabener Arbeit wölbt ſich kühn heran zu einer Glaskuppel, aus der das Licht ſtrömt — der Fußboden iſt von geſchliffenem Stein, dunkelgelb mit ſchwarzen Arabesken — die Seiten-

wände, für die Gemälde bestimmt, haben einen Marmorsockel und sind bekleidet mit Tapeten in schweren seidenen Stoffen (dunkelgrün und purpur) mit goldenen Leisten eingefaßt. Man ist beschäftigt, die Gemälde aufzuhängen. In dem großen Rubenssaal ist man damit fertig. Wenn man von dem offenen Bogen, gegenüber von dem colossalen Gemälde des jüngsten Gerichts, in den Saal tritt und von dort aus den Raum übersieht, wird man von der Großartigkeit des Ganzen ergriffen. Man darf wahrlich allen Fremden, die die Pinakothek besuchen werden, eine Ueberraschung versprechen. Die Pinakothek wird an sechszehn hundert auserwählte Bilder enthalten, von denen viele bis jetzt nicht in München waren. Ein Seitensaal gegen Norden wird die eigene Gemäldesammlung des Königs aufnehmen, die noch nie öffentlich gezeigt wurde und von der nur Wenige einzelne Gemälde kennen. Sie soll meistens aus Werken der italienischen Schule bestehen und außerordentliche Bilder enthalten. Unter andern sollen da seyn: die berühmte Madonna di Casa Tempi von Rafael, die in Florenz war, Rafaels Portrait von ihm selbst aus der ersten Zeit, zwei kleinere Rafaels, Gemälde von Giotto und Ghirlandajo. Die Pinakothek wird außer der Gemäldegallerie enthalten: die Kupferstichsammlung, das Kabinet von Schnitzwerken in Elfenbein und Holz, und eine Sammlung antiker Vasen. Vor Kurzem sahen wir im Kunstverein eine Ansicht des Innern der neuen Basilika des heiligen Bonifacius, die von Ziepland gebaut wird. Diese Kirche bekommt keine gewölbte Decke gewöhnlicher Art, sondern das Gebälk, nach einer eigenthümlichen Construktion, wird frei liegen, und die innere Seite des äußeren Dachs wird sichtbar, dunkelblau gemalt mit goldenen Sternen. Das Gebälk wird von Eichenholz und das Eisenwerk mit vergoldetem Metall verkleidet. Die Fenster des Hauptschiffs sind hoch oben, und das Ganze ruht auf einer prachtvollen Säulenreihe. Das ganze Innere der Kirche wird bedeckt mit Freskogemälden auf Goldgrund und überhaupt an Räumlichkeit und erhabener Pracht kaum ihres Gleichen unter den neueren Gebäuden Europa's haben, und in kolossalen Formen vielleicht nur der neuen Isaakskirche in Petersburg nachstehen, deren innere Verhältnisse ich nicht kenne, obschon allerdings die Säulen des äußern Peristyls die größten andeuten. Im Kunstverein sind jetzt ausgezeichnete Bilder ausgestellt. Besonders hat uns eine griechische Landschaft von Rottmann, eine Gegend mit dem Anblick des Isthmus *), gefesselt. Es war zu erwarten, daß dieser geniale Maler, der in früheren Gemälden die Poesie des italienischen Himmels so bezeichnend dargestellt, auch die griechische Landschaft auffassen und wiedergeben würde. Dieß Gemälde übertrifft aber doch die großen Erwartungen, die wir hegten. Die Hauptbedingungen der griechischen Landschaft sind offenbar

*) Sikion am Lepantischen Meerbusen, mit einer Aussicht auf Korinth und einen Theil des Isthmus.

Luft und Meer, in deren eigenthümlicher Wesenheit der Charakter des Landes sich malerisch ausprägt. Hierin gerade bewährt sich Rottmann's Meisterschaft. Ueber das baumlose Felsengestade baucht die Luft, wie der Athem des Helios, eine warme Farbenpracht, und zu seinen Füßen wälzt das Meer seine blauen Fluthen. Ein unnennbarer Reiz ist über das Ganze ausgegossen, es spricht nicht blos zum Auge, es erregt das Herz und die Phantasie, und man empfindet, wie unter diesem Himmel die altgriechische Kunst sich gestalten, eine Vergeistigung der Materie werden mußte. Von Peter Heß sahen wir einige äußerst liebliche Scenen aus Griechenland. Wie Rottmann durch die Natur, so hat Heß durch Skizzen aus dem Leben den Charakter des Landes uns vorgeführt, in der Art, die wir Genremalerei nennen, weil wir keinen andern Namen dafür haben. Diese Kunstgattung ist in der Malerei die dramatische Gestaltung des Lebens, in einzelnen Momenten vom Maler festgehalten, und läßt sich in ihrer Vielgestaltigkeit nicht unter den Zwang eines Schulbegriffs einfangen, wir nennen sie daher komisch genug Genre, da sie doch — oder vielleicht *weil* sie keiner Gattung angehört, indem sie alle Gattungen in sich aufnimmt. Diese freie Romantik der neueren Malerei spottet aller academischen Statutenordnung, neckt die Kunstphilosophie, die sie Anstands halber gerne in eine Klasse schieben möchte, und entschlüpft, wenn man sie systematisch untergebracht glaubte. Wie die dramatische Romantik in der Literatur, veranlaßt die Genremalerei entsetzlich viel Unfug, da sie scheinbar von Vielen geübt werden kann, und erscheint, merkwürdig genug, gleichzeitig mit dem Streben nach politischer Emancipation; wie nun freie Völker nicht gesetzlos seyn können, so auch nicht die freie Kunst, aber sie will sich selbst Gesetze geben, keinem akademischen Veto weichen, und sich regeneriren. Verzeihen Sie diese Abschweifung, die hier nur beiläufig geflossen. — Hat Rottmann's Bild uns den heitern Süden gezeigt, so führt Etzdorf uns den ernsten Norden vor. Etzdorf hat den Charakter des hohen Nordens geistreich und auch dichterisch aufgefaßt. Sein Bild, das vortrefflich gemalt ist und den tüchtigen Meister bewährt, stellt eine Felsenküste in der Nähe vom Nordcap vor. Die düstere, nebelgraue Luft hängt zornig über den starren Felsen, die unter dem eisigen Hauche zum ewigen Tode verdammt sind und trostlos die kahlen Spitzen über den schwarzgrünen Wogen des gewaltigen Eismeeres erheben. Sehen wir am Isthmos einen griechischen Mönch, einen arkadischen Hirten, so hocken am Nordcap nur Seehunde. Der Anblick dieser grausamen Oede des höchsten Nordens erregte bei mir ähnliche Gefühle, wie ich sie empfand, als ich einst ein Trappisten-Kloster besuchte. — Wie hier der Mensch, so sehnt sich dort die Natur nach Vernichtung und stöhnt in Todesseufzern über ein qualvolles Daseyn. Der Gegensatz beider Bilder ist höchst anziehend, ihr Besitz müßte für den Sammler einer klimatischen Landschaftsgallerie unschätzbar seyn. Gail hat noch lange nicht seine spanische Mappe ausgebeutet. Von ihm ist ein sehr schönes Gemälde da,

welches das Innere eines andalusischen Klosters darstellt. Um einen viereckigen offenen Hof zieht sich ein Bogengang, in dem ein Zug von Mönchen (wenn ich nicht irre — Dominikaner) herankömmt. Im Hofe sieht man kolossale Cactus und großblumige tropische Stauden in üppiger Blüthe. Ich rechne dieses Bild zu den besten von Gail, und ziehe es der Ansicht des Löwenhofs im Alhambra bei weitem vor. Wenn man dieses Bild betrachtet, so empfindet man recht, wie die Phantasie sich Spanien nur mit maurisch-christlicher Kirchenpracht denken kann; das liberal-geschleifte Spanien, wie Mendel vom Berge, der politische Barbier von Sevilla, es rasiren wollte, müßte scheußlich seyn — malerisch genommen, wollen wir es wie es war, mit Mönchen, Bettlern, Ruinen, mit der heiligen Hermandad und schönen Weibern in der räthselhaften Mantilla, aber es ist in eine politische Mause gerathen, in der es kahl gerupft wird, und es wird wohl eine Zeit dauern, bis die Federn wieder wachsen. Ein italienisches Bauermädchen von Maes zeigt, daß dieser Künstler seine Kunst nicht dichterisch behandelt, nur das Vorhandene treu und tüchtig wieder gibt, aber gemalt ist das Bild vortrefflich, in allen Gemälden, die wir von ihm sahen, ist die Technik bewundernswerth. Von Kaiser sahen wir zwei sehr schöne Berglandschaften, beide Ansichten vom Königssee bei Berchtesgaden darstellend. Ein ausgezeichnet schönes Bild ist eine Madonna mit dem Kinde von der Freifrau v. Freiberg. Die Auffassung ist erhaben und edel und die Ausführung wahrhaft künstlerisch. Die Gräfin Egloffstein hatte eine Reihe Skizzen, Studien aus Italien, ausgestellt. Sie waren geistreich entworfen, schön ausgeführt und beurkunden ein bedeutendes Auffassungs-Talent. Das schöne Gemälde von Peter Heß, der Einzug König Otto's in Nauplia, das die Zierde der letzten großen Ausstellung in der Akademie war, ist von Hohe lithographirt worden. Der Stein mit der meisterhaft ausgeführten Zeichnung liegt im Kunstverein vor. Es ist der größte lithographische Stein, den ich bis jetzt gesehen habe. Bewunderungswürdig ist die Kunst, mit welcher der geistreiche Zeichner im verjüngten Maßstabe die Aehnlichkeit der Bildnisse des Originalgemäldes erhalten hat. Wir können allen Kunst-Freunden ein ausgezeichnetes Blatt versprechen. Der Subscriptionspreis 13 fl. 30 kr. ist verhältnißmäßig sehr gering. Ueber die neuesten Arbeiten Schwanthaler's und Kaulbach's in meinem Nächsten ausführlicher, da diese von zu großer Bedeutung sind, um vorübergehend besprochen zu werden. — Mein Theaterbericht muß diesmal etwas weit ausholen. Nicht leicht hat hier jemals eine Erscheinung in der dramatischen Kunst in solchem Grade wie Madame Schröder-Devrient die bewundernde Aufmerksamkeit der Menge und die vollste Anerkennung der Kunstkenner sich zugewendet. Sie hat einen Zauber ausgeübt, der uns nicht zu falscher Vergötterung verlockte und verstrickte, sondern uns die reichsten Schätze wahrer Kunst erschloß, denn ihre Darstellungen gewährten nicht blos das immer dankenswerthe Vergnügen eines partiellen

Kunstgenusses, sie waren Kunstwerke, in allen Theilen voll und ebenmäßig, die uns erhoben, begeisterten, und nach ihrem Verschwinden in unserer Erinnerung leben und noch lange leben werden. Um ihre Darstellungsart zu bezeichnen, darf man nur daran denken, was die wahre Oper seyn kann und seyn soll. Wir haben Opern, oder nennen so Singspiele, die nicht dramatischer Natur sind, sondern nur als Rahmen betrachtet werden können, um Sänger und Sängerinnen im Costüm Musikstücke vortragen zu hören. In solchen Opern reicht ein technisch gut gebildeter Gesang aus, um das Ohr und den musikalischen Sinn zu befriedigen. Der Geist wird zwar hier nicht in Anspruch genommen, höhere dramatische Zwecke können durch diese Opern-Gattung nicht erreicht werden, aber sie kann immer ein Vergnügen gewähren, das wir keineswegs verschmähen wollen, wenn wir es auch ein untergeordnetes nennen müssen. Hat aber ein Operntext, möge die Ausführung im Einzelnen noch so mittelmäßig seyn, dramatische Situationen und nur halbwegs skizzirte Charaktere, hat der Componist, wenn er auch kein Meisterwerk geschrieben, nur einigermaßen dramatische Intentionen gehabt, so ist die bloße musikalische Technik, selbst wenn sie von einem routinirten Bühnenspiel unterstützt wird, nicht im Stande, den Geist der musikalischen Dichtung — wenn wirklich einer darin ist — ganz zur Anschauung zu bringen. Das äußerliche Spiel, als bloße Staffage der musikalischen Ausbildung, wie man es bei den meisten Sängerinnen findet, wird in der wirklich dramatischen Oper nie etwas Großes und Bedeutendes leisten. Dadurch eben bringt Madame Schröder-Devrient eine so außerordentliche Wirkung hervor, weil sie Gesang und Spiel nicht gesondert oder abwechselnd walten läßt, dieser Dualismus löst sich bei ihr vielmehr in Eins auf, das organisch Beide in sich faßt, in — Darstellung. Sie singt und spielt nicht Donna Anna, Fidelio, Norma, Romeo und Emmeline, sie stellt diese Charaktere dar in Tönen, und in ihrer Darstellung ist der Ton das Musik gewordene Wort, das, obschon gesungen, sich nie zum bloßen Klang verflacht, nie aus dem Bereiche der rhetorischen Bedeutsamkeit tritt, nie bloße Note wird. Daher fängt bei ihr auch die Darstellung im Ton an, weil sie in ihrer Seele ist, und sich durch die Töne nur veranschaulicht. Die Fach-Benennung „deklamatorische Sängerin“ deutet immer auf eine formelle Grenzlinie hin, welche eine volle dramatische Wahrheit nicht zuläßt, die auch wirklich deßhalb nicht durchbricht, weil die Sängerin deklamirt. Da aber die Schröder-Devrient eine schaffende Darstellerin und nicht in der Form befangen ist, so entrückt sie uns dem Gebiete der Oper, die Scheidewand zerfließt, und das gesungene Wort ist so wahr und wirklich wie das gesprochene, nur erscheint es, so lange wir die Künstlerin hören, mächtiger und reizvoller. Eben darin besteht nach unserer Ansicht der Vorzug der Madame Schröder-Devrient vor allen anderen Künstlerinnen ihres Faches, die wir bis jetzt kennen lernten, daß sie die Charaktere rein dramatisch auffaßt, sie mit der strengsten Wahrheit

durchführt, und mit voller Benützung aller muſikaliſchen Hebel, doch Schimmer und Flitter der Oper verſchmäht. Alle zehn Vorſtellungen, mit denen Madame Schröder-Devrient uns erfreute, gewährten entſchiedene Belege für dieſe Anſicht. Sie trat auf als Norma (zweimal) Romeo (dreimal) Donna Anna, Fidelio, Emmeline, Veſtalin, Desdemona. Es iſt kaum nöthig zu ſagen, daß ſie, ſo oft ſie erſchien, ſtürmiſchen Beifall erregte. Sie wurde unzähligemal gerufen, Kränze und Gedichte wurden ihr in Hülle und Fülle geſpendet, und uns tröſtet das Verſprechen, künftiges Jahr wieder zu kommen. Es iſt eine ſehr lobenswerthe Anſicht der Intendanz, durch Gaſtſpiele großer Talente das Publikum und die einheimiſchen Künſtler zu heben und anzuſpornen, ihr verdanken wir die Bekanntſchaft mit Madame Crelinger, mit Löwe, Seidelmann, Wild, Madame Schröder-Devrient, Dem. Mees-St.-Romain, die als Tänzerin mit den beſten ihres Faches in die Schranken treten kann. In der Oper war viel Krankheit eingeriſſen, und zwar nicht ſimulirt, ſondern nur zu aufrichtig und wahr. Dieſer Umſtand hat dem Repertoir viele Verlegenheit bereitet, und es war ſehr natürlich, daß die Oper wenig Neues auf die Bühne bringen konnte. Neu war der „Maskenball“ von Auber. Dieſe Oper war vortrefflich in Scene geſetzt und wurde gut geſungen, aber nicht gut geſpielt, das heißt, nicht mit der Virtuoſität, welche die ſehr pikanten Situationen nothwendig fordern; darunter mußte nothwendig die Muſik leiden, und daher hat die Oper auch nicht ſo gefallen wie Auber's andere Werke. Ausſtattung und Arrangement waren in jeder Beziehung prachtvoll und zweckmäßig. Der Ball und das Ballet im letzten Akte waren von dem Ballet-Dirigenten Herrn Schneider ausgezeichnet gut arrangirt. Der Tenoriſt Herr Cramolini aus Wien fand in mehren Partien beifällige Aufnahme, er iſt kein ergreifender, aber ein recht angenehmer Sänger. Jetzt gaſtiren hier der Baſſiſt Staudigl aus Wien und der Tenoriſt Dietz aus Mannheim. Beide erwerben ſich mit Recht großen Beifall. Wenn ihre Gaſtrollen beendet ſind, werde ich etwas Näheres darüber ſagen, da beide entſchieden zu den bedeutenderen Künſtlern der Oper in Deutſchland gezählt werden müſſen. Im Schauſpiel wurde viel Neues gegeben und mit großem Erfolg. „Der Oheim“ iſt zwar kein Luſtſpiel, wie es genannt wird, aber ein ſehr gutes deutſches Familiengemälde. An dieſem Stücke loben wir gerade die Deutſchheit, daß dieſe Charaktere nur in Deutſchland vorkommen, nur von Deutſchen und vor Deutſchen geſpielt werden können, und es iſt durchaus kein Tadel, wenn wir ſagen, daß ſie in jedem andern Lande lächerlich erſcheinen müßten. Dieſe entſchiedene Nationalität gibt dem Stücke eine ſichere und beſtimmte Haltung, die ſehr wohlthuend iſt. Das Stück gefiel ausnehmend. Madame Dahn und Herr Beſpermann ſpielten vortrefflich. Sehr beifällige Aufnahme fand auch: „Die beiden Couſinen“ nach dem Franzöſiſchen, worin Madame Dahn ausgezeichnet war. Gut aufgenommen wurden: „Hymens Bild,“ eine recht niedliche Kleinigkeit von Herrn

v. Elsholtz, und eine einaktige Posse von Dr. Töpfer: „Laßt mich lesen.“ Eine sehr erfreuliche Neuigkeit war „Griseldis“ von Fr. Halm, unter welchem Namen den Blättern zufolge, ein Baron Münch-Bellinghausen in Wien sich verbirgt. Dieses Drama ist, besonders als Erstlingsprodukt betrachtet, sehr beachtenswerth und gibt Zeugniß von einem bedeutenden Talent des Verfassers. Die Sprache ist kräftig und schön, und manche Theile sind äußerst gelungen. Es ist indessen eine äußerst peinliche Spannung des Stücks, daß Griseldis gemartert wird, blos damit Percival, ihr Gemahl, der Demüthigung überhoben werde, vor der Königin wegen seines ungeziemenden Wortes Abbitte thun zu müssen. Die Geringfügigkeit des Motivs entadelt so zu sagen das Opfer Griseldis, wenn es auch dem subjektiven Werth desselben nichts nimmt, und läßt Percival und Ginevra nicht blos gehässig, sondern fast verächtlich erscheinen. Warum hat der Verfasser nicht benutzt, was Boccacio's Novelle, der er seinen Stoff entnommen, ihm an die Hand gegeben? warum läßt er nicht die Königin Percival's Mutter seyn, welche fürchtet, daß Leidenschaft den Sohn geblendet, und will, daß strenge, ja grausame Proben die Wahl rechtfertigen soll, die eine niedrig Geborene zu der Würde ihrer Schwieger-Tochter erhebt? dann ist Griseldis Hingebung nicht vergeblich, kein Fastnachts-Spiel, keine übermüthige Wette. Aber eben das wollte der Verfasser, Griseldis soll untergehen. Und doch ist das Stück keine Tragödie, ja so zu sagen ohne Ende, denn es hört nur auf damit, daß Griseldis den selbstsüchtigen General verläßt. Sie verläßt ihn zwar mit gebrochenem Herzen, und wird auch daran sterben, aber der Zuschauer muß sich das denken und leidet mehr unter dieser Unbestimmtheit, als wenn eine Katastrophe vor seinen Augen erfolgte. Dessen unerachtet wiederhole ich, daß das Stück große Vorzüge hat, und daß man von dem Talent des Verfassers Gediegenes und Tüchtiges erwarten kann. Das Stück fand stürmischen Beifall. Die Darstellung war sehr gut. Mad. Dahn hat als Griseldis viel Ausgezeichnetes geleistet und einen großen Schritt in ihrer Kunst gethan. Sie wurde mehremal enthusiastisch gerufen. Herr Dahn war vortrefflich als Percival, so wie Herr Vespermann als Cedric.

# Feuilleton.

## Kleine Zeitung.

Mainz, den 15. Juni.

Ein neues, periodisch-belletristisches Blatt will mit dem ersten Juli dahier erscheinen, und den Namen „Ahasver" führen, einen ominösen Namen! Die Redaktoren und die Versprechungen des Prospektus ließen wohl Erfolg erwarten; aber ein langes Leben möchte ich dem Blatte doch nicht prognosticiren, obgleich der Name »Ahasver" ewiges Leben in sich faßt. Es ist ein eigenes Ding mit einem solchen Unternehmen heutzulage, wo so viel und so viele gute Zeitschriften bereits existiren. Ohnehin herrscht am Rheine für derartige Unternehmen, d. h. für die Unterstützung derselben, nicht der rechte Sinn; schon manches, an Anlage und Ausführung gute, Blatt ist hier zu Grabe getragen worden, da es kaum recht athmen konnte! — Dagegen machen zwei literarische Erscheinungen hier im Augenblicke Sensation, die Schrift von dem ausgezeichneten hiesigen Gelehrten, Dr. Wetter, und die hinterlassenen Schriften des berühmten Professors Lehne dahier. Wetter's Schrift: Kritische Geschichte der Buchdruckerkunst, kann als ein classisches Werk gelten; wenigstens verbreitet sie über die Geschichte der Erfindung und über die ersten Ergebnisse derselben ein so klares Licht, daß sie für den Geschäftsforscher wahrhaft unentbehrlich wird. Dabei ist sie mit einem solchen Aufwand von Gelehrsamkeit, mit so vielem Fleiße und gründlicher Forschung gearbeitet, daß man sie nicht ohne Bewunderung lesen kann. Beigegeben sind der kostbaren Schrift dreizehn Tafeln Facsimiles, mehr als sechzig an der Zahl, die an trefflicher Bearbeitung Alles übertreffen, was bisher in der Art in Kupfer- oder Holzstich erschienen ist. Diese Facsimiles geben an sich schon ein anschauliches Bild des Ursprungs und Fortgangs der Buchdruckerkunst, machen jedoch leider die Schrift etwas theuer, — sie kostet nehmlich zwölf Gulden. Allen Privat- und öffentlichen Bibliotheken ist sie nicht genug zu empfehlen! — Lehne's Schriften erscheinen heftweise, und beziehen sich mehr auf die alterthümliche Geschichte von Mainz. In dieser Beziehung hat der Verstorbene Unübertreffliches geleistet. —

Mit wahrhaftem Enthusiasmus empfing dieser Tage unser Theaterpublikum die vortreffliche Sängerin, Mad. Schodel aus Wien. Derselben war durch ihr Gastspiel in Frankfurt ein so äußerst vortheilhafter Ruf vorangeeilt, daß wir mit Sehnsucht den Beginn ihres hiesigen Gastspiels erwarteten. Die Künstlerin erschien zuerst als Alaide (Agnese) in Bellini's „Fremde," und entzückte alle Anwesenden mit einer Stimme, die eben so metallreich als kräftig und ausdauernd, die eben so rein, frisch und gediegen, als zart und lieblich ist! Dabei ein äußerst gebildeter, dramatischer Gesangsvortrag und ein warmes, lebendiges Spiel.

### Berlin, den 23. Juni.

Auf der Königsſtadt machen die Puritaner Glück, die auf der königlichen Bühne durchgefallen ſind; Dlle. Hänel ſingt und ſpielt den Arthur ſehr ſchön; freilich hat das Enſemble durch dieſe Transponirung aus Tenor in Alt gelitten; Dlle. Gerhard tritt nur noch zweimal auf, dann heirathet ſie. Die Oper der Bühne ſoll ganz neu organiſirt werden, um dann mit größtem Glanze aufzutreten, auch eine ganz neue Oper, die erſt einmal in Magdeburg gegeben iſt, von einem jungen friſchen Componiſten moderner Richtung, Richard Wagner, liegt für dieſe neue Aera bereit. Sie heißt „das Liebesverbot, oder die Novize von Palermo," nach Shakespeare's Maaß für Maaß, und iſt ſehr ſtürmiſches, komiſches Genre.

Aus der literariſchen Welt ſpricht Alles von Göthe-Eckermann und Varnhagen's Bildniſſen; das Stückchen junges Deutſchland, was wir hier haben, gilt für ſehr ſolid, und man hofft, daß die ganze Kategorie in Kurzem wieder annullirt werde, da man den Hauptzweck der Maßregel erreicht ſieht. Vor der Hand freilich muß Laube noch immer als Brinkmeier die Mitternachtzeitung redigiren, und Mundt kann ſeine Bücher nicht ausgeben laſſen, da gerade jetzt ein apparter Cenſor für's junge Deutſchland ernannt iſt, der aber, weil er noch keine Beſtätigung höchſten Orts erhalten, noch nicht fungirt.

Heut iſt Pferderennen am Kreuzberge, und Reiter und Wagen eilen die Friedrichsſtraße hinab.

Was man von Enthuſiasmus über die franzöſiſchen Prinzen geſchrieben, iſt Journaliſten-Uebertreibung; die fein erzogenen, hübſchen Herren haben ſo weit gefallen, als es in der Ordnung war, ein Aufhebens oder dergleichen daraus zu machen, Cocardenbeziehungen zu ſuchen, iſt keinem Menſchen eingefallen.

### Magdeburg, im Juni.

Das Magdeburger Theater ſcheint gar nicht mehr in Stand zu kommen; anfragende Direktoren können die Bedingungen nicht brauchen, und den früheren, Herrn Bethmann, kann Magdeburg und können die Schauſpieler nicht brauchen, er ſoll die Ordnung und Zahltermine weniger lieben, als wünſchenswerth iſt. — Man geht ſogar damit um, das Lokal ſelbſt zu verkaufen, und wahrſcheinlich wird in Kurzem ein Wollmagazin dort eingerichtet werden, um die Muſen warm zu betten.

# Literariſche Ueberſichten

von

**K. G.**

## I.

Ob die Roſen gleich noch blühen, ſo verſtummt doch um Johannis ſchon die Kehle der Nachtigall, und Zeit iſt's, Allem, womit wir uns in dieſen Unterhaltungen beſchäftigen werden, ſchnell voranzuſchicken, was Roſe und Nachtigall in des Dichters Seele wirken. Wir wollen den Reigen dieſer Geſpräche eröffnen mit dem, was in der Literatur das Beſcheidenſte iſt, mit Gefühlen und Gedanken, die trotz ihres Schmerzes und der großen Freiheit des Gemüths, die ſie anſprechen, doch in gezirkelten Weiſen und klingenden Endreimen auftreten, alſo mit der lyriſchen Poeſie.

Ich habe oft darüber nachgedacht, woher es kömmt, daß die reichſten Geiſter, die Alles, was ſie in der Literatur ſind, es doch nur durch Phantaſie und Herz wurden, die Unbeholfenheit nicht überwinden können, irgend eine einzelne Anſchauung feſtzuhalten, ihren Urſprung, Fortſchritt und Zielpunkt zu belauſchen und dies Alles abzurunden in ein lyriſches Gedicht. Warum hat Jean Paul nicht einen einzigen Vers hinterlaſſen? Die Frage iſt nicht unwichtig; denn die Lyrik gleicht den Bravourſtellen in Opern, welche ſich bald dem Gedächtniß einprägen, Lyrik beherrſcht eine größere Maſſe Theilnehmender, als jeder andere Zweig des Baumes Poeſie, Lyrik iſt endlich das charakteriſtiſche Zeichen, die Nagelprobe Alles deſſen geweſen, was in der deutſchen Literatur ſich Bahn gemacht hat. Es wird immer erſt einiger Gerechtigkeit bedürfen, ehe man ſich beſinnt, daß auch der Roman-Schriftſteller in ſeiner Art ein Dichter iſt.

Jean Paul hat von ſich eingeſtanden, daß er keinen Vers machen konnte. Wer den Genius Jean Paul's und die Lyrik kennt, wird dieß begreiflich finden: Jean Paul war kein thetiſcher, ſondern nur ein anakoluthiſcher Geiſt. Seine Poeſie ſind Vorderſätze ohne Schluß. Jean Paul ſpann ſich aus ſeinem Herzen die Poeſie heraus, aber es war nur ein langer endloſer Faden, den er bieten konnte, kein Kleid, das er daraus gewoben hätte. Seine Phantaſie war kaleidoſcopiſcher Natur, ſie hielt eine vereinzelte Anſchauung nicht lange feſt, ſondern miſchte ein Gebild in das andere. Mit Bildern und Gleichniſſen überhäuft ſich nur, wer keine

Gestalten fesseln kann. Dazu kam, daß man sich von dem Gefühle Jean Paul's die richtige Vorstellung machen muß. Sein Gefühl lag nicht in jener Aktivität, die Entschlüsse fassen will, und in eine schmerzliche Ohnmacht zurücksinkt, sondern in einer ununterbrochenen Passivität, die nicht selber fühlt, die nur mitfühlt. Das Gefühl des Mannes ist Melancholie, das des Weibes Wehmuth. Jean Paul versenkte sich nie in die erste, sondern immer in die zweite. Es ist ein einziger Grundton seiner Seele, in welchen er nach all' seinen Phantasieflügen und Lachmuskelbewegnngen immer zurückfällt, eine gewisse, allgemeine, behagliche Unbehaglichkeit an den Dingen, ein gewisses Zittern der Herzensfiebern, das über die Lust zu weinen, sich doch nicht enthalten kann, zu lachen. Dies ist die Quelle des Humors; aber die Lyrik entspringt nicht aus dem Gefühle des Lebens, sondern aus dem des Handelns.

Warum weich' ich selbst dem Liede aus? Ich bin mir eines hohen und idealischen Dranges bewußt, ich treibe Philosophie, ja selbst Politik nicht anders, als in poetischen Gärten mich ergehend, ich leide oft schmerzlich an der Zerfahrenheit des Augenblicks, an den Widersprüchen dessen, was ich will und was ich darf, dessen, was ich darf und doch nicht kann. Ein aufgeschrecktes Leben ist meine Nahrung, Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft, Alles ist mir fremd und Allem bin ich fremd; im Austausch mit männlichen und weiblichen Herzen bin ich mir selbst ein Roman geworden. Man wird wohl zugeben, daß dies lyrische Momente sind. Ich benütze sie auch; würde aber niemals wagen, einen meiner zuweilen in der Nacht unter einer Verzweiflung, die mir all' mein Blut an das Herz drängt, hingeworfene Reime bekannt zu machen. Dies ist eine so eigenthümliche Empfindung und wird so vielen jungen Männern bekannt seyn, daß es wohl die Mühe verlohnt, einmal ihren Gründen nachzuforschen.

Das Haupthinderniß der lyrischen Poesie rührt wohl in jetziger Zeit daher, daß es zwar nirgends an rüstiger, ideeller Thätigkeit fehlt, aber überall an einem für das Gedicht günstigen Charakter derselben. Ehemals war jene Thätigkeit Spekulation, jetzt ist sie nur noch Tendenz. Die Tendenz zerstört das volle, lebendige Gefühl des Einzelmomentes, von dem die Lyrik zehrt. Die Tendenz läßt uns immer nur System und weite Horizonte erblicken, während die Lyrik das Produkt kleiner nur die individuelle Wahrheit ansprechender Sätze und das Produkt der Enge ist. Einen Vers zu machen, Reime zu suchen und am Schlusse dieses anmuthigen Spieles die Pointe zu spitzen; das gelingt schwerlich einem Kopfe, der von Allgemeinheiten entzündet ist, und die Augen überall haben muß, um in seinen Anschauungen nichts zu übersehen und jeden einzelnen Theil dem Ganzen unterzuordnen.

Es gehört eine Beschränkung zur lyrischen Poesie, bei welcher man fürchten kann, immer von der Hauptstraße der Ideen des Tages abzukommen und etwas, das von Werth ist, zu versäumen. Deßhalb nimmt sich Niemand recht Zeit zum Gedichte; oder vielmehr wenn man die große Masse von Lyrikern sieht, Niemand die rechte Zeit. Man wird finden, daß fast alle jetzigen Dichter eine Verwandtschaft mit den Ideen des Jahrhunderts besitzen; aber es sind diejenigen an der Vollendung am meisten gehindert, bei welchen diese Verwandtschaft eine allzunahe ist. Neues und Ueberraschendes, überhaupt Tieflyrisches kann aus dem Präkonium der Zeit nicht entstehen. Die Zeit verallgemeinert und mildert die Flamme des ureigenen, subjektiv-poetischen Lebens.

Aber der Dichter soll nicht nur seine eigenen Wege gehen, sondern, dessen er am meisten bedarf, ist Glauben an sich selbst. Glauben nämlich in dem Sinne, daß er den Muth hat, seine diversen Momente festzuhalten. Glauben an das Einfache, Kleine, Zufällige, Glauben an eine Blume, einen Vogel, ein kaum hörbar pochendes Gefühl, Glauben an etwas, das zu Ende ist, wenn man es mit einigen schönen Worten gesagt hat. Dies ist heute ein schwerer Glauben: Heute, wo so viel Totalität, Charakter, Geschichte und Vollständigkeit verlangt wird, wo man froh ist, wenn man einmal das Wort hat und nun eilt, den Augenblick zu benutzen und Alles, weil es geht, auf einmal zu sagen. Wer hätte Zeit, sich mit einem Bilde herumzutragen, das man gestern auf einem Spaziergange im Felde fand, nach Hause nimmt, beschläft, beim Frühstück wieder hervorsucht und es nicht von sich läßt drei Tage lang, bis zum Bilde ein entsprechender Gedanke gekommen ist? Wenn man bedenkt, daß bei jungen Köpfen jetzt drei Tage dazu dienen, eine neue Philosophie zu studiren, vom Christenthum sich zum Islam, vom Islam zum Fetischdienst, von diesem zum Judenthum und von diesem erst wieder zum Christenthum zu bekehren, so möchte man fast glauben, daß die künftige Lyrik die Empfindung des Alters, der Genüge und der Resignation werden dürfte.

Ich will aus der Noth keine Tugend machen

und noch weniger den Thatſachen widerſprechen. Ich bemerke überall in der jetzigen ſtrebenden Literatur eine große Luſt am lyriſchen Gedichte. Sie jubelt am Neckar, am Rhein, Main, ja ſelbſt am Strande der Spree und der Oder — der Glaube an ſich ſelbſt ſcheint zu ſiegen. Man verläßt ſich wieder auf ſein unmittelbares Gefühl, eine günſtige Folge vielleicht des europäiſchen Friedens. Gut, wir wollen nicht mehr von den Hinderniſſen der Lyrik ſprechen. Sie iſt da: ſie ſiegt und dichtet. Ich will nicht mehr von den Umſtänden, ſondern von der Fähigkeit ſprechen.

Es iſt charakteriſtiſch für alle neuere Poeſie, daß ſie ſich allgemein dem Abandon an ſich ſelbſt wieder überlaſſen zu wollen ſcheint. Man will auf Thatſachen des Gemüths und des Allgemein-Menſchlichen zurückkehren, und dieſe Wendung wird bei Allen denen etwas Herrliches erzeugen, die ſich früher der Außenwelt, der Geſchichte und den tyranniſirenden Thatſachen der Poſitivität hingegeben hatten. Dieſer Abandon an das Gefühl wird diejenigen auszeichnen, welche ſich wieder gefunden haben, aber auch nur diejenigen, welche ſich früher zu finden ſuchten und eine Zeit lang die Welt irrend durchwanderten. Das unmittelbare und wenn auch noch ſo gläubige Beſingen der Natur und Alles deſſen, was der Poeſie angehört, rührt und ergreift nicht mehr, eben ſo wenig wie jene verzweifelnde Welt-Anſicht, die in den Ernſt den Scherz flicht und bei den erhabenſten Empfindungen von Mücken geſtört wird, die dem Dichter ſich auf die Naſe ſetzen; ich ſage, weder Uhland noch Heine ergreifen, weder der Glaube noch der Zweifel, ſondern dasjenige, was Eines durch das Andere iſt, die Wiedergeburt. Die Heimath in der Fremde ſuchen und in der Fremde nach der Heimath ſich ſehnen, das iſt zündende Poeſie. Mit Fauſt Jurisprudenz, Philoſophie und Hiſtorie ſtudiren und ſich dann dem Teufel verſchreiben, ſo weit kamen wir mit Byron und Heine und der franzöſiſchen Schule; aber wir werden weiter kommen, wenn wir lernen, nicht daß Alles eitel iſt, ſondern daß das Ewige die Hoffnung iſt und daß im Graſe, unter Blumen und ſummenden Käfern alles Leid und Schmerz ſich ſtillet. Die Poeſie der Rückkehr möcht' ich nennen, wovon ich glaube, wer ſie hätte, kann ſeine Zeitgenoſſen mit keinem milderen Hauche anwehen.

Es iſt eine baare Unmöglichkeit, daß man Dichter wird, wenn man auf die Vorbilder blickt. Die Vorbilder mögen noch Vieles unberührt gelaſſen haben, aber ſie ſind ſo vorzüglich, daß wir wenigſtens unwillkürlich glauben müſſen, ſie hätten ſchon Alles vorweg genommen. Die Stoffe ſcheinen ſchon Alle verbraucht und die Manieren ſind jedenfalls abgenutzt. Neben die Vorbilder etwas ſtellen, das ihnen ähnlich ſieht, heißt ſich ſelbſt verkürzen. Denn etwas, das ſo ſchön iſt, wie eine Ballade von Uhland, iſt des Ruhmes nicht gewärtig, den Uhland genießt. Es iſt freilich nichts Neues, was ich ſage; aber es bleibt feſt, man muß neu ſeyn. Uhland's Gedichte enthalten ein Drittel Claſſicität, ein Drittel Mittelmäßigkeit und ein Drittel Unbedeutendheit; aber Uhland wird bleiben, wer er iſt, weil er der Erſte in ſeiner Art war und die Stimmung einer Zeit repräſentirte, welche der Literarhiſtorie angehört.

Die neuen Stoffe liegen nur im Leben und im Charakter. Man ſey ein Mann, ein ſtrebender! Aber man bleibe in allen Lagen ein Weſen, daß mit ſich ſelbſt vertraut iſt! Dann werden ſich Contraſte ergeben, die alle lyriſch-poetiſcher Natur ſind. Der Brocken Technik, der dann noch dem Dichter fehlt, iſt Combination; denn es handelt ſich allein um die Verbindung ſeiner ſelbſt mit dem Erlebniſſe und die wechſelſeitige Einfügung derjenigen Theile an mir und dem Erlebniſſe, die für einander paſſen. Vielleicht iſt dieſe Combination das Schwierigſte, ſie iſt die Dialektik des Dichters, ja vielleicht die Dichtkunſt ſelbſt. Ich finde in den meiſten neueren Dichtern nur immer zwei Seiten hervorgehoben. Die Einen nennen ihre Empfindung, die Anderen beſchreiben ihren Gegenſtand. Keines von Beiden iſt Poeſie; nur ihre Zuſammenſetzung iſt es.

Man wird hier ſagen, daß ich den Witz zum Charakter des Gedichtes mache; und in der That, zwiſchen Unähnlichem ähnliche Berührungspunkte finden, iſt immer witzig. Allein es wird auf den Ton und die Färbung des Gedichtes ankommen, um zu beweiſen, ob der frivole Verſtand oder die Neigung des Herzens dem Bilde begegneten, ob eine ſatte oder eine begierige Phantaſie die Aehnlichkeiten entdeckte. Wenn es einen Dichter gibt, der Irriges und Richtiges in dieſem Betracht zu gleicher Zeit beweiſt, ſo iſt es Nicolaus Lenau. Sein Ton iſt oft mild und rührend, es iſt die Verwandtſchaft mit Hölty, von welcher man bei ihm geſprochen hat; aber eben ſo iſt er frivol und unpoetiſch und gerade in den Gedichten, welche die ſprechlich ſchönſten und durch den Contraſt ſchlagendſten ſind. Wenn der Frühling bei ihm ein wilder Junge iſt, der ſeiner Großmutter auf den Schooß ſpringt und ihr die Roſe aus

dem Buſen zieht, ſo iſt das keine empfundene Poeſie mehr, ſondern ein zu einer Allegorie ausgeſponnenes, gelehrtes Bild, das unſer Auge angenehm beſchäftigen, aber unſer Herz nicht rühren kann. Ebenſo raffinirt ſind viele Sachen von Uhland, z. B. die Glockenhöhle und Zahlloſes, das die ſchwäbiſchen Dichter produzirt haben und wobei uns nimmermehr ſo warm und heimlich wird, als wenn Göthe etwa mit einfachſten Worten, ohne Pointe, ohne Jean Pauliſmen aus tiefſter Seele beginnt:

Der Du von dem Himmel biſt,
Alles Leid und Schmerzen ſtilleſt,
Den, der doppelt elend iſt,
Doppelt mit Erquickung fülleſt....

Alles, was ich an der modernen Lyrik und an keiner mehr, als der heiniſirenden, vermiſſe, kann ich kurz zuſammenfaſſen, wenn ich von einem meiner Freunde ſpreche, der kürzlich einen Band Gedichte herausgegeben hat. „Talent iſt da," ſagt' ich ihm oft; „Talent in ſofern, als Sie ſchwerlich ein ſchlechtes Gedicht machen. Sie haben thetiſche Kraft und vermeiden es, andere Ausdrücke für ihre Gegenſtände zu brauchen, als die, welche die Gegenſtände ſelbſt anbieten. Sie haben Sinn für Sagenpoeſie, für Zeitideen; das iſt Alles da! Aber der durchgreifende Zauber nur einer einigen Stimmung, der Charakter fehlt. Das ſind vereinzelte Momente, poetiſche Einfälle, Sie lieferten Gedichte, ohne Dichter zu ſeyn. Warum leben Sie nicht Ihrer Poeſie? Ihre Poeſie ſind Gedanken, aber kein Denken, viel Gefundenes, aber nichts, das Sie ſuchten. Sie haben nichts vom olympiſchen Schweiße auf der Stirn, der den Sieg mit Anſtrengung errang; Sie werden in dieſer Weiſe weder das bürgerliche noch das adelige Publikum feſſeln. Jedes Gedicht muß eine Veranlaſſung haben, und dieſe ſich, wenn nicht wörtlich, doch im Tone ausſprechen. Alle ihre Gedichte ſind fertig, ausgeglüht und todt. Unter der Aſche kein glimmender Funke mehr, der noch zünden könnte. Sie arbeiteten ſtückweiſe, nicht aus dem Ganzen."

Wir wanderten durch das Taunusgebirge, als dies verhandelt wurde. Er proteſtirte heftig gegen mein Urtheil, weil ihn fremdes Lob und mein eigenes Zugeſtändniß über ſein Talent oben erhielt. Ich fragte ihn, wie er auf Gedichte käme? Er behauptete, durch Inſpiration. Dies wollt' ich nicht gelten laſſen und ſagte ihm: Nehmen Sie ſich in Acht; überall, wo Sie dahin treten, treten Sie auf Gedichte! Er lachte, denn es war ein ganz kahler Fleck auf dem wir, nebſt noch einem Strauche, ſtanden. Sagen Sie mir etwas Poetiſches von dem Strauch? drängt' ich. Er antwortete: Das ginge nicht: mit der Poeſie wär' es nicht ſo aus der Hand in den Mund! Doch zwang ich ihn, Rede zu ſtehen. Wir geriethen in das Kapitel der poetiſchen Anregungen, er erzählte Momente aus ſeinem Leben und ganz erſtarrt rief ich ihn an: „Wie? Sie ſagen, in München hätte Sie Thorwaldſen geküßt? Ein Kuß von Thorwaldſen und in Ihrer Sammlung nichts, als Hexen, Elfen und Leichenſteine! Den ganzen poetiſchen Apparat der Tradition haben Sie noch einmal zuſammengeſetzt und das Nächſte, was Sie erlebten, blieb Ihnen unpoetiſch? Ein Kuß von Thorwaldſen, der alle Ihre Gedanken in Götterſtatuen hätte verzaubern ſollen!" Er war betrübt und ich ſo aufgeregt, daß ich ihn nicht tröſten konnte.

## Dramaturgiſche Ueberſichten

von

**A. L.**

### I.

### (Griſeldis.)

In regelmäßigen Bulletins ſollen dieſe Blätter von nun an über die Erſcheinungen der Bretterwelt berichten.

Der Zufall war mir zu meinem erſten Bulletin auf überraſchende Weiſe behilflich. Wer hätte denken ſollen, daß unſere Regie, die ſtets nur nach langem, vorſichtigem Prüfen den Neuigkeiten das Recht der Darſtellung einräumt, aber dabei ſo fürchterlich gewiſſenhaft iſt, uns nichts davon zu ſchenken und uns noch vor wenig Tagen den fünfjährigen Knaben Hinko zum Opfer herbeiſchleppte, dem wir, wie der Cholera, ſchon längſt glücklich entronnen zu ſeyn glaubten — wer hätte denken ſollen, daß wir von unſerm Theater, in dem Augenblicke, wo es ſich zur zweimonatlichen Sommer-Sieſte anſchickt, noch ein neues, großes Werk, erſt wenige Monate alt, zu erwarten hätten. Und in der That, man überraſchte uns damit. Dieſes Werk hat fünf Akte, iſt neu, Original und der Verfaſſer heißt Friedrich Halm. Freilich war es Keinem mit der Bühne Vertrauten verborgen, daß ein Freiherr von gutem Adel ſich dahinter verberge, wir wollen dieß jedoch nur der Vollſtändigkeit wegen hier erwähnen und nicht den Gedanken daran knüpfen, als habe dieß irgend Jemand dazu beſtimmt, das Stück ſchneller zur Aufführung gelangen zu laſſen.

Friedrich Halm — unter dieſem Namen machten wir die Bekanntſchaft des talentvollen Dichters — erwählte ſich die ſanfte Dulderin Griſeldis zur Heldin ſeines Drama, und fand es für nöthig, den Stoff, wie Boccaccio und das Volksbuch ihm denſelben überlieferte, bedeutend umzugeſtalten. Sein Stück wurde von dem Burgtheater in Wien zur Aufführung beſtimmt, und Jene, die es in feinen Cirkeln vorleſen hörten, waren von ſeinem Werthe ſo erfüllt, daß ſie ihn laut zu verkünden ſich berufen fühlten, und noch vor der Darſtellung des Werkes die allgemeinſte Aufmerkſamkeit darauf hinzulenken. Wer ſollte es den Freunden des Dichters verargen? In dieſer Zeit der Erniedrigung des Theaters, wo man ſich das Wort gegeben zu haben ſcheint, nur vornehm darauf hinzublicken, und dem müßigen Zeitvertreibe nicht edlere Kräfte zu opfern, muß es da nicht auffallen, einen jungen, reich begabten Dichter allen Vorurtheilen, ſo wie aller Ungebühr, allem Uebermuthe u. ſ. w. trotzen zu ſehen, um ſich einen ephemeren Platz in den Couliſſen zu erobern? Solcher Muth zeugt ſchon für das Vorhandenſeyn des ächten dramatiſchen Talentes; dieſer Drang verbürgt den wahren Beruf; wer ſonſt — wenn er die Poeſie und Bildung beſäße, wie der Dichter der Griſeldis — würde es wohl unternehmen, den Schauſpielern die Schätze der edeln Bruſt, den tauſend Ungeſitteten im Volke ſeine geheimſte Luſt preiszugeben, wenn es nur von ihm abhinge, eine Form für ſein Kunſtwerk zu wählen, die das Theater und ſeinen Pöbel für immer davon entfernt hätte. Die etwas veraltete Sitte der Pſeudonymität wird aber unter ſolchen Umſtänden leichter Entſchuldigung finden. —

Als in Wien der entſcheidende Moment der Darſtellung gekommen war, legten die Hofſchauſpieler, wie es üblich, die neuen Kleider an; die Menge ſaß erwartend da und der Vorhang hob ſich endlich. Man ließ ſich die Handlung vor den Augen vorüberführen; allein der Enthuſiasmus blieb aus, das Stück war zu Ende und Griſeldis zog unbeklagt, und mehr noch unbewundert, in ihre trübe Waldhütte zurück. Am andern Morgen berichteten die keuſchen und ſcheuen Theaterreferenten Wien's unverholen den Vorfall. Schönheiten, welche den Leſer entzückt haben ſollten, rauſchten an dem Zuſchauer zu flüchtig vorüber, die Aufmerkſamkeit war getheilt, die Außendinge zogen zu ſehr ab; vertraut Euch nur den Schauſpielern an, werft nur dem hungrigen Parterre Eure beſten Stücke hin, und ſeht dann zu, welche Freude Ihr davon haben werdet. Das Werk der Begeiſterung den Unbegeiſterten; die Schöpfung einer ſeligen Trunkenheit dieſen Nüchternen; Feinheit der Rohheit; Adel in Maaß und Form dieſem Strampfen und Klatſchen jener gemeinen Parodie einer höheren Inſpiration, die nur der Köpfe weniger ſich bemeiſtert und von den Uebrigen durch jene plumpen Ausbrüche nachgeäfft wird.

Für die geſunkene Griſeldis mußte jedoch eine neue Chance gefunden werden. Dem. Peche hatte die Rolle geſpielt; nun bekam ſie Mad. Rettich, und das Publikum wurde mit einem Male hingeriſſen, elektriſirt; man war außer ſich über Alles, was man nun zu ſehen und zu hören bekam, und was Dem. Peche, gleich einem geſchickten Escamoteur, unbegreiflicherweiſe in ihren hübſchen Händen, in ihrem allerliebſten Munde, in ihrem weichen, gefühlvollen Herzen verborgen gehalten hatte. Nun erſt brach die Theilnahme durch, und Thränenbäche flutheten oben und unten, die Zuſchauer im Parterre weinten eben ſo ſehr, wie die Darſteller auf der Scene.

Glückliches Ereigniß! Wir gratuliren dem Dichter dazu! Worin der Zauber des Wechſels liegt, wer will es zu beſtimmen wagen? Können wir auf der rechten Seite nicht einſchlafen, ſo geht es auf der linken; haben wir keinen Appetit, wenn wir vor dieſer Speiſe ſitzen, ſo erwacht in uns der Hunger vor einer andern. Glücklich, daß es ſo iſt! Dem. Peche iſt jedoch eine begabte und oft ſogar poetiſche Darſtellerin, und die Rolle der Griſeldis iſt zu dankbar, als daß ſie mit ihrem Talente ſie hätte fallen laſſen können. Die Vorzüge der Mad. Rettich ſind uns eben ſo bekannt; hinreißendes Feuer, ſiegende Kraft und ein ſcharfer Geiſt zeichnen ſie in hohem Grade aus. Thatſächlich iſt es, daß das Stück aber erſt nach der zweiten Aufführung zur allgemeinſten Anerkennung gelangte, und der veränderten Beſetzung wurde dieß allein zugeſchrieben. Der Dem. Peche aber ſoll durch dieſe Metamorphoſe eine ſchwere Krankheit zugezogen worden ſeyn, und die Eroberung eines neuen, beliebten Stücks das Burgtheater beinahe um eine treffliche Künſtlerin gebracht haben.

Wenn es uns nicht ſchon, als Referenten für die gebildete Welt, die Pflicht geböte, in unſerer Kritik mild und anſtändig zu erſcheinen, ſo verdiente es nicht minder Herr Halm, der kühn und kräftig, edelbegabt und gebildet vor uns auftritt. Schändlich iſt es, junge Talente

zurückzuscheuchen und einzuschüchtern, wie viel mehr ein solches, das uns im eigentlichen Sinne des Wortes ein Allmosen spendet, das unsere Klagen erhört zu haben scheint, das uns ein großes Originaldrama spendet; ein deutsches Drama in fünf Akten — welche süße Melodie der Worte! — Man spöttle immerhin über diesen Enthusiasmus zwischen Steinkohlen, Eisenschienen und Runkelrüben; es muß auch solche Käuze geben! —

Wir haben schon berührt, daß der Dichter die der Volkssage zu Grunde liegende Idee verändert habe. Der dort versöhnende Schluß wurde bei ihm zur heftig wirkenden Dissonanz.

Bei ihm entspringt die Quälerei der armen Frau aus einer übermüthigen Laune der Königin und dem thörichten Eigensinne Percival's. Aus dieser Grundlage entstehen nun die Schwächen des Werks. Beide Personen müssen uns dadurch gleich widerwärtig werden, und wir können bei dem, was wir bei der Vollziehung der abscheulichen Wette empfinden, nicht einmal zum reinen Mitleiden kommen, weil sich uns stets das Bewußtseyn aufdrängt, daß Alles ja nur Verstellung sey, und weder der Mutter, noch dem Kinde und dem Vater eine wirkliche Gefahr drohe. Die Consequenz, womit diese sogenannten Prüfungen durchgeführt werden, die Barbarei, die der Armen auch keinen Tropfen der bittern Hefe schenkt, und ihr den Schmerzenstrank bis auf den Grund zu schlürfen gibt, erregen in uns ein peinigendes Gefühl in hohem Grade. Und wie ist es denn überhaupt mit diesen Prüfungen bestellt? Man entreißt der Mutter ihr Kind; man verstößt sie; man ängstigt sie; sie läßt sich Alles gefallen; was soll sie thun? Wie kann, wie soll die Schwache diesen Befehlen des rauhen Gatten widerstehen? Sie fleht, sie weint, das sind ihre Waffen; und wir sind dazu verdammt, zuzusehen, wie man die Hilflosen martert. Es wäre nicht zu ertragen, wenn der Schalk nicht im Hindergrunde lauerte; wenn wir nicht bei jedem errungenen Siege uns damit trösten könnten: daß die Knie der Königin immer mehr zu schlottern anfangen, und daß wir sie endlich beschämt zu Boden sinken sehen werden. Diese Nichtigkeit neutralisirt jedoch die ernste Wirkung des Stückes ganz und gar, und es kann von keiner tiefern Sensation, als von Entleerung der Thränendrüsen hiebei die Rede seyn.

Hierauf aber hat der Dichter mit großem Ernste hingearbeitet, und dieß ist ihm auch vollkommen gelungen. Der Contrast, der in der Unbefangenheit der Griseldis zu ihrem hereinbrechenden Schicksale liegt, die liebevolle Anhänglichkeit für ihren Gemahl, das häusliche Glück, von dessen Schilderung in den ersten Scenen ihr Busen überströmt, Alles das läßt sie weichgestimmten Seelen nur desto bedauerlicher erscheinen. Ein von Starrheit und Rohheit fast wahnsinniger Vater muß noch dazu kommen, um der Vertriebenen selbst den Schutz, den ihr die befreundeten Waldbäume gewähren könnten, zu verkümmern. Wenn gleich die sonderbare Gestaltung dieses Charakters auffallen muß; wenn man vergebens nach den Motiven fragt, die ihn so werden ließen, da dieses unnatürliche Benehmen doch keineswegs in der Art der alten Kohlenbrenner natürlich ist, und er uns mehr als phantastisches Gebild in der Luft zu schweben, als zwischen den Bäumen fleischlich und beinlich herum zu wandeln scheint, so hat der Dichter dennoch eine Scene von großer Wirkung durch ihn herbeigeführt. Die Scene, wo der alte Vater es der Tochter rauh verweist, daß sie ihn verlassen, den Segen der sterbenden Mutter verschmäht und ihr Kind hingegeben habe, in blinder Abgötterei für ihren Mann befangen. Schade, daß der Triumph der Gattenliebe, die glorreiche Erhebung der Heiligkeit der Ehe, nicht den Gipfel des Stücks wie der Volkssage bildet.

Die kleinen Ausmalungen der Nebencharaktere, woran es dem Werke nicht fehlt, sind dem Dichter nicht gerathen. Ein schwacher Seneschall und eine eifersüchtige, herrische Seneschallin sind nicht so hingestellt, daß sie für das gelten könnten, was vielleicht in der Absicht lag, die jedoch, bei so vagen Umrissen, nicht mit Bestimmtheit anzugeben ist. So wie sie sind, stören diese Zwischenreden, als müßige Scherze; eben so unzureichend sind die Zwischenreden der andern Nebenpersonen. Diese Partien wollen wir jedoch nicht zu strenge rügen, da sie der Unerfahrenheit eines Autors zu Gute zu schreiben sind, der zum ersten Male ein großes Drama in Gedanken hatte, und die Hauptmomente zu verbinden suchte, ohne Kenntniß jener kleinen, aber zweckmäßigen Mittel, wovon ein Raupach und viele Andere bei geringern Gaben, mit genauer Bühnen-Kenntniß versehen, nur spielend Gebrauch machen.

Der Schluß endlich soll die Poesie retten. Griseldis erfährt, wie schnöde sie betrogen wurde, und selbst der Kniefall der Königin, so wie die Versicherung Percival's, daß er blos,

um ihr einen hohen Triumph zu bereiten, ſich zu ihrem Henker hergegeben, können ſie nicht in ihr früheres Geleis der ehrerbietigen, aufopfernden Hingebung zurückleiten. Sie kann nicht mehr Percival's Gattin ſeyn, und zieht gebrochenen Herzens mit ihrem Sohn und ihrem Vater in den Wald zurück. Herr Halm läßt uns errathen, daß die alten, dicken Bäume, die wir im vorigen Akte vor der Köhlerhütte ſahen, bald ihre dichten Kronen über ihrem Grabe ſchütteln werden.

Dieſer Bruch am Schluſſe iſt weder im Sinne jener Zeit, noch im Sinne der ſchönen Sage; man könnte behaupten: ſo wie Percival ſeine Griſeldis, ſo habe ſie auch ihren Percival nie wahrhaft geliebt. Kein Fehltritt des Geliebten kann in einem ſtarken Herzen der Liebe auf dieſe Weiſe ein Ende machen; dieſe Entſagung iſt krankhaft; Griſeldis iſt gebeugt, krank, was mehr iſt: tief gekränkt; aber was um ſie vorgeht, muß ſie wieder erſtarken laſſen; ſie hebt ihr Haupt, wie der vom Sturm gebeugte Waldbaum. Oder ſoll man glauben, ſie ziehe ſich aus ihrem Schickſale die herbe Nutzanwendung: ich tauge nicht hin in das Grafenſchloß, ich muß in meinem niedern Stande bleiben? Der Fehler im Anfange hat dieſen Fehler am Schluſſe freilich bedingt; Percival iſt ein unliebenswürdiger Charakter, nicht werth, daß die Gattin ſich ihm opfere, und darum die Scene des alten Köhlers, die ich oben anführte, der Kulminationspunkt des Stücks. So wie es jetzt endet, geht der nüchterne Verſtand mit dem Gemeinplatze nach Hauſe: „Es iſt gut, daß die Leutchen auseinander kommen; das hätte nie gut gethan!“ — Eine Wirkung, die hervorzurufen dem Dichter nicht einfallen konnt.

Zu den großen Vorzügen der Dichtung gehören vor allem die Kraft und Präciſion des Ausdrucks, eine Sprache, die ſich an einigen Stellen bis zur Poeſie erhebt, im Ganzen aber ungeſchraubt und natürlich iſt (eben ſo ſelten als nothwendig auf der Bühne), und eine Kenntniß der Scene, die bei einem Erſtlingsverſuch offenbar in Erſtaunen ſetzen muß. Das Mißlungene ſchreiben wir ſehr willfährig auf die Wahl des Stoffs und ſprechen hier die Erwartung aus, bei anderer Gelegenheit unſern Dichter in hellerem Glanze leuchten zu ſehen.

Was bleibt uns von der hieſigen Darſtellung noch zu ſagen? Hier im Orte iſt die Art und Weiſe bekannt, wie man die Stücke in Scene gehen läßt und wie unſere Schauſpieler ihre Rollen geben. Sagen, daß hier von dem Gewöhnten abgewichen ſey, würde ſich von der Wahrheit entfernen heißen. Die Hauptrolle war von Dem. Stubenrauch gegeben, ihren Gatten ſpielte Herr Moritz, Herr Seydelmann war der Köhler, Herr und Mad. Maurer waren König Arthus und Ginevra, „ſeine Königin,“ wie man im Fabliaurſtyle auf dem Zettel las. Der Fleiß und die Talente dieſer Künſtler haben ſich hinlänglich beurkundet, ſie bewährten ſich auch dieſesmal, und es läßt ſich nicht das Geringſte über ihre Art der Auffaſſung, noch ſonſt etwas im Allgemeinen einwenden. Man ſah in Perücken, Kleidern und Sonſtigem Neues und ſelbſt — für unſere Verhältniſſe — Glänzendes; wir ſind nicht eben geneigt, dieß in ſolchem Falle hoch anzuſchlagen, wo der gemachte Aufwand nicht dazu beitragen kann, die Illuſion in irgend einer Weiſe zu erhöhen und Ort und Zeit zu verſinnlichen. Arthus ſah aus wie Heinrich VIII auf dem Bilde im Tower und ſo fort. Strenge war hier allerdings nicht nöthig, da es ſich nicht um ein Genrebild aus den Zeiten der Tafelrunde handelt, aber eben deßhalb war auch das Beſtreben unnütz.

Dank verdiente das Orcheſter für die gute Ausführunng der Gluck'ſchen Ouverture zur Iphigenia, womit die Vorſtellung eingeleitet wurde; es wäre zu wünſchen, daß ſolche Muſikſtücke auf dem Zettel angezeigt würden, um ihnen eine allgemeine Aufmerkſamkeit zugewendet zu ſehen.

## Concert.

Ein Concert iſt in dieſer Jahreszeit in Stuttgart eine Seltenheit, uud doch führte die junge Künſtlerin, Demoiſelle Jeanette Boutibonne aus Peſt, das Wageſtück aus, eines im Saale des Muſeums zu geben. Die für die Umſtände zahlreiche Verſammlung gehörte den erſten Ständen an und das ausgezeichnete Spiel der Virtuoſin erhielt reichlichen Beifall. Wir hörten ſie in einem Septett von Hummel und in Variationen aus Roſſini's Tell von Heiz. Sie iſt auf der Reiſe nach Paris begriffen, um dort nach großen Muſtern ihrem ſchönen, überraſchenden Talente die höchſte Ausbildung zu verſchaffen.

## Theater auf der Inſel Jerſey.

Ich befand mich Anfangs Juni in Cherbourg und dinirte im Hotel de Londres am Hafen mit einem ehemaligen Regiſſeur eines Pariſer Theaters. Er kam ſo eben von Jerſey

an, der Inſel, die ſo nahe der franzöſiſchen Küſte liegt, und in beſtändiger Verbindung mit St. Malo iſt. Ich wünſchte, Manches von ihm über ſeine Reiſe zu hören.

Was haben Sie dort Alles geſehen? fragte ich ihn. — Ein fleißiges Volk, erwiderte er, das nur ſchachern und ſich unterhalten will. Man befrachtet Schiffe und treibt Muſik, und ein franzöſiſcher Dichter entzückt die Engländerinnen der Inſel; denn Alles ſpricht franzöſiſch, lieſt die Revue de Paris, und weiß Lamartine's neueſte Dichtung auswendig. Jerſey iſt zugleich als Vorſtadt von London und Paris zu betrachten, und da man in London, in St. Petersburg, in Berlin, in Algier und Kahira franzöſiſche Theater geſtiftet hat, ſo will ich es in Jerſey auch einmal verſuchen und mich mit dem engliſchen Theater verbinden, das gute Geſchäfte macht. Dabei werde ich luſtig ſeyn und Geld verdienen, und Porto und Clairet dazu trinken. Mit dem Sloop fahre ich von Jerſey nach Cherbourg und von Cherbourg nach Paris mit der Poſt.

Der Regiſſeur reiste in der That nach Paris und hatte bald eine ganz artige, recitirende und ſingende Geſellſchaft engagirt. Das Theater der Inſel iſt neu und ſehr elegant decorirt.

## Mode.

Faſt alle Aermel ſind halb anliegend, nur von der Schulter zum Ellenbogen erweitern ſie ſich; die kleinen Aufſchläge laſſen die Hand zierlich hervortreten. Wenn dieſe Mode ſich bis zum Winter erhalten ſollte, ſo würden wir Sammt-Aufſchläge ſehen, welches allerliebſt ließe. Die Beſätze oder Volants ſieht man ſchon auf der Promenade. Wenn die Leibchen nicht als Ueberrock geſchnitten ſind oder kreuzweis drappirt, ſo wird eine bauſchige Drapperie falſch aufgeſetzt; die gerade geſchloſſenen Ueberrockleibchen werden nicht mehr getragen, ſie müſſen kreuzweis über einander liegen. — Pelerine ſieht man gar nicht mehr. — Schwarzer Sammt auf gelben Strohhüten iſt alltäglich; feuerfarbener Sammt auf italieniſchem Stroh mit Aehren wird gern getragen; auch auf Blonden und Blumenhäubchen ſieht man ſchwarzen Sammt. Man kann nichts Schöneres ſehen, als ein ſogenanntes Bonnet payſanne mit lebhaft rothem Sammt und weißem Flieder oder mit ſchwarzem Sammt und himmelblauen Glockenblumen. Zu Mouſſelinkleidern trägt man Turbane, ganz einfach von indiſchem Organdi. — Die Mouſſelin-Fichus trägt man ſpitz geſchnitten oder mit abgerundeter Spitze, auf der Bruſt gekreuzt, auf dem Rücken faltig heruntergeſteckt, um den Hals ſehen zu laſſen. Man bedient ſich hiezu einer Nadel mit goldenem Kopfe. Auch trägt man Mantelets, mit Taffet garnirt; zwar ſieht dieß etwas ſchwerfällig aus, aber es gilt für originell und gefällt darum. Der Mantelet wird vorn nicht zugeſteckt und fällt von beiden Seiten wie ein langer Shawl herunter. Die Schürzen liegen außerhalb dem Bereich der Mode, die darin in ihrem letzten Bulletin Nichts feſtſetzt; man trägt ſie jetzt nur noch des Bedürfniſſes wegen im Hauſe von ſchwarzer oder dunkelfarbiger Seide, mit Sammt beſetzt, der überhaupt jetzt ein wichtiges Requiſit der Toilette iſt und Nirgends fehlen darf.

## Ein neues Drama.

Le maudit des mers iſt ein franzöſiſches Stück in fünf Akten und zehn Tableaux, welches in dieſem Augenblick in dem Cyrque olympique in Paris über alle ſeine Vorgänger den Sieg davon trägt. Es iſt ein Drama, welches der Idee nach des Theaters der Porte St. Martin würdig wäre, der Ausſtattung nach der komiſchen Oper und dem Titel nach eines Lord Byron. So rufen die franzöſiſchen Kritiker aus.

Ein holländiſcher Seefahrer, ſtolz und tapfer, flucht dem Himmel während eines Sturms. Und was thut der Himmel? Er verflucht den Seefahrer. Alsbald erblickt man auf dem ſchäumenden Gewäſſer ein flammendes Schiff. Die Matroſen ſind große Teufel, die Schiffsjungen kleine; die Mannſchaft hält Fackeln in den Händen; das Schiff wird wie im Sturme hin und her geworfen; die Wogen brechen ſich wie auf dem Ocean; die Nachahmung vermiſcht ſich hier mit der Wirklichkeit; der Zauber iſt allmächtig, die Täuſchung vollkommen; es iſt einer der wundervollſten Effekte der Optik. Man befindet ſich nicht mehr im Theater, ſondern im Diorama. Zufolge des göttlichen Fluchs muß dieſer ewige Jude auf dem Meere ſo lange umherirren, bis daß eine mitleidvolle Seele für ihn betet. Da aber der Himmel langmüthig iſt, ſo erlaubt er ihm, in jedem Jahrhundert einen Tag auf der Lande zuzubringen. Er hat alſo vier und zwanzig Stunden, um ſeinen Retter zu ſuchen. Wir brauchen nicht hinzuzufügen, daß ein jeder Zwiſchenakt hundert Jahre dauert; wir wollen hier nur anführen, daß jeder Akt ein für ſich beſtehendes Drama

ausmacht, eine rasche Exposition hat, ergreifende Scenen und einen glänzenden und überraschenden Schluß. Ein jeder dieser Akte, der in Tableaux zerfällt, würde für sich ein gutes Stück abgeben können. Zuerst sind wir mit Pizarro in Peru; hierauf mit Wilhelm von Nassau in Flandern; dann mit Washington in den vereinigten Staaten; zuletzt mit einem jungen Mädchen in den französischen Colonien. Dieses bittet für den Verdammten, befreit und heirathet ihn. Nun erscheint als Gegensatz zu dem höllischen Schiffe ein himmlisches; kein Orkan mehr, sondern blauer Himmel und ruhige See; keine ungeheuren Dämone, sondern Cherubim mit Flügeln von Perlmutter; keine gottlosen Verwünschungen, sondern himmlische Hymnen. Dieses zweite Schiff ist so lieblich als das erste entsetzlich war. Das Publikum hat beide mit gleichem Entzücken gesehen; der Beifall dieses Werkes ist im Steigen.

## Eisenbahnen.

Frankreich besitzt 50 Lieus Eisenbahnen; durch die zwei Gesetzes-Entwürfe, die bei der Kammer vorliegen, würden 17 Lieus hinzugefügt werden. England hat in diesem Augenblicke beinahe 100 Lieus fertige Eisenbahnen und 171 Lieus sind zur Hälfte vollendet. Folgendes ist die specificirte Uebersicht:

### Beendigte Eisenbahnen.

| | Länge. | Capital. |
|---|---|---|
| Von Boston und Kenyon nach Leigh . . . | 19,308 | 3,750,000 Franken. |
| — Canterbury nach Whitstable . . . . | 9,654 | 750,000 — |
| — Carlisle nach Newcastle . . . . . | 96,540 | 13,500,000 — |
| — Cromford nach Highpeak . . . . . | 53,097 | 4,500,000 — |
| — Leeds nach Selby . . . . . | 32,180 | 8,750,000 — |
| — Leicester nach Swannington . . . . | 25,744 | 3,375,000 — |
| — Liverpool nach Manchester . . . . | 49,500 | 30,000,000 — |
| — Stockton nach Darlington . . . . | 59,533 | 5,000,000 — |
| — Whitby nach Pickering . . . . . | 27,353 | 3,000,000 — |
| | 372,009 | 72,625,000 Franken. |

### Unvollendete Eisenbahnen.

| | Länge. | Capital. |
|---|---|---|
| Von London nach Bristol . . . . . | 183,426 | 62,500,000 Franken. |
| — Birmingham nach Manchester . . . . | 131,938 | 27,500,000 — |
| — London nach Birmingham . . . . | 179,403 | 62,500,000 — |
| — London nach Greenwich . . . . . | 6,033 | 10,000,000 — |
| — London nach Southampton . . . . | 120,675 | 37,500,000 — |
| — North-Union . . . . . | 33,689 | 12,500,000 — |
| — Preston nach Whyre . . . . . | 30,973 | 3,250,000 — |
| | 686,137 | 215,750,000 Franken. |

## Das Bagno von Constantinopel.

Bei Gelegenheit der schlechten Behandlung, die der Engländer Churchill kürzlich in Constantinopel zu erdulden hatte, weil er auf der Jagd dem Kinde eines Türken einigen Schrot in's Bein geschossen, wovon in allen Zeitungen die Rede gewesen ist, wollen wir hier Einiges über das Bagno von Constantinopel mittheilen, wohin besagter Churchill provisorisch geworfen wurde.

Das Bagno von Constantinopel ist mehr eine Stadt, als ein Gefängniß zu nennen. In diesem Augenblick sind siebenhundert Gefangene darin, doch muß man darunter nicht siebenhundert Verbrecher verstehen. Zuerst vierhundert fünfzig Soldaten, dann acht Aegyptier, die vor drei Jahren bei einem Rückzug von Ibrahim Pascha zu Gefangenen gemacht wurden; siebenzehn Samioten, deren einziges Verbrechen darin besteht, zu beharrlich Vorschüsse und Lieferungen, die sie der Regierung geleistet, zurückgefordert zu haben; endlich eine beträchtliche Anzahl von Türken aus den bedeutendsten Häusern, die dem Sultan im Wege waren. Sonst hätte man ihnen die seidene Schnur geschickt, jetzt werden

ſie blos eingeſperrt und das däucht uns ein Fortſchritt. Das Uebrige beſteht aus Mördern, Dieben und ſolchen Leuten, die Polizeivergehungen verſchuldet haben. Man kann ſich kein ſanfteres Gefängniß als dieſes Bagno denken, nur fünfzig der am wenigſten Begünſtigten müſſen während des Tages im Arſenal arbeiten; die Andern gehen in weiten Höhen unter Bäumen ſpazieren, rauchen ihre Pfeife, trinken Kaffee und ſpielen Karten, Schach oder Würfel. Erſt beim Untergang der Sonne müſſen alle in das ſogenannte eigentliche Bagno zurück. Allein ſo bald hier die Thüren geſchloſſen ſind, ſo hört aller Zwang und alle Aufſicht auf. Geſchrei, Geſang, Ausſchweifungen aller Art währen die ganze Nacht hindurch, und nur das Geklirr der Ketten erinnert ſchmerzlich daran, daß unter dieſer ſcheinbaren Luſtigkeit Elend und Thränen verborgen liegen. An Schlaf können nur die denken, die durch lange Gewohnheit abgehärtet ſind. Der neue Ankömmling iſt es nicht im Stande, weil theils der hölliſche Lärm, theils Ratten und Ungeziefer ihn daran verhindern. Bis hieher drang die Reform des großen Mahmud noch nicht durch.

## Zur Sittengeſchichte.

Der Abbe Delacollonge, der zu lebenslänglicher Galeere verurtheilt iſt, weil er an ſeiner Geliebten einen Mord verübt haben ſoll, macht die Mode der ſogenannten großen Verbrecher mit, und ſchreibt aus ſeinem Gefängniſſe Briefe, um die Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. So hat die Redaktion der Gazette des tribunaux einen Brief von ihm erhalten, worin er ſich im Namen ſeiner Mitgefangenen über die gute Behandlung ausſpricht, deren ſie auf ihrem Marſche ſich zu erfreuen hatten. Einen andern Brief ſchrieb er an den Baron von Villeband, Regierungs-Commiſſär, den ich hier ganz herſetzen will:

»Mein Herr Commiſſär! Ich fühle mich glücklich, die Erlaubniß zu benützen, die Sie mir gegeben haben, an Sie ſchreiben zu dürfen und Sie von meiner Art zu leben zu benachrichtigen. Ich beeile mich daher, Ihnen anzuzeigen, daß ich mich ſehr wohl befinde. Ich verdanke Ihren Empfehlungen und dem Wohlwollen des Direktors des Hauſes eine ſo ruhige Exiſtenz, als in meiner Lage nur möglich iſt. Ich befinde mich in dem Spitale und genieße da einiger Vorrechte vor meinen Unglücksgefährten. Manchmal bemächtigt ſich meiner die Langeweile. Ich thue dann, was ich kann, um ſie zu zerſtreuen, und dieß geſchieht nur durch die tröſtende Erinnerung der Sorgfalt, die Sie mir auf dem Marſche haben angedeihen laſſen. Ach, wie gern erinnere ich mich der Troſtesworte, die Sie zu mir geſprochen! Die zärtliche Sorgfalt, womit Sie mich gegen die unverſchämte Menge in Schutz nahmen, welche vergaß, daß das Unglück heilig iſt, belebt meinen Muth. Eine beſſere Zukunft erſcheint mir; Ihr mächtiger Schutz, deſſen ich mich bis zu Ende würdig machen will, erſtarkt mich, und mein Herz öffnet ſich der Hoffnung. Leider werde ich Ihnen nie meine Dankbarkeit genug bezeugen können, aber glauben Sie, mein Herr, daß ſie deſſen ungeachtet mich immer durchſtrömen wird. Nichts wird dieſes Gefühl ſchwächen, das bis zum letzten Hauche mein Herz für Sie erfüllt, dieſes Herz, welches man grauſam zerbrach, und das die Zukunft, wie ich hoffe, dereinſt enthüllen wird. Wie ſüß iſt es und tröſtlich für den Unglücklichen, Mitgefühl und Schutz zu erwecken. Ich werde nie das Gute vergeſſen, das Sie mir erzeigt haben, als Sie meine mit Ketten belaſtete Hand in die Ihrige nahmen und ſanft drückten. Die Täuſchung war vollkommen. Ich glaubte noch, Mitglied einer Geſellſchaft zu ſeyn, die mich unbarmherzig verſtößt und der ich noch nützen könnte; allein ich werde den Muth haben, das ſchwere Kreuz, womit man mich beladen, zu tragen. Ich habe gefehlt, Gott ſchenkt mir die Gnade, es in dieſer Welt zu büßen. Ich danke ihm; ich weiß es, daß er gerecht iſt, und hoffe, daß er eines Tages mir Preis und Lohn ſeyn wird für meine langen Leiden. Vergeſſen Sie mich nicht, Herr Commiſſär; ich ſehne mich darnach, Sie zu ſehen. Man ſchickt ſich an, neue Schritte zu meinen Gunſten zu unternehmen. Sie werden wohl auch ohne Erfolg bleiben. Gott ſey geſegnet! Mehre Verurtheilte haben mich beauftragt, Ihnen ihren ergebenſten Reſpekt zu vermelden. Ich bin, mein Herr u. ſ. w.«

# Telegraph von Deutschland.

## Kunst.

Der Kunst- und Gewerbe-Verein in Königsberg in Pr. hat das bekannte Gemälde: die betende Römerin mit einem Kinde in der Kirche, von Maes in Rom, für das dasige Stadt-Museum für 1000 Rthlr. Pr. Courant angekauft. Es steht demnach nächstens eine Lithographie dieses ausgezeichneten Bildes zu erwarten.

## Kunst-Auction in Wien.

### Den 20. Juni d. J.

findet die Versteigerung der dritten (letzten) Abtheilung der berühmten Portrait-Sammlung des Ritters von Franck in Wien statt.

## Theater.

Herr und Madame Cornet vom Braunschweiger Theater gastiren in Hamburg.

## Theater-Recensenten u. s. w.

In der Breslauer Zeitung lesen wir folgende Anzeigen, denen wir zur besondern Erklärung für unsere Leser kein Wort hinzuzufügen brauchen:

### Warnung.

Am 10. M. kam Herr J. Meyer, Correspondent des Leipziger Cometen, zu mir in meine Wohnung, setzte sich ungeheißen nieder, und eroffnete mir, daß Herr Löbell, der Redakteur der Zeitschrift „Pandora" in Berlin über mich einen sehr malitiösen Bericht wegen meines Nichtauftretens auf dem hiesigen Theater abgefaßt habe, und selben in mehreren Zeitschriften abdrucken lassen wolle; da er aber Herrn Löbell als einen leicht zugänglichen Mann kenne, so könnte ich mit einigen Thalern diesen für mich so unangenehmen Bericht hintertreiben, und er erklärte sich bereit das Geld dem Herrn Löbell zu überbringen. Ich antwortete, daß es mir gleichgültig sey, ob und was Herr Löbell hierüber schriebe, und daß die beste Widerlegung solcher böswilliger Gerüchte das vom Herrn Hofrath Doktor Pulst ausgefertigte Zeugniß über meine geschwächte Gesundheit wäre, und ersuchte Herrn Meyer mich zu verlassen. Am folgenden Tage erhielt ich nachstehendes Schreiben:

„Schon seit acht Tagen habe ich einen Bericht über Sie für die Wiener Theater-Zeitung und für die Theater-Chronik fertig. Da mir jedoch Herr Meyer sagte, daß Sie mit mir darüber Rücksprache zu nehmer wünschen, so erwarte ich Sie deßhalb bis morgen um neun Uhr; haben Sie bis dahin nichts für die Sache gethan, so werde ich den Bericht unverzüglich absenden.

Löbell,

Redakteur der Zeitschrift Pandora;
Katharinenstraße Nr. 19,
eine Treppe hoch."

Ich erlaube mir, das unrühmliche Treiben des Herrn Löbell mit der Bitte zu veröffentlichen, daß die verehrlichen Redaktionen, welche ihr Blatt nur einer unpartheiischen Kritik offen halten, Notiz hiervon nehmen, und ein verehrtes Publikum den Verfasser dieser vorläufig angedrohten Berichte, der sich dabei gewiß unter Anonymität verbergen wird, und seine Motive kennen lernt.

Breslau, den 13. Juni 1836.

Sophie Seeburg.

### Nöthige Erklärung.

Die Sängerin Dlle. Seeburg hat für nöthig gefunden, gegen Herrn Löbell (s. die Warnung in der gestrigen Zeitung) einen literarischen Steckbrief zu erlassen, bei dieser Gelegenheit aber auch meiner in einer Weise zu erwähnen, die, auf Wahrheit basirt, mich, wenn auch in anderer Art, compromittiren müßte. Ich aber erkläre hiermit feierlichst: Unwahr ist es:

1) mich ungeheißen bei ihr niedergelassen,
2) zur Ueberbringung des Geldes an Herrn Löbell erboten, und
3) mich auf Ersuchen der Dlle. Seeburg entfernt zu haben,

und bemerke, daß in andern Blättern später eine weitere Declaration folgen soll.

J. Meyer.

---

## Die artistischen Beilagen.

Wir übergeben unsern Lesern mit dem heutigen Hefte:

1) Die Bettler, nach dem schönen Bilde des Herrn Canon, in der dießjährigen Pariser Ausstellung. Die energische Manier des Künstlers ist, so viel es durch die Lithographie möglich war, auszudrücken versucht worden.
2) Ein Original-Modekupfer.
3) Der 18. Oktober 1813. Historische Scene, gezeichnet von P. C. Geißler, in Stahl gestochen durch Carl Mayer.

---

August Lewald.

# Kauft meine Besen!

## Englische Novelle.

### IV.

Der Wächter im Hospize hatte sich von Cardos Wahnsinn überzeugt oder er war wenigstens mit Geld bestochen worden, in diesem Sinne seinen Bericht abzustatten. So zweifelte Hume auch gar nicht, als er in die Zelle des Unglücklichen trat, daß er ihn in völliger Geistesabwesenheit treffen werde; aber, da er von Antonio schied, war er vollkommen vom Gegentheile überzeugt und beschäftigte sich ohne Verzug damit, die schuldbefleckte Machination an das Tageslicht zu ziehen. Hätten die ersten Urheber dieser Intrigue sich denken können, daß er so schnell nach Greenwells kommen würde, so möchten Sie wohl Maßregeln ergriffen haben, um ihn abzuhalten, Antonio allein zu sehen; sie waren auch nicht wenig erstaunt, als Hume plötzlich offen erklärte, der junge Italiener sey ohne Grund eingesperrt worden. Da Romelli ungefähr zu seinem Ziele gelangt war, kümmerte er sich nicht mehr um den Verlauf der Sache. Stewart dagegen, der Gewerbsneid gegen Hume hegte und mit Aerger seine Schritte beobachtete, schien Frederics Meinung hartnäckig bekämpfen zu wollen. Die andern Aerzte, ohne Zweifel dadurch verletzt, daß sie ihre Wissenschaft von einem jungen Manne angegriffen sahen, den sie noch als Kind betrachteten, waren geneigt, ihre Ungerechtigkeit eher gegen die ganze Welt aufrecht zu halten, als die Wahrheit anzuerkennen, sollte sie auch klarer als der Tag erwiesen werden. Als sie erfuhren, daß Hume entschlossen sey, den Behörden eine Anzeige von der Sache zu machen und in den nächsten Tagen das Hospiz in Begleitung einiger berühmten Aerzte von Edimburg zu besuchen, fühlten sie Unruhe, und Stewart, welcher wohl wußte, wie weit Frederic Recht hatte, wollte um jeden Preis eine Untersuchung seiner Hand-

lungsweise vermeiden, und glaubte sich am Besten aus der Schlinge zu ziehen, wenn er Cardo Mittel zum Entkommen verschaffen würde, wodurch er sich auch die Schande ersparen könnte, öffentlich Antonio's Vermittlung nachgeben zu müssen.

Etwa acht Tage nach der Zusammenkunft Frederic's mit Cardo waren eines Abends im Salon der Mistreß Mather Miß Pearen, Signor Romelli, der sich bei Frederic so gut als möglich gerechtfertigt hatte, seine Tochter und einige andere Personen versammelt. Man hatte eben die Kerzen angezündet, als sich die Thür öffnete und ein junger Mann eintrat. Sein Kopf war entblößt, seine Kleidung abgetragen. Als er langsamen Schrittes vortrat, bewegte er die Hand mit schwermüthigem Ausdrucke und versuchte es, zu reden; aber die Erschütterung schien ihn der Sprache zu berauben.

Man konnte nicht zweifeln, daß es Antonio Cardo sey, obgleich er seit einiger Zeit größer geworden war und eine auffallende Bläße sein Gesicht entstellte. Eine Thräne glänzte in seinem Auge und seine Lippen bebten; er hatte das Aussehen eines Menschen, der siegreich und entrüstet aus dem gefahrvollen Kampfe für seine gekränkte Ehre hervorgegangen ist.

Lautlos setzte er sich auf den Sopha, wie ein Reisender, der ermüdet bei seinem Nachtlager angekommen. Carlotta trat ein.

„Endlich ist er da," rief sie, als sie seiner ansichtig wurde, und warf sich an des Bruders Hals; das Uebermaaß der Freude raubte ihr für kurze Zeit die Besinnung. Diese Ohnmacht war für sie eine Wohlthat des Himmels; denn sie ersparte ihr den Anblick des raschen, seltsamen Aufbruchs ihres Bruders.

Als Antonio Signor Romelli erblickte, den seine Augen, vom Lichte geblendet, nicht sogleich erkannt hatten, legte er seine Schwester, als wäre es der gleichgültigste Gegenstand, auf den Sopha, sprang gegen die Thüre, zeigte mit dem Finger auf Romelli und rief mit tiefer, mächtiger Stimme:

„Habe ich Dich gefunden, Feind!.... Tragt Sorge für diesen Mann, gute Leute; oder, wenn ich einst nicht mehr bin, kehre ich vom Aufenthalte der Todten zurück und zerfleische ihn."

Der junge Mann verharrte einen Augenblick in seiner drohenden Stellung und fletschte die Zähne, wie ein Wilder; dann stürzte er aus dem Hause und verschwand im Schatten der Nacht.

Tage, Monate, Wochen gingen hin, Cardo erschien nicht wieder und seine Freunde erhielten keine Kunde von ihm. Den ganzen Sommer über, so oft ein junger Mensch am Gitter des Gartens von Greenwells um ein Almosen bot, prüfte Carlotta Cardo seine Züge mit der größten Aufmerksamkeit, und jeden Tag bestieg sie die Höhe eines grünen Hügels in der Nachbarschaft, um die Reisenden zu beobachten, die auf der Straße vorüberzogen. Aber ihre Bemühungen waren ohne Erfolg. Antonio kehrte nicht zurück und die Verzweiflung begann sich des armen Mädchens zu bemächtigen.

Außer dem Schmerze, den des Bruders unerklärbare Abwesenheit verursachte, nagte eine andere, von Niemand geahnete, Leidenschaft am Herzen der jungen Italienerin, und als sie beim Eintritte des Herbstes erfuhr, Frederic Hume werde nach Paris abreisen, um den Winter dort zuzubringen, nahm ihre Gesundheit so schnell ab, daß sie nach wenigen Tagen nicht mehr Kraft genug besaß, sich von einem Zimmer in das andere zu schleppen. Mit tiefer Bekümmerniß bemerkte Frederic die Fortschritte der Krankheit und beschloß, seine Abreise bis zur Entscheidung zu verschieben. Um nichts zu versäumen, was der reizenden Fremden ihre Gesundheit wiederverschaffen könnte, berief er die geschicktesten Aerzte der Gegend zu einer Berathung.

Eine Woche war verlaufen, als ein berühmter Doctor der benachbarten Stadt, welcher Carlotta regelmäßig besuchte, Frederic bei Seite nahm und diesem auf seine Fragen erwiderte:

„Es gibt nur ein Mittel, Hume, das Leben dieser jungen Person zu retten."

„In des Himmels Namen lassen Sie mich es wissen!"

„Sie werden überrascht, vielleicht ergriffen von dem seyn, was ich Ihnen mittheile, Doktor Hume, aber es liegt in meinen Pflichten, Ihnen nichts zu verbergen. Diese Italienerin stirbt an der Liebe für Sie."

„Von wem sprechen Sie, mein Herr? Ich denke nicht von Carlotta Cardo?" sprach Frederic, von der Wahrheit durchschauert, auf die man ihn so eben geführt.

„Ich kann mich unmöglich täuschen," entgegnete der Andere; „längst hat mir Mistreß Mather die Sache zu verstehen gegeben, und ich habe Gewißheit durch die Aufregung erlangt, welche bei dem Mädchen sichtbar wird, so oft ich es in Ihrer Gegenwart prüfe. Heute hat sie Ihren Namen in einem leichten Anfall von Delirium ausgesprochen, und als sie wieder zu sich kam, gestand sie mir Alles."

„Sie haben wohl gethan, mich davon zu benachrichtigen," sprach Frederic mit unruhiger Miene. „Aber was ist zu thun?"

„Ich bin hier nur Arzt, mein Herr, und in dieser Eigenschaft ist mein Rath, ohne Rücksicht auf andere Umstände, daß Sie das Mädchen noch heute heirathen müssen, wollen Sie ihre Wiedergenesung möglich machen. Benehmen Sie ihr die quälende Unruhe und die Furcht, Sie zu verlieren, so werden Sie ihren Geist vielleicht beruhigen und ihr die Gesundheit wiedergeben."

„Sie sind ein rechtschaffener, aber strenger Rathgeber," sagte Frederic und schüttelte dem Doktor mit fürchterlicher Kraft die Hand. „Aber um des Himmels willen, mein Herr, entfernen Sie sich nicht, ohne mir zuvor noch einmal gesagt zu haben, was ich thun soll. Würde ich nur meine Person aufopfern, so zögerte ich keinen Augenblick; vielleicht wäre dieses nicht einmal ein Opfer. Aber, guter Gott, ich habe mein Wort einer Andern gegeben.

Wie viele beiden Schicksen verstehen? Können wir denn nicht wenigstens einige Tage abwarten?"

„Ich glaube es nicht," sagte, es geht nicht. Aber . . ."

„Mein Herr," unterbrach ihn Dame mit lebhaftem Handstreiche. Schlagen Sie mir ein Mittel vor. Ich habe selbst Vertrauen auf Ihre Weisheit."

„Ich weiß nur noch Verwirren, daß dieser Fall mich über in Verlegenheit setzen muß."

„Das größte Unglück dabei ist," sagte Dame, „daß ich meine Mutter gegenwärtig mit diesem Vater in den Händen befinden; ich setze für zum mindesten sehen und ihren Entschluß vernehmen. Das ist unbedingter meine Pflicht."

„Ich sähe sich auf beiden Seiten viel Lust," antwortete der Arzt kaltsinnig, der nur sein Examiren und seine Kunst kannte, und keinen Anstand gehen wollte, durch den bei seinen der Kranken seine gefühlter werden könnte.

„Nun, mir Herr, ich schon Alles auf mich," sprach Dame mit ganzem Selbstvertrauen. „Ich kann viele Mühe nicht scheuen lehen, wenn es von mir abhängt, sie zu retten. Natürlich recht mich selbst der Arzt, ich werde es dem Hymnus Dank wissen. Dann wäre aufgeklärten, was mir die Liebe und was mir die Menschlichkeit auferlegen —"

Wenige gelehrte Gäste waren zur Doktorei im Saale von Freymarkt versammelt. Frederic Dame stand seiner Verlobten, Carlotta Gabe, zur Seite und hielt die her zitternden Hand.

Während der ernsten Examens-Ceremonie sah man Jakob in dem Fenster Wagen der jungen Gräfin sich wenden. Die Umstehenden konnten die Gräfin ihren Ertzten vernehmen. Kaum war der Ertzen erhielt, als sie aufsprang, ihre Arme um Frederici Nacken schlang, ihn mit stürmischer Gewalt an den Busen drückte und ausrief:

„Nun ist es wahr! O mein geliebter Gatte!"

Sie wollte noch Einiges hinzufügen, aber sie flüchte rückwärts auf den Stuhl, von dem sie sank; ihre Augen verloren ihren Glanz, die Wimpern zitterten, ihre Lippen bewegten sich, ohne daß ein Ton hervordrang; also es sich sich schon erwarten, daß die Aerzte, welche sie aufgerufen hatte, eine Ohnmacht der hart gelichte Weiss entdeckten, welchen sie übermäßig erschüttert; es sich sich erwarten an den Küssen, daß ihre rubigen Züge, wie Donnerschall den Klassen Wimmer, erschrecken. Es verschieß Carlotta Gabe und Frederic Dame aus in einer Minute zum Gatten und Mitmer geworden.

Digitized by Google

## V.

Mit der ruhigen Haltung eines edeln Gemüths traf Frederic Vorkehrungen zum Leichenbegängniß der ihm so frühe entrissenen Gattin. Ihr Körper wurde an der Familiengrabstätte niedergelegt.

Hume hielt sich durch die Gesetze des Wohlanstands nicht lange zu einem Stillschweigen gegen Julia Romelli verbunden, für welche seine Gefühle nicht die geringste Aenderung erlitten hatten. So schrieb er ihr wenige Tage nach dem Begräbniß, um den ganzen Vorgang mitzutheilen, ihre Vergebung zu erflehen, wenn sie beleidigt seyn sollte, und sie auf's Neue seiner unwandelbaren Liebe zu versichern; zugleich aber, um offen zu bekennen, daß er zuerst seine Schwüre verletzt, und darum sein Glück durchaus ihrer Milde anheimstelle. Hätte Julia Frederic's rührendes Schreiben zu rechter Zeit empfangen, sie müßte es geküßt und mit Thränen benetzt haben; aber der Dämon niedriger Rivalität war zuvor gekommen, und ehe der Brief an den Ort seiner Bestimmung gelangte, war Julia Romelli für Frederic verloren.

Doktor Stewart, Frederic's Nebenbuhler, wußte Miß Pearen zu gewinnen, daß sie in seinem Zweck Alles, was von ihr abhänge, vollführe, um ihn bei Fräulein Romelli in ein günstiges Licht zu setzen, und kaum ist es nöthig, hinzuzufügen, daß sie willig in seine Vorschläge einging, theils aus Abneigung ihres Innern gegen Frederic's unzugänglichen Charakter, theils um Julia aus dem Hause der Mistreß Mather zu entfernen, mit der sie durch die Verbindung mit Frederic in engere Berührung getreten wäre. Am Abend, da sich Carlotta Cardo vermählte und starb, fand Miß Pearen Gelegenheit, mit Stewart zusammenzukommen, und gab diesem, indem sie an Julia's stolzen Sinn erinnerte, den Rath, keine Zeit zu verlieren, sich dem Fräulein zu Füßen zu werfen und seine achtungsvolle Neigung gegenüber von Hume's verächtlichem Wesen geltend zu machen. Zugleich händigte sie ihm einen Brief für Julia ein, in welchem sie dieser Hume's Verheirathung mittheilte, ohne die besondern Umstände aufzuführen, welche dazu Veranlassung gegeben, und ohne beizufügen, daß die Vermählte schon todt sey. Miß Pearen hatte die Wirkung wohl berechnet, welche diese Neuigkeit auf Julia's Herz hervorbringen mußte.

Wie es so oft geschieht, man will sich am Geschicke rächen und schlägt sich selbst eine Wunde, die nur das Grab heilt. In einem Anfalle von Entrüstung gegen Frederic wurde Stewart's Bewerbung angenommen und ungesäumt auch Julia's Vermählung vollzogen.

Das erste Zeichen der schlimmen Wendung, welche Hume's Angelegenheiten genommen, gab sich durch die Rückkehr seines Briefes kund, den er unerbrochen wieder erhielt. Etwa acht Tage später empfing er die niederschmetternde

Nachricht von der geſchloſſenen Verbindung des angebeteten Weibes, und all' ſeine Hoffnungen waren auf ewig zerſtört.

Wochen ſchwanden hin, ſein Leben glich nur einem fortwährenden Traume, in den ſich die grauſamſten Betrachtungen miſchten; bald verfluchte er Julia's Hochmuth, denn er wußte nicht, wie man ihm mitgeſpielt; bald knüpfte er Vorwürfe an Carlotta's Andenken; aber ſein Herz war zu edel, als daß es ſich hätte lange einer ſolchen Empfindung hingeben können. Auf dem Grabe der Verblichenen ließ er eine einfache Marmortafel errichten und darauf die Worte ſetzen: „Carlotta Cardo, Gattin des Frederic Hume."

Eines Tags begab er ſich nach dem Friedhofe, um nachzuſehen, ob die Anordnungen zu dem einfachen Denkſtein getroffen worden ſeyen. Als er ſich darüber hinlehnte, während tauſend Gefühle in ſeinem Herzen wogten, hörte er plötzlich die Töne einer ſanften, ſchwermüthigen Muſik, und da er die Augen aufſchlug, gewahrte er Antonio Cardo, der am Eingange des Gewölbes Orgel ſpielte.

Voll tiefer Rührung lauſchte Frederic; aber als Antonio aufgehört zu ſpielen, als er den in Stein gegrabenen Namen ſeiner Schweſter geküßt, erfaßte Hume ein finſterer Groll und er ſprach mit ſtrengem Vorwurfe zu Antonio:

„Beim Himmel, unſeliger Fremdling, Sie ſind die Urſache aller unſerer Leiden, Sie haben uns Alle zu Grunde gerichtet."

Der Italiener warf ſich ſtatt aller Antwort zu Boden, und umſchlang Frederic's Füße.

„Erheben Sie ſich, mein Herr," ſprach Hume zornig; „ich liebe dieſes wilde Weſen nicht; ich liebe Nichts, was über den Horizont der Vernunft geht. Ich kenne Sie nicht, weiß Nichts von Ihrem Charakter —"

„Bei der heiligen Mutter Gottes, Sie werden mich bald kennen lernen," rief Antonio ſich ſtolz erhebend; „verſprechen Sie mir, daß Sie Sonnabend um Mitternacht hier mit mir zuſammentreffen wollen, und Sie ſollen ſehen, daß ich nicht das ſchwache Kind bin, das nur Ihre Verachtung zu verdienen ſchien, ſondern ein ſtarker Mann, der Gerechtigkeit zu üben weiß. Verſprechen Sie mir, zu kommen?"

„Welches Intereſſe können Ihre Pläne für mich haben?"

„Sie fürchten mich gewiß nicht, mein Herr. Ein Mann, der ſich wie Sie gegen Carlotta Cardo benommen hat, kann Nichts von mir zu befürchten haben. Es wird Ihnen überdieß nicht unangenehm ſeyn, Aufklärung über einige Umſtände zu erhalten, welche meine Familie, meinen Charakter und meine letzte Abweſenheit betreffen. Auch ſollen Sie Manches über Signor Romelli erfahren. Darf ich auf Sie rechnen?"

„Wohl, die Stunde ſagt mir zu, und ich komme."

„Doch ſcheinen Sie mir zu ſorglos wegen meines Entwurfes."

„Glauben Sie das nicht, ich will, wenn Sie es wünſchen, auf dieſem

Stein ſchwören, daß ich erſcheine. Haben Sie nicht Sonnabend Nacht genannt?“

„Ich wiederhole es, Sie nehmen die Sache zu leicht; doch gleichviel; ich werde bis Sonnabend Gelegenheit finden, Sie an Ihr Verſprechen zu mahnen.“

„Gut, in der Zwiſchenzeit werden Sie aber mit mir nach Hauſe kehren, junger Menſch.“

„Nein, leben Sie wohl; ich begleite Sie nicht,“ ſprach Antonio mit ernſtem Tone und entfernte ſich mit eiligen Schritten, ohne auf die Fragen zu hören, die ihm Frederic nachrief.

Am Morgen des kommenden Sonnabend empfing der Arzt ein Billet, worin er an ſeine Zuſage erinnert wurde.

Lange vor der beſtimmten Stunde ging er nach dem Kirchhofe, der ungefähr eine halbe Meile von dem Hauſe der Miſtreß Mather entfernt lag. Vor dem Gitter angelangt, hörte er zwei Piſtolenſchüſſe, die ſich in kurzen Zwiſchenräumen folgten, und als er ſich nach der Seite wandte, von wo der Ton ausgegangen war, befand er ſich am Eingange ſeines Grabgewölbes. Gott! Welches Schauſpiel bot ſich ſeinen Blicken. Signor Romelli kniete vor dem Grabſteine und Antonio Cardo hatte ihn am Halſe gepackt. Hume glaubte zu ſeinem großen Erſtaunen andere Worte unterſcheiden zu können, die man der Inſchrift beigefügt hatte. Mit der Hand, die ihm frei blieb, zeigte Antonio dem Kapitän die Worte, indeß eine düſtere Laterne, die auf dem Steine ſtand, ihr ſpärliches Licht gerade auf die Buchſtaben warf.

„Lies laut, daß es Jeder hören kann, oder Du ſtirbſt in dieſem Augenblicke,“ rief Antonio mit der fürchterlichen Stimme des Gerichts, und ſchwang einen Dolch über dem Haupte ſeines niedergeworfenen Landsmannes.

Lautlos heftete Romelli die Augen auf die Inſchrift.

„Vielleicht ſiehſt Du die Worte nicht deutlich? Es iſt Staub auf dem Steine, wir wollen ihn wegwiſchen!“ ſprach Antonio, zog ein weißes Tuch aus der Taſche, tauchte es in das Blut, welches aus der Wunde an Romelli's Halſe hervorfloß und fuhr damit über den Stein.

„Lies!“ ſchrie er noch einmal.

Todesbläſſe im Antlitz betrachtete Romelli den Stein, ohne einen Ton von ſich zu geben. In ſeinem Auge war der Entſchluß zu leſen, daß er ſterben wolle, wie der Fuchs, der in die Falle gerathen, ohne ein leiſes Aechzen von ſich zu geben.

„Nun ſo will ich für Dich leſen,“ rief Cardo: „Zum Andenken an Hugo Marli, geſtorben auf der Südſee. Jetzt Bluthund ſage, wie dieſer junge Mann umgekommen!“

Ein leiſes Stöhnen war des Italieners ganze Antwort.

„So wiſſe denn, daß ich Antonio Marli bin, der letzte meines Stammes, der Bruder des Opfers, ſein Rächer, Dein .... Fahre zur Hölle, dort wirſt Du erfahren, was ich für Dich bin.“

Als er dieſe Worte geſprochen, welche die ſteigende Wuth beinahe unverſtändlich machte, ſtieß er den Dolch dem Unglücklichen in die Bruſt, der zu ſeinen Füßen ausgeſtreckt lag.

Antonio Marli, dem wir jetzt dieſen Namen geben können, welchen er ſich auf ſo ſchreckliche Weiſe wiedererrungen, wandte ſich nun an Hume, der vergebens das Gitter des Gewölbes zu ſprengen verſucht hatte, und rief ihm mit fürchterlichem Lachen zu:

„Biſt Du da, treu Deinem Worte! Du wirſt mit den Marli im künftigen Reiche leben; tritt näher; wir erwarten Dich.“

Nach dieſen Worten änderten ſich ſeine Züge. Er öffnete die Thüre des Gewölbes und ſchleppte Romelli's Leichnam heftig zerrend nach ſich; dann kehrte er zu Hume zurück und verſuchte zu ſprechen, aber die Aufregung ließ ihn nicht zu Worte kommen. Mehr als eine Minute deutete er ſtumm auf die Leiche und ſtammelte endlich:

„Nun iſt er hinausgeſchafft; ich wollte nicht, daß ſich ſein Blut mit den Ueberreſten meiner Schweſter menge.“

„Elender Mörder,“ rief Frederic, indem er den Italiener an der Schulter faßte, „wie konnteſt Du es wagen, mich zum Zeugen einer ſolchen Scene zu machen.“

„Vielleicht blos, weil ich Werth auf Ihre Meinung lege und Ihnen zeigen wollte, wie ich Gerechtigkeit übe.“

„Vollendeter Böſewicht; aber Du ſollſt Rechenſchaft ablegen.“

„Ah!“ rief Marli, und machte ſich mit einer kräftigen Wendung von Hume los, „hören Sie mich, mein Herr, oder vielmehr mein Bruder. Beweinen Sie den Wurm, den Sie auf der Straße in den Staub getreten, aber verſchwenden Sie Ihr Mitleid nicht an die Leiche, denn ſie iſt die eines Elenden, der nie das Mitleid gekannt hat. Beklagen Sie ihn nicht aus Liebe für meine Schweſter, die Ihre Gattin geweſen iſt. Sie müſſen in der That England ſogleich verlaſſen, und um Ihnen die Güte zu vergelten, die Sie für meine Schweſter gehabt, will ich Sie begleiten, wohin Sie gehen, will Ihnen als Sklave dienen, denn ſo nur kann ich ihr Andenken ehren.“

„Wahrlich, ein trefflicher Reiſegefährte.“

„Hören Sie mich wohl; wie Waſſer und Feuer kann ich der treueſte der Diener ſeyn; aber werde ich jemals Herr, und ich werde es unfehlbar, wenn Sie meinen Antrag verwerfen, ſo bin ich nicht minder gefährlich, als dieſe beiden Elemente.“

„Wie ein Mörder gefährlich ſeyn kann, weiß ich wohl; aber Du entgehſt meinem Auge nicht, und ich bin entſchloſſen, den Friedhof nicht zu verlaſſen, ohne einen verzweifelten Verſuch zu machen, mich Deiner Perſon zu bemächtigen.“

Der Italiener ſchien einen heftigen Kampf in ſich zu kämpfen. Des Südländers glühende Eiferſucht ſtritt mit dem beſſeren Gefühle des Dankes, den

er Hume ſchuldete. Aber die Würfel waren gefallen; Romelli war ermordet, doch Julia, ſeine Tochter, die heiß geliebte lebte noch, und hatte Antonio um des Arztes willen von ſich gewieſen. Antonio hatte des Arztes Weigerung, mit ihm zu fliehen, geahnet; Julia durfte um keinen Preis eines Andern ſeyn; die Verzweiflung war eine dämoniſche Rathgeberin, die ihm ein ſchauderhaftes Zwangsmittel an die Hand gab. Hume ſollte durch eine gräßliche Perſpektive zur Flucht und Entſagung genöthigt werden.

„Ich will mich nicht dabei aufhalten," ſprach Antonio, nachdem er ſeinen Entſchluß in ſich feſtgeſtellt, „Ihnen zu beweiſen, wie leicht ich, bewaffnet wie ich bin, jedem Angriffe Trotz bieten könnte. Aber zur Sache. Sie lieben Fräulein Romelli, und ſie ſchenkt Ihnen Gegenliebe; doch ſie ſoll nie die Ihrige werden, denn ich liebe ſie ebenfalls. Ich fliehe in dieſem Augenblicke und Sie werden der Ermordung Romelli's angeklagt. Ich habe Alles ſo geordnet, daß der Verdacht nothwendig auf Sie fallen muß. Niemand, als Sie, und ein einziger Menſch, auf den ich mein ganzes Vertrauen ſetzen darf, haben mich in der Nachbarſchaft geſehen. Die That iſt mit Ihrem Dolche und Ihren Piſtolen vollbracht worden, deren ich mich, ſo wie des Gewölbeſchlüſſels, zu bemeiſtern wußte. Begreifen Sie nun, wie Sie verflochten ſind? Kaum iſt es möglich, daß Sie frei geſprochen werden. Aber es bleibt Ihnen noch die Wahl: entweder ich fliehe und laſſe Sie in England eines ehrlichen Todes ſterben, oder Sie fliehen ſogleich mit mir an einen Ort, wo wir beide in Sicherheit ſeyn werden, wo ich, um Ihnen zu vergelten, meine wilden Launen zähmen und Tag und Nacht ein treuer Freund und beſtändiger Diener bei Ihnen bleiben will. Vergeſſen Sie nicht, daß ich mein Ziel erreiche, was Sie auch wählen mögen."

„Ich habe Sie geduldig angehört und bewundere die Frechheit Ihres Planes. Sie ſind ein Sinnloſer und ich begnüge mich, Ihnen zu ſagen, daß Julia Romelli in Folge meiner Verbindung mit einer Andern ſich mit Stewart vermählt hat. Sie begreifen, mein Herr, daß ich Ihre Dienſte nicht hoch anſchlagen kann, wenn ich deſſen gedenke, was mir Ihre Familie gekoſtet hat!"

Als Marli des Fräuleins Vermählung mit einem Manne vernahm, der ihn abſcheulicher Mißhandlung im Irrenhauſe ausgeſetzt hatte, preßte ihm das doppelte Mißgeſchick einen Schrei aus. Dann zog er mit zitternder Hand, aber furchtbarem Ernſte, das blutige Taſchentuch aus der Bruſt, ſchlang es um den Hals und bot Hume das Ende davon mit den Worten:

„Julia iſt alſo für Sie verloren; das wußte ich nicht, und wie die Sachen ſtehen, freue ich mich auch nicht darüber. Faſſen Sie dieſes Taſchentuch und führen Sie mich vor die Gerichte. Bei den Seelen meiner Väter gelobe ich, daß ich Ihnen wie ein Lamm folgen werde. Sie haben nur zu viel ſchon für die Fehler der Marli gelitten. Nicht ein Haar Ihres edeln Hauptes ſoll wegen dieſes Mordes Gefahr laufen. Nicht der leiſeſte Verdacht ſoll Ihren reinen

Ruf beflecken. Hätte ſich das Geſetz Ihrer bemächtigt, ich würde Sie nicht haben ſterben laſſen, das ſchwöre ich bei meiner Seele, obgleich ich nicht wollte, daß Julia Ihre Gattin werde. Jetzt wird man Sie nicht einmal anklagen. Führen Sie mich."

„Ich kann nicht anders," ſprach Hume tief im Innerſten erſchüttert, „ich muß den Verdacht von mir entfernen, und auf den wahren Schuldigen wälzen. Gelingt es Ihnen zu entkommen, ſo werde ich mich ſo gut als möglich vertheidigen."

Antonio verſuchte nicht einmal zu entfliehen; ruhig begab er ſich mit Hume in das Dorf, lieferte ſich den Händen der Conſtables aus, bekannte ihnen ſein Verbrechen und forderte ſie auf, ihn ohne Verzug nach dem Gefängniſſe der benachbarten Stadt zu bringen.

## VI.

Marli wurde ſchuldig erklärt und zur Hinrichtung auf dem Friedhofe verurtheilt, auf dem er das Verbrechen begangen hatte. Seinem feierlichen Verſprechen gemäß beſuchte ihn Frederic einige Tage vor der Hinrichtung. Der junge Italiener ſaß in tiefe Betrachtungen verſunken auf ſeinem Lager und änderte ſeine Stellung im erſten Augenblicke nicht, da Frederic eintrat. Seine Züge waren ruhig und blaß, ſeine Haare, wie vom Winde, in Unordnung gebracht; in den Augen lag eine ſchmerzliche Unruhe. So bald Hume ſeinen Namen ausgeſprochen, erhob er ſich, trat auf ihn zu und rief mit leidenſchaftlichem Tone aus:

„Mein Bruder! mein Bruder!"

„Mein armer Antonio Marli," ſprach Hume bewegt; „ich hoffe, daß Sie Ihr Verbrechen bereuen werden."

„Warum bereuen? Hören Sie mich an. Als Sie mich das letzte Mal in meinem Gefängniſſe beſuchten, war ich nicht in der Laune in Erläuterungen einzugehen; aber jetzt ſollen Sie Romelli kennen lernen und beurtheilen, ob er ſein Loos verdient hat. Mein Vater, der, wie Sie ſchon wiſſen, Arzt im Norden von Italien geweſen iſt, kehrte eines Abends, nachdem er ſeine Kranken beſucht, bei ſtürmiſchem Wetter nach Hauſe, als er durch ein kleines Dorf wandelnd, das etwa eine Meile von unſerem Orte liegen mochte, einen Matroſen bemerkte, der an die Thüren klopfte, und um ein Nachtquartier bat, aber mit Härte abgewieſen wurde. Mein guter alter Vater dachte daran, daß ſein Sohn ſelbſt Seemann ſey und ſich einmal in demſelben Elende befinden könnte, und nahm den armen Matroſen mit ſich, reichte ihm Speiſen und trockene Kleider und ließ ihn mit uns zu Tiſche ſitzen. Der geſprächige Mann, über-

dieß noch vom Weine aufgeregt, den mein Vater durchaus nicht gespart hatte, schickte sich an, die Geschichte seines letzten Schiffbruches zu erzählen.

„Wie konnte es auch anders seyn," sprach der Matrose, „wie konnte ein solches Schiff glücklich landen. Sie werden sehen, daß das unmöglich war, denn ich will Ihnen die ganze Geschichte erzählen. Ehe wir den Hafen von Genua bei unserer letzten Reise verließen, hatte sich unser Kapitän, der ein Wittwer war, in ein Mädchen aus der Stadt verliebt. Aber es ereignete sich, daß sein Lieutenant, ein schöner junger Mann, dasselbe Mädchen liebte, welches ihm auch natürlicher Weise den Vorzug vor dem düsteren Kapitän gab und auch nicht anstand, ihm dieses zu bekennen. So bald wir auf der See waren, ließ der Kapitän keine Gelegenheit vorübergehen, seiner Laune gegen seinen Nebenbuhler Luft zu machen. Als wir eines Tages durch Windstille in der Südsee vor einer kleinen Insel festgehalten wurden, deren frisches Grün zum Landen lockte, beschloß der Kapitän, den Tag hier zuzubringen. Zum allgemeinen Erstaunen erhielt der junge Lieutenant die Erlaubniß, ihn zu begleiten, und dieser versprach sich schon einen köstlichen Spaziergang im dunkeln Gebüsche der Insel, aber der Kapitän ertheilte ihm beim Aussteigen mit strengem Tone den Befehl, das Boot bis zu seiner Rückkehr zu bewachen. Der arme Junge kannte seine Pflicht, und obgleich er die Widrigkeit einer solchen Rache empfand, schwieg er doch, kreuzte die Arme und trillerte ein Liedchen. Nachdem wir einige Stunden die Insel durchlaufen, kehrten wir zu dem Boote zurück und waren nicht wenig erstaunt, den Lieutenant nicht zu treffen. Er war jedoch nur hundert Schritte entfernt und eilte auf uns zu; aber der Kapitän befahl, vor Ungeduld zitternd, wir sollten uns sogleich einschiffen, und so schnell, als möglich vom Ufer entfernen. Der arme Junge beschwor uns vergebens, ihn nicht allein an diesem einsamen Orte zu lassen, da er aber sah, daß wir ihn nicht hörten, warf er sich in das Meer und folgte uns schwimmend. Ich darf es wohl versichern, wir ruderten sehr langsam, um ihm Zeit zu lassen, uns zu erreichen. Bald war er in unserer Nähe und faßte die Seite des Bootes. Da zog der unmenschliche Kapitän sein langes Messer aus dem Gürtel, schnitt dem Unglücklichen die Finger ab, und stieß ihn in die See. Der arme Lieutenant warf einen schmerzlichen Blick auf die Schaluppe, sank in die Tiefe und kam nicht wieder zum Vorschein. Wie konnte ein Schiff, das ein solches Ungeheuer trug, vom Himmel begünstigt werden? Wir hätten den Elenden gern über Bord geworfen. Ein Höherer übernahm die Rache. Das Schiff ging an den Küsten Siciliens in Trümmer, und ich und der Kapitän allein entkamen dem Schiffbruche. Das war ein schlechtes Betragen und ich glaube dieses Mannes Verbrechen nicht länger verschweigen zu müssen. Es war indessen doch Schade für das gute Fahrzeug la Fluta. „O Gott! habt Mitleid mit mir," rief mein Vater, als er den Namen des Schiffes hörte: „ja —

ja.... Sagt mir, wie nannte ſich der Kapitän?“ „Romelli.“ — „Und der Lieutenant?“ „Hugo Marli — das war ein braves Seemannsherz.“ „Mein Hugo, mein geliebter Sohn!“ rief mein Vater und das Haupt des Greiſes neigte ſich auf die Bruſt. Nie werde ich die ſonderbare Wirkung vergeſſen, in der der Matroſe, als er den Erfolg ſeiner Erzählung bemerkte, die Wein-Flaſche ergriff, die auf dem Tiſche ſtand, ſie auf einen Zug leerte, davon eilte, und mich, das Kind, allein ließ, um den Vater zu tröſten und aufzurichten. Wenige Tage darauf ſtarb der Greis vor Schmerz und ich blieb mit meiner Zwillingsſchweſter Carlotta. Nun dachte ich unabläſſig an Hugo, den jungen luſtigen Seemann, in den alle Mädchen verliebt waren, der Stolz ſeines Vaters, der aus fernen Ländern Geſchenke für Carlotta mitbrachte, der mich im Bache an der Leine fiſchen und auf der Rohrflöte fröhliche Weiſen ſpielen lehrte. Und Alles das war nun zu Ende, und mein Vater war vor Gram geſtorben. Der Durſt nach Rache wuchs mit mir und dehnte ſich von Tag zu Tag mehr aus. Ich fand Mittel, mich ſtets in Kenntniß von allen Schritten Romelli's zu erhalten, und als ich mit Gewißheit erfuhr, daß er ſich als Kriegsgefangener in England befinde, beſchloß ich, ihm einen Beſuch abzuſtatten. Da Sie mich zum erſten Male ſahen, war meine einzige Krankheit fieberhafte Aufregung, veranlaßt durch die Nähe meines Opfers und das Anlangen am Ziele.“

„Und nun!“ fuhr der Gefangene nach einer langen Pauſe fort; „vom ganzen Menſchengeſchlechte ſind Sie mir allein theuer, verſprechen Sie mir, mein Haupt in das Grab zu legen, und der Uebel zu gedenken, die Sie durch Carlotta und mich erlitten haben?“

„Beſinnen Sie ſich auf ein vernünftigeres Verlangen,“ antwortete Frederic, „und ich werde es gewiſſenhaft vollziehen. Sie wiſſen, daß dieſes unmöglich iſt.“

„Nein, nein,“ rief Marli ungeduldig, „Sie werden mich an der Seite meiner Schweſter in Ihrer Gruft begraben laſſen.“

„Antonio Marli, muß ich Sie an den traurigen Spruch erinnern, der gegen Sie gefällt worden iſt?“

„O! ich weiß, was Sie andeuten wollen. Ich begreife es, mein Körper wäre eine treffliche Beute für die Wundärzte. Finde ich aber in dieſer Hinſicht Mittel, dem Geſetze ſeine Wirkung zu benehmen, werden Sie mich begraben, wie ich es wünſche?“

„Sprechen wir nicht weiter hievon. Flehen Sie lieber des Himmels Barmherzigkeit an, ehe Sie ſterben müſſen.“

„Verlaſſen Sie die Frage nicht. Ich will meine Bitte in einem Brief an Sie wiederholen, den man Ihnen nach meinem Tode einhändigen wird, wenn Sie verſprechen und ſchwören wollen.... nein, nur verſprechen, darauf Rückſicht zu nehmen, denn ich kenne die ganze Zartheit Ihrer Ehre.“

„Ich muß zuerſt hören, um zu urtheilen.“

„Noch kann ich Ihnen Nichts ſagen, nur gelobe ich, daß meine Bitte einfach und leicht ausführbar ſeyn ſoll. Auch mache ich mich verbindlich, daß Sie Nichts wider die Geſetze Ihres Landes oder Ihre Vernunft Anſtoßendes enthalten wird. Geben Sie mir dieſe einzige Zuſage, und ich werde ruhig ſterben.“

„Es ſey; es ſoll geſchehen.“

„Nun leben Sie wohl bis in jene Welt. Wenn mein Herz, mein Körper, meine ganze Seele ſich vereinigen könnten, um nur eine Segnung zu bilden, ich würde Sie auf Dein Haupt, Dein Herz, auf alle Deine Handlungen herabrufen, Du mein zweiter Bruder auf Erden.“

Nachdem er ſo geſprochen, ſprang er an Frederics Hals und ſchluchzte laut, wie ein Kind, während der Arzt ſich ſo tief bewegt fühlte durch ſein eigenes Unglück und das Mitleid, welches ihm das Geſchick des Italieners einflößte, deſſen Herz mitten unter zügelloſen Leidenſchaften ſo viel edeln Sinn einſchloß, daß er heiße Thränen mit denen des Verdammten miſchte. Man glaubte zwei Söhne einer Mutter trennten ſich. Endlich entriß ſich Marli Hume's Armen, warf ſich auf ſein Lager und verhüllte ſein Haupt.

## VII.

Schon am andern Morgen benachrichtigte man Hume, der Italiener habe ſich an den Mauern ſeines Gefängniſſes den Kopf zerſchellt und ſey in der Nacht verſchieden; zugleich händigte man ihm nachfolgenden Brief ein:

„Ich verlange die Vollführung Ihres Verſprechens. Geſtern wollte ich mich nicht deutlich erklären, denn ich wußte, daß Sie es nicht an Ermahnungen fehlen laſſen würden, welche meinen Entſchluß doch nicht geändert haben könnten. Durften Sie glauben, ich würde mich willig zu einem Schauſpiele für die thörichte Menge hergeben? Da indeſſen das Geſetz und die Wundärzte ihr Recht auf meinen Leichnam verloren haben, ſo wird er ohne Zweifel anfangs unter Neſſeln, in ungeheiligtem Boden, in ehrfurchtsvoller Entfernung von allen chriſtlichen Gebeinen eingeſcharrt werden. Ich komme nun an meine Bitte und Ihr Verſprechen. Ich flehe Sie an, meinen Körper in der Nacht ausgraben, in Ihr Grabgewölbe bringen und neben Carlotta Marli's ſchönen Körper legen zu laſſen. Ich glaube nicht, daß dieſes den Geſetzen Ihres Landes widerſpricht. Ueberdieß können Sie meine Bitte ganz in Geheim ausführen. Dann werde ich im Frieden an der Seite des Weſens ruhen, das meine Seele liebte, und wir werden zuſammen am letzten Tage auferſtehen. Gottes Segen wird Sie alle Zeit begleiten.

Leben Sie wohl, mein Bruder.

Antonio Marli.“

Ohne Säumen unterzog ſich Hume den Bitten des Briefes. Im Dorfe Holydean verſchaffte er ſich ſechs Männer, auf deren Verſchwiegenheit er bauen konnte; drei beauftragte er, Marli's Leichnam auszugraben, während die drei Andern ein neues Grab im Gewölbe der Miſtreß Mather, ſo nahe als möglich an Carlottens Ruheſtätte, bereiteten. Die undurchdringliche Dunkelheit dieſer Nacht ſchien wie für das Werk der Finſterniß geſchaffen...

Julia Romelli erfuhr zu ſpät, wie man ſie getäuſcht hatte; aber für ihre gegenſeitige Ruhe hielt ſie es für beſſer, Hume nie mehr zu ſehen und jede Erklärung zu vermeiden. Frederic glaubte mit eben ſo viel Klugheit zu Werk gehen zu müſſen. War Julia aber auch einer ſolchen Verläugnung im Aeußern fähig, ſo litt ſie doch nicht minder im Innern. Der tragiſche Tod ihres Vaters war noch eine grauſame Zugabe zu ihren Leiden, welche den höchſten Grad durch die unmenſchliche Behandlung erreichten, die ſie von Seiten eines Gatten zu erdulden hatte, der klar einſehen mußte, daß ſie ihn nie geliebt. Der Verluſt ihres älteſten Sohnes, der in einem Brunnen durch die Nachläßigkeit des Wärters ertrank, führte eine ſchauderhafte Cataſtrophe herbei; die arme Julia verlor den Verſtand, und alle Nächte ſah man ſie am Rande des Brunnens ſitzen und die Vorübergehenden einladen, ſie möchten den ſchönen kleinen Knaben ſehen, der auf dem Waſſer ſchwimme. Ihr Wahnſinn nahm mehr und mehr einen heftigen Charakter an, und nach mehren Jahren des unſeligſten Daſeyns ſtarb ſie in derſelben Zelle, in der man Antonio eingeſchloſſen hatte.

Wenige Tage nach der zweiten Beerdigung des Antonio Marli begab ſich Frederic nach London. Hier ſah er den großen Admiral Nelſon; beim Anblick des berühmten Mannes ſchlug ſein Herz höher. Das Leben hatte keinen Werth mehr für ihn; es dem Vaterlande zu opfern, däuchte ihm edler, als es in ſelbſtſüchtigem Kummer zu verzehren. Er entſagte ſeinem friedlichen Berufe und trat bei der Marine ein. In der erſten Schlacht empfing er mit Freuden den Tod und des Oceans tiefes Gewäſſer diente ihm zum Grabe.

# Leipziger Messleben.

## Humoristisches Genrebild, mit Bezug auf die jüngste Ostermesse.

Es gibt im Leipziger Jahr hauptsächlich zwei Zeiten, wo die Conversation ungemein erleichtert wird. Man kann da mit einem steinfremden Menschen das interessanteste Gespräch anknüpfen, ohne das Wetter zu Hülfe zu rufen; man braucht bloß zu fragen: Wie geht die Messe? Ist die Messe gut? Wie Viele haben fallirt? Man versteht sich, man wird vertrauter; die Bekanntschaft ist gemacht. Diese beiden glücklichen Zeitabschnitte ereignen sich unmittelbar nach Ostern und Michael, und heißen daher, wie recht und billig, die Oster- und Michaelismesse, männiglich bekannt den handeltreibenden Völkern. Es gibt zwar noch eine dritte Messe, die zu Neujahr — die Leipziger sind nämlich so durch und durch Handelsleute, daß sie gleich den lieben Neuenjahrstag zu handeln und wandeln anfangen — aber dem kaftanreichen Orient ist's da zu kalt und der Occident bleibt auch zu Hause, so daß aus der kalten Neujahrmesse in der Regel ein bloßer Neujahrmarkt wird.

Leipzig ist, wer es nicht wissen sollte, nächst Meßstadt auch Universitätsstadt. Aber die eine macht der andern Platz, und bevor noch das Donnergepolter des Budenbaues anhebt in den Straßen von Leipzig, sieht man sie hinausziehen durch alle fünf äußeren Thore die theuern Musen, wie ihre einstigen Collegen aus dem Carolinum zu Prag. Ein langes Halbjahr über haben sie sich vollgesogen an den Brüsten der Alma mater und wandern nun dahin mit gelehrten Köpfen und geleerten Beuteln, aber immer frohen Herzen, um sich bei den Fleischtöpfen Aegyptens am heimathlichen Heerde von den Strapazen des Sommer- und Winterfeldzugs zu erholen.

Sind die Musen fort, so vernimmt man alsbald vom Roßplatze her ein seltsames, wildfremdes, afrikanisches und asiatisches Schnurren, Pfeifen, Brummen, Brüllen und Miauen. Leipzigs hoffnungsvolle Jugend, halb bar-

füßig, halb barhäuptig, ſteht mit hohen Augenbrauen erwartungsvoll um die geheimnißvolle Bude, welche ſo eben mit impoſanten Leinwandgemälden auswendig decorirt wird, wodurch das Publikum nur eine ſchwache Ahnung von den Herrlichkeiten im Innern erhalten ſoll. Die Phantaſie kann ſich hier in wunderbaren Gefilden ergehen. An van Akens Thierbude ſteht ein Wachs-Figuren-Cabinet, wo Fualdes noch immer abgeſchlachtet wird, und gleich daneben ſteht der feinnaſige Polizeiminiſter Fouché, der nicht das Geringſte von der Geſchichte merkt. Maria Stuart erfreut ſich noch ihres ſchönen Kopfes, während Peter der Große mit höchſteigener Hand einen Strelitzen um einen Kopf kürzer macht. — In der Bude daneben iſt in myſtiſchem Dämmerlichte ein Menſch zu ſchauen, von Oben bis Unten behaart, der tauſend Meilen hinter Batavia her iſt. Die Himmel mag wiſſen, wie weit Batavia vom Roßplatze entfernt iſt, aber noch tauſend Meilen hinter Batavia, das ſchlägt die kühnſte Leipziger Phantaſie zu Boden. Vor einigen Jahren ward auch ein ſolcher Biedermann gezeigt auf dem Roßplatze zu Leipzig. Das Land, wo er her war, ſtand noch in keiner Geographie, ebenfalls rauh und behaart, von Profeſſion ein Menſchenfreſſer, durch viele Mühe gezähmt, damit er die ehrſamen Leipziger nicht anfreſſe. Er lag zuſammengekauert in einem finſtern Winkel, weil der Beſitzer fürchtete, daß im hellen Lichte die angeborene Wildheit ausbrechen möchte. Er ſtand in Kunſt und Wiſſenſchaft noch tief unter dem Peſcheräh, welcher wenigſtens bis neun zählen kann. Unſer Waldmenſch zählte aber gar nicht, ſprach auch nicht und brummte nur, halb Bär, halb Faulthier. Ueber ſolche erſtaunliche Geiſtesbankerottheit eines Ebenbildes Gottes gerieth ſelbſt die Leipziger Polizei in gerechtes Erſtaunen und ſtellte ihre phyſikaliſchen Beobachtungen an. Da ergab ſich's zur Ehre der Menſchheit, daß Freund Faulthier-Bär von der Natur keineswegs ſo verwahrlost, ſondern weit geſcheider ſey, als es den Anſchein hatte. Man ſchälte ihn, waſchen mußte er ſich ſelber, und ſo kam zur Freude aller Humaniſten ein Leipziger Landsmann aus der Sandgaſſe zum Vorſchein. Es ergibt ſich aus dieſem Factum die Lehre, daß man in der Welt nicht überall durch Dummheit, ſey ſie noch ſo handgreiflich, fortkommt. Der enthüllte Sandgäßler wandelte aber aus einer Dunkelheit in die andere: aus dem finſtern Winkel ſeines Principals in's Stockhaus. Am Meiſten betrauerte die Metamorphoſe ein ſtockgelehrter Profeſſor, welcher über das ſeltſame Phänomen der Naturgeſchichte eine tiefdurchdachte Diſſertation im fließendſten Latein geſchrieben hatte, die eben zur Druckerei ſollte, als die Polizei die Entpuppung bewirkte. In der Diſſertation war das Vaterland, Stammvolk und ſelbſt die Horde, welcher unſer Sandgäßler angehörte, und die im hohen Aſien ihren Wohnſitz aufgeſchlagen, auf das Glänzendſte und Unwiderſtreitbarſte dargethan und bewieſen.

Die übrigen Hauptingredienzen des Roßplatzes ſind Kunſtreiter, Herkuleſſe, Affen, Guckkaſten und Waffelkuchen. Die Bratwurſtbuden dienen als privilegirte

Räucherkerzen; sie verleihen der Roßplatz-Atmosphäre jenen unaussprechlichen Odeur, der für den geprüften und erfahrenen Geruchssinn der Leipziger Ouvriers von so zauberhafter Wirkung ist. Mit Lust ergeht sich der Leipziger Vorstädter, der Proletarier, in diesem mit obrigkeitlicher Bewilligung erlaubten Dufte. Dazu Musik an allen Orten, Gedränge, Staub, Würfelspiel und Kartenlust u. s. w.

Das ist die Physiognomie des Leipziger Roßplatzes, der im Meßleben eine bedeutende Rolle spielt und der noch weit reichhaltiger an Romantik seyn würde, hätte die Polizei nicht jeder Romantik, welche der guten Ordnung zuwiderläuft, den Tod geschworen.

Die Leipziger Messe währt jedesmal drei Wochen; jede dieser Wochen hat ihren besonderen Namen. Die erste heißt die Böttcher-, die zweite die Meß- und die dritte die Zahlwoche. Inmitten dieser glückseligen 21 Tage erheben sich aber zwei hochwichtige, die wie Leuchtthürme, wie Centralsonnen das ganze Meßleben erhellen. Das sind die beiden Meßsonntage, das A und das O der eigentlichen Meßwoche. Wenn an diesen zwei Tagen der Himmel nicht expres mit Hagel und Schloßen drein schlägt, bleibt Niemand zu Hause, dem einigermaßen ein fühlend Herz im Busen schlägt. Da wandelt der Orient und der Occident friedlich neben einander auf der Promenade. Da gibt es nur Ein Deutschland, nur Ein Europa. Der Strom, der in der Nähe der Stadt nicht Platz hat, tritt zunächst in die verschiedenen Abzugs-Kanäle: die öffentlichen Wirthschaften. Sind diese voll und überfüllt, wogt ein Theil des Menschenmeers den Rosenthalgang entlang. Hier haben ein Paar geübte Fischer, mit Namen Kyutschi und Clermont, beides Restaurateure, ihre lockenden Netze gestellt. Zu Hundert läßt sich das leichtsinnige Volk einfangen und den Magen erkälten durch die lieblichen süßen Eissorten. Bald zwängt und preßt sich auch hier Alles in einem bunten Chaos durcheinander. Weder für Geld noch gute Worte ist eine Labung zu bekommen. Ein elender Stuhl gilt ein Königreich. Herr Kyutschi gleicht einem großen Häringsfänger. So groß und weit er auch die Netze gestellt und erweitert, sie fassen die Völkerwanderung nicht, und drüben im Rosenthalgange zieht es noch zu Tausenden gen Gohlis. Eine ähnliche Ausströmung findet nach der Gegend der Kuchengärten statt. Robert der Teufel, der halb Sieben beginnt, bewirkt keine bemerkbare Abnahme in der Menschheit, und erst später gegen Abend kann man bei einem Glase Grog dem Gabrielen- und Iriswalzer mit gebührender Andacht zuhören, ohne Gefahr zu laufen, alle Augenblicke gestoßen, gedrängt, gedrückt und getreten zu werden.

Voll der genossenen Herrlichkeiten, nichts desto weniger leer im Magen — denn das ewige Drängen und Treiben hat die Verdauung fühlbar erleichtert — steuert in des Abends Kühle, wenn sich Stadt und Land in magische Dämmerung kleiden, der Fashionable, vermöge eines angeborenen Instinkts

nach den Sälen des Hotel de Pologne. Verſäumt er nur eine Viertelſtunde den glücklichen Moment, ſo geht des Tages Luſt und Plack von Neuem an. Wie groß auch die Räume, wie unzählig die Tiſche und Gedecke, Alles iſt in wenig Augenblicken beſetzt und belegt. Wer Geduld hat, und dieſe Cardinalstugend mangelt keinem Deutſchen, bekommt endlich auch ſeinen Platz im Himmelreiche, und endlich auch zu eſſen und endlich zu trinken. Nun iſt man allerdings ein gemachter und überdieß ein geſetzter Mann. Ueber das Glück, nach ſo manchem Drangſal ganzarmig und ganzbeinig einrangirt zu ſeyn in die Reihen der Sitzenden und Eſſenden, und außerdem mit geſundem Appetite ausgeſtattet, unterwirft man die vorgeſetzte Koſt keiner ſtrengen Critik; man denkt, es iſt einmal Meſſe, die Menge iſt groß, da geht es ſo genau nicht ab. Unter dieſen Entſchuldigungen, die unſer billig denkendes Gemüth Herrn Puſch, dem Beſitzer des Hotel de Pologne, im Stillen zu Gute kommen läßt, unterlaſſen wir nicht, auch der Flaſche zuzuſprechen, deren elegante Etiquette die appetitlichſten Verheißungen macht. Wir koſten und koſten, und kommen bald mit uns über den einfachen Satz in's Klare, daß der Wein nichts tauge. Man beſtellt eine andere Sorte; daſſelbe traurige und ſaurige Reſultat. Der Wein hat uns angeſteckt, wir werden deſperat, und um nur wieder die heitere Laune zu erhalten, wird zum letzten Mittel, zum ſorgenbrechenden Champagner, die Zuflucht genommen. Man findet Freunde und Bekannte, und ein fröhlicher Abend beſchließt den fröhlichen Tag.

Die lebhafteſte der drei Wochen iſt die mittelſte, wo beſonders der Kleinhandel blüht, während die großen Meßgeſchäfte bereits in der Böttcherwoche und viele andere noch früher abgeſchloſſen werden. In der Zahlwoche wird es ſtiller und der Donnerſtag dieſer Woche iſt für Manchen der bedenklichſte Tag im ganzen Jahre; denn an ihm ſind in der Regel alle auf die ganze Meſſe ausgeſtellten Wechſel abgelaufen und manches bedeutende Haus iſt an dieſem Tage zuſammengeſtürzt. Faſt keine Meſſe vergeht ohne einige Falliments, und mancher Ruinirte denkt an den verhängnißvollen Donnerſtag der Zahlwoche nur mit Grauſen zurück. Doch dergleichen Schattenpunkte gehören nicht in unſer heiteres Gemälde der Leipziger Meſſe, und wir fahren in unſerer Beſchreibung fort, indem wir uns in dem folgenden Abſchnitte auf die jüngſt verfloſſene Oſtermeſſe von 1836 beſchränken.

---

Es gab eine Zeit, wenn man da einen Leipziger ärgern wollte, brauchte man nur vom preußiſchen Zollverband anzufangen, ſo eingenommen war man gegen das Inſtitut. Ja, ſelbſt als der Nutzen dieſer Vereinigung für Sachſen von den Einſichtsvollern faſt außer Zweifel geſetzt war, gab es der Kleingläubigen und Mißtrauiſchen die Menge. Jetzt ſieht die Sache anders aus. Seit jener Verein in's Leben getreten, hat ſich die Stadt ſo gehoben, daß an achtzig

neue Häuſer im Entſtehen ſind. Dieſes ſichtbare Emporblühen würde nun an ſich ſchon einen thatſächlichen Beweis zu Gunſten des Vereins abgeben, aber ich kann mit einem noch weit ſchlagenderen Beweiſe zu Hülfe kommen. Wenn man vor dem Zollanſchluſſe zehn Leipziger nach dem Reſultate der Meſſe fragte, ſo waren ſicher neun damit unzufrieden und brummten über ſchlechte Zeiten und nur Einer fand es halbwegs erträglich. Das ging Jahr aus Jahr ein ſo fort, man mochte conſuliren, wen man wollte, und war es auch noch ſo nobel hergegangen. Die Leipziger befolgten hierin das Syſtem der ſächſiſchen Landleute, da mag das Jahr noch ſo fruchtbar und geſegnet geweſen ſeyn, man wird ſie immer unzufrieden mit dem Ertrage finden. Aber die Zeiten ändern ſich und auch die Leipziger, und ich glaube, daß hievon der Zollverband die nächſte Urſache iſt; denn als ich in vergangener Oſtermeſſe wieder meine Decemvirn frug, ſo fanden zwei die Meſſe gut, drei leidlich, einer „ſo ſo“, drei zuckten die Achſeln und einer ſagte: hm! hm!... Ich erwiderte, nun da ſieht man die Folgen des Zollverbandes, von dem man einſt nichts wiſſen wollte. Ein Paar gaben mir Recht, die Andern wollten den Grund in der Eiſenbahn finden, obſchon es noch mehrer Jahre bedarf, bevor nur die nach Dresden zu Stande kommt.

Apropos Eiſenbahn! Da hab' ich dieſe Meſſe einige verzweifelt nachdenkliche Geſichter geſchaut, welche bedeutenden Actien-Inhabern zur Leipzig-Dresdner Bahn angehörten. Die Eiſenbahn-Direction iſt nämlich jetzt erſt in den Tempel der Gewißheit, in die wundervollen Hallen der Klarheit und der Wahrheit eingetreten,

wo ſie es fühlte klar im Innern werden,
daß viel Geld braucht 'ne Eiſenbahn auf Erden.

Jene unerſchütterliche Wahrheit, jene felſenfeſte Gewißheit aber, welche ſich der Leipzig-Dresdner Eiſenbahn-Direction ſo unumwunden herausgeſtellt hat, beſteht in der Hauptſache darin, daß das Actiencapital von 2 Millionen Thalern nicht zureicht. Man hat daher eine Generalverſammlung der Actionäre ausgeſchrieben, wo dieſer ſeltſame Punkt zur Sprache kommen ſoll. Aber ſonderbar, je theurer die Eiſenbahn zu werden verſpricht, um ſo wohlfeiler werden die Actien. Es war, als habe der Blitz hineingeſchlagen, ſie fielen mit einem Male um zehn Prozent, von 136 auf 126. Der Bau der Bahn währt indeß ununterbrochen fort. Zwiſchen Leipzig und Wurzen arbeiten mehre hundert Mann, und die Eiſenbahnbrücke bei Wurzen wächst immer höher aus den Wellen der Mulde hervor. Bis Februar 1837 hofft man die Tour bis zu genannter Stadt, ungefähr ſechs Stunden von Leipzig, fahrbar zu machen. In mehren Waldungen des Leipziger Kreiſes hörte man das ganze Frühjahr über häufige Axtſchläge und donnerndes Zuſammenbrechen alter grauer Eichen. Es war wie in den Zeiten des Bonifacius, welcher es ebenfalls auf die heiligen Eichen Germaniens abgeſehen hatte, nicht ſowohl zu

Gunsten einer Eisenbahn, als einer Bahn in den Schoos der allein seligmachenden Kirche. Am meisten Arbeit und Geld hat bis jetzt der hohe Dammbau gekostet, vermittelst dessen die Bahn das Muldenthal durchschneidet. Das Maximum des Anschlags zu diesem Damm belief sich auf vierzigtausend Thaler; wie verlautet, sollen aber einhundert achtzigtausend erforderlich seyn. Ueber den Lauf der Bahn ist man jetzt erst zur Gewißheit gekommen. Er geht bei Strehla, einem Städtchen unfern der preußischen Gränze, über die Elbe, nimmt von da seine Richtung direct gen Dresden und mündet in der Neustadt.

Es gibt in Sachsen drei Fakultäten, welche eher an einen Einfall des Himmels, an eine Seligsprechung des Teufels, an die Menschenfreundlichkeit einer ungezähmten Hyäne, an einen Rückgang der Sonne glauben, als an eine Eisenbahn zwischen Dresden und Leipzig. Mögen auch täglich Hunderte von Arbeitern vor ihnen an der Bahn beschäftigt seyn — sie glauben's nicht; mag die Bahn täglich größer wachsen — sie glauben's nicht; mag Regierung, Landtag, Volk das regste Interesse, die thätigste Unterstützung dem großartigen Unternehmen angedeihen lassen, was hilft das Alles — sie glauben's nicht, nämlich, daß aus der Eisenfahrt Etwas werde. Welche Ruhe, Zufriedenheit, Seligkeit ein ächter kräftiger Glaube auf das abgehärtetste Gemüth auszuüben im Stande ist, kann man bei diesen drei Fakultäten, den Dresdner-Leipziger Lohnkutschern, den Gastwirthen der Dresdner-Leipziger Straße und einem Theil der Postofficianten wahrnehmen. Ein solch' felsenfester Glaube ist noch gar nicht da gewesen. Hinter diesem Glauben steckt aber geheimer Ingrimm, und so bald die Leipzig-Dresdner Eisenbahn eine Wahrheit seyn wird, werden wir die gläubigen Schaaren wie der böse Feind fluchen und räsonniren hören.

Mein Erstes war, als ich vergangene Ostermesse Leipzig besuchte, mir die neue Buchhändlerbörse in Augenschein zu nehmen, die vor einigen Tagen erst war eingeweiht worden. Man unterhielt sich noch hier und da über die Reden, welche bei dieser Gelegenheit gehalten worden waren, und pries besonders den Vortrag des sächsischen Regierungs-Commissärs von Falkenstein, eines Mannes, der sich als Mensch, Geschäftsmann und Gelehrter der allgemeinen Hochachtung und Liebe erfreut.

Bei dem Anblicke eines neuen Gebäudes steigen mir aber jedesmal sonderbare Gedanken und Fragen auf, und so frug ich mich beim Anschauen dieses Börsengebäudes, dem geistigen Centralpunkte des deutschen Buchhandels: Werden diese geschmackvollen, den Anforderungen der neuern Zeit entsprechenden Hallen und Wände, bevor sie altergrau geworden, von einem allgemeinen deutschen Radikalgesetze gegen Nachdruck und Sicherstellung geistigen Eigenthums zu sprechen haben? Werden sie zu erzählen haben von einer freisinnigen deutschen Gesetzgebung, welche die Preßfreiheit einführt im

deutſchen Land? Wie lange werden ſie noch Klagen vernehmen müſſen über Diebſtahl und beengende Cenſur?

Ein Sprichwort behauptet, wo dem lieben Gott ein neu Haus erbaut werde, da baue der Teufel gleich ein Weinhaus daneben. So hat ſich neben der neuen Buchhändlerbörſe auch ſchon ein Weinſchank etablirt, den die Leipziger die „rheinbairiſche Weinhandlung“ nennen. Ich will nun die Buchhändlerbörſe kein Gotteshaus nennen und kann darum den jungen Rheinbaier auch für keinen Emiſſär des Schwarzen halten. Im Gegentheil lobt man an ihm, daß er nur reinen Wein einſchenke und zwar in Schoppen und halben Schoppen, welches die Leipziger ſehr amuſirt, die zeither gewohnt waren, den Wein aus Römern zu trinken. Anſtatt auf Polſter oder Rohrſtühlen wie im übrigen Leipzig ſitzt man beim Rheinbaier auf Strohſtühlen. Da kann nun weder das junge noch das alte Leipzig der himmliſchen Verſuchung widerſtehen, den Wein einmal anſtatt aus Gläſern, welche Römer heißen, aus Gläſern zu trinken, mit Namen Schoppen, und anſtatt auf weichen Polſterſtühlen auf einfachen Strohſtühlen ſich niederzulaſſen. So ſind ſie. In einem kleinen deutſchen Fürſtenthum wäre bald einmal eine Revolution ausgebrochen, weil das Volk die Bier- und die Fleiſchſteuer nicht leiden wollte. Die Regierung willfahrte, hob dieſe beiden Abgaben auf und führte dafür eine Hopfen- und Schlachtſteuer ein. Die Demagogen waren durch ſolche zeitgemäße Conceſſionen entwaffnet, das Volk mochte jetzt von Revolution nichts mehr wiſſen, und die Eintracht zwiſchen ihm und der Regierung iſt ſeit jenen volksſouveränen Dekreten nie wieder getrübt worden.

Die deutſchen Buchhändler, um vor der Hand factiſch darzuthun, daß ſich der deutſche Buchhandel trotz Nachdruck, Cenſur und Pfennigencyclopädien den Appetit noch nicht verdorben, gaben ein ſplendides Gaſtmahl. Der Hotelier, ein Mann von doppelter Delikateſſe, hatte dießmal die Krebsſuppe vom Speiſezettel geſtrichen. Um ferner zu beweiſen, der deutſche Buchhandel ſtehe noch auf guten Füßen, veranſtalteten ſie einen Ball im Hotel de Pologne, wo à la Strauß und Lanner getanzt wurde bis zum lichten Morgen.

Als ich Herloßſohn beſuchte, den Redakteur des Kometen, erhielt ich von Neuem Gelegenheit, dieſem Manne meine ungetheilte Bewunderung angedeihen zu laſſen. Trotz ſeiner beſchränkten Zeit hörte er eben wieder mit Engelsgeduld zu, wie ihm ein junger, ungedruckter Poet aus den dickheftigen Erſtlingen ſeiner Muſe vorlas. Er duldete wie ein Tantal, aber klagte nicht. Um ſeinen Mund ſpielte ein Lächeln, aber es war das Lächeln der unſterblichen Verzweiflung. Sein halb gebrochener Blick fiel auf mich, flehend und ſeelenzerreißend. Der Menſchheit ganzer Jammer ſprach daraus. Ich verſtand ihn und machte der Vorleſung ein Ende. Wenn der hoffnungsvolle Poet mich Störefried mit ſeinem mordfunkelnden Blicke hätte erſtechen können, ſo hätte er es auf jeden Fall gethan. Jetzt blieb ihm nichts übrig, als ſein Trauerſpiel

zuſammen zu rollen und, die baldige Fortſetzung verheißend, ſich zu empfehlen. Herloßſohn verdient als talentvoller Novelliſt gewiß alle Anerkennung, aber in der Geduld, mit welcher er unbekannten Genies, die ihn ſchaarenweiſe überlaufen, ſein Ohr verleiht, verdient er Bewunderung. Wir Deutſche leiſten gewiß Etwas in der Geduld, das müſſen uns unſere Feinde laſſen, aber bei Herloßſohn können wir in die Schule gehen, wenn wir einen deutlichen Begriff von deutſcher Geduld erhalten wollen. Seine angeborene Herzensgüte ſchlägt Niemanden gern einen Gefallen ab, wenn ſich's einigermaßen thun läßt. So wird der Herausgeber des Kometen und Damenlexikons zur leibhaftigen Wetterſtange, in die eine Menge leipziger und ſächſiſcher Tragödien, Operntexte, hiſtoriſche Romane, Heldengedichte und Lieder unmittelbar nach der Geburt zuerſt einſchlagen. Aber nicht genug, daß man ihn mit Vorleſen auf die Folter ſpannt, Viele betrachten ihn als einen General-Verſorgungs-Commiſſarius. Den Operndichtern ſoll er Compoſiteure verſchaffen, den Romantikern Verlegern, den Tragödien Theaterdirectionen und den Lyrikern die Spalten des Cometen einräumen. Ich habe ihn oft ob ſolcher ſchändlichen Zumuthungen das Blaue vom Himmel herab fluchen hören; aber was hilft das, er iſt einmal jenen finſtern Mächten verfallen und ich ſehe keine Rettung für den Unglücklichen.

Den Dr. Kühne, welcher jetzt die Zeitung für die elegante Welt mit Umſicht und Geſchmack redigirt, fand ich recht leidend. Das kalte Fieber hatte ihn gepackt, welches den Nichtleipziger beſonders hart mitnimmt. Es iſt dieß eine ſchändliche Krankheit, und wenn ich nicht wüßte, daß das kalte Fieber älter wäre als das Juſte Milieu, ſo würde ich unbezweifelt glauben, ſie ſey von ihm erfunden. Den einen Tag iſt man ganz wohl, man möchte Berge umreißen, wenn dieſer Artikel in der Leipziger Geographie zu finden wäre; nach wenig Stunden wieder iſt Einem zu Muthe, daß man ganz ernſtlich über ſeinen letzten Willen nachzudenken anfängt. Und dieſe Krankheit gehört in Leipzig wegen der feuchten und ſumpfigen Umgebung zum guten Ton, denn die Leute von gutem Ton bekommen ſie eben ſo gut wie die von ſchlechtem, und daß ſie die elegante Welt nicht ausſchließt, ſieht man an dem Redakteur, der dermalen an dem verwünſchten Wechſelfieber zu laboriren hat.

Ernſt Ortlepp iſt noch immer der alte Miſanthrop. Er hat ſchon ſeit Jahren den frohen Muth verloren, und anſtatt der einſtigen begeiſterten Geſänge für Polen und Freiheit tönen jetzt nur Klagen von ſeinen Lippen. Das Leben macht ihm Kummer und nun heißt gar ſein jüngſter Verleger Kummer, bei dem in Kurzem ein Roman von Ortlepp erſcheint; wie kann da was Freudiges zum Vorſchein kommen. Bei demſelben Verleger wird ein Roman von einem andern Leipziger Belletriſten, Herrn Auguſt Bürck, gedruckt, deſſen vor zwei Jahren erſchienener Heinrich von Oſterdingen große Hoffnung erweckte.

Das Literaturblatt des Planeten, eines ſchöngeiſtigen Journals, das bei C. H. F. Hartmann erſcheint und ſich in jüngſter Zeit ſowohl durch manchen gediegenen Aufſatz als zeitgemäße Mannigfaltigkeit auszeichnet — Leopold Schefer iſt ein fleißiger Mitarbeiter — ſteht ſeit Kurzem unter der Redaktion des geiſt- und talentvollen Julius Seidlitz, eines geborenen Pragers, welcher in mehren trefflich geſchriebenen Aufſätzen den Ludwig Börne ſo kräftig und würdig in Schutz nimmt gegen die plumpen und gemeinen Angriffe gewiſſer Blätter, daß er einer der glücklichſten Vertheidiger dieſes ſo ſehr verkannten und ungerecht angegriffenen Mannes genannt werden muß.

In dem Schweizerhüttchen des Roſenthals traf ich unerwarteter Weiſe mit Heinrich Laube zuſammen, einem der Coryphäen jenes übel angeſchriebenen jungen Deutſchlands, welcher von Berlin her auf einige Tage die Meſſe beſuchte. Er hatte ſich in den zwei Jahren, daß ich ihn nicht geſehen, im Aeußern faſt gar nicht verändert. Noch immer die nettgezeichnete Figur in Kleidung, Haltung und Manieren, wie wir ſie aus dem jungen Europa und den Reiſenovellen kennen. — Die Wolken, die ſich über der bekannten jungen literariſchen Schule, der zum Theil auch Laube angehört, zuſammengezogen hatten, ſcheinen ſich wieder zertheilen zu wollen. Hoffentlich, daß die jungen Feuergeiſter nicht von Neuem ſie heraufbeſchwören. Wie verlautet, will ſich der Weiberfeind Carl Gutzkow in Frankfurt am Main verheirathen. Nun, wenn das junge Deutſchland in den Stand der Ehe tritt, widerlegt es ja factiſch ſeine eigene Doctrin. Kinder werden dann nicht ausbleiben; wenn aber dieſe einmal da ſind und heraufwachſen, ſo iſt's mit dem jungen Deutſchland rein aus; es iſt Papa geworden und gehört zum Alten.

Unter den Berliner literariſchen Gäſten befand ſich auch A. Glaßbrenner, der durch ſein originelles, mit ergötzlicher Laune geſchriebenes: „Berlin, wie es ißt und trinkt," manche deutſche Lachmuskel in convulſiviſche Bewegung geſetzt hat. Allerdings ſtreifen dieſe Witze zuweilen an's Triviale, aber bei einer getreuen Charakteriſtik der gemeinen Berliner Volksklaſſen iſt dieß auch ſehr ſchwer zu vermeiden.

Von Dresden war anweſend der bekannte Carrikaturenzeichner und Dichter Burmeiſter-Lyſer als glücklicher Bräutigam der Dichterin Carolina Leonhardt. Es iſt richtig, mit dem jungen Deutſchland geht's ſichtbar zu Ende. Iſt der Lyſer nicht auch ſo ein Stückchen davon? Wenigſtens iſt's ein ſtarker Heinianer und überdieß mit Heine perſönlich liirt.

So vereinigt ein ſchöner Meßnachmittag im Schweizerhäuschen des Roſenthals in der Regel eine halbe Mandel der bekannteren ſchönen Geiſter Deutſchlands, welche mit Luſt und Behagen im Leipziger Buchhändler-Meere umherſchwimmen und dieſen oder jenen fetten Karpfen harpuniren oder von dieſem oder jenem ſich harpuniren laſſen. Alles ſchaart ſich dann gewöhnlich um Freund Herloßſohn, der ſelten im Roſenthale ſein Glas Grog verzehrt,

ohne von einem Stabe von Autoren, Bühnenkünstlern und andern Biedermännern umringt zu seyn.

Das Theater, das A und das O der meisten jetzigen Correspondenzartikel, darf ich doch nicht ganz unerwähnt lassen. Doch halt' ich mich so kurz als möglich und bemerke nur, daß das Repertoir ziemlich gewählt war und daß das talentvolle Haizinger'sche Ehepaar in vielen Vorstellungen mit großem Beifall gastirte.

Ein Zögling des hiesigen Theaters, Fräulein Gerhardt, ein ächtes Leipziger Kind, das zeither beim Königstädter Theater in Berlin engagirt war, wird wieder nach Leipzig zurückkehren, aber nicht als Künstlerin, sondern als die Ehefrau eines Dr. Juris. Die Leipziger Bühne ist ein wahrer Ehe-Prokurator. Fräulein Gerhardt ist nicht die erste Künstlerin des Leipziger Theaters, welche sich in Leipzig vortheilhaft verheirathet.

Noch weit besuchter als Thaliens Tempel waren aber die verschiedenen Kapellen und Betstübchen, wo baierisches Bier geschenkt ward. Dieser Artikel war wiederum einer der gesuchtesten in der Messe. Wenn der baierische Einfluß in Griechenland eben so beliebt ist, wie in Leipzig, können sich Baiern und Griechen gratuliren. Mancher Leipziger Bierwirth ist dadurch zum wohlhabenden Manne geworden. Die Leipziger Brauverständigen haben sich nun seit Jahren den Kopf zerbrochen, ob es dem sächsischen Verstande nicht möglich seyn sollte, ein gleiches Getränk zu Stande zu bringen, wie dieses beliebte Baierbier. Nach langem Sinnen und Simuliren ist endlich in Lützschäna, einem Rittergutsorte zwei Stunden von Leipzig, das neue Glaubenslicht aufgegangen. Der dasige Brauer hat wirklich den Stein der Weisen gefunden und die Quadratur des Zirkels ausgerechnet — er braut bairisches Bier. Kaum erscholl die Entdeckung des neuen Christoforo Colombo nach Leipzig, als die Kreuzzüge des neunzehnten Jahrhunderts ihren Anfang nahmen. Wie ein wunderthätiges Marienbild zog der neu entdeckte Quell die Seligkeitdürstenden zu Hunderten herbei. Der Erfinder wußte aber auch die Leipziger von der richtigen Seite zu packen. Er nannte sein Getränk Patriotenbier. Wenn aber vom Patriotismus die Rede, ist's mit dem Leipziger nicht auszuhalten. Es ist wahr, der Lützschäner Columbus verkauft sein Bier nicht billiger, als die städtischen Bierwirthe das ächte bairische, zudem müssen die Leipziger eine vollkommene deutsche Meile auf höchst ennuyantem Wege zurücklegen, bevor sie nur an Ort und Stelle sind, wo der Trank des Heils sprudelt, und sind sie schweiß- und staubbedeckt mit müden Füßen und durstigen Kehlen angelangt, findet oft die verspätete demokratische Infanterie erstens keinen Platz, zweitens kein Gefäß, um auszuruhen, drittens kein Gefäß zum Schöpfen, und ist es endlich Einigen gelungen, sich in den Besitz der genannten drei Haupt-Erfordernisse zu setzen, so ist der Quell eine Zeit lang versiegt; denn die Leipziger Aristokratie, die zu Wagen und Roß dem Volke längst vorausgeeilt,

hat den Gnadenquell in Bausch und Bogen in Beschlag genommen, und wie eine Wasserhose den ganzen Biervorrath eingesogen. Dieß hält jedoch die unerschütterliche Leipziger Bourgeoisie nicht ab, den Kreuzzug allsonntäglich zu wiederholen.

Außer den Buchhändler-Krebsen und dem baierischen Bier war noch ein dritter Artikel während der Messe vorherrschend, die — Maikäfer. Man erinnert sich seit langen Zeiten nicht, daß diese Barbaren in solcher Anzahl die Leipziger Ostermesse besucht hätten. Wenn man die frühlinggrünen Gänge des Rosenthals entlang wandelte, vernahm man rings umher nichts, als ein ungeheures Fressen. In der Gegend von Grimma, sechs Stunden von Leipzig, haben sie einen prächtigen Eichenwald, in welchem die Leipzig-Dresdner Eisenbahn schon grausam genug gewüthet hatte, fast gänzlich gelichtet, daß nur dürre Aeste und Reiser noch gen Himmel ragen. Und dennoch gab es seit lange keinen so rauhen Mai, wie dieses Jahr. In der Zahlwoche fror es so unverschämt, daß der Eisbär in der van Aken'schen Thierbude ganz übermüthig wurde, und viele Leute vernünftiger Weise einheizten. Logau singt so wunderschön vom Mai:

Dieser Monat ist ein Kuß,
Den der Himmel gibt der Erde,
Daß sie jetzo seine Braut,
Künftig eine Mutter werde.

Anno 1836 braucht sich die Erde für diesen Kuß beim Himmel nicht eben zu bedanken. Ich bin überzeugt, daß diese Hundekälte ein Paar Bände Mailieder in der Geburt erstickt hat.

So bin ich denn nach manchen Hin- und Her-, Kreuz- und Querzügen durch die Leipziger Messe glücklich und wohlbehalten beim „Wetter" angelangt. Der Mensch kann einmal seinem Schicksal nicht entgehen. Diese Wahrheit schlägt mich aber darnieder und ich eile zum Schluß, indem ich diese Meß-Correspondenz der gesammten Menschheit dedicire, nämlich sowohl den glücklichen Sterblichen, welche die Leipziger Ostermesse Anno 1836 besuchten und diesen zur Erinnerung, und Denjenigen, welche nicht da waren, zur Belehrung. Es ist für einen Correspondenten immer erhebend, für die ganze Menschheit zu correspondiren, so erhebend, wie für jenen schriftstellernden Schneider, der einen Rathgeber im Kleidermachen für Schneider und Nichtschneider herausgab, also ebenfalls zum Nutzen und Frommen einer ganzen Menschheit schaffte und wirkte.

# Unzulänglichkeit der Fremden im Beurtheilen der französischen Literatur

von

## St. Beuve.

(Aus der Revue des deux mondes.)

Es kommen häufig sehr lebhafte Diatriben aus der Fremde gegen unsere zeitgenössische Literatur, unsere Dramen, unsere Romane u. s. w. an. Als Antwort auf die Bewunderung, auf das enthusiastische Wohlwollen, womit wir Englands letzte große Männer empfingen, zeigt sich dieses Land, das sich jetzt von seinen schönsten literarischen Namen entblößt sieht, von einer seltsamen Strenge gegen Frankreich, das doch allein nur seit dem Verschwinden eines Göthe, Schiller, Byron und Scott eine reiche Folge von Poeten und eine Mannigfaltigkeit keimender Talente aufzuweisen im Stande ist. Da wir es weder hier versuchen, eine systematische noch patriotische Vertheidigung zu unternehmen, so wollen wir das Kapitel der Dramen gleich bei Seite lassen, die größtentheils, nur für die Augen componirt, mehr in dem Falle sind, auf den ersten Blick selbst von Fremden richtig beurtheilt zu werden, und wenn sie sie auch nur auf der Durchreise kennen lernten. Allein ein Artikel des Quarterly Review erhebt gegen unsere ganze jetzige Literatur einen Criminalprozeß in solchen Ausdrücken, daß es Leuten von einfachem Sinn und Geschmack, an denen es in unserem Lande bis jetzt noch nicht fehlt, unmöglich ist, den Eindruck zu verschweigen, den sie von ähnlichen Diatriben, die aus der Ferne eingeführt werden, erproben, da darin alle zu machenden Distinktionen, alle zu erwägenden Verhältnisse zwischen den Talenten und den Werken in einer Fluth von Schimpfwörtern durcheinander geworfen und confundirt werden.

Es ist eine Frage, welche wenigstens zu bezweifeln ist, über die Competenz der Fremden eine zeitgenössische Literatur beurtheilen zu können, vornämlich wenn diese Literatur die französische ist. Wenn sie nicht durch Reisen dazu vorbereitet sind, durch einen langen Aufenthalt und alle Arten von

Nachforſchungen, die einer Naturaliſation gleichkommen, ſo können dieſe Fremden nur ein mehr oder minder der Wahrheit ſich annäherndes oder proviſoriſches Urtheil haben; gewiß würde ich im achtzehnten Jahrhundert Bolingbroke, Horace Walpole, Hume oder Grimm für ſehr competente Richter anerkannt haben. Dieſe aber kannten Frankreich und die gute Geſellſchaft von damals. Ich würde mich auch ſehr gern Beurtheilern, wie Mackintoſh unterwerfen, klugen, geſcheidten, fertigen und gut unterrichteten Köpfen, die bei ihrem Auftreten ſchon mit dem unerläßlichen Cicerone verſehen waren; aber man ſah auch ausgezeichnete Naturen, die trotz eines langen Aufenthalts widerſpenſtig waren. Herr Wilhelm Schlegel, dieſer illuſtre Kritiker, war immer bedeutend ungerecht und trotz ſeiner vielen hier verlebten Jahre ſtets ſchlecht über uns unterrichtet. Was mich betrifft, ſo muß ich geſtehen, daß ein Fremder über alles Zeitgenöſſiſche oder Geſtrige, was eine aufmerkſame, aufgeweckte und umſtändliche Vergleichung herausfordert, ſo unterrichtet und beſonnen er auch ſeyn mag, nur ein ungefähres, unvollkommenes, relatives Urtheil abgeben könne, oder, um in dem unter Ludwig XIV. gebräuchlichen Style zu ſprechen, ein grobes Urtheil (jugement grossier), wie es ein Provinzbewohner, der weit zurückgeblieben iſt, über die Literatur der Hauptſtadt fällen würde. Die größten Intelligenzen entgehen dieſem Uebelſtande nicht. Der ſo ſcharfſinnige und allen Eindrücken ſo offene Göthe beurtheilte ein wenig ſchief und auf eine ſehr ſubtile Weiſe unſere junge, zeitgenöſſiſche Literatur; ſeinen Urtheilen gebricht die Proportion; was er hierüber in den Zeiten des Globe dachte und ſagte, durfte als bedeutend betrachtet werden, ihn kennen zu lernen, aber nicht uns kennen zu lernen. Er hatte einen unbeſtimmten, zweideutigen Geſchmack, was uns betraf; und unſere literariſchen Geſchicke hingen keineswegs von ſeinen Orakelſprüchen ab. Der große Kritiker Tieck hat vor einiger Zeit einen Ausfall gegen unſere gegenwärtige Literatur gethan; er machte uns nur für die Exceſſe verantwortlich und ſprach fälſchlich das Verdammungsurtheil aus. Um eine zeitgenöſſiſche Literatur zu beurtheilen, beſonders wenn es die franzöſiſche iſt, muß man zur Stelle ſeyn, die Nuancen beobachten, die Ränge unterſcheiden, das Original von dem Nachahmer ſondern, das Delikate und Feine von dem Deklamatoriſchen ſcheiden, das Falſche bemerken, das ſich zu oft einer anfänglich wahren Inſpiration beigeſellt; dieß muß man unterſcheiden können, nicht blos von Autor zu Autor, ſondern ſelbſt bis in das Innere eines und deſſelben Talents; aus der Ferne aber muß man dieſem entſagen.

Der Artikel des Quarterly Review kann gut, genügend in Hinſicht auf England erſcheinen. Es iſt eine Maßregel der moraliſchen Geſundheitslehre, faſt würde ich ſagen, einer lokalen Polizei. Man glaubt uns krank, von der Peſt angeſteckt; man läßt das Verbot ergehen, daß keine geſunde und wohldenkende Perſon uns leſen ſoll; gut! Ueben Sie die Polizei nur aus, meine

Herren, Sie haben bei ſich ſelbſt angefangen, mit Byron, Shelley, Godwin und mit vielen wahren Poeten und großen Männern, die Ihre Pruderie mit dem Verbot belegte; die Anmaßung wäre zu ſtark von unſerer Seite, uns darüber zu beklagen. Der Verfaſſer dieſes zornigen Artikels iſt vielleicht oder vielmehr gewiß ein ſehr unterrichteter Mann, von ſcharfem Verſtande, ein ausgezeichneter Scholar, der Griechiſch weiß, die Geſchichte und Sprache, ſein Artikel iſt für uns Franzoſen ganz einfach .... (das Wort unverſtändlich würde meine Gedanken nur ſchwach ausdrücken), und er bietet uns in allen Theilen eine Verwirrung dar, die uns ſehr demüthig und ein wenig zweifelhaft in unſerem Urtheil machen muß, das wir über Literaturen fällen, denen wir nicht beigewohnt haben, ſelbſt wenn wir die Aktenſtücke in der Hand halten und ſie ſorglich durchgegangen ſind.

Die Abſtammung, welche der Verfaſſer zwiſchen den gegenwärtigen Romanciers und denen des letzten Jahrhunderts einführt, iſt ganz fälſchlich. Herr von Balzac entſprang keineswegs von Jean Jacques. Crebillon, der Sohn, hatte nie im achtzehnten Jahrhundert jenen Einfluß, den der Autor ihm zuſchreibt; ſein Beifall wurde nie zum Ruhme, ſondern blieb ſtets ſehr untergeordnet. Indem er von den Romanen des verfloſſenen Jahrhunderts ſprechen will, vergißt der Autor zu ſehr, daß er von ſeinem Standpunkte aus, wenn er damals gelebt hätte, dasjenige verſchmolzen haben würde, was ihm nunmehr zu trennen beliebt. Gil Blas ſelbſt, für immer anerkannt, hätte ein wenig für ſeine Zeit die Puritaner jenſeits des Kanals und die Biſchof-Theologen ſcandaliſiren müſſen. Der Himmel weiß, mit welchem Abſcheu man damals von Voltaire in honetten engliſchen Familien ſprach, von Voltaire, den der Verfaſſer Jean Jacques entgegenſtellt, wie einen Mann von Geiſt einem Narren. Das ganze Bild, welches man uns vom achtzehnten Jahrhundert entwirft, iſt falſch, überladen, geſchwärzt von politiſcher Leidenſchaft, und ſoll dazu dienen, die jetzige Hölle herauszuheben, die dem Autor zufolge daher gekommen iſt.

Die Art und Weiſe, wie er den Prozeß durch ein ernſthaftes und applicirtes Examen beginnt, muß den Leuten von Talent, die er anklagt, ein Lächeln abnöthigen, und zwar ein feineres und malitiöſeres Lächeln, als der Autor wohl in der That wünſchte, wenn er ſeinen Fehlgriff wüßte; aber man muß ihn dabei laſſen. Wenn man manchmal mit geiſtreichen Fremden ſpricht, die ſo eben ganz hungrig nach unſern Berühmtheiten ausgeſchifft worden ſind, ſo geht es anfänglich ganz gut .... Lamartine, Beranger .... da gibt es noch wenig Confuſion .... Allons .... dann plötzlich bei der dritten oder vierten Frage entſchlüpft der geliebte Autor, den ſie im Herzen tragen ..... „Und Paul de Kock!“ rufen ſie aus, wie viel Mühe hat man da nicht, ihnen zu erklären, daß das etwas ganz Anderes ſey, daß er ſeine Verdienſte haben könne, daß er ſie wahrſcheinlich habe, daß man aber

nicht recht wiſſe, worin ſie beſtehen, daß man ihn nicht leſe. Der engliſche Autor hat ſich beim Anfange alſo nicht glücklich orientirt; er liebt im Leſen das Durcheinander; es liegt ein wenig Abgeſchmacktheit in dieſem Anfange; wie ſtolz und hart er iſt, nicht wir werden uns die Mühe nehmen, ihn zurückzuführen und ihm ſicherere Wege zu zeigen, die weniger von ſeinem Blicke erreicht werden können: Heu! liquidis immisi fontibus aprum.

Hugo, den er naiver Weiſe nach Paul de Kock einführt, wird in Bezug auf ſein Notre Dame als Schüler von Scott, als ein Abſchreiber Quentin Durward's denuncirt. Scott wurde hier geleſen, bewundert, geliebt, und wenn man es ſagen darf, auf eine Weiſe verſtanden, daß man nicht Verdacht auf ſich ladet, wenn man ihm noch mehr verweigerte. Nein, Notre Dame de Paris gleicht nicht einem Romane von Walter Scott. Der engliſche Autor hat ein paar Scenen entworfen, in welchen Ludwig XI. figurirt, allein die Grundidee von Notre Dame iſt die Kathedrale ſelbſt und gehört urſprünglich Victor Hugo an, und konnte nur durch einen Schriftſteller dieſes Styles ausgeführt werden. Aber Styl, was will das ſagen? Wir werden dem engliſchen Verfaſſer nicht erklären, wie ſehr wir Hugo in dieſer Hinſicht ſchätzen. Aus der Ferne und von einer Sprache zur andern nimmt man die Dinge nicht ſo genau; man geht nur auf das Grobe des Romans und dieß bringt eigentlich ein ſehr grobes Urtheil hervor, wie man ſich — ich bemerkte es ſchon einmal — zu den Zeiten Ludwig XIV. ſehr höflich auszudrücken pflegte.

Eine berühmte Frau, die, als ſie zum Ruhme gelangte, ſo unwürdig mit jeder Art von Beleidigung empfangen wurde, daß ſie ſich es nun ſelbſt ſchuldig iſt (um es im Vorübergehen zu ſagen), ihre Achtung höher zu ſteigern, wenn ſie gewiſſe illuſtre Namen ihres Geſchlechtes ausſpricht. Dieſe Frau, die in nichts einem Manne von Talent nachſteht, entkommt gleichfalls nicht den Händen des engliſchen Kritikers. Er unterſucht lächerlich und als commentirender Grammatiker den Urſprung ihres angenommenen Namens; er macht ihr ihren Titel (ſehr reell) und ihr Wappen (woran ſie nicht im Geringſten hängt) ſtreitig; und dieſe ſpottende Leichtigkeit, dieſer gewiſſe Ton, haben wahrlich ihren Werth und ihre ganze Delikateſſe, das fühlt man, bei einem Autor, der uns das Decorum predigen will. Die angreifbaren und zu critiſirenden Parthien dieſes höheren Talents werden mit den reizendſten Stellen verwechſelt. Die ſanfteſten und keuſcheſten Werke jener Feder wurden bei dem engliſchen Autor, der uns in Maſſe gleichſam mit einem Male verſchlang, wie die ſtärkſten beurtheilt; Lavinia wurde zu einem und demſelben mit Leone Leoni. Um uns eines Vergleichs zu bedienen, welcher der Einſicht eines reſpektablen Scholars, für welchen wir den Autor gern halten, entſprechen mag, ſo kommt es uns vor, als wenn er, ohne es zu wiſſen, Anakreon im Archilochus hinunter geſchluckt hätte. Indiana und Va-

lentine werden mit demſelben Streiche wie Lelia niedergeſtreckt, welche letztere geradezu dem Scharfrichter überliefert wird. De Vigny mag ſich glücklich ſchätzen, ſowohl mit ſeinen Dramen als mit ſeinen Romanen, den Hervorbringungen eines eben ſo ſeltenen als feinen Talentes, dieſer ein wenig cyklopiſchen Kritik entkommen zu ſeyn. Der engliſche Autor hat mindeſtens Balzac die unerhörte Gnade erzeigt, ſeine Eugenie Grandet von ſeinem Vater Goriot zu unterſcheiden.

Was die Frage der der Ehe ſchuldigen Achtung betrifft und die Angriffe, die ein geiſtreicher Schriftſteller in ſeinen Werken darauf gewagt haben ſoll, ſo wie die ſocialen Folgerungen, die der engliſche Verfaſſer daran knüpft, ſo iſt dieſes ein Punkt, der durch den angegriffenen Schriftſteller ſelbſt gegen einen ſehr ausgezeichneten, ſehr fähigen und ſehr höflichen franzöſiſchen Gegner in zu vollkommen entſprechenden und würdigen Ausdrücken behandelt worden iſt, als daß ich mir anmaßen ſollte, mich darein zu miſchen. *) Dieſes ſind ernſte und zarte Gegenſtände, denen übrigens die Vertheidigung meiner Meinung faſt eben ſo viel ſchaden könnte, wie der Angriff, wenn dieſe Vertheidigung ſich nämlich fortſpänne und eine Theſis würde, die einer andern Theſis entgegen ſtünde. Man ſage, daß die gegenwärtige Literatur nur wenig prude ſey, daß ſie die Ausnahmen liebe, die ſeltenen Fälle, ſchlüpfrige oder heftige Situationen, ich will es nicht läugnen und wünſche ihr vielmehr etwas mehr Mäßigung, zuerſt im Namen der Moral, dann aber auch im Namen des Geſchmacks. Der Geſchmack, das muß man ſagen, iſt nicht ganz einerlei mit der Moral, obgleich er ihr nicht gerade entgegengeſetzt iſt. Die Moral, auf beſtimmte Weiſe begründet, kann manchmal dem Geſchmack mißtrauen und ihn zum Schweigen bringen; ſo ſchwierig und hochfahrend letzterer auch ſeyn mag, ſo iſt erſtere weniger umfaſſend und elaſtiſch als er. Wenn eine Perſon, die religiöſe Grundſätze und Glauben beſitzt, gegen mich ſich über einen gewiſſen literariſchen Genre im Namen ihres Gewiſſens äußert, ſo verbeuge ich mich und ſtreite nicht; dieß iſt ihrerſeits ein höheres Motiv, welches einer Gefahr zuvorkommen, vor einer Klippe warnen will; es findet kein Vergleich ſtatt zwiſchen den graziöſen Intereſſen, die man vertreten möchte, und den traurigen Inconvenienzen, die ſie dabei zu erblicken glaubt. Als Racine von der Lehre Nicole's überführt war, hörte er auf, Tragödien zu ſchreiben. Das war die ſicherſte Parthie, die er ergreifen konnte. Vor St. Paulus beſteht weder Anakreon noch Horaz; der Gürtel der Venus muß dem ſtrengen Geißelſtricke weichen. Aber die Geſellſchaft iſt ſo weit nicht gekommen, und in der gegenwärtigen Diskuſion, wenn man ſich von der ſtrengen Partei zur Weltmoral hält, was man ſo gewöhnlich einen ehrlichen Mann nennt, zu jener Moral, welche noch die Comödie und Tragödie gelten läßt,

*) Es iſt hier von einem Briefe Georg Sand's die Rede, in der Revue de Paris vom 29. Mai 1836.

Tartuſe und Phädra und den Gürtel der Venus und die Gärten der Armide, o! dann darf der Geſchmack in ſeinem Namen interveniren und ſeine Motive geltend machen. Seitdem es übrigens civiliſirte Geſellſchaften gibt und gebildete Literaturen, haben dieſe ſowohl auf dem Theater als in den lyriſchen Dichtungen, ſo wie in allen andern Arten der Einbildungskraft, durch pathetiſche, leidenſchaftliche, ſelbſt verbrecheriſche Ausnahmen beſtanden, durch Liebe, Verführungen, Schwachheiten, und die Werke, welche die Menſchen am meiſten bewundern, ſind die, welche durch die Form ſiegten, durch einen gewiſſen Reiz, der darin athmet, durch eine gewiſſe Moralität, die eben ſowohl aus der Schönheit der Produktion, als aus der eigentlichen Folgerung entſteht, oder die oft ſelbſt im Gegenſatz zur buchſtäblichen Folgerung ſteht, die man darin wahrnehmen könnte. Dieſe Schönheit, man muß es geſtehen, dieſe Harmonie der Conture und der Compoſition, die bis zu einem gewiſſen Grade die Verwirrung des Inneren zu verbergen im Stande iſt, beſitzen unſere modernen Schriftſteller nicht, ſo glänzend ſie auch in den Details ſind, und dieſes könnte man mit größerem Rechte von ihnen verlangen, als eine direkte Moralität, welche die wahre Kunſt nie ſuchte, und die ſie ſogar fliehen würde, deſſen bin ich gewiß, wenn man ſie ihr feierlichſt affichiren wollte. Die Ehe iſt unter andern wichtigen Dingen des Lebens dasjenige, was um deſto mehr geachtet wird, je weniger man davon ſpricht, je weniger man darüber predigt. Man genieße tugendhaft das Glück, welches man darin findet. In dem Zuſtande von Demokratie oder vielmehr von Mittelklaſſe, dem wir uns immer mehr und mehr annähern, befindet ſich eine Klippe, ein falſches Ideal, welches ſowohl die Kunſt als der Geſchmack zu vermeiden haben. Man denke ſich einmal eine Literatur, die auf den erſten Blick im Stande wäre, die empfindlichen Moraliſten jenſeits des Meeres zufrieden zu ſtellen, oder die tugendhaften und engen Haushaltungen aller Provinzen oder ſelbſt die Majorität einer Deputirtenkammer (ich bitte alle individuell geiſtreiche Glieder dieſer Kammer um Vergebung, welche dieſe Majorität vielleicht enthält). An dem Tage, an welchem eine ſolche Literatur klar, augenſcheinlich, gut hergeleitet, recht moraliſirend, nur unantaſtbar rechtliche Bilder darbietend, das Licht erblicken wird, an dieſem Tage wird die Geſellſchaft in Allem mehr gewonnen haben, als im Geſchmack. Dieſe Art von Literatur, welche als ein Zeichen vieler anderer Glückſeligkeiten und anderer wünſchenswerther Verdienſte gelten darf, wird ſicher erſcheinen, wir hoffen es. Ihr zur Seite aber wird eine andere Literatur ſtehen müſſen, minder für den Gebrauch jener guten und ehrlichen fremden Geiſter, jener Majorität der Mittelklaſſe, der Deputirtenkammer u. ſ. w.; es wird immer eine Literatur geben, welche die Ausnahmen ſucht, die avancirten und noch paradoxen Ideen, die tiefen, ſtürmiſchen, quälenden Gefühle, die man poetiſch und romanhaft benennt. Glücklich wird dieſe Literatur ſeyn, die zugleich demokratiſcher und ariſtokratiſcher

iſt, raffinirter und kühner, weniger „mittel“ mit einem Wort, wenn ſie nicht außer aller Schönheit und aller Ruhe der Ausführung, außer einem gewiſſen bon sens, der dem Genie unerläßlich iſt, und gewiſſer ewiger Bedingungen der Kunſt durch Pruderie, exemplariſche Rechtlichkeit und die durch die Literatur feſtgeſetzten Prätenſionen hinausgerückt wird. Für jetzt ſind wir noch nicht ſo weit. Auf alle Fälle iſt es leicht zu begreifen, daß es bei dem Lärmen der moraliſchen Reaktion, die ſich ſeit einiger Zeit zu organiſiren ſcheint, und welcher der in der Revue britannique überſetzte Artikel ſeine grobe Stimme leiht, leicht ſeyn muß, eine Literatur aus den Angeln zu heben, die ſelbſt ein wenig geduldiger als die unſere iſt. Der fragliche Artikel iſt in ſeiner Art eine Grobheit, die als Beleidigung des Geſchmacks und der wahren Decenz eben das verſchuldet, was er der etwas liederlichen Literatur zum Vorwurf macht. Wäre der Artikel dort geblieben, wo er erſchienen war, das heißt, außerhalb Frankreichs, ſo hätten wir ihn willig dem Gebrauche der toryſtiſchen Vorurtheile und der durch ihn geſchmeichelten national-literariſchen Eitelkeit überlaſſen; da man aber der Meinung war, er ſey ein Gegenſtand von wichtigem Intereſſe und ihn uns dieſerhalb in Frankreich reproduzirte, ſo ſchien es uns natürlich, unſere Meinung darüber zu ſagen. Uebrigens würde ein einziges Werk, worin ein wahres Gefühl, eine rührende Situation, eine Idee, die werth iſt, daß man darüber nachdenkt, in einer Form enthalten wäre, die Reiz und Friſche zeigt, mehr der Sache des Geſchmacks und der zarten Moral dienen, als alle dieſe Diskuſſionen und unfruchtbaren Gegenbeſchuldigungen, die wir hier aus dieſem Grunde auch zu beſchließen eilen. Dieſes ſey geſagt, ohne für unſere Nation jene Fakultät wahrer Kritik herabzuſetzen, welche ſie immer beſeſſen und von der ſie noch jetzt nicht entblößt iſt. In Frankreich iſt es noch immer der Fall (die fremden Reviewers mögen es glauben), daß die Werke, die zu erzeugen man ihm den Vorwurf macht, auf das Schnellſte und Feinſte kritiſirt und beſpöttelt werden, wenn dieß auch nicht immer ſchriftlich geſchieht; übrigens an jedem Orte plaudern darüber an der Straßenecke oder im Salon bei der flüchtigſten Begegnung Leute, die ſich mit halbem Worte verſtehen. Athen iſt noch nicht ſo zerſtört, wie man ſich's draußen denkt: es beſteht noch, ich ſage damit nicht alle Tage in der Akademie oder in dem Gros der Journale; doch wenn gleich zerſtreut, ſo iſt es ein größeres Vergnügen, es vorhanden zu wiſſen, und es immer wieder finden zu können. Wollte der Verfaſſer jenes Artikels oder Anderer von demſelben Schlage mich fragen: Wo verbergen ſich denn zufällig dieſe athenienſiſchen Straßenecken und Salonwinkel, ſo werde ich mich wohl hüten, es ihm zu ſagen. Wenn Leute wie dieſer mit Tumult herbeiſtürmten, ſo müßte man vor allen Dingen, wenn man weiſe wäre, ſich in dem kleinſten Gebiete des Hymetus ſtille verhalten, und ihrer Diskretion ganz Böotien und ſelbſt den ganzen Peloponnes überlaſſen.

# Bilder aus der Provence.

## Aus dem Tagebuch eines deutschen Reisenden.

### 1. Marseille und Toulon.

Der freundliche Herbst unter diesem milden, klaren Himmel erstreckt sich bis tief in den November, oft sogar bis in den Dezember hinein. Die drei Wochen nach dem Wintersolstizium sind zwar im Ganzen theils kalt, theils regnicht, aber mit Ende Januar ist auch der ganze Winter vorbei. Das einzige, was man in Marseille zu fürchten hat, ist der äußerst kalte Mistral oder Nordwestwind, der aber in seiner größten Stärke gewöhnlich nur drei bis sechs, höchst selten neun Tage anhält. Die ökonomischen Verhältnisse von Marseille anlangend, so kann man alle Bedürfnisse in der größten Vollkommenheit haben; nur mache man sich auf etwas hohe Preise gefaßt. Vor allem empfehlenswerth ist das Hotel des Ambassadeurs in der Rue Beauveau, wo man sehr artige Zimmer, einen sehr guten Tisch und einen billigen und gefälligen Wirth findet. In Ansehung seiner socialen Verhältnisse ist Marseille der angenehmste Aufenthalt, den man im südlichen Frankreich wählen kann. Theater, Concerte, Bälle, Lesekabinette und Leihbibliotheken, herrliche Kaffee-Häuser, Restaurateurs und so weiter — alle Ressourcen einer großen, luxuriösen Stadt trifft man in Marseille vereinigt an. Der fröhliche Geist der Einwohner, die Schönheit und Anmuth der Frauen, die Gastfreundschaft der bessern, besonders der ausländischen Kaufmannshäuser, die Freiheit des geselligen Lebens überhaupt, alle diese Vorzüge machen Marseille in hohem Grade empfehlenswerth.

Was während des Winters im Norden die Kunst nur unvollkommen und nur mit Mühe zu produziren vermag, das bietet die Natur im Süden mit verschwenderischer Freigebigkeit dar. Mitten im Winter kann man zu Marseille alle Blumen des Frühlings beisammen sehen. Der Blumenmarkt ist

auf dem Theile des Courses befindlich, der zwischen der Rue de Rome und der Canebière liegt. Hier sitzen die Gärtnerinnen in zwei Reihen gleich Blumenköniginnen und haben Veilchen, Nelken, Narzissen und Aurikeln in großen Haufen feil. Sie zeichnen sich durch ihre schönen Formen und durch ihre lieblich klingende Sprache aus; der freundliche Geist der blühenden Natur scheint auf sie übergegangen zu seyn. Selbst im Winter sind die Blumen äußerst wohlfeil, zumal wenn das Wetter nicht zu trocken ist. Die Frauen von Marseille machen daher auch allgemeinen Gebrauch davon, besonders des Sonntags, wo selbst kein Dienstmädchen ohne Strauß erscheint. Außer den Blumen, die in den Gärten von Marseille gezogen werden, erhält man auch aus Toulon, Grasse, Nizza und San Remo kleine Schiffsladungen davon, worunter allerlei exotische, herrlich duftende Pflanzen, blühende Rosen- und Nelkenstöcke und kleine Orangenbäume sind. Man pflegt sie auf die Terassen und Balkone zu setzen und treibt eine Art botanischen Luxus damit. Nichts Angenehmeres für den an seinen traurigen Winter gewöhnten Nordländer, als mitten im Januar diese herrliche, unter freiem Himmel ohne Mühe, ohne Kunst gedeihende Blumenflur zu sehen. Gewiß wenn von der südlichen Natur ihm etwas unvergeßlich bleibt, so ist es jene ununterbrochene, schöne, poetische Blumenvegetation, die alle Bilder des Lebens und der Liebe, der Hoffnung und der Jugend in sich schließt.

Eine starke Tagereise von Marseille liegt Toulon, dessen Klima noch milder als das jener Stadt zu seyn scheint. Die Sommer sind zwar eben so heiß, allein der erfrischende Seewind hat hier noch weit mehr Zugang, als in Marseille; die Winter sind um drei bis vier Grade milder, indem der Nord- und Nordostwind gänzlich, der Nordwestwind größtentheils durch hohe Berge abgehalten wird. Alles pflegt daher auch in Toulon drei bis vier Wochen früher zur Reife zu kommen, ja ein großer Theil der südlichsten Pflanzen überwintert hier in freier Luft. Toulon ist auch bei den alten Marineoffizieren seines herrlichen Klima's wegen so beliebt, daß sie es als eine große Begünstigung ansehen, ihre Pensionen hier verzehren zu dürfen. Die gesellschaftlichen Verhältnisse der Stadt halten freilich mit denen von Marseille keine Vergleichung aus: das Theater ist klein und unbedeutend, das Concert verdient kaum erwähnt zu werden, der ganze Ton überhaupt ist ein wenig seemännisch. Wer sich indessen auf Lektüre, Spaziergänge, Marine und Natur-Geschichte beschränken kann, der wird sich in Toulon recht angenehm beschäftigen.

## 2. Die provenzalischen Fischer

sind ein äußerst starker und kräftiger Menschenschlag; man sieht leicht, daß die Fischerei in den milden südlichen Meeren bei Weitem nicht so beschwerlich

als in den rauhen nördlichen iſt. Dieſe wackern Leute haben die ganze Energie des alten provenzaliſchen Charakters, die ganze Originalität ihrer mittelalterlichen Sitten, die ganze Einfachheit ihrer alten Sprache behalten und bilden eine eigene alle andern ausſchließenden Kaſte, in der man noch die unvermiſchte Nachkommenſchaft der alten Phokäer zu finden glaubt. Sie haben ſelbſt, was die Fiſcherei anlangt, eine eigene Jurisdiktion, die in Marſeille reſidirt und unter dem Namen Jurisdiction des prudhommes pècheurs bekannt iſt. Der Urſprung dieſes merkwürdigen Gerichtshofes datirt bis in's zehnte Jahrhundert zurück, die eigentliche Organiſation deſſelben aber, wie ſie, trotz der alles verändernden Revolution, doch noch jetzt beſteht, fängt erſt mit dem Jahre 1430 an. Die Prudhommes, an der Zahl vier, ſind als die Aelteſten der ſämmtlichen Fiſcher anzuſehen, werden alle Jahre neu erwählt und üben während ihres Amtes eine unumſchränkte Gewalt über die Fiſcherei betreffende Gegenſtände aus. Gewöhnlich finden ihre Gerichtsverſammlungen jeden Sonntag Nachmittag um zwei Uhr in ihrem Zunfthauſe ſtatt, welches am Ende des Quai St. Jean, der Conſigne gegenüber, liegt. Hier werden alle Klagen mündlich angebracht, alle Urtheile nach der Stimmenmehrheit gefällt; — „La ley vous coundano“ — das Geſetz verdammt euch — mit dieſer einzigen, alle Apellation ausſchließenden Formel iſt alles abgethan. Statt aller Koſten werden von jeder Partei zwei Sols bezahlt und ſtatt aller Formalitäten pflegen die Prudhommes ſchwarz gekleidet zu ſeyn.

Uebrigens haben die Fiſcher ein Archiv voll wichtiger, beſonders die Fiſcherei betreffender Aktenſtücke, welches man ſelbſt in den Zeiten der jakobiniſchen Barbarei unangetaſtet gelaſſen hat.

Nicht weniger Aufmerkſamkeit ſcheinen auch die gymnaſtiſchen Uebungen der hieſigen Fiſcher zu verdienen, die ich daher keineswegs mit Stillſchweigen übergehen darf. Hieher gehört zuerſt das Maſtklettern, la Vigus genannt, welches man nachher auch in andern Häfen unter dem Namen mat de cocagne nachgeahmt hat. Es wird bekanntlich ein mit Talg beſtrichener Maſt dazu gebraucht, der von einem Schiffe, bisweilen auch vom Lande ausgelegt iſt und auf welchem nun jeder Preisbewerber mit bloßen Füßen bis an die Spitze hin gehen muß. Es läßt ſich leicht denken, daß dieſes, beſonders im Anfange, nur ſehr Wenigen gelingt, daß eine Menge poſſirlicher Scenen dadurch entſtehen, und daß das Ganze, beſonders für die niedern Klaſſen der Einwohner von Marſeille, ein wahres Götterfeſt iſt.

Glänzender, aber ſeltener iſt das Fiſcherſtechen, la targuo genannt. Hiezu werden lange, ſchmale, äußerſt leichte Kähne genommen, die vorn an der Spitze mit einem vier Fuß langen Bretchen verſehen ſind. Auf dieſem Bretchen nehmen die mit einem Schilde und einer ſtumpfen Lanze bewaffneten Kämpfer ihre Plätze ein, während der Kahn von ſechs ſtarken Männern gerudert wird. Gewöhnlich werden nicht mehr als zwölf bis ſechszehn Kähne zu

der Targue genommen und nach ihren verſchiedenen Farben in zwei gleiche Haufen abgetheilt. In einer Entfernung von drei bis vier Schiffslängen ſtellen ſie ſich einander gegenüber und warten das Zeichen zum Angriff ab. So bald der Kanonenſchuß erfolgt iſt, rudern ſie mit Blitzesſchnelle von beiden Seiten auf einander zu. Sie nähern ſich, ſie ſind im Begriffe, einander zu berühren; in dem Augenblicke bemüht ſich jeder Kämpfer mit Hülfe der Lanze ſeinen Gegner in's Waſſer zu ſtürzen, während er ſelbſt dem Stoße des andern auszuweichen ſucht. Wem dies am häufigſten gelingt, der trägt den Preis davon.

Sehr intereſſant iſt es übrigens, die Fiſcher, beſonders des Abends mit ihrem Fange in den Hafen zurückkommen zu ſehen. Die naſſen röthlichen Netze ſind am Maſt aufgehangen, die Boote mit Körben angefüllt, die weißen Segel glänzen im Abendroth und Barke an Barke ſchwebt auf den purpurnen Fluthen heran. So wie ſich die Fiſcher dem Quai genähert haben, drängt ſich Alles um ſie her; die Trägerinnen, die Bettler, die Speiſewirthe, die Fiſchhändler, alle wollen zuerſt befriedigt ſeyn, alle überlaſſen ſich der provenzaliſchen Lebhaftigkeit. Unter wildem Getümmel werden auf dieſe Art die Boote geleert, ein langer Haufe von Trägern zieht mit gefüllten Körben den Quai hinauf, die Fiſcher ſelbſt aber eilen zu ihren harrenden Weibern, um andern Tages wieder in See zu gehen.

(Wird fortgeſetzt.)

# Feuilleton.

## Kleine Zeitung.

Königsberg in Pr.
Anfangs Juni.

Der Mai war hier so kalt, daß wir wie die Samojeden froren und uns mit dem alten ostpreußischen Wahlspruch trösten mußten:

„Ein ächter Preuß von alter Art,
Legt ab den Pelz nach Himmelfahrt,
Kurz nach Johann
Zieht er ihn wieder an."

Königsberg ist nach meiner Meinung eine der langweiligsten Städte für Jemand, der den Freuden des Lebens opfern will. Wir haben im Sommer keine ordentliche Promenade, denn bis man an die Wälle kommt, die recht hübsch sind, muß man die ganze große, schlechtgepflasterte Stadt passiren, und das ist sehr peinlich. Die öffentlichen Gärten sind nicht in Mode; der ehemalige **Jardin de Berlin** gehört jetzt der Kaufmannschaft und ist noch der einzige, in dem man Leute findet. Hier sind öfter Concerte, in denen aber eine Menschenmenge eingeladen ist, die in keinem Verhältniß zum Garten steht. Dasselbe gilt von den Studenten-Concerten. Hieraus mag sich ein Jeder ein Bild unserer Sommerfreuden entwerfen. Dieß ist der Grund, daß fast alle, die es möglich machen können, an den Strand ziehen, der sehr besucht ist, wo aber ungezwungene Geselligkeit auch nicht angetroffen wird. — Der Winter bietet der Jugend reichere Unterhaltung, denn es wird sehr viel getanzt und wir können damit schon zufrieden seyn. Die Alten aber kommen hiebei schlecht weg. Die meisten Häuser sind eng, die Gesellschaften sehr zahlreich und manche Quadrille ranzt den Abend über seelenfroh auf den Füßen von Onkel und Tante. Ist der Tanz zu Ende, so werden die Herren in's Nebenzimmer gejagt, damit Platz und Luft im Saale wird, und wenn ein kühner Ritter in's Damenzimmer dringt, und mit einer der Anwesenden spricht, so hören alle die andern Unbeschäftigten zu, es wird still um sie her, die Sprechenden fürchten sich, und der Herr sieht kein Heil, als in der Flucht. — Das Theater ist für die Oper leidlich gut, das Schauspiel unter aller Kritik, und nur fremde Künstler, die zuweilen gastiren, machen es erträglich; außerdem ist es finster, kalt, voll Zugluft, leer — durchaus nicht liebenswürdig; das Haus sieht einer ägyptischen Pyramide ähnlich, ohne Fenster, grau und todt. Das alte Schauspielhaus, worin vor drei Jahrzehenden noch die privilegirte Gesellschaft der Geschwister Schuch ihre Künste zeigte, ist abgebrochen worden; man wird eine Kirche auf dem Platze bauen, an Stelle der altstädtischen, die schon vor sieben Jahren wegen Baufälligkeit abgetragen werden mußte. Diese Kirche, an der Ebel Prediger war, wurde besonders von Muckern besucht, und so hat jetzt Graf K. den Platz gekauft, dort ein niedliches Gärtchen angelegt und dasselbe zur Disposition Ebel's gestellt, der an dem Platze wohnt. Die Leute nennen den Garten sportweise das Paradiesgärtlein oder den Seraphinenplatz. — Die Stadt hat sehr gewonnen. Ein ähnlicher Garten ist am sogenannten schiefen Berge angelegt und macht mit seinem reichen Blumenflor einen recht freundlichen Eindruck.

London, Anfangs Juni.

Vor ein paar Tagen wurde in Drurylane vor einer großen Versammlung eine neue Oper von Balfe aufgeführt, unter dem Titel: „Das Mädchen von Artois." Der Inhalt ist folgender. Eine junge Bäuerin, eben so unschuldig als schön, hatte das Unglück, die Blicke eines gewissenlosen Edelmanns, des Marquis von Chateauvieux, auf sich zu ziehen. Es gelang diesem neuen Lovelace, sein

Schlachtopfer in ſeine Wohnung zu locken, und er hofft, ſie durch ſeinen Rang und ſeine Reichthümer dahin zu bringen, ihm die Strenge ihrer Grundſätze zu opfern. Allein nicht nur von ihrer Tugend wird Iſoline beſchützt, ſondern auch durch eine frühere Liebe. Das Bild Jules von Montagnons erſcheint zu jeder Zeit, wenn der Verführer ſeine Netze nach dem Mädchen ausbreitet. Jules, von Unglücksfällen verfolgt, war nehmlich bemüht geweſen, den Aufenthaltsort ſeiner Geliebten zu erforſchen. Allein unterdeſſen wurde er von einem Soldaten von dem Regimente des Marquis für den königlichen Dienſt angeworben. Eines Subordinationsfehlers wegen wird er zum Tode verdammt, und der Marquis, der ſein Verhältniß zu Iſoline mittlerweile erfahren hat, will ihm nur unter der Bedingung das Leben ſchenken, wenn ſeine Geliebte ſeinen heißen Wünſchen nachgibt. Jules gelingt, eine Unterredung mit ſeiner ſchönen Iſoline zu haben. Der Marquis überraſcht Beide, und wird von ſeinem Nebenbuhler tödtlich verwundet. Man ergreift ihn und ſchleppt ihn in's Gefängniß. Der erſte Akt ſchließt wie die Bellini'ſche Somnambule. Der zweite ſpielt einige Jahre ſpäter und wir befinden uns auf einer franzöſiſchen Colonie im Oſten von Amerika. Jules von Montagnon büßt hier unter der Zuchtruthe eines unbarmherzigen Pflanzers ſein doppeltes Verbrechen gegen die Subordination und des Mordes. Ein neuer Gouverneur kommt an und Iſoline befindet ſich als Matroſe auf ſeinem Schiffe. Es gelingt ihr, ihren Geliebten zu ſehen und zu ſprechen. Ihre Schönheit zieht ihr neue Nachſtellungen von Seiten Symelet's zu, Jules ſtrengem Gebieter. Es gelingt dieſem Letztern, ſeine Geliebte zu retten und nach einer nahe gelegenen Wüſte zu entfliehen. Ihre Kräfte verlaſſen ſie und ſie ſinken erſchöpft in den brennenden Sand. Plötzlich bemerken ſie eine ferne Wolke, die näher heranrückt. Es ſind Truppen, die von dem neuen Gouverneur befehligt, herbeikommen. Schon überlaſſen ſie ſich der Freude ihrer Rettung, als ſie in dem neuen Gouverneur ihren alten unverſöhnlichen Feind, den Marquis entdecken, deſſen Wunden nicht tödtlich geweſen waren. Allein die Jahre und die Welt haben einen andern Menſchen aus ihm gemacht, und er fühlt ſich glücklich, die beiden Gegenſtände ſeiner früheren Leidenſchaft nunmehr vereinigen zu können. So endigt dieſes Melodrama, das nicht ſchlechter iſt, als viele andere. Wenn jedoch der Dichter der Somnambule eine Scene entlehnte, ſo hat es der Componiſt in dieſer Hinſicht noch ſchlimmer gemacht. Bellini, Roſſini, Meyerbeer und Weber können alle ein gutes Stück der Partitur als ihr rechtmäßiges Eigenthum in Anſpruch nehmen. Beſonders aber könnte dieß Herr Strauß in Wien, von dem ein ſchöner Walzer als Schluß-Cavatine, von Madame Malibran geſungen, dieſer engliſchen Original-Oper den wüthendſten Beifallsſturm zu Wege brachte. The unrivalled Madame Malibran, wie ſie die Engländer mit Recht nennen, ſang dieſen Straußiſchen Landler mit ſolcher Kraft und Virtuoſität, daß das entzückte Publikum ihn zweimal hören wollte. Man kann Herrn Balfe über die glückliche Wahl ſeiner Inſpiration nur Glück wünſchen!! —

# Literariſche Ueberſichten

von

**K. G.**

## II.

In ſeinem neueſten Werke, dem erſten Romane, den er geſchrieben, „die Epigonen," ſpricht Karl Immermann von einer Literatur der Einſamen, der er ſich nur noch zu widmen getraue und deren Beifall ihn ſeine Impopularität vergeſſen laſſe. Wie perſönlich auch das Motiv dieſes Ausſpruches ſeyn möge, ſo iſt doch zuverläſſig anzunehmen, daß diejenige Theilnahme, welche Immermann vermißt, nicht blos für ihn nicht vorhanden iſt, ſondern überall und Jedem fehlt, da ein Subjekt derſelben überhaupt gar nicht exiſtirt. Eine Literatur mit nationaler Acclamation liegt außer dem Bereiche deſſen, was wenigſtens für jetzt noch in Deutſchland möglich iſt. Die Unmöglichkeit liegt in den Umſtänden, vor allen Dingen aber in dem, daß man einer eingreifenden, mächtigen und ſchlagenden Literatur nicht zu bedürfen ſcheint. Denn, wäre ſie ein Bedürfniß, ſie würde bald vorhanden ſeyn. Das achtzehnte Jahrhundert und ſein Wendepunkt glühten Idealen und Ahnungen entgegen, beide Zeiträume ſtrebten dahin, die Sphäre des Thatſächlichen zu überſchreiten und ſtatt der alten eine neue Welt zu finden. Unſere Zeit dagegen, geboren aus dem Transſcendentalismus, drängt in die alten Gleiſe zurück und will Wirklichkeit, während man früher von der Wahrheit ſprach. Die alte Zeit war Revolution, die neue iſt Conſtitution. Wenn in der neuen Zeit alle Intereſſen ſich drängen, um an die Reihe und das Ihrige zu kommen, ſo wird nur die einzige Literatur vergebens warten, und lange nicht wieder Dasjenige werden, was ſie einſt geweſen iſt.

So richtig demnach im Allgemeinen Immermann's Ausſpruch iſt, ſo iſt er es doch nicht mehr, wenn er ihm eine perſönliche Beziehung auf ſich ſelbſt gibt. Immermann

wird eine gewiſſe geiſtige Regſamkeit, die in Deutſchland nur durch die unglücklichſten Umſtände gänzlich fehlen könnte, nicht abläugnen können, er wird ſogar ein wogendes Mehr oder Weniger in verſchiedenen Jahresläuften in dieſem Betracht zugeben müſſen. Immermann hat Recht, wenn er der Reſtaurationsperiode eine gröſsere äſthetiſche Mündigkeit zuſpricht, als der Gegenwart; aber er erwägt hiebei kaum, daß ſeine eignen Aktien (und auf dieſe ſcheint es ihm doch anzukommen) ſeit der Julirevolution günſtiger geſtellt ſind, als ſie es früher waren. Wie trat Immermann auf? Seiner ſelbſt ſich nur ziemlich unklar bewußt. Er begann ſogleich mit einer Manier, die aus ſeiner Stimmung entſprang, und dieſe Stimmung war ohne Grundſätze, war die Folge einer Menge mehr oder minder ſtarker Antipathien. Immermann's dualiſtiſche Natur ſprach ſich beſonders darin aus, daß er dasjenige mitmachte, was ihm verhaßt und ſogar lächerlich war, daß er romantiſirte, daß er Shakesſpeare nachahmte, und doch nichts ſo ſehr haßte, als die Romantik und die Shakesſpearomanie. Durch dieſen Zwieſpalt verlor Immermann's erſte Poeſie ihr gläubiges Colorit, ſie war das Produkt einer Beſtrebung, die ſich ſelbſt ironiſirte. Sie iſt es ſogar noch immer, wenn man bedenkt, daß es lange keinen Autor geben wird, der im Ton, in ſeiner Haltung, in ſeinem Haſſe gegen die Illuſionen und der bedachtſamen Berechnung ſeiner Poeſie ſo viel Aehnlichkeit mit Göthe hat, und daß Immermann dieſen vor Allen mit Mißgunſt und Haß verfolgt.

Hatte Immermann bisher nur die Kritik beſchäftigt, ſo ſchien es, als ſollten nun ſeine hiſtoriſchen Dramen eine gröſsere Theilnahme finden. Der Anlauf war glücklich, man wollte ihm offenbar wohl im Publikum, aber das Echo blieb aus, oder der Dichter unterſtützte es nicht; denn Heinianismen, Merlin und Aleris waren wahrlich keine Unterſtützungen Friedrichs und Hofers. Von Merlin klagt der Verfaſſer der Epigonen, von Merlin, daß er ihm das liebſte unter allen ſeinen Kindern geweſen wäre, von Merlin, den Niemand geleſen hat, leſen wird, und ich füge hinzu, den Niemand leſen kann; ſollte der Widerwillen auch nur daher rühren, daß für die Nichtkenner der deutſchen Sage ein Bruchſtück derſelben zu wenig war, für die Kenner derſelben aber des Geborgten viel zu viel; man ſah in dieſer Dichtung nur Bekanntes, und als Eigenthum Immermann's nicht mehr, als eine willkührliche Auslegung davon, eine allegoriſche Deutung. Eben ſo iſt Aleris eine kalte, moskowitiſche Production. Die klaſſiciſirende Kürze derſelben wirkt, wie jede Affektation, froſtig: das Originelle iſt hier nur hoch wunderlich.

Mit dem „Reiſe-Journal" endlich ſtoß das Maaß der Impopularität über; und doch begann von hier aus die poetiſche Erſcheinung Immermann's mit ſpezieller Rückſicht gewürdigt zu werden. Einige junge Kritiker bedurften eines Namens, den ſie der romantiſchen Schule gegenüber halten konnten, und wählten dazu Immermann. Es iſt wunderbar, während ſich Immermann durch die politiſchen Anzüglichkeiten und vornehmen Läſterungen in jenem Buche vor der gewiſſen Klaſſe der Nation den letzten Reſt gab, verſuchten ihn gerade diejenigen, welche die Freiſinnigſten ſind und am wenigſten auf Formen ſehen, für eine Merkwürdigkeit auszugeben, brachten ihn unter einen neuen Geſichtspunkt, und thaten dieß mit ſo glücklichem Erfolg, daß Immermann Unrecht hat, von einer Literatur der Einſamen in dem Sinne zu ſprechen, als müßte er unter den Deutſchen auf Anerkennung verzichten. Von uns kann er ihrer immer gewiß ſeyn, und wir eilen, das Publikum auf die Erſcheinung der Epigonen dringend aufmerkſam zu machen. Sie entfalten ein buntes und anziehendes Gemälde von ſcharfſinnig combinirten Verwickelungen, ſie geben Charaktere von täuſchender Wahrheit, ſie geben zuletzt einen Charakter, der der intereſſanteſte von Allen iſt, den des Verfaſſers ſelbſt.

Der Held des Romanes, Herrmann, iſt vortrefflich gezeichnet; gleichgültig durch ſich ſelbſt, intereſſant durch ſeine Begegniſſe. Das herzogliche Paar, Wilhelmi, der Oheim, Alles wie lebende Bilder aus der Wirklichkeit, Medon, ſeine Frau und die Andern keine Schattenbilder, Flämmchen, eine Mignonszuthat, unwahr, doch nicht ſtörend. Die Fabel ſpannend und richtig angelegt, die Situationen mehr als Couliſſenwahrheit, das Detail zuweilen etwas geſchwätzig im erſten und zweiten Theil, Schlaglichter ſparſam, oft mißlich (z. B. das Skelett des jungen Freiwilligen), oder gemiſcht aus Plus und Minus (z. B. der alte Diener), überhaupt in dieſer Sphäre etwas zu ſtarke Romaneningredienzien; dagegen zahlloſe Lichtpunkte, von welchen keiner ſo glänzend, wie die am Schluß befindlichen Briefe des verſtorbenen Grafen, ein Meiſterſtück, wenn man den hier überraſchend richtig getroffenen Jubel- und Freundſchaftston des enthuſiaſtiſchen achtzehnten Jahrhunderts zu würdigen verſteht. Die künftige Frau des Helden iſt in ihrer beſchränkten Nüchternheit der einzige Mißton. Die Sprache dagegen glättet alle kleinen Höcker aus. Man wird ſelten einer Diktion von dieſer Schönheit begegnen, wie ſie Immermann hier entfaltet.

Und doch drücken alle Züge, die hier genannt ſind, den eigenthümlichen Reiz des Werkes noch nicht vollkommen aus. Es fehlt

noch eine Farbe, wenn wir das Ganze copiren wollten, die originelle, trotzige, polemische, oft ärgernißgebende, immer aber höchst aufrichtige Weltansicht des Verfassers. Um dieß kurz abzuthun: Burschen- und Deutschthum kommen schlimm weg. Auf den neuern Liberalismus kömmt zufällig nicht die Rede; dagegen entwickelt sich an Stellen des Buches oft eine Freimüthigkeit, namentlich über die Verhältnisse eines großen Staates, dem der Verfasser im Uebrigen zugethan ist, daß man für ihn besorgt werden möchte. Die Thorheiten der nördlichen Hauptstadt werden bitter gegeißelt. Man wird sich auf Widersprüche von dorther gefaßt machen müssen, die um so nachdrücklicher seyn dürften, da Immermann Fragen berührt, die über die Privatsphäre oft in die öffentliche hinüberstreifen. Vieles ist persönlich und fast immer ergötzlich. A. W. von Schlegel tritt im ersten Bande, wie er leibt und lebt, auf. Manche andere persönliche Beziehung ist leicht erkenndar, wenn auch dunkler gehalten.

Es kämpfen in Immermann zwei Elemente: Verstand und Phantasie. Es sind zwei Pole, denen alle seine Produktionen zusteuern: die Differenz derselben fehlt oft, zuweilen ist sie da, als Gemüth, als negatives Gemüth. Es ist wohl der Mühe werth, sich eine so eigenthümliche Complication recht klar zu machen. Immermann haßt Alles, was mit Illusionen eine Aehnlichkeit hat. Er würde es für thöricht, für albern an sich selbst halten, wenn er plötzlich die Augen verkleinerte und ein Gefühl aus dem Rocken des Herzens herausspänne, ein Gefühl, das ein primitives Recht zu haben behauptete. Immermann kämpft gegen die Ironie seiner selbst, er möchte Productionen geben, wo er dann in die Verlegenheit käme, primitive Gefühle, Zärtlichkeiten, aprioristisches Sichhaben und Schönthun zu zeichnen, er liebt die Gefühle; aber nur die vermittelten. Er möchte nie ein Gefühl billigen, das seine Fäden ausstreckte, und tastete und thäte, als wenn ein Gefühl etwas thun könnte; sondern seine liebsten Gefühle sind die rückschlagenden, die wehmüthigen, die verzweifelnden, kurz diejenigen, die den Entschlüssen auf der Ferse zu folgen pflegen. Ich bezeichne hier schon die Wirkung. Die Ursache ist Immermanns helles, klares Auge, sein stolzer, freisinniger Kopf, seine Mißachtung aller Schwebelei und tastenden Idealistik. Dazu kömmt eine untäugbare dichterische Prädestination, eine bestimmte thetische Schöpfungskraft, nicht blos in der Composition, sondern auch der Conception, in der Einbildungskraft, die gar rege und erfinderisch bei Immermann ist, zur Genüge bewiesen durch sein Talent für die Naivetät des Mährchens. So gährt in diesem Manne ein ganz eigenes Leben: unaufhörlicher Reiz zur Poesie und dabei eine ihn niemals verlassende schnurgerade Verständigkeit. Den ersten bildete er an sich aus und schrieb und schrieb, und die letzte machte wieder, daß ihn nichts befriedigte, daß es ihm selten war, als hätte er sich durch eine seiner Schriften ausgesprochen. Er liebt Merlin. Warum? Weil er glaubte, daß er in diesem einzigen Werke sich in der That ausgesprochen hätte, weil es ihm war, als hätte er eine Last von sich abgeschüttelt. Und diesem Merlin fehlt doch die Wirkung einer solchen Ueberzeugung. Das ist erklärlich: weil Merlin ohne Poesie und Gemüth ist, weil er nur eine abgegebene Erklärung ist. Merlin ist nicht so dualistisch, wie Immermann's Natur. Wär' er dieß, so müßte er rührend wirken durch jene negativen Gefühle, welche aus der Dialektik des Verstandes und des Herzens zu entspringen pflegen. Erst die Epigonen erreichen das, was Immermann erstrebt und sprechen auch darum so sehr an. Hier treten verschiedene Charaktere auf, wo der eine Verständige die Meinung des andern Gefühligen wiederlegen kann, hier erzeugen sich wehmüthige, und jedenfalls immer klare und bestimmte Contraste. Der Dichter fühlt sich befriedigt und befriedigt dadurch auch den Leser. Es fehlt an den alten Mißlichkeiten freilich auch hier noch nicht. Vieles ist auch nur da, um dem nächsten Reiz zur Poesie zu genügen, Flämmchen, die Alte, die Skelette, das sind Dinge, die Immermann selbst schon mißlungen und unausgegohren scheinen, indem er sie aufsetzt: weil dieß nur die Früchte einer nebulosen Einbildungskraft sind, weil der Dichter nicht fühlt, daß er damit etwas Reelles ausgesprochen hat. Aber der Arzt, der Priester, der Herzog, der Oheim, Wilhelmi, das sind Gestalten, in welchen er seine Seele ausgehaucht hat, wo sich Kopf und Herz begegnen, in denen poetische und ergreifende Dialektik webt.

Dieß ist der Charakter der Immermann'schen Poesie. Man nehme nun die Faktoren, aus denen sie besteht, so hat man das Bedeutsame seiner Raisonnements, diese anregenden Meinungsabgaben, welche in den Epigonen mit den Erlebnissen abwechseln. Der durchgreifende Ton aller der geistreichen, dem Romane einverleibten Betrachtungen ist die Unbehaglichkeit, eine Mißstimmung, ohne Hypochondrie zu seyn, ein Gefühl, daß es anders seyn solle in zahllosen Dingen, als es ist, kurz ein malkontentes stilles Brüten, dem ach! wahrlich niemals Genüge kommen kann und wird, und wo es schon ein großes Glück ist, wenigstens für die Poesie davon einige bleibende, unsterbliche Vortheile zu ziehen. Ich fordere alle Gebildeten auf, aus diesem Gesichtspunkte das Buch beurtheilen

und genießen zu wollen. Es iſt mit ihm ein Kunſtwerk erſchienen, das uns aus tiefſtem Herzen Anregungen darbietet, welche unſer eigenes Sehnen und Schmachten nach Wahrheit nicht rührender ergänzen können. —

# Dramaturgiſche Ueberſichten

von

**A. L.**

## II.

## Künſtler's Apotheoſe.

Wir hatten vor dem Beginne der Theaterferien in Stuttgart noch eine ſeltene Feier. Herr Pauli, der 41 Jahre als Schauſpieler bei unſerer Bühne wirkte, wurde in den Ruheſtand verſetzt, und nahm als Kanzleidirektor Löwe in Kotzebue's Epigramm Abſchied vom Publikum.

Die lange Zeit, die ein ſolcher Künſtler bei einem und demſelben Theater verlebte, iſt an ihm wie ein Traum vorübergegangen; er merkt kaum, welche Veränderungen ſich um ihn zutragen und erſt dann, wenn ſein Streben und Wirken ein Ende haben ſoll, muß es ihm klar werden, wie es war und wie es iſt. Als Herr Pauli, ein kräftiger Dreißiger, nach Stuttgart kam, war die Staatsumwälzung in Frankreich im vollſten Schwunge. Die Blicke der Menge waren nach jenem Lande gerichtet, wo die neue Ordnung der Dinge ſich geſtaltete, und von wo man zum erſten Male einen Namen vernahm, der Alles mit Begeiſterung erfüllte, der unſern Ohren ſo fremdartig klang, und von dem man ſich nicht entſinnen konnte, früher einen Aehnlichen nennen gehört zu haben. Sollte man annehmen dürfen, daß jene Zeit ſehr geeignet war, die Aufmerkſamkeit des Publikums auf die Kunſt des Schauſpielers hinzulenken? Und doch war es ſo. Wie ſah es damals um die vornehmſten Bühnen in Deutſchland aus?

Am Rheine blühte vor Allem Mannheim unter Dalberg's Patronat. Iffland, Beck und Beil hatten hier ihre Kunſt als würdige Prieſter geübt; wie es im veralteten Styl jener Zeit zu nennen beliebt wurde. Das Parterre war von franzöſiſchen Flüchtlingen überfüllt; Gretry's Richard Löwenherz elektriſirte die Menge, und das Lied: „O Richard, o mon Roi, l'univers l'abandonne,“ wurde unter Thränen von dieſem Theile des Publikums mitgeſungen.

In München ſchaltete Babo, und ein Verein großer, natürlicher Künſtler wirkte unter ihm. Rouſeul, Marchand, Zuccarini, Hrigel, Huck ſind Namen, die ihren Platz in der Kunſtgeſchichte ſtets behaupten werden.

In Wien ſpielte Koberwein's Truppe, und Koch mit ſeiner Tochter, Weidmann, die Familie Koberwein, waren die Götter des Tages.

In Berlin ſtand Engel am Ruder; Fleck ſtrahlte hier vor Allen.

Zwiſchen Leipzig und Dresden wanderte Seconda mit ſeiner fliegenden Schwadron. Ochſenheimer, Opitz glänzten hier; und Reinecke, nur ſtets der große Reinecke genannt, ließ ſeine ſeltene Wahrheit bewundern.

In Hamburg ruhete Schröder auf ſeinen Lorbeeren aus und hatte die von ihm gegründete Bühne verpachtet. Herzfeld war dort, Löhrs, die Albrecht.

Berühmte Namen, die ich hier nenne die von berühmtern verdunkelt werden ſollten, welche zu jener Zeit noch keinen Klang hatten. Die Bethmann, Devrient, Eßlair, die Schröder waren ſchon da — aber man nannte ſie noch nicht! —

Und welches Repertoir hatten dieſe Künſtler? Leſſing's Stücke; ſie waren noch nicht älter als dreißig Jahre, ungefähr ſo alt wie die Schiller'ſchen heut zu Tage, wie die Veſtalin und Cortes, und manches andere beliebte Werk; da ſie noch für uns ſelbſt ſo viel Friſchheit behalten haben, für uns, die wir ſo verwöhnt und überſättigt ſind, ſo kann man leicht denken, wie ſehr ſie zu jener Zeit auf die Menge wirkten, denen das regelmäßige deutſche Theater ein Geſchenk war, deſſen man ſich noch nicht lange erfreute.

Schiller war ſchon mit ſeinen erſten Würfen der Lieblingsdichter der Nation geworden; von Göthe ſah man Clavigo und die leichten Singſpiele, die ein Schweizer, ein Reichard, mit Melodien umwoben. Tief aus Rußland ſandte ein junger ruſſiſcher Kollegienaſſeſſor ſeine weinerlichen Sujets. Der Eremit auf Formentera, Menſchenhaß und Reue, Adelheid von Wulfingen, erſchienen dem Haufen wie Meteore von zauberhaftem Glanze. Die Sentenzen dieſes Autors gingen von Mund zu Munde, und der Schlußchor des Eremiten:

> Zieht hin, zieht hin in Frieden,
> Unſer Aller Gott mit Euch!
> Unſer Glauben iſt verſchieden,
> Unſ're Herzen ſind ſich gleich!

mit der erhebenden Muſik von Schulze, oder einem andern nunmehr verſchollenen Komponiſten, erhob die Bruſt aller Menſchenfreunde, und iſt ſchon als ein entfernter Vorläufer der jetzt zur Sprache gekommenen Emancipation der Juden zu betrachten. Dieß waren die Kräfte, die ſich der dramatiſchen Literatur zu bemächtigen drohten. Das, was noch vor Kurzem geherrſcht hatte, ward geſtürzt oder bei Seite geſchoben. Der heroiſche Taktfall des Alexandriners war verſtummt; Cronegk,

Brawe, Löwe, Brandes, Weiße, erhielten noch gnädig genug ihre Stelle in den Bibliotheken, auf der Bühne war ihr Reich zu Ende. Es entstand damals ein eben solcher Lärm, wie jetzt und zu allen Zeiten, denn die Anhänger des Alten, denen neue Gattungen stets aus Bequemlichkeit schon ein Gräuel sind, werden es daran nie fehlen lassen. Otto von Wittelsbach wurde als ein Stück verschrien, das seiner Extravaganz und seiner regellosen Ungeheuerlichkeit, seines Aufwandes und seines Spektakels wegen nothwendig den Ruin des Theaters nach sich ziehen müsse. Wer lächelt jetzt nicht dabei? Otto von Wittelsbach, extravagant, ungeheuerlich, spektakulös! Wir — die wir nun so weit sind — wir Zuschauer des Unmöglichen, Ungeahnten, wir Adepten der tollgewordenen Romantik, wir sehen im Otto die unschuldigste Idylle, ein Stillleben, ein altdeutsches Familiengemälde voller Langeweile.

Und unter diesen Umständen und Verhältnissen erschien der junge Pauli in Stuttgart. Sein erstes Auftreten war in der Rolle des Ursmar von Adelungen, in der Clara von Hoheneichen von dem talentvollen, so schnöde verkannten Magister Spieß in Prag; demselben, der uns während seines kurzen Lebens so viele Meisterwerke hinterließ, die noch jetzt in ihrer schmutzigen, veralteten Gestalt die Wonne der Grisetten, Commis und Wachtstuben bilden. Daß Pauli gefiel, versteht sich von selbst. Schon die Wahl seiner Antrittsrolle zeugte für seine Bildung, seinen Geschmack, sein Talent. Lächelt nicht bei dieser Stelle, liebe Leser! Es war, als träte er heute als Abdallah, Ossir, Guttenberg oder Perceval auf. Glaubt doch nicht, daß Ihr weiter seyd, als die von damals. „Alles wiederholt sich nur im Leben!“ —

Ich sprach kürzlich einen alten, zahnlosen Greis, mit einem Wackelkopfe, der stand 1794 als beifallspendender Jüngling im Parterre, als der kräftige Ursmar von Adelungen in der Person des wackern Herrn Pauli, mit straffen Lenden, bewundernswerthen Waden, stolzem Kopfe und tönender Stimme, seine Tiraden vor der erstaunten Menge hingoß. Wo ist jenes Publikum geblieben? Die Jünglinge von damals sind Greise, die Männer todt, und die klugen Greise, die sich damals das beste Urtheil anmaßten, die über Pauli absprachen, ihm Tadel und Beifall nach gerechter Wage zollten, waren Leute, die zur Zeit des siebenjährigen Krieges Fangball gespielt hatten und von Wallenstein und Gustav Adolph, die Augenzeugen, so sprechen hörten, wie wir von Friedrich dem Großen und Voltaire. Wie oft ist schon die Welt untergegangen! — Bedenkt das, lieben Künstler, und denkt dann auch zugleich an das Ende Eurer Laufbahn, nach vierzig Jahren, und bleibt stolz, wenn Ihr könnt. —

Mit dem neuen Jahrhundert wurde unter Krieg und Drangsal die Bühne zu einer ungeahnten Höhe erhoben. Schiller und Göthe waren die strahlenden Genien, die sich ihrer annahmen, und sie mit fürstlichem Glanz umgaben. Iffland wurde nach Berlin berufen; Kotzebue war in Wien dem Theater vorgesetzt worden. Was diese Männer leisteten, darf hier nicht in's Gedächtniß zurückgerufen werden, da wir seitdem keine fruchtbarere Periode erlebt haben.

Die erste Zeit, die Pauli an unserm Theater verlebte, erfreute sich dieser neuen Erscheinungen. Estlair's Glanzgestirn wurde durch sie hervorgerufen. Stuttgart sah seine jugendlichen Leistungen.

Dann starb Schiller und ein Heer von Nachahmern erstand, um der Nation das zu ersetzen, was unersetzlich war. Anfänglich horchte man den vertrauten, so geliebten Klängen; es waren seine Weisen, man glaubte seine Worte zu hören; aber der innere Gehalt gebrach; die Täuschung konnte nur kurz seyn. Jetzt denkt Niemand mehr an Klingemann und die Andern.

Hierauf wollte ein kräftiger Geist es einmal auf eigene Faust versuchen. Ein dramatisches Leben sprudelte in ihm; das Theater konnte sich aber nicht seinen Tendenzen herleihen. Nach vorübergehenden Versuchen schwand auch diese glänzende Erscheinung in die Schatten der Vergessenheit zurück. Die Söhne des Thales, die Weihe der Kraft, Wanda, Attila sind verschollen, und doch liegt in ihnen so viel vergraben, was dem Künstler zum ewigen Studium zu empfehlen wäre.

Zwischen diesen großen und ernsten Werken zogen von der Donau heitere Sachen durch das ganze Vaterland, die sich aller Herzen mit Ungestüm bemächtigten. Die Donauweibchen, die Schwestern von Prag, die Teufelssteine, Teufelsmühlen und Teufelshöhlen! wer sich noch zu erinnern weiß, wie das Volk sich hinzudrängte, wie Alles daraus sang und pfiff, wie man die Darstellerin des Donauweibchens vergötterte, wie das mehr war als Freischütz und Robert der Teufel! O, der seligen Zeiten der Kunst!

Der Ernst aber griff nun nach spanischer Poesie. Man las die Schlegel'sche Uebersetzung, die Fouqué'sche Nachahmung, und als man daran nicht genug hatte, legte man sich selbst eifrig auf das Spanische und ergötzte sich an Calderon's Pracht und Vega's verwickelten, geistreichen Spielen.

Dieß reizte den Spekulationsgeist, der sogleich nach Napoleon's Entfernung sich mächtig zu regen begann. Ein Advokat in Weißenfels, der bereits manches versucht hatte, dü-

pfelte ſich einen Criminalprozeß mit allen Umſtändlichkeiten aus, und dachte bei ſich: Wenn ich das in Trochäen gebe, die Clienten redend einführe, ſie aus Spanien, des Contraſtes wegen, nach dem hohen Norden verſetze, ſo muß das ein Stück zum Verblüffen werden. Geſagt, gethan, und er hatte ſich nicht verrechnet. Dieß war die Schuld.

An Nachfolgern fehlte es nicht. Das kleine Sachſen hatte mit einem Male Dramatiker, die des Weißenfelſers Beiſpiel erweckte. Kind, Gehe, Gerhard, Houwald; das Feuerwerk dauerte eine Weile, bis es mit Kind's Freiſchützen, wie mit einem tüchtigen Kanonenſchlage, endete. Man begreift es faſt nicht mehr, daß auf ein neues Stück von Houwald ſich die allgemeine Aufmerkſamkeit richtete; daß man über die Freiſtatt und Fluch und Segen lange Abhandlungen las, und das Kind ſeine Stücke ſelbſt ankündigte als etwas Groſſes, das beſonderer Berückſichtigung werth wäre, wie ſein Schön-Ella z. B.

Wie nun Clauren ſo hoch in Anſehen kam, und ſowohl als Roman- wie als Schauſpieldichter überall beliebt war, läßt ſich noch weniger der jetzigen Generation glaubwürdig darſtellen, wenn gleich noch nicht volle zehn Jahre ſeitdem verſtrichen ſind. Jetzt, wo man nur heimlich nach ſeiner Mimili greift, und es nicht geſtehen möchte, dieſer unerlaubten Neugierde gefröhnt zu haben.

So kommen wir nun auf die neueſte Zeit, auf Gebrechen und Lächerlichkeiten, die wir Alle ſelbſt verſchuldeten, und die wir hier nicht weitläuftig darzulegen brauchen. Mit des Profeſſor Raupach's Erſcheinen in Schleſien, ſeiner Heimath, nach langem Aufenthalte in Rußland, beginnt dieſe neueſte Zeit, von der uns der Himmel bald erlöſen wolle! Das Alte iſt bereits ſo alt geworden, daß — wenn uns das Neue, wie wir es wünſchen, fortwährend mangeln ſollte — wir getroſt wieder darnach greifen dürften.

Und dieß Alles hat der ſiebenzigjährige Pauli, in dem kleinen Bezirke unſeres Theaters, nicht nur an ſich vorüberſtreichen laſſen, ſondern mit durchlebt, und als Hauptperſon in dem aus allen dieſen kleinen Dramen beſtehenden großen Drama, „Künſtlerleben" genannt, mitgeſpielt. Achtet ihn darum hoch, beſucht ihn, junge Künſtler, Dichter, die Ihr Euch für das Theater bilden wollt, Ihr könnt Vieles von ihm lernen! —

Und als nun die lange, lange Reihe von Jahren dahingerauſcht war, als die Bilder des Schattenſpiels zu erbleichen angefangen; wie Einer nach dem Andern aus dem Kreiſe dahingeſunken war, da ſchien auch die Zeit des wackern Mannes umzuſeyn, und man gedachte ihm ein ſorgenloſes Alter zu bereiten, damit er nicht mehr ſein von tauſend Rollen zerwühltes Gedächtniß mit neuen zu zerquälen habe, damit er nicht genöthigt ſey, die alten Füße zu Poſitionen, den ſteifen Rücken zu Komplimenten zu zwingen. Es ward ihm geſtattet, von dem Publikum Abſchied zu nehmen und dann für immer aus ſeinen Augen zu verſchwinden. Trauriger Moment! Um ihn ſtanden noch von denen, die einſt mit ihm hier jung und rüſtig geweſen: Herr Schlooz, als älteſtes Mitglied, und Herr Regiſſeur Krebs, dann Mad. Foſſetta, deren Anſtellung bei der hieſigen Bühne ſich vom Januar 1796 datirt. Der liebenswürdige Greis Schlotterbeck, vor vierzig Jahren referirender Hoftheaterſekretär und Hofdichter, der des jungen Pauli Anſtellungsdekret mitunterzeichnet hatte, allein noch übrig von dem damaligen Direktions- und Adminiſtrations-Perſonale, erhielt den Auftrag, ſeine immer noch friſche Muſe in Kontribution zu ſetzen, und dem ſcheidenden Freunde einen poetiſchen Nachruf zu weihen. —

Das Epigramm war zu Ende; das Publikum hatte Pauli hervorgerufen und dieſer ſeinen Dank ausgeſprochen; der Vorhang war geſunken. Es hatte in der Stadt von einer Feierlichkeit verlautet, und die Leute verließen das Haus, als ſie ſich getäuſcht ſahen. Aber nun erſt hob ſich der Vorhang zum zweiten Male, und eine ernſte Feier begann. Pauli wurde von dem Herrn Theater-Intendanten, begleitet von den Regiſſeuren, zu einem Altar geführt, worauf eine Flamme brannte; Dem. Stubenrauch trat vor, kränzte den Jubelgreis, und ſprach dazu Schlotterbeck's Worte*). Das Ganze hatte ſo viel von der Kunſt der Täuſchung entlehnt, welcher der Scheidende ſein Leben geweiht hatte, daß es einen wehmüthigen Eindruck macht. Ein gemalter Theater-Altar, eine Flamme von Wein-Geiſt, ein Kranz, den eine Schauſpielerin aufſetzt; Alles ſo theatraliſch, ſo werthlos, ſo ſcheinend. Es war eine rührende Theater-Scene von ergreifender Wirkung und der arme Greis gerieth wirklich dabei außer ſich vor Wehmuth. Warum ihm dieſe bereiten? Schauſpieler ſollten außer ihrem Berufe ſtets das Theatraliſche vermeiden. Das Leben hat ja auch für ſie ſeine ernſte Wahrheit. Der Moment des Scheidens war eine ſolche für den wackern Herrn Pauli, warum den Tand des Theaters entlehnen, um ihn mit einer flitterhaften Täuſchung zu umgeben.

Es ſollte aber dabei nicht ſein Bewenden haben. S. Maj. der König, der Herrn Pauli für ſeine langjährigen Dienſte den Fortbezug ſeines ganzen Gehaltes ließ, fügte die goldne Verdienſt-Medaille noch hinzu, um ihn als

*) Siehe am Schluſſe.

treuen Staatsdiener auszuzeichnen und zu belohnen.

Dieſen ſchönen Lohn verdankt Herr Pauli ſeiner Beharrlichkeit, einem und demſelben Theater, unter wechſelnden Erlebniſſen, ſeine Kräfte mit ſtets gleichem Eifer gewidmet und weder den Dämonen der Verbeſſerung noch Veränderung Gehör gegeben zu haben.

Und nun, ihr jungen Künſtler, die Ihr Euch belehren wollt über die Gränzen Eurer Pflichten und Eures Berufs, ſucht ihn auf den alten Mann mit dem goldenen Ehrenzeichen auf der Bruſt, ſucht ihn auf in ſeiner Zurückgezogenheit und horcht ſeiner Worte, er wird Euch einen Curſus der Dramaturgie nach allen Richtungen durchmachen laſſen, von dem Ihr Nutzen für Euer ganzes Leben ziehen könnt.

---

### (Schlotterbeck's Gedicht.)

Es war vor einundvierzig Jahren,
— So eben ſchloſſen ſie den Lauf —
Da führten fremde Kriegerſchaaren
„Freiheit und Gleichheit" vor uns auf.
Ihr Zweck war, wie bei allen Bühnen,
Die möglichſte Illuſion;
Und die Geſchichte rühmt von ihnen:
Ihr Spiel trug ſeinen Preis davon.

Damals trug hier die Herrſcherkrone,
Wie jetzt, ein lorbeerreicher Held;
Ein bied'rer Volksfreund auf dem Throne,
Wie ſonſt Soldatenfreund im Feld.
Sein Lebensabend wollte Frieden;
Erheiterung für Geiſt und Herz.
Die boten auch dem Arbeitmüden
Der Bühnenmuſen Ernſt und Scherz.

In einer hübſchen Stadt am Maine,
— Poetiſch klingt ihr Name nicht —
Bracht' ihm einſt Theſpis eine kleine,
Doch wackre, Truppe zu Geſicht.
Aus dieſer ſandte Wilhelm's Ahne
Uns einen jungen Mimen zu,
Für Helden bei Thalia's Fahne.
Der junge Mime, Der — warſt Du.

Aus lieblichen Erinnerungen
Webt Dir die Phantaſie ein Band.
Es reicht hinauf zum Adelungen;*)
Und Philipp Brook beut ihm die Hand.**)
Mit dieſen ward ein Bau begonnen,
Den Dir kein Neid zertrümmern kann.
Der Künſtler wurde liebgewonnen,
Und hochgeſchätzt der brave Mann.

Dem Freunde ſtiller Lebensſcenen,
Aus alter, unverwöhnter Zeit,
Entlockte tiefer Rührung Thränen
Des Lorenz Kindleins Kindlichkeit.†)
War eines warmen Feierliedes
Der edle Vater Dallner werth:††)
So wurde Pater Bonafides†††)
Auch mit verdientem Lob geehrt.

Spräch' ich von Deinem Rollen-Heere;
Was hätteſt deſſen Du Gewinn?
Du maltеſt alle Charaktere;
Nur blieb Dir fremd — der Eigenſinn.
Zum raſchen Wirken für das Ganze
Selbſt, wo die Pflicht nicht rief, bereit,
Verkrochſt Du nie Dich in die Schanze
Der „plötzlichen Unpäßlichkeit."

Der ſchöne Cyklus iſt geſchloſſen,
Du ſagſt und hörſt ein Lebewohl.
Im Angeſicht der Kunſtgenoſſen
Nimm' hin — des Künſtlerruhms Symbol!
Als Preis der einundvierzig Jahre,
Wie herrlich wird der Kranz Dir ſteh'n!
Komm', Veteran im Silberhaare,
Laß' mich das Krönungsamt verſeh'n!

---

*) In „Clara von Hoheneichen."
**) In „die Mündel." Beide Pauli's Debütrollen.

†) „Der arme Poet."
††) In „Dienſtpflicht."
†††) In „Nathan der Weiſe."

## Muſikaliſches aus London.

Obgleich Ivanoff, die Griſi und Andere Allem aufbieten, den Beifall der muſikaliſchen Welt in London an ſich zu reißen, ſo ſind es doch nur Madame Malibran de Beriot und Thalberg, deren Größe man anſtaunt, ohne ſie vollkommen begreifen zu können. Im ſechſten Conzerte der Philharmonic trug Thalberg eine große Phantaſie auf dem Pianoforte vor; dieſer junge Mann ſteht auf ſeinem Inſtrumente ſo hoch über jedem anderen Pianiſten, als Paganini über jeden Violiniſten. Bei ihm muß man es lobenswerth nennen, daß er keine Orcheſterbegleitung nimmt, denn er bedarf derſelben durchaus nicht. Jeder ſeiner Finger iſt ein Inſtrument, jedes Inſtrument eine Stimme. Seine Muſik iſt edel und würdig gehalten, voll Pathos und Leidenſchaft. In ſeinen großartigen Tönen macht ſich oft eine ergreifende Melancholie fühlbar. Im Mechaniſchen läßt ſich kein lebender Künſtler nur entfernt an ſeine Seite ſtellen; er hat ganz neue Kräfte enthüllt; Schwierigkeiten gibt es für Thalberg nicht. Was er vollbringt, und mag es auch hoch über Allem ſtehen, was die reich begabteſten, talentvollſten Klavierſpieler vollbracht haben, geſchieht ohne alle Anſtrengung.

Durchgängig iſt ſein Spiel der Ausdruck wahrhaft poetiſchen Gefühles, deshalb erſcheinen ſeine complicirteſten Schwierigkeiten ſo melodiſch und fließend, als die einfachſten Melodien, deshalb üben ſie den unbeſchreiblichen Zauber auf die Sinne der Hörer aus. So urtheit man im kalten England über Thalberg. — Drei Nummern nach Thalberg's Produktion fielen in das Bodenloſe, weil alle Anweſenden ſich nicht vom Staunen erholen konnten. Da erſchien Madame Malibran, die ſich mit dem vollſten Rechte ein europäiſches Monopol, auf den Beinamen la divina, errungen hat. Sie ſang die Arie aus: La clemenza di Tito »Non piu di fiori,« mit Begleitung eines obligaten Baſſethornes. Sie hatte zuvor in Drury-Lane geſpielt und geſungen, aber ſie ſchien den größeren Theil des geheiligten Feuers für das Philharmonic aufbewahrt zu haben, in ſo gewaltigen Gluthſtrömen brach es hervor, Alles mit ſich reißend in die Wogen der Begeiſterung. Dieſes Weſen iſt ganz Muſik. Man könnte ihr wohl ein Lied in der ſchnalzenden Kaffernſprache vorlegen; ſie ergöße den Zauber ihres Talentes darüber und es würde himmliſche Muſik. In einem weitern Conzerte trug ſie eine Arie von Perſiani »Quando il core,« eine nichts ſagende Compoſition vor, aber durch die Weiſe ihrer Tondarſtellung war der ganze Saal elektriſirt. Thalberg hat nun auch ſelbſt ein Conzert gegeben, in welchem ihn Madame Malibran unterſtüßte, die ſich gern an dieſes mächtige Talent anſchließt. Der größte Triumph für ihn iſt, daß alle Profeſſoren ohne Ausnahme ſeine Conzerte beſuchen und ihm die Superiorität einſtimmig zugeſtehen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß ſein Genie eine neue Periode für das Pianoforte ſchafft. Man iſt jetzt ſehr geſpannt auf ein Conzert, das er gemeinſchaftlich mit Benedict componirt hat und auch mit dieſem ausführen wird. — Unter den vielen andern Conzerten, die in der letzten Zeit ſtattgefunden haben, haben wir noch das vom bekannten Sedlatzeck zu erwähnen. Der Conzertgeber ſpielte ſein Flötenconzert mit ſchönem reinen Tone in dem fließenden Style der deutſchen Schule. Madame Griſi ſang an dieſem Morgen eine Polacca von Bellini, die Dilettanti aber meinten, Signora Griſi ſey keine „vergin vezzosa“ mehr.

## Franzöſiſche Moden.

Die Bäder, das Land, die Promenade machen es uns zur Pflicht, über die Amazone zu ſprechen. Seit vielen Jahren hat ihr Schnitt nur kleine Veränderungen erlitten; es iſt immer ein langer Rock, das Leibchen eng, vorn zugeknüpft und mit Aufſchlägen verſehen.

Beſonders ſoll man darauf ſehen, daß nichts auf den Schultern laſte; die Kragen und Pelerine, woran wir ſeit einigen Jahren gewöhnt waren, entbehrten aller Grazie; die Bewegung des Pferdes ließ ſie im Winde flattern, welches ſich nie gut ausnahm. Ein Shawlkragen, wie die Männer ihn tragen, veranlaßt nicht dieſe Ungebührlichkeit. Er umgibt den Hals und läßt das aufſteigende Hemd ſehen, das mit einem gepreßten Männerkragen oder mit einer gefälteten Colerette endigen kann. Auf jeden Fall iſt ein Jabot nöthig. Eine Reihe Knöpfe ſind beliebter als zwei, die Knöpfe ſind von ſchwarzer Seide, wie die der Männerröcke; die Schößchen werden immer beibehalten. Einige Neuerungen in dieſer Hinſicht haben kein Glück gemacht. Der Aermel der Amazone hat noch am meiſten gewechſelt. Zuerſt war er eng anliegend, dann folgte er der Mode der Kleiderärmel, jetzt hält er die Mitte, wie es recht iſt. Ein zu enger Aermel war nicht bequem zu Pferde. Er hinderte die Bewegung; der übermäßig weite entſtellte die Taille und raubte die Anmuth. Die beliebteſten Aermel ſind jetzt diejenigen, welche die Form des Unterarms deutlich ſehen laſſen und ſich dann nach der Schulter hin erweitern. An der Hand kann ein Aufſchlag mit kleinen Knöpfchen den Aermel ſchließen. Ueber den Handſchuh fällt eine platte Manſchette, von zwei Goldknöpfen zuſammengehalten. Der Pantalon muß durch einen Vorſtoß von fünfzehn bis achtzehn Linien einen Theil des Halbſtiefels bedecken. Der Halbſtiefel iſt von gefirnißtem Leder mit Abſätzen, die einen halben Zoll hoch ſind. Schwediſche Handſchuhe oder von Damhirſch, weiß oder gelb, mit Seide ausgenäht, ſind die einzigen, die getragen werden. Der Stock iſt von Rohr oder Dorn mit einem Knopf von Gold oder ruſſiſchem Leder; ſtatt der Schnüre ein Taffetband mit einer Schleife. Der Männerhut wird nicht mehr getragen, ſondern weite Strohhüte, mit oder ohne Federn. Der Schleier darf nur klein ſeyn. Man macht während der großen Hitze die Amazonenkleider von Merino.

(Psyché.)

## Londoner Moden im Monat Juni.

Carriage dress, Wagen-Anzug nennt man in England, was man bei uns, wo das zu Fuße gehen in den Straßen üblicher iſt, gemeinhin Kleid zum Ausgehen, im Gegenſatze zum Ballkleide und Hauskleide, nennt. Bei dergleichen Anzügen hat der Monat Juni großen Wechſel geboten. Viele Damen ſah man in Kammertuch-Roben mit hohen, am Halſe mit Spitzen verzierten Leibern, und in Peliſſen von pou de soie in hellen Farben, mit nie-

derem Leibe und vom Gürtel abwärts offenem Rocke. Von dieser Mode läßt sich voraussagen, daß sie sich lange in der Gunst der Schönen erhalten wird. Ferner bemerkt man mehre Petisse in Staubfarbe oder perlgrauem pou de soie, mit schmalen, blauen oder apfelgrünen Rollen verbrämt, mit einem breiten Gürtel von der Farbe des Kleides, aber mit Franzen in der Farbe der Rollen besetzt. — Verschiedene neue Muster von gedrucktem Nesseltuch und eine Menge leichter Stoffe, entweder ganz von Kaschemir-Wolle oder von einer Mischung von Kaschemir-Wolle und Seide sind für Negligé und Halbtoilette erschienen, für Kleider letzterer Art wird Seide indessen immer noch von der Mehrzahl vorgezogen. Die neuesten sind pou de soie mit weißem Grunde oder mit einem Grunde von der Farbe der ungebleichten Leinwand mit farbigen Blumen oder kleinen Zweigen bestreut. Die neuen Gros d'été sind ebenfalls sehr gesucht, sie sind gewäffert, quadrillirt, oder gestreift mit kleinen Mustern in den Streifen. Einige elegante Damen sind kürzlich in Sommer-Shawls von Kaschemir mit breiten Borduren in antiken Mustern erschienen. Die Farben dieses Shawls sind gewöhnlich grün, blau und Carmeliter braun. Diese Mode scheint indessen mehr einer vorübergehenden Laune anzugehören. Die Shawls von weißem, geblümtem China-Crepp sehen nicht nur sehr elegant aus, sondern sie sind auch allgemein als fashionable anerkannt. Bei einer vornehmen Dame erblickte man kürzlich einen Shawl von indischem Nesseltuch, mit einer breiten sehr schön aber nur leicht mit Gold gestickten Bordure. — Hüte für den Hausgebrauch sind gewöhnlich gezogen. Seit dem letzten Monate sind die Ränder wieder größer geworden. Pou de soie ist die einzige modische Seide zu Hüte; die für Halbtoilette bestehen in der Regel aus Reisstroh oder Crepp; von italienischem Stroh sieht man nur sehr wenige; die Köpfe von den Hüten werden weiter zurückgelegt und sind oben schmaler als unten. Die Verzierungen sind tiefer angebracht; die Blumen fallen auf den Rand.

Unter den niedlichsten Reisstrohhüten muß einer besonders aufgeführt werden, der mit weißen, grün gefranzten Bändern und einem Strauße verziert war, den zwei Heliotrop-Zweige und eine Moosrose bildeten. Ein anderer bemerkenswerther Hut war mit einem Bouquet von weißen, blau schattirten Marabouts verziert, das man mittelst eines weißen mit blauen Figuren ausgestatteten Bandes befestigt hatte; der sehr breite Rand war innen mit einer Glorie von tulle blonde bouillonné und mit je einer unter dem Tulle an jeder Seite angebrachten Rose ausgeputzt.

Einige von den neuen Roben für Abend-Negligé sind von hellem Nesseltuch und mit rosenfarbener oder blauer Seide verbrämt; sie werden nach Art der Halbredingote gemacht. Ferner sind einige Abendanzüge von neuem Sommer-Seidenzeuge, genannt Mascarine, anzuführen; dieser Stoff hat einen sehr glänzenden weißen Grund, ist quadrillirt in einem kleinen Muster von mattem Weiß und der Grund ist mit kleinen Sträußen von farbigen Blumen bestreut. Der Leib ist viereckig und ziemlich tief ausgeschnitten. Der dicht an den Arm anliegende Aermel ist an der Schulter mit zwei Geflechten umgeben und gerade über dem Ellbogen von zwei andern geschlossen.

(Court-Mag.)

## Sieyes.

Wäre der Abbé Sieyes im Jahre 89 gestorben, so würde ganz Frankreich es tief gefühlt haben. Damals sagte er auf die Frage: was ist der dritte Stand? mit unerschrockenem Muthe: Der dritte Stand ist die Nation.

Jetzt, wo wir 1836 schreiben, stirbt der Abbé Sieyes unbemerkt und nur ein Journal widmet seinem Andenken diese Zeilen: „Herr Sieyes, vormaliges Mitglied der constituirenden Versammlung und des National-Convents, Direktor und Consul der Republik, Graf und Pair des Reichs, Mitglied des Instituts, ist heute, den 20. Juni in seiner Wohnung in der Vorstadt St. Honoré Nro. 119, gestorben. Er war acht und siebzig Jahre alt."

Mirabeau sagte einst von Sieyes, daß sein Schweigen ein öffentliches Unglück sey. Und der Tod dieses Mannes wird kaum bemerkt. Das Begräbniß fand am folgenden Tage, von dem Sterbehause aus, statt. Stadtsergeanten waren dabei nicht vonnöthen; es ging Alles ruhig von Statten. Der alte Graf war bereits seit dreißig Jahren gestorben.

## Villeggiatura.

Villeggiatura ist ein italienisches Wort, welches das Leben und die Lust auf dem Lande bedeutet. Jetzt reißt diese Lust überall ein. Eine Menge Leute miethen von Mai bis September ein Zimmer in irgend einer Dorfschenke und installiren sich dort, so gut es gehen will. Sind sie ein wenig genirt, so trösten sie sich mit den Worten: „Auf dem Lande, wie im Felde!" Die Damen gehen in den Wald mit ihrer Stickerei; die Herren fahren in die Stadt, um ihren Geschäften nachzugehen und kommen des Abends zu Fuß oder zu Wagen wieder hinaus zu ihrem sogenannten „ländlichen Asyl." Sie ziehen Kamaschen an, eine Jacke von ungebleichter Leinwand, setzen einen Strohhut auf und wälzen sich, wie Faunen im Grase. Sonntags wird mit der Angel gefischt und im

Digitized by Google

Freien gegeſſen. Groſſe Parthien heißen Spaziergänge von zwei Stunden, wobei die Regenſchirme nicht vergeſſen werden dürfen. Die höchſte Wonne aber iſt, kuhwarme Milch zu trinken und zu Anfang der Jagden vier Sperlinge zu ſchießen, die, wenn man Pulver, Blei und das Jagdfrühſtück rechnet, auf zwei Gulden das Stück zu ſtehen kommen. Sobald der Herbſt in ſeinem Nebelmantel erſcheint, kehrt man dann zur Stadt zurück und ſpricht während des ganzen Winters von nichts Anderem als der Villeggiatura und von dem Glücke, als arkadiſche Schäfer gelebt zu haben.

## Die Isabellenfarbe.

Die Königin Iſabella von Spanien war es, die durch ihre energiſche Beharrlichkeit Ferdinand den Katholiſchen und den Rath von Caſtilien und Aragonien beſtimmte, gegen die Mauren jenen letzten Krieg zu führen, der ihrer Herrſchaft auf der Halbinſel ein Ende machte. In ihrem kriegeriſchen Eifer ſchwur ſie den Schmächen ihres Geſchechts ab. Sie wollte nicht mehr gefallen und gab jede Sorge für ihre Perſon auf, ja, ſie ging ſogar ſo weit, der heiligen Jungfrau zu geloben, nicht eher ihr Hemde zu wechſeln, bis daß das belagerte Granada eingenommen ſeyn würde. Die Sage verkündet, daß die Belagerung bei Weitem länger dauerte, als die Königin berechnet hatte, und als ſie nun endlich, ohne ihr Gelübde zu verletzen, das Hemd auszog, ſo hatte es durch das lange Tragen eine gelbliche Färbung angenommen, die man ſeitdem iſabell nennt.

Zur Zeit des Conſulats waren iſabellfarbene Pferde die einzigen, deren ſich die Mode bediente, und auch der Wagen, worin Napoleon zur Krönung fuhr, war mit acht Iſabellen beſpannt.

# Telegraph von Deutschland.

## Schiller's Album.

Die Wiener Modenzeitung theilt die Inſchriften der dortigen Dichter in Schiller's Album mit. Wir wählen hieraus, die von bekannten Namen herrühren:

Wer iſt größer: Schiller? Goethe?
Wie man nur ſo mäkeln mag!
Himmliſch iſt die Morgenröthe,
Himmliſch iſt der helle Tag.
Eduard von Bauernfeld.

Sollt' einſt geöffnet werden
Dieß Monument von Stein,
An's Licht die Verſe kommen,
Die man darin grub ein,
Wie groß und ſehr wird glänzen
Sein Nam' im Strahlenſchein
Und all das Lobgepränge
Wie ärmlich und wie klein!
J. F. Caſtelli.

Jahre kommen und gehen; Geld rollt, Macht bricht, Schönheit verblüht; nur die Gedanken eines großen Geiſtes ſind ewig.
Johann Graf Mailáth.

Goethe, du glänzeſt der Lenker der Schlacht, der ſiegende Feldherr,
Schiller, der Held, der den Tag blutend und ſterbend entſchied.
J. Chr. Freiherr von Zedlitz.

Längſt war ſein Geiſt entſchwebt zur beſſeren Heimat, doch klangen
Seine Geſänge noch fort, hoben den ſinkenden Muth;
Lehrten voll Ernſt die Schuld als der Uebel Größtes betrachten,
Aber das Leben nicht ſchätzen als theuerſtes Gut;
Ueber der Erde Genuß und der Erde Noth ſich erheben,
Nimmer von jenem verlockt, nimmer von dieſer erdrückt;
Siehe! ſo halfen ſie mit die Zeit der Freiheit geſtalten,
Brechen das Fremdlingsjoch, welches uns ſchmählich gebeugt;
Und noch wirken ſie fort in beſſeren Seelen, es treiben
Blumen die Keime nach, welche der Dichter geſä't.
Alſo hat er das Schöne gewollt, und es knüpfte das Gute,
Durch ein göttlich Geſetz, feſt ſich und dauernd ihm an.
Caroline Pichler.

## Theater.

In Berlin gibt man ein neues Stück von Madame Birch-Pfeiffer: Die Ritter von Malta, hiſtoriſch-romantiſches Drama in 5 Akten, nach de la Madelaine's Roman.

## Unglücksfall.

Kürzlich wollte der Verwalter des königl. St. Josephspitals Max Isla in München mit seiner eigenen Equipage nach der Eich fahren, um dort seine Andacht zu verrichten. Sein Kutscher, der dem Trunke sehr ergeben ist, hielt seine muntern Pferde nicht gehörig im Zügel, und am Sendlinger Berge ging's im Galoppe hinab. Der alte Mann, die Gefahr voraussehend, sprang zum Wagen hinaus, blieb aber auf der Straße scheintodt liegen; seine treue Dienerin, welche 30 Jahre lang bei ihm in Diensten steht und die Erzieherin seiner beiden Kinder ist, sprang ihm nach, um ihrem Herrn zu Hilfe zu kommen, allein ein unglücklicher Sturz auf den Kopf machte ihr es unmöglich, ihrem vielgeliebten Herrn dienen zu können. Sein Jugendfreund, Hr. Kirmayr, ein alter 78jähriger blinder Mann, nebst einem Frauenzimmer blieben in dem Wagen sitzen und harrten im größten Schrecken ihrem Untergang entgegen, allein die Vorsehung schützte sie, indem die Pferde, an einen Baum angerannt, plötzlich still standen. Herr Verwalter Isla, welcher den Vorderarm brach, befindet sich jetzt zwar etwas besser, allein seine treue Magd wird, in Folge der erlittenen Gehirnerschütterung, wahrscheinlich das Leben einbüßen.

## Allerlei.

Der Direktor des Hamburger Stadttheaters, Herr Carl Ledrun, hat die aktenmäßige Darstellung seines in Berlin verhandelten Processes, wegen Aufführung eines seiner Manuscript-Stücke ohne seine Bewilligung, im Druck erscheinen lassen. Das Endurtheil des geheimen Obertribunals, einer anerkannt aufgeklärten und gerechten Behörde, ist günstig für den Kläger und dem Princip nach von großer Wichtigkeit, indem es den dramatischen Schriftstellern das Recht zuerkennt, den Theater-Unternehmer, welcher gestohlene Abschriften von Stücken an sich kauft und diese Stücke aufführt, gerichtlich zu verfolgen. (Thalia.)

— Die Schuldige. Im Städtchen R... trug sich ein Vorfall zu, bei welchem die Prima Donna einer ambulanten Bühne auf eine drollige Art compromittirt wurde. Dort wurde die Zauberin Sidonia aufgeführt. Als nun Sidonia, vom Abt Gregorius der Zauberei und Giftmischerei beschuldigt, vor dem geistlichen Gericht steht, und der Präsident nebst den Mitgliedern das furchtbare: „Sie ist schuldig!" aussprechen, befindet sich auch ein Kuchenbäcker als Zuschauer im Parterre, der auf einmal laut ausrief: „Ja, meine Herren, sie ist viel schuldig! Ich bekomme allein einen Thaler vier gute Groschen für Aepfelkuchen von ihr."

— Medicinal-Statistik. Im Jahre 1832 zählte der preußische Staat überhaupt 4403 Aerzte und Wundärzte, und zwar 2102 promovirte Aerzte und Wundärzte, 438 Wundärzte erster Klasse und 1863 Wundärzte zweiter Klasse. Von jenen promovirten und approbirten Aerzten kamen 228, außerdem 9 Wundärzte erster Klasse und 65 Wundärzte zweiter Klasse, unter ihnen 79 Geburtshelfer, auf die Haupt- und Residenzstadt Berlin. Zu Anfang des Jahres 1835 waren in Berlin 257 approbirte Aerzte und 9 Wundärzte erster Klasse u. s. w. in Thätigkeit. Es hat sich demnach die Zahl der approbirten Aerzte seit drei Jahren um 29 vermehrt, und jetzt rollen zu allen Stunden des Tages über 200 Doktorwagen in allen Straßen der Stadt. In den schlesischen Regierungsbezirken stellt sich das Verhältniß der Einwohnerzahl zu den Aerzten auf folgende Art dar: Im Regierungsbezirk Breslau 142 Aerzte auf 980,000 M., im Reg.-Bez. Liegnitz 100 Aerzte auf 800,000 M., im Reg.-Bez. Oppeln 66 Aerzte auf 750,000 M., im Reg.-Bez. Posen 52 Aerzte auf 752,000 M. Es prakticirten im ganzen Staate im Jahr 1835: 2144 Aerzte, und in demselben Jahr zählte der Staat 1215 Apotheken.

## Die artistischen Beilagen.

Wir übergeben unsern Lesern mit dem heutigen Hefte:

1) Eine Ansicht der berühmten Ruine von Fountain's Abbey, einer der schönsten in England. Dieses Gewölbe ist 300 Fuß lang und 42 Fuß breit; 19 Pfeiler tragen 20 Bogen, und jeder Pfeiler hat 8 Rippen. Ein großes steinernes Bassin, wo sonst eine Quelle sprudelte, gibt der Abtei den Namen.

2) Aus Grisar's neuer Oper: „Sarah, ou l'Orpheline de Glencoë," die ihrer schönen Melodien wegen in Paris sehr beliebt ist.

August Lewald.

Digitized by Google

# Corsische Geſchichte.

. . . . . Domine . . . . .
Odisti omnes qui operantur iniquitates: perdes omnes qui loquuntur mendacium . . . . .
Virum sanguinosum et dolosum abominabitur Dominus . . . .
. . . . . Judica illos, Deus . . . . .

Psal. 5.

## 1.

Es gibt ein Land, deſſen Sitten uns noch wenig bekannt ſind, und deſſen Einwohner uns Halbwilde ſcheinen. — Wir wiſſen nicht die Namen ſeiner Berge, ſeiner Provinzen, faſt keiner ſeiner Städte. — Seine Bevölkerung iſt für die meiſten unter uns eine problematiſche Chiffre. Wir ſtellen uns faſt die Frage, ob ſie denn dort Getreide bauen, ob man dort Brod eſſe, nicht ganz nackt lebe, unter Zelten oder unter freiem Himmel; ob man dort an einen Gott glaube! Und dieſes Land iſt die alte Wiege einer ſtarken und großmüthigen Nation, das Vaterland mehr als eines berühmten Helden; dieſes Land gehört Frankreich, liegt beinahe vor den Thoren von Paris und heißt Corſika.

Und nun hört zu, was ich Euch von dieſem Lande erzählen will.

Maſtro Giacomo Santo Todi, der Patron einer Barke von Roſtino, hatte zwei Knaben und ein Mädchen. Lucia oder specchiou della pieve (der Spiegel des Dorfes), wie man ſie auf zehn Meilen nannte, war der Abgott des Maſtro Giacomo Santo und der Stolz Pietrino's und Matteo's, ſeiner beiden ſtarken Jungen, der erſten Schützen der ganzen Inſel.

„Lucia iſt ein heiliges Mädchen, Gnora *) Maria Fiora," ſagte der Patron Santo zu ſeiner Frau.

„Die Madonna dei sette dolori ſey dafür geſegnet, Scio' **) Santo," erwiderte faſt weinend Maria Fiora.

*) Abkürzung von Signora.
**) Abkürzung von Signor.

Lucia war frisch und schön. Ihre Stirne war breit und rein, ihr Profil griechisch und ihr Auge afrikanisch. Der weiße Mesaron *) hüllte ihren jungfräulichen Kopf zum Entzücken ein, und ihre weichen, schwarzen, herrlichen Locken, die von dem weißen Tuche noch gehoben wurden, hatten das Gefieder des Raben um nichts zu beneiden. — Lucia war ein hübsches, junges Mädchen, eben so gut als schön, so sanft als stolz, so arbeitsam als nachdenkend, savante (denn sie konnte lesen) und dabei war sie bescheiden. Sie wußte alle Oden von Fulvio Testi auswendig, und wenn sie mit ihrer tiefen, tönenden Stimme nach einer langsamen, sanften und traurigen Weise die Worte sang:

„Nato era Maggio e lieti.
Ridean nel prato i fior,
l'aque nel fiume.... **)“

so blieb man stehen, um ihr zuzuhören, man athmete nicht. Die Bursche träumten davon während der ganzen Woche, und die jungen Mädchen weinten darüber vor Wuth.

Patron Santo war unter Segel gegangen und seit acht Tagen schon spazierte er und seine beiden Söhne auf dem Molo von Livorno. Es war sechs Uhr Abends und die heitere und laue Oktobersonne verschwand langsam in dem Meere und vergoldete die Bäume des Hügels, das rothe Dach, die weißen Mauern der Capanuccia Santo's, das schöne Gesicht Lucia's unter der Thür und in weiter Ferne die Segel eines Schiffes, welches man kaum am Horizont wahrnahm.

Ein junger blonder Mensch, mit beweglichen und graziösen Zügen, einer Jagdflinte auf der Schulter und einer ungeheuern Malermappe unter dem Arm, steht plötzlich zwischen der Sonne und Lucia, und der große Schatten, der durch diese parallele Stellung mit dem untergehenden Gestirn entsteht, erhebt sich wie ein dunkles Gewölk und verfinstert das schöne Gesicht des Mädchens, das noch vor Kurzem von den Strahlen wie verklärt wurde.

Der Anblick des jungen Menschen verrieth einen Fremden; sein Costum war halb das eines Jägers, halb das eines Modeherrn, und hätte Pietrino und Matteo gewiß zum Lachen gereizt, wenn sie nicht mit Patron Santo in Livorno gewesen wären.

Eine reich gestickte Kappe von rothem Sammt saß nachläßig auf den Locken des Fremden; sein kurzer Frack von feinem grünem Tuch war überall zierlich ausgenäht. Ein Beinkleid von weißem Leder zeichnete anmuthig seine schmächtigen Formen; Kamaschen von Leder, mit tausend kleinen silbernen

*) Das Stück Mousselin, welches die korsischen Frauen auf dem Kopfe tragen. Der genuesische Pezotto.

**) Der Monat Mai war geboren und die Blumen lachten heiter auf der Wiese, die Wasser in dem Flusse ....

(Fulvio Testi.)

Knöpfchen, bedeckten mit faſt mathematiſcher Genauigkeit den obern Theil der feinen Schuhe dieſes eleganten Jägers. Die Flinte, welche beinahe die Schulter des jungen Menſchen zu zerquetſchen ſchien, war deſſen ungeachtet ein artiges kleines Spielzeug, überall mit Silber verziert und wie ein Spiegel glänzend. Dieſe herrliche Waffe hing an einem Riemen von rothem Saffian mit Gold geſtickt, und kreuzte ſich auf der Bruſt des ſchönen Jünglings mit einer Schnur aus Blau und Gold, woran ein reiches Jagdmeſſer hing.

Man vergleiche mit dieſem ſchönen Blondin eine rauhe Geſtalt von brauner Farbe, mit ſchwarzen glänzenden Augen, mit langem ſtruppigem Haar, in einer ſpitzigen Mütze, Jacke und Beinkleider von brauner Farbe, wie der Pelz eines Bären; an dem breiten Gurte zwei ungeheure Piſtolen, einen Säbel und einen Dolch, in der Hand einen kurzen dicken Stutzen. Und nun ſage man, ob man den ſchönen Fremdling für einen Landsmann des Herkules, für einen Jäger von Venzolasca halten wird?

Auch Lucia hielt ihn nicht dafür, ſondern ſie erkannte auf der Stelle den Franzoſen in ihm, obgleich ſie früher nie einen geſehen hatte. Ein corſiſches Mädchen erſchrickt jedoch über nichts. Lucia hielt die Hand vor die Augen und betrachtete den Fremden, der unbeweglich auch ſie betrachtete.

„Wollt Ihr bei uns ausruhen, Signor? Das Haus Todi's iſt den Fremden ſtets geöffnet.“

Und ohne Antwort abzuwarten, rief ſie die Mutter herbei.

„Mamma, hier iſt ein Herr, der Gaſtfreundſchaft anſpricht.“

Und Maria Fiora, die Hausmutter, macht ihren ſchönſten Knix, und bittet den Fremden, einzutreten. Dieſer, ohne den Mund zu öffnen, hatte ſeine Augen feſt auf das Engelsgeſicht Lucia's gerichtet, und that, was Ihr gethan haben würdet, junge Leſer von zwanzig Jahren: er trat in das Haus.

„Und Euer Hund?“ fragte Lucia, die dieſen unentbehrlichen Begleiter des Jägers vermißte. „Wie? Ihr habt keinen Hund?“

„Ich habe keinen; ich bin ein Maler und durchziehe die Inſel, um ſchöne Punkte zu zeichnen. Das Gewehr trage ich nur zu meiner Vertheidigung, denn es ſcheint mir in dieſem ſchönen Land von Räubern zu wimmeln.“

„Räuber?“ erwiderte Lucia, indem ſie einen fürchterlichen Blick auf den Franzoſen ſchleuderte, „Räuber in Corſika, mein Herr? Und das ſagt Ihr in dem Hauſe eines Corſen? Vor der Frau und der Tochter eines Corſen?“

Lucia's Geſicht hatte einen ſolchen Ausdruck edeln und männlichen Stolzes angenommen, ihre Lippen zeigten ſo viel Verachtung, ihre Augen ſo viel Zorn, daß der Fremde erbleichte und zurückwich.

„Signore,“ nahm ſie dann mit einem ruhigen Ernſt das Wort, „Ihr ſeyd hier unter dem Schutze der Gaſtfreundſchaft, die bei uns, die Ihr Räuber nennt, heilig iſt; Ihr habt nichts zu fürchten; doch merket wohl, daß ohne dies die Tochter von Giacomo Santo Todi Euch Eure kühnen und unüberlegten

Worte hätte bereuen laſſen. Mein Vater und meine Brüder würden dieſen Schimpf mit Blut abzuwaſchen wiſſen.“

„Wie, Mademoiſelle,“ erwiderte hierauf der junge Menſch, „dieſe corſiſche Gaſtfreundſchaft, die Sie mir ſo eben anrühmen, würde mich alſo vor dem Stilet Ihres Herrn Vaters und den Kugeln Ihrer Herrn Brüder nicht bewahrt haben?“

„Sie hätten Euch unter ihrem Dache geſchützt, Signore, ſelbſt mit ihrem Blute hätten ſie Euch im Nothfalle vertheidigt. Würdet Ihr aber ihr Haus verlaſſen haben, ſo hättet Ihr klug daran gethan, ihnen nicht zu begegnen. Doch genug davon! Ihr habt nichts zu befürchten, ich wiederhol' es Euch. Mein Vater und meine Brüder ſind nicht auf der Inſel, und in Corſika gibt es eben ſo wenig Spione als Räuber, Signore.“

. . . . . Vierzehn Tage nachher, an einem ſchönen Novembermorgen, hatte der Fremde die Capanuccia des alten Santo verlaſſen, ohne Abſchied genommen zu haben.

## 2.

Lucia magerte ab und wurde bläſſer; kein Geſang, kein Scherz, kein Tanz des Sonntags mehr. — Ou specchio della pieve war getrübt.

Lucia brachte die Nächte weinend zu. Am Tage arbeitete ſie und antwortete ihrer Mutter, welche ihre Traurigkeit und verweinten Augen in große Unruhe verſetzten: „Mamma, mir fehlt nichts.“

Patron Santo und ſeine Söhne kehrten von Livorno zurück. Pietrino, der ältere Sohn, ſprach unaufhörlich von einem jungen franzöſiſchen Maler, dem Ritter von Polleville, der ihm das Leben gerettet hatte, als genueſiſche Schiffspatrone ihm aus Neid nachſtellen ließen. Patron Santo hatte dem Franzoſen die Hand gedrückt und dazu die ächt corſiſchen Worte geſprochen: „Signor Francese, mein Leben, das Leben meiner Kinder, mein Schiff, mein armes Haus in Ruſtino, Alles gehört Euch. In einem Jahr, in zwanzig, in hundert Jahren, wenn ein Polleville eines Freundes bedürftig iſt, und noch ein Todi auf der Erde lebt, ſo rufe er, und der Todi wird kommen, und wär' er am Todtenbette ſeines Vaters, oder netzte er die Lippen ſeiner ſterbenden Mutter mit dem letzten Tropfen Waſſer. Signor Francese, bis in den Tod, bis zum zehnten Glied. Addio, e bon viagghiou!“

Ihre Mutter ſagte ihr einſt eines Tages: „Lucia, haſt Du mir nichts Geheimes mitzutheilen?“ Die Stimme und das ganze Weſen Maria Fiora's zeigte etwas Fremdartiges. Lucia zitterte, wurde bleich, und ſchien faſt umzuſinken.

„Lucia, haſt Du mir nichts Geheimes zu ſagen?“ wiederholte die Mutter.

Lucia verbarg ihr Geſicht in ihre Hände und ſchluchzte laut.

„Lucia, haſt Du mir nichts Geheimes zu ſagen?“

„Nein, meine Mutter,“ ſprach endlich Lucia, indem ſie einen ſtarren Blick voll Unempfindlichkeit auf ihre Mutter richtete.

„So ſey verflucht!“

„Amen!....“

Die beiden Frauen hatten ſich verſtanden.

## 3.

Es war im Monat Februar; das Wetter war kalt und regneriſch. Maſtro Giacomo Santo Todi ſtand mitten in dem niedern Zimmer ſeiner Capanuccia, den Rücken nach dem Herde gekehrt, auf dem ein Feuer brannte. Das Zimmer war mit Rauch erfüllt, der langſam aus einem im Dache befindlichen Loche emporſtieg. Pietrino und Matteo ſtanden ihm zur Seite, Maria Fiora ſtand vor dieſer Gruppe mit einer gelben Schürze in der Hand. Lucia hielt ſich die Hand vor den Augen. *)

Den Ausdruck, der ſich in den Geſichtern dieſer Menſchen malte, zu beſchreiben, wäre unmöglich.

„Weib,“ ſprach endlich Patron Santo zu Lucia, „Du haſt meinen Namen beſchimpft, Du biſt entehrt. Du haſt Deinen Verführer nicht nennen wollen; jede Rache iſt alſo unmöglich. Du kennſt das Loos, das Deiner wartet. Nur eine Wahl gibt es für Dich .....“

„Sie iſt getroffen!.....“

„Die Schürze?.....“

„Den Tod!.....“

„Wohl, Lucia Todi, Deine Wahl gibt Dir das Recht, Dich noch einmal ſo nennen zu hören. Lucia Todi, der Himmel verzeihe Dir.“

„Und Du, Patron Santo?“ flehte Lucia auf den Knien.

„Meine Tochter, ich verzeihe Dir!“

„Requiescat in pace.“

Maria Fiora erſtickte eine Thräne, und ſprach mit bebender Stimme: „Amen!“

„Amen!“ wiederholten Pietrino und Matteo tief bewegt.

„Amen!“ fügte Lucia mit feſter Stimme hinzu und ſtand auf.

*) Vor der Revolution wurden die corſiſchen Mädchen, die einem Verführer zum Opfer gefallen waren, gezwungen, eine gelbe Schürze als Zeichen der Schmach zu tragen.

Die Mutter warf die gelbe Schürze in's Feuer, Lucia ergriff einen Strick und eine Axt und ging hinaus. Pietrino und Matteo nahmen ihre Flinten, Hacke und Spaten und folgten der Schweſter, indem ſie die äußere Thür hinter ſich zumachten. Patron Santo und Maria Fiora blieben allein zurück und ſahen ſich ſchmerzergriffen an; dann, von einem ſympathetiſchen Gefühle ergriffen, ſanken ſie auf die Knie und beteten.

Zweihundert Schritte im Walde grub Lucia ein Grab. Pietrino und Matteo befeſtigten den Strick an dem ſtärkſten Zweig eines Baumes. Als das Grab gegraben war, ſprach Lucia zu ihren Brüdern: „Jäger, erzeigt mir eine Gnade. Lucia Todi fürchtet nicht den Tod, aber ſie will ihn einer Corſin würdig erdulden .... Ihr habt Eure Flinten bei Euch ....“

Pietrino und Matteo blickten ſich an.

„Jäger, verweigert mir nicht dieſe letzte Gunſt; der Strick gebührt dem genueſiſchen Dieb. Sprecht, wollt Ihr?“

Sie gaben ihre Einwilligung durch ein Kopfnicken zu verſtehen.

„Dank, Jäger!“

„Jeſus, nimm Dich ihrer armen Seele an!“ ſprach Matteo.

„Lucia Todi, fahre hin in Frieden,“ ſprach Pietrino.

Die beiden Schüſſe erfolgten zu gleicher Zeit. — Die Gerechtigkeit der Menſchen war vollzogen.

## 4.

Seit zwei Jahren war Todi's Haus in Trauer verſunken, denn ſobald der Ehrenpunkt befriedigt worden war, ſprach das Herz, und Lucia's Tod ließ eine unendliche Leere in der Capanuccia.

Pietrino war Soldat in Frankreich, und Matteo allein bei ſeinen alten Eltern. Maria Fiora hatte ſeitdem nie mehr den Namen Lucia vor ihrem Manne auszuſprechen gewagt. Dieſer ſchreckliche Zwang tödtete die arme Mutter. Maſtro Giacomo Santo konnte nun unter dem Vorwande, ſeine Frau zu beweinen, bittere Thränen dem Andenken ſeiner unglücklichen Tochter fließen laſſen. Dieß erleichterte ſeine Bruſt. Matteo war Patron von Todi's Barke geworden, denn der Greis hatte weder Muth noch Kraft mehr zur Arbeit.

An einem ſchönen Oktobertage, als die Sonne ſich bereits zum Untergange neigte, erſchien ein junger Menſch in Reiſekleidern vor dem Alten, der unter der Thür, ſich wärmend in den Strahlen der Herbſtſonne, ſaß.

„Tretet ein, Signore, und ſeyd willkommen!“

„Erkennt Ihr mich, Signor Todi?“

„Signor' no. — Mein Geſicht iſt ſchwach geworden, und ich erkenne Euch faſt nicht mehr.“

„Erinnert Ihr Euch nicht des Malers Polleville zu Livorno?“

Jesù santo! Polleville! Seyd Ihr's, Signore Francese! Die Madonna dei sette dolori ſey geſegnet, wie mein armes Weib Maria Fiora zu ſagen pflegte.*)

„Ja, mein lieber Maſtro Todi, Ihr habt Recht, Euch über meinen Anblick zu freuen; denn ich bringe Euch gute Nachrichten von Eurem Sohn Pietrino.“

„So habt Ihr Pietrino geſehen?“

„Ja wohl ſah ich ihn, und freute mich ſeines Anblicks. Der wackere Burſche hat mir mit Wucher zurückgezahlt. Hatte ich ihm vor drei Jahren in Livorno einen Dienſt erzeigt, ſo hat er mir dieſen im vorigen Winter in Paris reichlich vergolten. Jetzt, da Alles vorüber iſt, Papa Todi, und da Euer Sohn ſich herrlich befindet, darf ich Euch wohl Alles ſagen. Ihr habt ſeit dem Briefe keinen mehr von ihm erhalten, nicht wahr?“

„Ja, ja, Signore Francese, ſeit jenem verwünſchten Februar,“ erwiderte ſeufzend der Alte.

„Ja wohl, der verwünſchte Monat; denn er hätte dem wackern Pietrino recht unheilbringend werden können, und noch dazu durch meine Schuld. Wenn aber das Unglück ſich ereignet hätte, ſo würde ich mich erſchoſſen haben; doch Alles ging gut, Gott ſey Dank! So hört nun, Signor Todi.“

Und Polleville erzählte umſtändlich, wie er eines Tages in den Straßen von Paris Pietrino begegnet ſey und ihn erkannt habe. Dieſer wäre erfreut geweſen, ſeinen Retter wieder zu ſehen und von dieſem Augenblick an waren ſie öfter zuſammen. Polleville hatte ſich durch ſeinen Leichtſinn einen ernſten Handel zugezogen. Man ſtellte ſeinem Leben nach; aber Pietrino deckte mit ſeinem Körper Polleville, und ſtreckte zwei Mörder todt nieder. Der arme Pietrino ſollte dafür vor ein Kriegsgericht geſtellt werden, und nur dem Einfluſſe Pollevilles war es gelungen, ihn zu retten. Jetzt war Alles wieder im beſten Gleiſe und Pietrino im Range vorgeſchritten. Der Maler hatte die Reiſe nach Corſika lediglich unternommen, um dem alten Vater dieſe Umſtände zu hinterbringen, ehe ein falſches Gerücht ihn vielleicht davon in Kenntniß ſetzte. — Todi wiederholte ſeine Einladung, und der Franzoſe trat in die Hütte.

„Pietrino hat mir traurige Geſchichten erzählt,“ ſagte er. „Ihr habt das Unglück gehabt, Frau und Tochter zu verlieren.“

„Das iſt Gottes Fügung, Signor Francese. Requiescant in pace.“

Der Franzoſe blieb vierzehn Tage in der Capanuccia, von den zarteſten

*) In Corſika wie faſt in dem ganzen übrigen Italien gibt man den Todten das Prädikat: „arm,“ z. B. il povero N. oder la povera N.; wie wir der ſelige N., die ſelige N. ſagen würden.

Aufmerksamkeiten des Greises und des Patron Matteo umgeben. Er unterhielt sich mit Jagd und Fischfang; dann kehrte er nach Paris zurück.

Wie weinten die beiden Corsen beim Abschiede.

## 5.

Ein Jahr später war Pietrino Sergeant geworden und befand sich in Urlaub bei seinem Vater. Ein wenig Heiterkeit war wieder in die Hütte eingekehrt, gleichwie an jenem Tage, als die Dankbarkeit dem französischen Maler Gastfreundschaft darin angedeihen ließ. Pietrino erzählte seinem Vater Garnisonsgeschichten, militärische Anekdoten und Waffenthaten.

Eines Tages fand der Sergeant in einem alten Kasten einige Bücher, welche Lucia gehört hatten. Seine erste Bewegung war, sie voll Abscheu und Gram wegzuwerfen. Da er sich aber in Frankreich civilisirt hatte und nun lesen konnte, so nahm er sie wieder zur Hand. Es waren die Oden von Fulvio Testi. Auf der innern Seite des Einbands waren Liebesschwüre geschrieben.

„Dein, Lucia, für's Leben. C. v. P."

„Giuro d'amarti sempre."

„Du bist meine geliebte Gattin, und ich werde meine Schwüre vor dem Altar erneuern. C. v. P."

„Non ti pentirai d'esserti data a me, bella Lucia."

Ein in einander geschlungenes C und L und zwei von einem Pfeil durchbohrte Herzen folgten. Er erkannte die Handschrift.

Ein dumpfes Brüllen drang aus seiner Brust. Er war allein im Hause und verbarg das Buch in seinem Tornister.

Sechs Monate später war Pietrino wieder bei seinem Regimente. C. suchte Polleville auf und zeigte ihm die Oden von Fulvio Testi.

Sie schlugen sich ohne Zeugen; Polleville blieb. Pietrino wurde von einem Kriegsgericht zum Tode verurtheilt.

Mastro Giacomo Santo Todi, der bald darauf starb, verfluchte Pietrino's Gedächtniß, weil er trotz seines heilig gegebenen Worts Polleville getödtet hatte.

Matteo, der noch einige Jahre einsam umherschiffte, ging an der Küste von Sardinien mit seiner Barke zu Grunde.

So hatte denn auch Gott Recht gesprochen. —

# Spanien im Jahr 1835.

## Toledo.

Der Vorplatz der Kathedrale von Toledo ist ein langer, unregelmäßiger, unebener und eines solch edlen Denkmals unwürdiger Platz. Dieser Platz oder vielmehr diese Straße ist gewöhnlich verlassen und stille. Man tritt auch nicht von dieser Seite in die Kirche, und es wächst daselbst ungehindert Gras, das nicht einmal von den Gläubigen niedergetreten wird. Nachts ist derselbe in tiefe Finsterniß versenkt. Doch am Abend des 13. Decembers war es auf diesem Platze lebhaft und lärmend; ein großes Feuerwerk brannte in dessen Mitte, und verbreitete eine ungewohnte Helle auf die den Platz umgebenden Gebäude. Römische Lichter und Raketen und Schwärmer stiegen in die Luft; es schien, als ringelten sich feurige Schlangen um die schwarzen Mauern der Kathedrale. Viele Raketen warfen einen Sternregen aus, und die Kinder stritten sich unter Freudengeschrei um die noch glühenden Papierhülsen, die auf die Köpfe der Zuschauer fielen. Unter dieses Kindergeschrei mischten sich noch andere Stimmen; der Ruf: „Viva la reyna! Viva la libertad! erschallte von Zeit zu Zeit; die Hymne Riego's wurde von Vielen gesungen, und der revolutionäre Gesang der Tragala, welche die Carmagnole Spaniens ist, wie Riego's Hymne dessen Marseillade, drang hie und da durch.

Um was handelte es sich denn? Was wollte diese unheilige Versammlung vor den Pforten des Tempels, was sollte dieses aufrührerische Geschrei, das das heilige Echo der Altäre herausforderte? Man hatte in Toledo an diesem Tage das Gesetz der Cortes verkündet, welches den Infanten Don Carlos zum Rebellen und Verräther des Vaterlandes, alle seine Rechte an den Thron für nichtig erklärte und ihn und die Seinigen auf immer aus Spanien verbannte. Das Feuerwerk aber sollte die öffentliche Freude hierüber an den Tag legen, oder sie wenigstens hervorrufen, im Falle sie sich nicht freiwillig und kräftig genug zeigen würde. Man muß — der Wahrheit zu Ehren — gestehen, daß diese Vorsicht nicht unnütz war: der Enthusiasmus war äußerst lau. Toledo ist die dem Carlismus ergebenste Stadt in ganz Spanien, und dieß kann nicht anders seyn, denn die Geistlichkeit ist daselbst vorherrschend. Der Beschluß der Verbannung erweckte daselbst nur sehr zweideutige Sympathie.

Man dachte, und vielleicht hatte man hierin nicht Unrecht, daß wenn einmal der Krieg begonnen habe und ſich die feindlichen Truppen gegenüber ſtehen, ſo ſey es kindiſch, wenn ein Theil den andern noch in die Acht erkläre, denn jetzt ſey es zu ſpät oder zu früh; es handle ſich jetzt nicht mehr um einen Federkrieg, ſondern das Schwerdt müſſe entſcheiden.

Die Raketen ſtiegen deßhalb nicht weniger ſchön gen Himmel und die Sonnenräder warfen einen phantaſtiſchen Wiederſchein auf den Platz. Die grauen Mauern erhielten eine röthliche Beleuchtung und der Schatten der Zuſchauer zeichnete ſich auf denſelben unter allen Formen ab. Der Thurm, zu hoch, um von der Helle beleuchtet zu werden, ragte als ſchwarze unbewegliche Maſſe in die Luft. Die Menge war nicht ſehr zahlreich, aber maleriſch gruppirt. Bald ward ſie beleuchtet, bald ſtand ſie im Schatten, und erſchien in allen Tinten und Graden der Helle. Einige Männer in Mänteln, welche nachläßig an der Kirche lehnten, repräſentirten allein das Volk bei dem Feſte; ſie nahmen nur geringen Antheil daran, und ihre kalte und ſtolze Haltung zeigte hinlänglich, daß ſie ſich nur aus Neugierde hier befanden. Es hatte nicht das Anſehen, als nähmen ſie die Sache von einer ernſten Seite; man bemerkte jenes unbeſchreibliche Lächeln um ihren Mund, welches man bei dem ſpaniſchen Volke erblickt, wenn es glaubt, man wolle es zum Beſten haben, und welches Cervantes auf dem klaſſiſchen Geſichte des Sancho Panſa mit unauslöſchlichen Zügen verewigt hat.

Die Könige des Ortes waren die Studenten; ſie waren in Maſſe da und gaben den Ton an. Der ſpaniſche Student iſt heute noch, was er im ſechszehnten Jahrhundert war: noch ganz dieſelben Sitten, dieſelbe Armuth. Mehr als Einer bettelte mich auf der Heerſtraße an, und in mehr als einer Stadt hatte ich meinen „criado“. Auch ihr Anzug entſpricht ganz noch jener Zeit. Immer noch derſelbe niedere Hut ohne Aufſchlag, wie der Schlapphut eines Harlekins, und immer noch den ſchwarzen altväteriſchen Mantel. Dieſer Mantel, welcher nie abgelegt wird, ſcheint die ganze Bekleidung auszumachen, und er verbirgt Geheimniſſe, die klüglich bedeckt bleiben, denn Unordnung und Unreinlichkeit iſt bei den ſpaniſchen Studenten ſtets und überall zu finden. Ein „estudiante“, deſſen Hut nicht zerriſſen und deſſen Mantel nicht zerlumpt iſt, iſt auch nicht würdig, unter ſeine gelehrte Brüderſchaft aufgenommen zu werden.

In dieſem Aufzuge hatten die wilden Füllen der vier Fakultäten ihre Ketten zerriſſen, und ſtürzten ſich auf den öffentlichen Platz. Sie benahmen ſich daſelbſt als die Herren, und überſchrien mit ihrem patriotiſchen Geſchrei den Knall der Granaten und die Donnerſchläge des Feuerwerks. Sie waren es, die die Hymne Riego's anſtimmten; aus ihren Reihen ertönte die Tragala, und nie ermangelten ſie, dem officiellen Ruf: „Viva la reyna!“ das verdächtige Geſchrei: „Viva la ninna!“ nachzuſenden. Es iſt dieß ein Wortſpiel: ninna iſt das Femininum von nino, was Kind heißt, und auf die kleine

Königin Isabella bezogen werden kann, aber das Wort hat noch eine weitere Bedeutung, und in der geheimen Sprache der Exaltados heißt viva la ninna so viel, als: es lebe die Constitution von 1812. Indem sie mit Blicken und Geberden die gefallsüchtigen Mantillen herausforderten, welche geheimnißvoll auf dem Platze herumwandelten, verbanden die Don Juans der Kreuzstraßen noch einen dritten Sinn mit diesem Rufe, jedoch dießmal einen galanten, und derselbe Ruf, der die Monarchie erschüttern sollte, war in dem Munde der kühnen Anführer ein Lebehoch der manolas.*)

Der Platz der Kathedrale wird auf der einen Seite durch einen Palast eingeschlossen, welcher mit leichten Säulen und eleganten Arkaden geschmückt ist; die hohe Terasse wird durch eine steinerne Ballustrade von herrlicher Wirkung geschützt, und die übereinstimmende Anmuth dieses Gebäudes erinnert an die letzten schönen Tage der spanischen Baukunst. Dieser Palast ist das Rathhaus, Casa del Ayuntamiento. Eine in Versen gegebene Ermahnung an die Magistratspersonen überraschte mich; sie ist so in der Mitte der Stiege angebracht, daß sie Niemand entgehen kann, und dürfte nicht ohne Nutzen an der Thüre mancher unserer Verwaltungen stehen. Es sey erlaubt, sie hier anzuführen:

Nobles discretos varones
Que Gobernais à Toledo,
En aquestos escalones
Desechad las aficiones,
Cadicias, amor y miedo.
Por los communes provechos
Dexad los particulares:
Pues vos fizo Dios pilares
De tan altisimos techos
Stad firmes y derechos.**)

Ich weiß nicht, ob die Magistratspersonen von Toledo sehr fleißig über diese Lehre des Dichters nachdenken. Diesen Abend befanden sie sich in großem Gepränge auf dem Balkon vereinigt, und standen der Feierlichkeit mit einem Ernste vor, der den römischen Senatoren auf ihren kuruliſchen Stühlen zur Ehre gereicht hätte.

Das Ayuntamiento war von oben bis unten illuminirt, aber der nebenstehende Palast hatte ein finsteres stilles Aussehen; alle Fenster waren fest verschlossen, man hätte ihn für ein verlassenes Haus oder für ein Haus der Trauer halten können. Es war dieß die erzbischöfliche Residenz, durch ihre

*) Castilianische Grisetten.

**) Weise und edle Männer, welche ihr Toledo regieret, leget auf diesen Stufen Eitelkeit, Habsucht, Vorliebe und Furcht ab. Opfert Eure Privatinteressen dem allgemeinen Nutzen auf, und da Euch Gott zu Säulen eines solch hohen Baues eingesetzt, so seyd fest und gerade.

Größe und einfache und ernste Bauart merkwürdig. Der weltliche Glanz des angränzenden Palastes hob die Dunkelheit des Andern noch mehr hervor, und die heiligen Statuen, womit die Zugänge geschmückt sind, und die durch den Wiederschein des Feuerwerks ein röthliches Licht erhielten, schienen der profanen Freude außen den Eingang verwehren zu wollen. Sie nahmen sich aus wie Schattengestalten an einem Grabmale. Der Contrast war überraschend; aber hier lag der Contrast nicht bloß im äußern Anscheine, sondern er war tiefer begründet. Im Innern seines stillen Palastes protestirte der Erzbischof durch diese Stille und Abgeschiedenheit gegen das lärmende Freudengeschrei auf der Straße.

Der Erzbischof von Toledo ist Primas von Spanien und Indien; mit der höchsten geistlichen Würde der Monarchie bekleidet, ist er der unmittelbare Bevollmächtigte des Papstes, und als solcher spielt er eine wichtige Rolle in der Geschichte Spaniens. Diese berühmte Bischofsmütze, welche so viele rühmliche Häupter, und das rühmlichste von allen, das des Cardinals Ximenes, bedeckte, trägt jetzt ein schwächlicher Greis, ein Mann von achtzig Jahren, ein lebendes Bild des spanischen Katholicismus, der in diesem Augenblick bemerken muß, wie sehr der Glanz seiner Stellung sich verdunkelt hat. Der Nachfolger des Ximenes, und wie er, ein Fürst der Kirche, hat er weder dessen Geist noch das Ansehen seiner Vorgänger geerbt: oft sieht man noch diese stolzen Priester ihre Bischofsstäbe schwingen und Spanien wegen einer persönlichen Beleidigung mit dem Banne belegen; aber jene Tage sind vorüber, der Wind hat sich gedreht und bläst jetzt in andere Segel; verschanzt in sein verlassenes Tabernakel hüllt sich der Hüter stehender Ueberlieferungen in die Falten seines purpurnen Gewandes, und setzt den bewährten Ansichten des Jahrhunderts nichts als das schmollende Schweigen des Besiegten entgegen. So äußerten sich wenigstens Diejenigen, die das finstere und abgeschlossene Aussehen dieses Palastes sich zu erklären wußten, und diese stumme Lehre der Philosophie hatte einen um so bündigeren und feierlicheren Charakter, weil dieses Schauspiel, welches der Welt gegeben wurde, von einer Stadt herrührte, die unter allen Städten katholischer Länder am meisten katholisch ist.

Indessen ging das Feuerwerk zu Ende und machte einer ziemlich mageren Illumination Platz. Lichter, welche in Düten von gefärbtem Papier eingesetzt waren, nahmen sich noch am Besten aus; wie Blumentöpfe auf den Simsen der Kathedrale aufgestellt, zeigten sie alle Farben des Regenbogens. Ueber eine solche Entheiligung ihrer Kirche aufgebracht, läugnete die Geistlichkeit hartnäckig, daß die Illumination wegen der Verbannung ihres Helden Don Carlos stattfinde, und wollte glauben machen, sie geschehe zu Ehren irgend einer, ich weiß nicht mehr welcher aus Rom angekommenen Bulle.

Endlich hörte die Qual des Erzbischofs auf; die lärmende Menge, die sie verursachte, verlief sich nach und nach, und der Platz wurde wieder leer; der

Wind und wohl auch der Eigennutz der Meßner löschte eine Lampe nach der andern aus, und die Stadt wurde wieder still und dunkel. Jetzt erst fand ich wieder das Toledo, das ich gesucht hatte, das Toledo des Mittelalters.

Von allen Städten der Halbinsel gleicht sich noch die alte Hauptstadt der Spanier am Meisten, denn sie hat im Laufe der Zeit sich am Wenigsten verändert. Jahrhunderte sind fast ohne Einwirkung an ihr vorübergegangen, und mit seltener Hartnäckigkeit hat sie sich, von fremdem Einfluß freigehalten, ihre angeborene Individualität bewahrt. Sie gleicht einer gut geprägten Münze, deren Stempel sich noch nicht abgeschliffen hat, und ihn, dem Anscheine nach, auch noch lange behalten wird. Toledo ist auf einen Berg von Granit gebaut, zu dessen Füßen der Tajo fließt; die Häuser reichen bis an den Fluß herab, sind von Backsteinen erbaut, und liegen ohne Ordnung und Plan untereinander. Die Straßen, welche, wie es der Zufall gibt, durchschnitten sind, sind so unregelmäßig wie der Boden, und beschreiben tausend Krümmungen, wo es unmöglich ist, sich zurecht zu finden; sie sind so enge, daß man sich von einem Haus zum andern bequem die Hand geben kann, und so steil, wie die mühsamsten Fußpfade der Sierra-Morena. Man hat zwar den Luxus so weit getrieben, sie zu pflastern, aber so schlecht und mit solch ungleichen und spitzigen Kieselsteinen, daß man nicht ohne Gefahr und Schmerzen darauf gehen kann. Ein einziger dieser qualvollen Fußpfade, welcher aber auch mit dem Namen Straße belegt wird, ist für Kutschen zugänglich, da es aber in der Stadt nur eine gibt (und was für eine!), die des Erzbischofs, so fühlt man die Entbehrung kaum. Zum Ersatz hiefür sind die Straßen stets von Eseln versperrt, mit denen man sich jeden Augenblick um den Durchgang streiten muß, was keine kleine Arbeit in diesen engen Wegen ist. Da die Stadt ferner nicht einen einzigen Brunnen aufzuweisen hat, so ist man genöthigt, das Wasser aus dem Tajo zu schöpfen; die Esel versehen den Dienst der Wasserträger und tragen dasselbe in irdenen Geschirren, die ihnen auf beiden Seiten hängen. Sie gehen von Thür zu Thür, und ihre Führer spenden dieses seltene und kostbare Getränke mit einer Wichtigkeit aus, als wäre es Weihwasser.

Eine einzige Straße, in der sich mehre Kaufläden befinden, ist etwas belebt; aber mit Ausnahme dieser sind alle andern öde und überall wächst Gras. Ich erinnere mich, einmal eine ganze Stunde lang in einer der breitesten und ansehnlichsten Straßen auf der Lauer gestanden zu haben, und in dieser ganzen langen Stunde ging Niemand vorüber; nur ein mit Brod beladener Maulesel eines Bäckers schritt langsam an den Häusern hin, indem er vor jeder Thür instinktmäßig anhielt. Der mozo (Junge) klopfte an die Thür, diese öffnete sich wie von selbst, eine Magd erschien und nahm schweigend ihre Portion, dann schloß sich das Haus wieder, die Riegel wurden vorgeschoben, und man hörte nun nichts weiter, als den

langsamen und gleichförmigen Schritt dieses Maulesels. Und dies war am hellen Tage. Ich habe nie etwas Traurigeres gesehen; man hätte denken können, in einer verpesteten Stadt sich zu befinden.

Die einzige Zerstreuung, welche man hat, wenn man durch die Straßen irrt, ist der verstohlene Anblick irgend einer Frau, die sich hinter ihrem mirador verbirgt, und deren feuriges Auge träumend in die Oede blickt. Aber auch diese Zerstreuung ist selten, und wenn sie fehlt, so bleiben nur noch die grün gemalten milagros (grün ist die Farbe der Inquisition), mit welchen die Häuser geschmückt sind. Fast an allen stehen die traurigen Worte: Aqui mataron a fularo . . . Hier wurde getödtet der . . . Betet für ihn. Diese Grabschriften, welche sich von Minute zu Minute wiederholen, müssen den Geist einnehmen, besonders wenn die Dunkelheit in diesen mörderischen Kreuzstraßen eintritt. Wenn dann Jemand, in seinen Mantel eingehüllt, geheimnißvoll längs den Mauern dahin schleicht, so glaubt man bestimmt, einem Mörder zu begegnen; bei seiner Annäherung rollt das Blut noch einmal so schnell durch die Adern. Doch der Unbekannte geht vorüber und man faßt sich wieder, um sich drei Schritte weiter aufs Neue derselben bangen Unruhe preisgegeben zu sehen.

Es sind aber auch die Verbrecher nicht so sorgfältig bewacht, daß sie nicht ganz nach ihrem Belieben den Vorübergehenden eine Falle stellen könnten. Ein kleines Abenteuer, welches mir im Alkazar begegnete, war nicht geeignet, mich bei meinen nächtlichen Wanderungen zu beruhigen. Der Alkazar (im Arabischen ein Schloß) ist der alte Palast der maurischen Könige; Carl V. befestigte denselben und ließ Ställe für fünftausend Pferde daselbst bauen; das ist jedoch spanisch und soll heißen fünfhundert. Diese Ställe sind breite Gewölbe, die auf gewisse Entfernung von oben ihr Licht erhalten, das heißt, sie befinden sich fast in völliger Finsterniß. Als ich mich eines Tages diesen geheimnißvollen Grüften näherte, bemerkte ich eine Gruppe Männer von verdächtigem Aussehen, welche vor dem Eingang standen; Einer von ihnen sang coplitas zur Guitarre, die Andern hörten zu und rauchten dabei ihre Cigarren.

Ich trete ein; Einer der Zuhörer entfernt sich von dem Haufen, um mich zu begleiten. Ich durchwandere mit ihm diesen nächtlich stillen Ort, wahre Katakomben, die einen ernsten und erhabenen Anblick gewähren. Ich schreite unter dem Schutze meines unbekannten Führers einige Zeit in der Dunkelheit fort, und gelange in eine Art dunkle Küche, die voll Rauch ist. In der Mitte brannte ein großes Feuer, und über diesem wahrhaft höllischen Feuer hing an einem hölzernen Kesselhaken ein ungeheurer Kessel; ein Dutzend Männer, die Einen in Mänteln, die Andern in Lumpen, standen um diesen Herd herum; nie sah ich noch solch verdächtige Gesichter, wie an diesem unheimlichen Orte. Sie waren zum Theil niedergekauert, zum Theil lagen sie um das Feuer herum, rauchten und wärmten sich; einige von ihnen spielten Kopf oder Wappen mit desquartos. Die Flamme warf auf diese dunkeln Ge-

ſichter einen kupferfarbigen Widerſchein, wodurch ſie ein noch finſtereres Ausſehen erhielten, und ich mußte mich einen Augenblick ſelbſt befragen, ob ich auf der Erde, unter lebenden Weſen, oder im Reiche der Schatten mich befände. Bei meiner Annäherung erhoben ſich dieſe Geſpenſter, umringten mich neugierig und warfen auf mich Blicke der Begierde und der Verwunderung. Jetzt befiel mich einige Unruhe, ich wandte mich gegen meinen Führer: „So ſagt mir doch," fragte ich ihn, „wo bin ich und wer ſind dieſe Menſchen?"

„Samos algunos presidiarios . . . Wir ſind Gallioten . . ." antwortete er mit dem natürlichſten Tone der Welt und verwundert über mein Erſtaunen.

Es waren in der That zu den Galeeren verurtheilte Diebe und Mörder, welche ihre Zeit in dieſen Gewölben zubringen, die gegenwärtig als Bagno benützt werden. Die Entdeckung war nicht angenehm, ich fand mich nicht beſonders erhoben, mich in ſolcher Geſellſchaft allein zu ſehen, und es war überdieß auch nicht ſehr beruhigend, ſich der Gnade dieſer Räuber preisgegeben zu wiſſen; ſie hätten mich auf der Stelle ausplündern, oder eben ſo gut tödten können, denn das Verbrechen wäre an dieſem einſamen und finſtern Orte höchſt wahrſcheinlich verborgen geblieben. Wenn ſie übrigens auch auf dieſen Gedanken kamen, ſo ließ ich ihnen doch keine Zeit zur Ausführung, denn ich ſchlug alsbald, begleitet von meinem dienſtfertigen Führer, den Rückzug ein. Nach ſeiner Angabe war er früher Clarinettiſt bei der königlichen Garde geweſen und wurde wegen ſeiner politiſchen Meinung als Carliſt verurtheilt; allein ſo ſagen Alle, nicht Einer iſt unter ihnen, der, wenn man ihn hört, nicht ein Opfer der bürgerlichen Unruhen, ein Märtyrer ſeiner Ueberzeugung wäre. Als ich aus dieſer Höhle heraustrat, wurde eine andere Bande, von einem Alguazil bewacht, hereingeführt, die ein noch ſchlimmeres Ausſehen hatte. Dieſe waren mit Hauen und Schaufeln verſehen und hatten an den Wegen gearbeitet — Wege, die, im Vorbeigehen geſagt, gar nicht vorhanden ſind, denn es geht nicht einmal eine ordentliche Landſtraße von Toledo nach Madrid; der Poſtwagen fährt quer über das Feld, und ein Zug von zwölf Maulthieren iſt kaum im Stande, ihn fortzubringen. — Als ich wieder an das Tageslicht trat oder vielmehr in die Luft, denn die Nacht war bereits eingetreten, näherte ſich mir ein Alguazil in Lumpen, einer von denen, welche zur Bewachung der zur Zwangsarbeit Verurtheilten aufgeſtellt war, und bot mir ſeine Dienſte an, ich verſtand, daß es ſich von der propina handle, drückte ihm eine Peſeta in die Hand und bemerkte ihm dabei, daß er kein beſonders ſorgfältiger Hirte ſey, und daß es nur von ſeinen Schaafen abhänge, ihren Schaafſtall ganz nach Belieben zu verlaſſen. — „Das hat man unter meiner Verwaltung nie erlebt, erwiderte er mit gebieteriſcher Miene, ich habe ein Auge auf ſie." — Indeſſen ſagte er augenſcheinlich die Unwahrheit, denn ſein Auge war auf das erhaltene Geldſtück gerichtet, und es ſchien, als gefalle ihm die Münze beſſer als meine Bemerkung.

Trotz dieser, und vieler anderen Gefahren, welchen man Nachts in Toledo sehr häufig ausgesetzt ist, ist es der Mühe werth, ihnen Trotz zu bieten. Ich kenne nichts Romantischeres, als Nachts in dem Labyrinthe dieser Straßen herumzuschwärmen, und es ist wohl unnöthig, beizufügen, daß die Neuerung einer Straßenbeleuchtung nicht bis hieher gedrungen ist; glücklich sind die Plätze, wo Madonnas in Nichen aufgestellt sind, vorausgesetzt jedoch, daß die frommen Gläubigen dafür Sorge tragen, daß es den Lampen ihrer Schutz-Heiligen nicht an Oel gebreche, und daß der sereno (Nachtwächter) dieses nicht zu seinem Nutzen verwende. Da, wo diese drei Bedingungen in Erfüllung gehen aber auch da allein kann man hoffen, so viel zu sehen, um sich einigermaßen zurecht zu finden, aber sieht man auch gar nichts, man sollte dennoch das Abenteuer wagen, ein nächtlicher Spaziergang in dem Mittelpunkte von Toledo versetzt den nächtlichen Wanderer vollkommen in das Mittelalter, und nichts ist so sehr geeignet, uns in das innere Leben unserer Voreltern einzuweihen; hier wird es ganz anschaulich, man athmet in ihm, um mich so auszudrücken; man dringt in dasselbe ein, und kein Buch, keine Chronik kann einen solch' vollständigen Begriff, und ein solch' lebhaftes Gefühl hievon erwecken.

Diese schweren, so ängstlich verriegelten Thüren scheinen auszudrücken, daß man noch die gewaltsamen Ueberfälle und die gefährliche Feindschaft eines rivalisirenden Hauses fürchte; diese eiserne Balkone erwarten die Strickleiter, welche schöne Hände oben befestigen; und dort unten ganz am Ende dieser langen krummen Straße, seht ihr dort nicht eine Truppe bewaffneter Männer einbiegen, die Sturmhauben auf dem Kopfe, und die Lanze in der Hand, bereit zu irgend einer geheimen Expedition? Hier, mehr in der Nähe, erscheinen die Familiares der Inquisition, sie kommen nun aus jenem niedern und verdächtigen Hause einen rückfälligen Juden abzuholen, und seht ihr dort nicht die heilige Hermandad, welche umherspäht, um irgend einem frechen Taugenichts Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, dessen schlechte Sitten die Ordnung stören, und die getreuen Unterthanen des Königs verletzen? ... Still! die Klosterglocke ruft zum Gottesdienste, die schwere Glocke der Kathedrale erschallt dumpf und zeigt die Stunden an; jetzt ist wieder alles still, und diese Stille wird durch nichts mehr unterbrochen, als vielleicht durch den letzten verhallenden Ton einer Guitarre, oder durch den gleichförmigen und zärtlichen Gesang einer jungen Mutter, die ihren Neugeborenen einschläfert. Alles dieß findet sich Nachts in Toledo und noch gar manches andere, denn diese Nächte sind lang; so bald nur die Dunkelheit einbricht, begibt sich jedes unter sein Dach, alle Thüren schließen sich auf einmal, wie durch Zauberei, und der Genius der Einsamkeit bemächtigt sich dieser finstern Stadt, um bis zum kommenden Morgen darin zu herrschen.

(Schluß folgt.)

# Ausflüge in die Umgegend von Paris.

## I.

## Auteuil.

Es ist ein hartes Geschick, wenn man verurtheilt ist, in Paris zu wohnen, ein schweres Unglück; Andere sagen, ein hohes Glück, wenn man da wohnen kann, und ich sagte auch oft so, und werde vielleicht Morgen wieder ein Paar Stunden haben, wo ich dies Urtheil unterschreiben könnte. Heute aber ist ein Sonntag und ich bin ein guter Deutscher und kann die Sonntage der Schule und die Sonntage meiner Vaterstadt nicht vergessen, was ich mir auch vorphilosophiren mag. Doch, was mehr sagen will, die Sonne wirft, so weit sie durchdringen kann, belebende Strahlen in die feuchten, gewühlvollen und doch so öden Straßen. Ein Sonntag, und gar ein Frühlingssonntag und in Paris bleiben müssen, gibt einen Vorgeschmack von dem Gefühle eines Galeerensklaven, der ein Posthorn hört. Ich muß an den Rhein denken. Ist es doch dieselbe Sonne, die dort schien, als ich an seinen Ufern umherschlenderte, und kaum ahnete, daß es ein Müssen in der Welt gäbe. — Hinaus! vielleicht vergesse ich, wie schön der Rhein und seine Ufer sind.

Der Zufall, denn eine Wahl hatte ich noch nicht getroffen, führte mich auf den Carousſel-Platz, wo die Wagen von Auteuil abfahren. Ich stieg ein und fuhr mit fort. Das Dörfchen Auteuil, eine halbe Stunde von Paris, ist im Sommer von der großen Welt gesucht. Es ist einer der unbedeutendsten Orte, die es giebt, und wenn nicht das Gehölz von Boulogne es begränzte, und dorthin zu pilgern einmal Mode wäre, so ließe sich's kaum erklären, warum die große Welt das öde Dorf, das vor Allem nicht einmal ein Dorf, sondern ein Zwitterding zwischen Dorf und Stadt ist, und aus einer Menge städtisch gebauter Häuser und ein paar Straßen, die weder dem Stadt- noch dem Land-Leben angehören, besteht. Einzelne Erinnerungen hat Auteuil, die es den Reisenden empfehlen. Molière und Boileau haben hier gewohnt, und nach fünfzig oder hundert Jahren werden, wie jetzt die Franzosen dorthin pilgern, vielleicht auch Deutsche dort eine Erinnerung zu erhaschen suchen, denn Börne wohnt gewöhnlich den Sommer über in Auteuil.

Es sind sicher nicht die großen geordneten Steinhaufen, die da Häuser, Kirchen oder Paläste heißen, welche das ganze auf Bildung Anspruch machende

Europa nach Paris ziehen. Ich glaube ſelbſt kaum, daß die Geſellſchaften und Salons, die beim Himmel oft ſo langweilig ſind, daß man ſich in der ſtillſten Einöde nicht verlaſſener fühlen kann, oder gar die zeitigen Celebritäten, die nur in den Nebelwolken der Ferne täuſchen, und die, in der Nähe beſehen, oft zu den unbedeutendſten Menſchen einſchrumpfen, uns an die Hauptſtadt feſtbannen. Aber hier in dieſem Hauſe wohnte einſt Molière und die Gelehrten und die Staatsmänner ſeiner Zeit beſuchten ihn jeden Sonnabend, und vergaßen in dem Kreiſe der Freunde die Geſchäfte des Tages; dort wohnte Boileau und ſchrieb ſeine Satyren; hier beſuchte Napoleon die Wittwe des Helvetius u. ſ. w. Das iſt der Zauber, der uns bannt, das Geheimniß, das uns erklärt, warum eine halbe Welt hieher pilgert, um die Orte zu beſuchen, wo einſt die Götter oder Gözen dieſer Erde lebten und herumwanderten. Jeder Stein iſt eine Reliquie, jeder Raſen geheiligt durch ein Andenken: und auf Schritt und Tritt entwallen ſich die Freuden und Leiden, die Hoffnungen und Enttäuſchungen einer ganzen Welt vor dem Blicke unſerer Seele.

Die ehemalige Sommerwohnung Molière's liegt nahe bei der Kirche, und erzählt uns von den frohen Soupers, in welchen hier die größten Schriftſteller ſeines Jahrhunderts ihre Zeit, ihre Größe, ihren Ruhm und die ganze Welt vergaßen und nur der Freude des Augenblickes lebten. Hier war es, wo ſie einſt die Philoſophie und der Wein nach einem Souper zu dem Schluſſe brachte, daß das höchſte Glück ſey, gar nicht geboren zu werden, und das nächſt höchſte, recht bald zu ſterben. Und der Wein wollte die Philoſophie zur That machen, und ſie beſchloßen, insgeſammt aufzubrechen, und ſich in die Seine zu ſtürzen. Am Ufer aber ſagte Molière, daß es unrecht ſey, einen ſo hohen philoſophiſchen Entſchluß bei Nacht auszuführen. Das war klar genug, und Chapelain antwortete: Oui Messieurs, ne nous noyons que demain et en attendant allons boir le vin qui nous reste. Und die Philoſophie wurde vom Weine beſiegt, und ſie jubelten die ganze Nacht durch. Wir wollen ſie jubeln laſſen und weiter ziehen, denn dort in jenem Hauſe wohnte Boileau, und der braucht des Troſtes; er hatte ein fühlendes Herz, Il n'etait cruel, qu'en vers, *) und war unglücklich. Jenes Haus, das jetzt einer Madame Toſter gehört, war ſeine Lieblingswohnung, und wenn ihn der Kummer ſeines Alters aus dem Gewühle der Hauptſtadt trieb, fand er hier den Troſt der Einſamkeit in ſeinem Garten, wo er Freundſchaft mit jedem Baume, jeder Hecke, jeder Blume geſchloſſen hatte. Er mußte daſſelbe in den letzten Jahren ſeines Lebens verkaufen. In den Romanen unſerer Dichter gibt es eine ſtändige Nomenclatur aller menſchlichen Leiden; ein Freund, der uns verkauft, eine Geliebte, die uns verſchmäht oder verräth, eine unerkannte Sehnſucht, die uns aufreibt, eine Ehrbegierde, die uns zum Verbrechen, zum Untergange treibt u. ſ. w., ſind die großen Hebel ihrer Leiden und Thränengeſchichten. Das Leben aber kennt

*) Sevigné.

ganz andere, freilich höchſt unproſaiſche, aber deſto tiefer verletzende Schmerzen. Ich habe einen Mann gekannt, eiſenfeſt, der einem Leben voller Stürme, der Liebe und dem Neide, der Größe und dem Sturze getrotzt hatte, und der dem Selbſtmorde nahe ſtand, als er ſich gezwungen ſah, ſein Haus zu verkaufen. Wenn man eine geliebte Leiche aus dem Hauſe, das man mit ihr bewohnt, hinausgeleitet, ſo füllt ſich das Herz und die Stimme ſtockt, und Thränen treten in das ſchmerzglühende Auge. Es iſt das ſehr hart. Aber wenn man das Bett, in dem man geſchlafen, die Wiege, in der man den Erſtgebornen geſchaukelt, jenen Lehnſtuhl, in dem man eine ſchöne Zukunft geträumet, auf den Leichenkarren des Glückes werfen ſieht, um ſie in jenes erborgte Grab zu bringen, das man mit Kummer miethete, wenn man den furchtbarſten Fluch der Schrift lebendig vor ſich hinſchreiten ſieht, ſo droht das Herz zu brechen, denn der Mann hat keine Thräne, der Freund keinen Troſt für einen ſolchen erbärmlichen Lumpenkummer des proſaiſchen Lebens.

Boileau mußte ſein Haus in Auteuil verkaufen, und er war ein gebrochener Greis, als ihn das Geſchick dazu zwang. Der Ankäufer ſeines Sommerſitzes war ein braver Mann, Herr Leverier, der ihm ſagte: „Sie werden ſtets hier zu Hauſe ſeyn, ich fordere von Ihnen, daß Sie ein Zimmer behalten, und daß Sie oft kommen, und es bewohnen.“ Der gute Mann täuſchte ſich, und auch unſer Boileau. Nach ein Paar Tagen beſuchte dieſer ſeinen Lieblings-Aufenthalt, durcheilte den Garten, und fand, daß eine Laube verſchwunden war. „Was iſt aus dieſer Laube geworden?“ fragte er ſeinen ehemaligen Gärtner. „Ich habe ſie auf den Befehl des Herrn Leverier ausgeriſſen,“ war die Antwort. Boileau wendete ſich von dem Gärtner ab, und eine Thräne perlte in ſeinem Auge, als er ſagte: „Was habe ich hier zu ſuchen? bin ich doch ein Fremdling hier!“ Er ging und kam nie wieder, und ſtarb kurze Zeit nachher. — O! ihr Romanendichter mit den papiernen Leiden und Freuden, lernt das Leben kennen; da gibt es Schmerzen, die für den Mann zu klein ſind, um ſie beſiegen zu können. Nur Jean Paul hat das Leben gekannt, weil er ferne von der Geſellſchaft lebte, und er iſt der größte Dichter, denn jedes ſeiner Worte iſt eine lebendige Wahrheit, wie jeder ſeiner Genoſſen im Tempel der Romanenhelden eine Niäſerie im Vergleich zu ſeinem Kummer.

Auch Napoleon kam mitunter nach Auteuil. Er beſuchte die Wittwe des Helvetius und war ein Stern erſter Größe in der Geſellſchaft, die man in jener Zeit la société libre des egoistes nannte, und die ſich bei jener Frau verſammelte. Er hätte Großprieſter dieſer Geſellſchaft ſeyn ſollen; denn nie gab es einen fürchterlich kälteren Egoiſten. Sein Heißhunger verdaute ganze Länder, und Blut war die Farbe des Mantels, den er ſich umhing, und Gebeine das Fundament des Thrones, den er ſich aufbaute. Die Wittwe des Helvetius, notre Dame d'Auteuil, wie Franklin ſie einſt nannte, ſagte ihm eines Tages in ihrem Garten; „General! Sie ahnen nicht, wie viel Glück

man in den Gränzen von drei Morgen Land finden kann.“ Bonaparte ſchwieg, und dachte vielleicht: „vous êtes une femme, comme les autres,“ und er ahnete nicht, daß er einſt die Wahrheit dieſes einfachen Wortes der grauen Frau erkennen lernen ſollte; denn wer wie er lernte, wie viel Unglück in den Gränzen von ein Paar Morgen Landes zu finden iſt, wenn dieſe das Grab aller Hoffnungen eines Lebendigen ſind, muß auch das Gegentheil erkannt haben, wie viel Glück hier zu finden iſt, wenn ſie die ganze Welt der Hoffnungen eines Genügſamen einſchließen.

Aber wer weiß, ob Napoleons Herz dem Brechen näher war, als er Frankreich verlaſſen mußte, oder Boileau's Herz, als er in ſeinem Garten nicht mehr ſeine Lieblingslaube fand! Nur das Gerüſte der Größe Napoleons war größer, ſein Einſturz war von einem furchtbaren Krachen begleitet, und die ängſtliche Menſchheit zitterte, als das Unmögliche möglich wurde. In Boileau's Garten ſtürzte nur das Gebäude des Glückes Eines Menſchen zuſammen, aber der Baumeiſter, der es errichtet hatte, wurde unter dem Schutte begraben.

Ich habe einen innern Widerwillen gegen die ſogenannten Großen der Geſchichte. Ich kenne kaum Einen, der nicht einer Laune, einer Gier und dann dem Glücke dieſe Größe zu verdanken hat; und ich ziehe mit Beſcheidenheit den Hut ab, wenn ich Boileau's naives Geſtändniß höre: „Man muß mir zugeben, daß ich zwei große Talente, eines der Geſellſchaft ſo nützlich wie das andere, beſitze, und zwar die, vorzüglich Kegel zu ſchieben, und gute Verſe zu machen.“ — Und ich kann mich kaum eines mitleidigen Lächelns über die Kleinlichkeit des großen Mannes enthalten, wenn er dem braven Mortier, der, als er ein Buch nehmen wollte, das Napoleon nicht erlangen konnte, ſagte: „je suis plus grand, que votre Majesté!“ antwortete: „plus longue, voulez vous dire!“

In Auteuil iſt auch ein Brunnen, der von der Vergänglichkeit alles Zeitlichen ein Paar gar artige Geſchichtchen zu erzählen weiß. Vor etwa zwei Jahrhunderten war er ein Mineralbrunnen und heilte die Gichtkranken: heute iſt er von ſeiner ariſtokratiſchen Höhe herabgeſtiegen. Er hat den ſalzigen Beigeſchmack verloren, und liefert nur ächt bürgerliches, gutes und friſches Quellenwaſſer. Erſte Geſchichte. Vor nicht etwa einem Jahrhunderte durften nur die Knechte und Mägde des Adels hier Waſſer für ihre hohen Herren holen, obgleich der Brunnen für ganz Auteuil welches hatte. Zweites Geſchichtchen. Dann etwas ſpäter durften die Bewohner von Auteuil erſt Waſſer ſchöpfen, wenn die königlichen Knechte ſchon welches geſchöpft hatten; bis dieſe ihre Eimer gefüllt, blieb der Brunnen verſchloſſen. Nur wenige gebrochene Greiſe wiſſen von dieſen Geſchichtchen zu erzählen. Denn im Jahre 1789 decretirte das Volk, daß das Waſſer des Herrn für alle Welt aus der Erde quelle oder vom Himmel falle, und die Sache änderte ſich von dem Tage an. Wenn

es nur dieſen einzigen Brunnen in Auteuil gäbe, und wenn nur er ſeine Geſchichtchen zu erzählen wüßte, ſo würde ich nicht mehr nach der Urſache fragen, warum dies Land in der Bluttaufe von ſeinen Sünden gegen den heiligen Geiſt, ſich rein waſchen mußte.

## II.

## Boulogne.

Ich ging zu Fuß weiter durch das Gehölz von Boulogne nach Boulogne. Der Frühling hatte erſt einzelne Bäume aus ihrem Winterſchlafe geweckt, und ſie öffneten die Blätteraugen und ſahen verwundert um ſich. In dem Holze war es ſchon recht lebendig. Es war eben ein Sonntag und es wäre ein Verſtoß, wenn an einem Sonntage die große Welt ſich in das Bois de Boulogne, das an den ſechs Sonntagen des Ueberfluſſes ihr Eigenthum iſt, und nur an dem Sabat der Arbeiterwelt dieſer angehört, hinauswagte. Aber nur wer ſechs Tage arbeitet, hat das Recht, am ſiebenten zu feiern, ſo will es ein heiliges Geſetz der Natur, und ſo oft ich an Werktagen in dem Gehölze war, und die langweiligen Geſichter ſah, die vor Feſttagen ganz abgeſpannt in ihren Wagen hingeſtreckt lagen, ergriff auch mich ſtets eine geiſtige Abſpannung, die mir ſehr oft ein unwillkürliches Gähnen abzwang, als ob auch mir der geſtrige Ball und die öde Luſt der Nacht noch in den Gliedern läge. Ich muß nämlich nicht nur gähnen, wenn Jemand mir vorgähnt, ſondern es gibt auch Geſichter, auf denen das geiſtige Gähnen ſo deutlich abgebildet iſt, daß ſie bei mir dieſelbe Wirkung hervorbringen. —

Am Sonntage geht es anders hier zu. Auf Eſeln und Pferden durchziehen Reiter und Reiterinnen, die kaum je anders durch die Welt gekommen ſind, als auf Koſten ihrer geſunden Arme und Beine, das Gehölz. Und wie das Völkchen jubelt, daß die armen Eſel vor Erſtaunen die Ohren ſpitzen, und ſo ſchnell laufen, als ob ſie von Diſteln geſtochen würden. „Ich ſage Euch, wenn Ihr zu Dreien ſeyd, und Euch freut, ſo bin ich unter Euch.“ Und ich freute mich herzlich mit den vorübergehenden Schaaren, ging aber ſehr ſtille meines Weges weiter, und ſchloß das Bischen Luſt in die Bruſt ein. Es iſt ein Schatz, eine frohe Stunde, und man kann lange d'ran zehren.

Ich habe einſt Sternbalds Reiſe geleſen, wer weiß, ob das nicht mit Urſache iſt, daß ich nicht leicht an einer Kirche vorüber kann, ohne anzuhalten und einzukehren. Ich ging auch in manche Kirche in Frankreich, aber ſelten kam ich aus einer wieder heraus, ohne daß ich in arger Gefahr geweſen wäre. Bei Havre war ich einmal in einer, wo mich die Schlangen beinahe getödtet hätten. Serpents gehören namentlich hier zum Gottesdienſte; der Küſter und

der Schulmeiſter bliesen dieſe brüllenden Ungeheuer, und der Herr Küſter war ſtets um einen halben Ton unter der Begeiſterung der Schlange des Herrn Schulmeiſters. Es war das furchtbarſte Geheul und Gebrülle, das ich in meinem Leben gehört, und wenn die Poſaunen am jüngſten Tage ſo zuſammenſtürmen, wie dieſe beiden Serpents, ſo bleibt kein deutſcher Knochen in den Gräbern, der ſich nicht wenigſtens umdreht. Und die fromme Gemeinde ſang ſehr andächtig dazu, und war ſehr erbaut, und merkte kaum, daß das eine gar ſchöne, allerliebſte Höllenmuſik war, ſo daß mir die Schlangen noch jetzt in Herz und Ohr liegen, und mich zum Fluchen und Gotteslästern verführen wollen.

In Boulogne wäre mir's beinahe noch ſchlimmer ergangen. Es war eben Kinderlehre. Die kleinen Kinder ſangen ein Lied, und ſangen ſo gut, wie ſonſt ſelten in Frankreich, was mich nicht wenig freute. Aber das Lied, die Melodie nämlich, drang mir ſo wunderbar luſtig zum Herzen, rief mir im erſten Augenblicke eine ſolche Menge froher Erinnerungen dunkel ahnend in's Gedächtniß zurück, als ob ich einem alten Jugendgeſpielen begegnet ſey. Ich ſuchte und ſuchte, ſo oft die Melodie von Neuem begann, den Namen des alten Bekannten. Ich ſchloß die Augen, und da wurde es lebendiger um mich. Heidelberg belebte ſich in meiner Phantaſie, die Hirſchgaſſe, ein Commers, der Kneipwirth Joſeph, der ole Haus, mein Freund Apen, das Bier, die Schläger und jetzt die Heidelberger Stadtmuſik. — Ich hab's! Ich hab's! jubelte es in mir, und ich ſtimmte brummend mit ein in das Lied, und ſang:

Dein Haupt will ich bedecken,
Und d'rauf den Schläger ſtrecken,
Es leb' auch dieſer Bruder hoch.
So lange wir ihn kennen,
Woll'n wir ihn Bruder nennen,
Ein Hundsfott, der ihn ſchimpfen ſollt! —

Ich hatte die Kirche, Boulogne und ganz Frankreich vergeſſen. Und gerade darin lag die große Gefahr für mich; denn der Schweizer mit ſeinem Tambour-Majorſtocke trat gewaltigen Schrittes auf mich zu, als ich in der Barbarenſprache mit in die Melodie, die man leibhaftig hier ſang, einſtimmte, und wollte mich ohne alle Umſtände als Ruheſtörer des Gottesdienſtes arretiren, und nur meine feſte Betheurung, daß ich die deutſche Ueberſetzung des Liedes vom Sacramente in heiliger Begeiſterung mitgeſungen, erlöste mich aus ſeiner Hand; obgleich er mir nicht recht zu glauben ſchien, und kopfſchüttelnd abzog.

Aber ſo ſind die Franzoſen; ſo führen ſie einen armen Deutſchen in Verſuchung. Was hatte ich dafür gekonnt, daß ſie uns unſere deutſchen Commerslieder ſtahlen, und auf gut Glück ein Kirchenlied daraus machten, als ob es ſo ſeyn müßte. Machten ſie nur Trinklieder daraus, ſo wäre nichts einzuwenden, wenn auch das ganze Parterre der Porte St. Martin ſich erheben

würde, wollte ein deutſcher Student in der Lucrez Borgia mit einſtimmen, in das ſchöne, ſehr originelle Trinklied des Herrn Herold, das wir tauſend und aber tauſendmal in Heidelberg geſungen haben, und das da heißt:

Feierlich ſchalle der Jubelgeſang
Schwärmender Brüder beim Becherklang.

Oder wollte ich gar in der großen Oper mit des Teufels Bertrams gutem Freunde, dem armen Robert, ſingen:

Halle an der Saale Strande,
Iſt die ſchönſte Stadt im Lande.

wenn er ſein l'or est une chimère uns vorträgt. Ich werde mich in Zukunft ſchon hüten, und beſcheiden an den Kirchenbüttel in Boulogne denken.

Als ich aus der Kirche war, und ich blieb nicht lange mehr, nachdem ich den Schweizer beruhigt, ſah ich, daß der Weg nicht gar beſchwerlich geweſen, wenn man mich aus dem Heiligthum der Religion in das Heiligthum der Juſtiz geführt hätte; denn in Boulogne wie in Auteuil wohnen beide ſo zu ſagen unter einem Dache. Die Kirche und die Mairie ſind die nächſten Nachbarn. Und ſo ſollte es eigentlich überall ſeyn, denn die Kirche und der Staat theilen ſich in das ſehr mühſame Geſchäft, die Schafheerde zu hüten, und — zu ſcheeren, hätte ich beinahe aus Uebereilung geſchrieben, anſtatt zu ſagen: und zu pflegen. — Ich weiß nicht, ob ich dies gerade gedacht, als ich die Kirche in Boulogne verließ, oder ob mir gar die Predigten gegen den Luxus, die einſt der vom heiligen Grabe zurückkehrende Pater Richard, ein Cordelier, hier hielt, und von denen die Chronik des Jahres 1429 ſcheibt, wie ſeine Worte ſolchen Eindruck auf die guten Pariſer gemacht, daß ſie heimgegangen, und allwärts große Autodafes in den Straßen angeſtellt, in welchen die Männer Tiſche und Karten, Kugeln und Kegeln, Ballen und Billards, und die Frauen ihren Kopfputz comme bourseaux truſſes, pièces de cuir et de balaine, leurs cornes, leurs queues ꝛc. verbrannt haben, eingefallen ſind. Wenn heute der gute Pater Richard aufſtände, ſo würde er die Sache wunderbar verändert finden, und die Pariſer würden nichts verbrennen, nicht einmal den Prediger, der gegen den Kopfputz der Damen, und die Billards und Karten der Herren donnerte, ſondern ihn höchſtens auslachen. Das nennt man Toleranz. Aber wie geſagt, ich glaube nicht, daß ich an all' das dachte, als ich die Kirche verließ, noch weniger an die idilliſchen Wäſcherinnen und noch weniger an die idilliſcheren Wurſtmacher, die ſich mit jenen in die Herrſchaft von Boulogne theilen.

Mir war ſelbſt außer der Kirche noch immer nicht recht geheuer, und ich ging ziemlich raſchen Schrittes auf die Brücke von St. Cloud zu, um eine natürliche Vertheidigungslinie zwiſchen den Schweizer und meine theure Perſon zu bringen. Erſt als dieß bewerkſtelligt, beruhigte ich mich allmälig durch eine ſchlagende Vertheidigungstheorie. —

## III.

## St. Cloud.

Von allen näher oder ferner liegenden Städten oder Dörfern der Umgegend von Paris hat mir ſtets St. Cloud am beſten gefallen. Der Flecken liegt an einem Berge, die Straßen gehen ziemlich ſteil bergan, und beinahe jedes Fenſter bietet eine Ausſicht. Die Luft iſt rein, und die Seine verliert allmälig ihre Schmutzfarbe, und ſieht wie Waſſer aus. Der Park aber iſt ſtets mit Spaziergängern und Spaziergängerinnen gefüllt; Fremde und Einheimiſche, Franzoſen, Engländer, Deutſche, Italiener, Hoch und Niedrig, Prinzen, Grafen, Bauern und Bäuerinnen wogen hier durcheinander und thun ſämmtlich, als ob ſie hier zu Hauſe wären, denn Keiner iſt hier zu Hauſe, alle ſind fremde Beſucher, und deßwegen ohne Umſtände. Ich ſah heute in dem Park eine Bauern-Hochzeit, die ſich theilweiſe auf dem Raſen gelagert hatte, um von der Luſt des Tages auszuruhen, und die theilweiſe, Großvater, Großmutter, der Sohn, drei Enkel und eine Enkelin mit Fünffrankenſtücken au bouchon ſpielten, wobei denn die Enkel den Großvater oft herzlich auslachten, wenn ſie ihm recht klar zeigten, daß er das Spiel verlernt, und bei ihnen in die Lehre gehen könne. Ich ſah von einer nahe ſtehenden Bank wohl eine halbe Stunde zu, und freute mich mit den Frohen. Endlich erhoben ſich die Gelagerten, ein Spielmann, der ſeiner Geige erbärmliche Hilferufe abpreßte, ſtimmte einen Walzer an, und wie geſagt, als ob ſie zu Hauſe ſeyen, tanzten die Hochzeiter in dem von hundert Fremden durchkreuzten Wege erſt in die Runde, ehe ſie ſich, den Spielmann vornauf, dann das geſchmückte Brautpaar, hinter ihnen der garçon und die Dame d'honneur und zuletzt die Gäſte, Arm in Arm reihten, und hüpfenden Schrittes weiter zogen. Es iſt ſchwer zu ſagen, was die alten Römer ſich eigentlich bei der glücklichen Vorbedeutung eines Vogelzuges gedacht haben mögen; aber ich weiß, daß ich an Vorbedeutungen anderer Art glaube. Und eine ſolche Hochzeit, die mir den Weg durchkreuzt, iſt im Stande, mich für einen ganzen Tag glücklich zu machen, wenn nicht andere Vorahnungen oder Nachahnungen den Eindruck einer ſolchen guten Vorbedeutung wieder verwiſchen. Für heute fand ich freilich deren viele, die meine Gedanken, wie jene Hochzeit meinen Weg, durchkreuzten, und mir zu grübeln gaben.

Aber ich verſichere, daß der unglückliche St. Cloud oder Clodoaldus, Sohn des Königs Clodomir, der ſich hier hinter die Mauer eines Kloſters verſchanzen und mit einer Kutte panzern mußte, um ſich vor der blutigen Verwandtſchaft und den Dolchen ſeiner beiden Onkel Childebert und Clotar, die der Geiſt des Herrſchens zum Morde trieb, ſicher zu ſtellen, mir wenig zu ſchaffen machte. Von ihm iſt nur der Name geblieben, und deßwegen gedenkt man wohl in St. Cloud

noch ſeiner, aber er hat aufgehört, Wunder zu thun, der arme verlaſſene St. Cloud. Woher das wohl kommen mag?

Auch an Chilperick, König von Soiſſons, der hier im Jahre 581 die Geſandten, die er nach Conſtantinopel geſchickt, in ſeiner Pracht empfing, oder an den Knochen aus dem Finger des heiligen Johannes und den heiligen Zahn des Johann Baptiſte, die einſt hier das Waſſer ſegneten und Wunder thaten, oder an die Engländer und Armagnaks, die einſt St. Cloud plünderten und zerſtörten, und an König Heinrich III., der hier 1589 ermordet wurde, dachte ich nur wenig. Die Preußen dagegen, die hier 1815 ſchlimm hausten, beſchäftigten mich ſchon mehr. Aber auch ſie vergaß ich, als ich fortpilgernd endlich an dem Schloſſe angekommen war.

Das Schloß zu St. Cloud wurde von einem Privatmanne, Jerome de Gondy 1572 gebaut; dann kaufte es Ludwig XIV. und ſchenkte es ſeinem Bruder, dem Herzoge von Orleans. Später brachte es Ludwig XVI. wieder an die ältere Bourbonenlinie, und ſchenkte es der Königin. Und von dieſer erbte es das franzöſiſche Volk, das im Jahre 1793 ſich ſelbſt auf den Thron geſetzt hatte und wunderbarer Weiſe glaubte, die Krone und Krongüter ſeyen ſein Eigenthum *). Es gab mir dies ſchon hinlänglich zu denken, und nur die Steinbilder, die hier und da in dem Schloſſe in Niſchen ſtehen, gaben meiner Phantaſie auf ein Paar Augenblicke eine andere Richtung. Eines ganz beſonders gefiel mir wohl. Es war die Verſinnlichung einer guten Tafel, **de la bonne chaire**. Wie das Bild nur an den fürſtlichen Palaſt kommen mochte? Als ob ein Fürſt ſich um ſeine Küche zu kümmern Zeit hätte! Vielleicht war es eine Naivität des Künſtlers, vielleicht gar nur eine Ironie des Geſchickes, die das Bild hier aufrichtete. Wer weiß?

Ich ging endlich in das Schloß hinein, durchlief die Säle und kam zuletzt in die Orangerie. Es war ein wunderbares Treiben in dieſer Orangerie am 19. Brumaire des Jahres VIII. (10. November 1799). Es wurde lebendig vor dem Auge meines Geiſtes. Die Steine ſprachen. Sie waren Augen- und Ohrenzeugen der Ereigniſſe des Tages, der der ganzen Welt eine andere Richtung, den Strom der Zeit in ein neues Bett lenken ſollte.

Wunderbar wogte die Menge durcheinander. Die Mitglieder des Raths der Alten, die des Raths der Fünfhundert, Bonaparte, ſeine Generale und Soldaten, und endlich das Volk trieben ſich unſtät im Garten und in den Sälen hin und her. Das Geſchick der Welt hing an einem Worte, an einem Faden, der nächſte Augenblick, ein Athemhauch mußte es entſcheiden. Das lag in den Blicken Aller, und ſelbſt Bonaparte, der bei Arcole und bei den

*) In dem Dekrete, das St. Cloud zum Eigenthum des Volkes erklärte, heißt es: »Les maisons et jardins de St. Cloud ne seront pas vendus, mais conservés et entretenus au dépens de la république pour servir aux jouissances du peuple et former des établissements utiles à l'agriculture et aux arts.«

Pyramiden kalt geblieben war, fühlte ſeine Pulſe ſtärker pochen und vergaß, daß er erſt Herr von Frankreich werden wolle und es noch nicht war. „Je ne veux plus de factions. Il faut que cela finisse je n'en veux plus absolument," ſagte er, die Säle durchlaufend, und das Volk, die Generale und die Mehrzahl der Vertreter des Volkes ſahen dieſen Mann, der es wagte — zum erſten Mal ſeit zehn Jahren — in Frankreich zu ſagen: Ich will! Und ſie ſtaunten ihn an, und nur Wenige begriffen, was das: Ich will! bedeutete. Es iſt, als ob der Menſch zum Hausthiere geboren ſey; wo Einer ſagt: Ich will! da gehorcht die Menge willig. Ein Jahrzehend mußte Napoleon dieſe Worte wiederholen, ehe ſie endlich zu ahnen begann, was in ihnen lag. Und er ſprach noch klarer als in jenem: Ich will! „Was habt Ihr aus jenem Frankreich gemacht, das ich Euch ſo glänzend hinterließ?" ſagte er ein Paar Tage früher, den Repräſentanten des Volkes gegenüber. Er hatte Frankreich gemacht; Er! Ich! — Wenn je Einer mit dieſem Ich! Ich will! vor das Volk an Athen getreten wäre, wie würde ihm's ergangen ſeyn? Ich weiß augenblicklich nicht, ob die Straßen in Athen mit Baſaltſteinen gepflaſtert waren, aber ich weiß, daß man ihn hier mit Scherben vom Leben zum Tode gefördert hätte. Und wahrlich Bonaparte durch ein Scherbengericht verbannt oder zum Tod verurtheilt, Tags nach jener Proclamation, in der er ſagte: Ich habe Frankreich glücklich gemacht, würde den Napoleon, der auf St. Helena Memoiren ſchreiben mußte, um vor dem großen Scherbengerichte der Welt, vor der Geſchichte, ſein eigener Advokat zu ſeyn, nicht zu beneiden haben. Er wäre groß und erhaben, rein und ſtrahlend ohne Schlacken, die ganze Welt würde ſein Vertheidiger ſeyn, ihn zu den Göttern erheben und nebenbei das Recht haben, ſo viel ſie wollte, über die Tyrannei des Volkes zu klagen. Aber die Menſchheit hätte wohl noch mehr gewonnen, als der General Bonaparte, der, nach Egypten ziehend, Frankreich dem Direktorium ſo glorreich und ſo glücklich hinterlaſſen hatte. Das Geſchick wollte es anders; es iſt ein wunderbarer Lehrer der Menſchheit und nur ſelten begreift dieſe ſeine Lehren. —

Das Direktorium beſtand nicht mehr. Sieyes und zwei ſeiner Collegen hatten, mit Bonaparte verſchworen, abgedankt, Barras war verhaftet, im Rathe der Alten herrſchte die Partei der Verſchworenen, und nur im Rathe der Fünfhundert waren Männer vereinigt, die dem: Ich will! des jüngſten Sohnes des Glückes ein: Wir wollen nicht! entgegenzuſetzen wagten. Hier, in dieſer Orangerie, mußt: ſich der Welt Geſchick vielleicht für ein Jahrhundert entſcheiden. Die Freunde der Verfaſſung drängten ſich zuſammen, und es begann jene Sitzung, in der Bonaparte erbleichen ſollte. Die Vertreter des Volkes ſahen den kommenden Sturm heran nahen, und um ihn zu beſchwören, beſchloßen ſie, ſich an das ſchwankende Schiff feſtzuklammern und mit ihm unterzugehen oder mit ihm den Hafen zu erreichen. Alle beſchworen in drohend wildem Enthuſiasmus Treue der Conſtitution vom Jahr III., und

begannen zu berathen, was zu thun. Das war der Augenblick des Handelns und der Mann des Handelns ließ nicht auf ſich warten. Bonaparte eilte in den Sitzungsſaal des Rathes der Alten und hielt hier eine Rede, und dieſe Rede ſchloß mit den Worten: „Sauvons la liberté, sauvons l'egalité!“ Ob einzelne Räthe die Ironie dieſer Worte geahndet haben mögen, als ſie einen neuen Schwur auf die Conſtitution wie im Rathe der Fünfhundert verlangten! Aber Bonaparte ſagte: „Die Conſtitution! die beſteht nicht mehr. Ihr habt ſie am 18. Fructidor, Ihr habt ſie am 22. Floreal, Ihr habt ſie am 30. Prairal verletzt. Sie beſteht nicht mehr!“ und er gab der nachkommenden Welt eine Lehre, die ſie beſtmöglichſt zu vergeſſen ſtreben wird. Bonaparte ſiegte hier und ſein Kampf war ein leichterer als der bei Arcole.

Dann eilte er ſiegtrunken in den Rath der Fünfhundert. Aber hier fand er einen Feind, den er noch nicht kannte, vor dem er, als er ihn zum erſten Mal ſah, zurückwich, und dem er, als er ihm ſpäter zum zweiten Mal in Moskau begegnete, unterlag. Ich meine den Bürgermuth. Bonaparte, der, von Soldaten begleitet, in den Saal trat, hatte noch nicht geſprochen, als der Sturm losbrach und ihn mit einem Namen benannte, der ihm ſchon heute gebührte, den aber die Welt erſt viele Jahre ſpäter unterſchrieb. A bas le tyran, à bas le dictateur! rief die Menge der Volksvertreter, und der unerſchrockene Held erbleichte und verließ zum erſten Mal in ſeinem Leben ein Schlachtfeld; er war verloren, wenn er nur eine Minute verlor. So ſchwankt oft das Schickſal der Welt. Lucian, ſein Bruder, rettete ihn, indem er ſeine Präſidentſchaft niederlegte und die Vertreter des Volkes hinderte, ſo raſch zu beſchließen, als es hier nothwendig war.

Aber der Sieg war noch unentſchieden. Der erſte Sturm war abgeſchlagen. Lucian wollte ſeinen Bruder nicht außer dem Geſetze erklären und verließ den Saal, und er war es, der in der entſcheidenſten Stunde ſeines Lebens den unbeſiegten Helden ſiegen lehrte. Er erfand jenes Mährchen, daß man ſeinen Bruder habe ermorden wollen, und trug daſſelbe durch die Reihen der Soldaten. Dolch und Meuchelmord ſind furchtbare Worte, und vielleicht in dieſen Worten, in dieſer unbedachten unberechneten Eingebung des Augenblickes, des Zufalls liegt das Geheimniß der Weltherrſchaft Napoleons. Lucian, der Präſident des Rathes der Fünfhundert, zeigte ſich als ſolcher den Soldaten und dem Volke und rief ihnen zu: Les brigands ne sont plus les representants du peuple, mais les representants du poignard! Und die Soldaten ſtießen Freude- und Racherufe aus. Das waren die Stimmen, die Bonaparte kannte, und er wurde wieder Er. „Soldaten!“ rief er, „kann ich auf Euch rechnen?“ und dieſe antworteten: „Oui! vive Bonaparte!“ — „Eh bien, je vais les mettre à la raison!“ Und er brachte ſie zur Vernunft! Es iſt das ein ſchöner Ausdruck. Die Bajonette trieben die Volks-Vertreter aus ihrem Sitzungsſaale, und die Trommeln wirbelten, als Einzelne ſprechen wollten. Und dieſe Trommeln verkündeten die Weltherrſchaft Napoleons.

O! wenn die Menschheit Etwas zu lernen im Stande wäre, so sollte man sie auf Reisen schicken, und hier in St. Cloud müßte sie einen Halt machen. Ihre große Lehrmeisterin, die Geschichte, die seit Jahrtausenden tauben Ohren gepredigt, hat hier einen Lehrstuhl aufgeschlagen, um über den Werth der Worte Vorlesungen zu halten. Und sie commentirt die schönen Worte Bonaparte's: „Retten wir die Freiheit! Retten wir die Gleichheit!“ und sie zerreißt den Schleier, um die nackte Heuchlerseele eines Glücksritters zu zeigen, dem man glaubte, als er log, und dessen Worte man nicht verstand, als er die Wahrheit sprach und: Ich will! sagte. Sie hält hier eine Vorlesung über den Text, der da heißt: „Dieser Zustand der Dinge kann nicht dauern, er würde uns vor drei Jahren zur Tyrannei führen!“ den Bonaparte in derselben Adresse niederlegte, in welcher er von seinem Frankreich sprach, und sie zeigt uns, wie drei Jahre später Frankreich vor ihm im Staube lag.

Einzelne sahen bereits, wo Bonaparte hinauswollte, und sie nannten die Namen Cäsar und Cromwell. Da erhob sich der Ehrenmann und sagte: „Schlechte, abgenutzte Rollen, unwürdig eines verständigen Mannes, wenn sie nicht schon eines Ehrenmannes unwürdig wären. Die vertretende Verfassung in dem Jahrhundert der Aufklärung und der Freiheit angreifen, wäre ein Gedanke der Gotteslästerung. Nur ein Verrückter könnte leichten Sinnes die Vortheile der Republik dem Königthum gegenüber aufgeben wollen, nachdem er sie mit einigem Ruhme und einiger Gefahr vertheidigt hat.“ Und wer bürgt dafür, daß die Menschheit nicht dereinst das Urtheil, das Bonaparte über Napoleon ausgesprochen, unterschreiben wird? Und sie wird ein Paar Blätter weiter aufschlagen in dem großen Buche und die Leichen rechnen, die Heere der verstümmelten zerrissenen Cadaver in Millionen ordnen, und dann auf jene Säule hinzeigen, auf der der große Mann steht und seinen Verehrern zurufen: „Bewundert ihn!“ und sie werden die Millionen Hilferufe der Waisen und Wittwen, die Verzweiflungsseufzer der Mütter und Greise sammeln, und die werden den Chor bilden zu dem Jubelrufe „vive Napoleon!“ Die Masse kennt nur eine Größe, die des Unwetters, und sie nennt die Löwen und Tiger die Könige der Thierwelt und die Löwen- und Tigerseelen die Großen. Ja wären es noch immer Löwenseelen. Seit Jahrtausenden staunt sie von Jahrzehend zu Jahrzehend Den an, den Glück und Zufall an die Spitze jener großen Mordinstrumente, Heere genannt, gestellt hat, und seit Jahrtausenden besingt sie Den, der durch Glück und Zufall die tiefsten Risse in ihr eigenes Herz zu machen wußte.

Weg von hier! Es wird in dem Schlosse mir zu enge. Die Stimmen, die in jener Welt um Rache rufen, hallen an den Wänden wieder, wo der große Mann seine Lieblingswohnung aufschlug, weil ihn das Gefühl belebte, daß hier ihm der Zufall und die Dummheit seiner Freunde und Feinde günstiger gewesen, als selbst bei Wagram, Austerlitz und Jena.

Auf der Höhe des Berges, an dem St. Cloud liegt, iſt die lantèrne du Diogène, ein kleiner Tempel, jenem gleichen Namens in Athen nachgebildet. Napoleon ließ dieſe Leuchte des Diogenes erbauen und ein Licht darin anſtecken, ſo oft ſein geheimer Rath in St. Cloud verſammelt war. „Wir ſuchen Menſchen!“ heißt dieſe furchtbare Ironie des Geſchickes, des Zufalls, wenn man dies vorzieht. Und er baute dieſe Leuchte auf einer Stelle, wo man ganz Paris überſieht, und wenn er je an dieſen Hohn der Leuchte des Diogenes gedacht hat, was zu bezweifeln iſt, ſo hatte er ein Recht, hier auf Paris, die Welt ſeiner Welt, hinabſchauend, zu ſagen: „Ich ſuche Menſchen und finde nur Affen, die mich angaffen, um mir eine Gebehrde abzulernen.“

Ich hatte Mühe, mich dieſer und ähnlicher Gedanken zu entſchlagen. Eine engliſche Familie kam mir zu Hilfe. Ein ſchönes bleiches Weib, das mit Wehmuth in das Thal hinabſah, riß mich aus meinen Träumen über die Vergangenheit und verſetzte mich wieder in die Gegenwart. Und als ſie endlich wegging und hinter dem jungen Grün der Bäume verſchwunden war, konnte ich mich an der unendlichen Ausſicht weiden. Ganz Paris und ſeine Umgebung entwickeln ſich hier in Einer Ueberſicht. Die Seine belebt die Gegend, die untergehende Sonne beleuchtet ſie. Aber ſchöne Weiber und ſchöne Ausſichten beſchreiben, iſt ein nutzloſes Treiben. Seht's Euch an!

Der Abend fand mich auf dem Rückwege in dem Bois de Boulogne, und die frohe Menge, die ſich allmälig zurückzog, die Freudenrufe, die hier und da durch die jungen Blätter durchdrangen, die friſche Luft eines ſchönen Apriltages, das Andenken an die Luſt jener Bauernhochzeit und endlich gar die Reminiscenzen aus der Hirſchgaſſe von Heidelberg, die ich in der Kirche von Boulogne wiedergefunden hatte, ließen mir nicht mehr Zeit, an Napoleon in der Leuchte des Diogenes zu denken. Zuletzt traf ich mit einem weinſeligen Bauern aus Auteuil zuſammen, der mir noch Allerlei über St. Cloud erzählte, und mich verſicherte, daß ich es feſt glauben könne, der Teufel habe die Brücke zu St. Cloud gebaut, und deßwegen ſey es ſo ſchwer, über ſie hinüber zu kommen, ohne zu ſchwanken oder zu ſtraucheln, wie es ihm erſt heute begegnet. „Aber der arme dumme Teufel,“ ſetzte er hinzu, „hat ſich gar um die erſte Seele betrügen laſſen, denn, als die Brücke fertig war, jagte man eine Katze hinüber, mit der er mit Geſtank abfuhr.“ Wobei dann mein Geleiter recht von Herzen lachte und ich mit einſtimmte.

Endlich am Thore von Paris matt und müde angelangt, war kein Platz mehr in dem Omnibus zu haben, und ich mußte froh ſeyn, als ein Kuckuksführer mich zu ſich auf den Bock nahm und mich herzlich zerrüttelt und zerſtaucht am Palais royal abſetzte.

Gute Nacht für heute!

(Aus dem Tagebuch eines Müßigen.)

# Mittheilungen aus Belgien

von

**einem deutschen Reisenden.**

## II.

Was das théâtre royal des variétés im Park betrifft, auf welchem die Mitglieder des Haupttheaters das französische Vaudeville darstellen, so muß ich bekennen, daß die Leistungen desselben wahrhaft trefflich sind. Kunstverständige, die aus eigener Wahrnehmung urtheilen können, versicherten mich, daß die komische Truppe mit dem Besten wetteifere, was Paris in dieser Hinsicht biete; auch sollen mehre Akteurs, die einen ersten Rang in der Komik der Seinestadt behaupten, Engagements in Brüssel entriren. Die Namen der Darsteller des théatre des variétés sind mir größtentheils unbekannt, aber „le gamin des Paris," dessen Aufführung ich beiwohnte, bot eine solche Mannigfaltigkeit komischer Talente und Charakterdarsteller, wie sie schwerlich eine deutsche Bühne aufzuweisen hat. Ein alter napoleonischer General, mit dem croix d'honneur, enthusiasmirte durch seine Volksthümlichkeit das Publikum; in dem Darsteller dieser Rolle fand man die feinste Salonweise mit der Geradheit und Rücksichtslosigkeit eines Militärs vereint, der seinen Rang in den Schlachten erstritten und den die Erinnerungen des Kaiserreichs allenthalben begleiten. Aber an die Stelle des großen Kaisers ist bei ihm das Volk getreten, welches Napoleon so vortrefflich mit sich zu identificiren wußte, so daß die alten Gardisten, wie früher pour la gloire de l'Empereur, im Juli 1830 pour la gloire du peuple kämpften. Der napoleonische Nachlaß des Militärs hatte von der Restauration Nichts zu erwarten, das Volk setzte ihn wieder in seine alten Rechte ein. Der alte General, Baron, Groß-Offizier der Ehrenlegion erklärte, er sey Alles, was er sey, durch das Volk, während seine Schwester sich streng zu den Grundsätzen des Faubourg St. Germain bekennt. Conflicte entstehen zwischen Beiden, aber der alte General fließt an bon mots gegen die Standesvorurtheile über, und am Ende gibt er seinen Sohn einer Schwester des „gamin de Paris" zum Gemahl und krönt seine Grundsätze durch

die That, weil das Mädchen brav, weil ihr Vater in den Reihen der alten Garde gekämpft und gefallen. Die Theilnahme des Publikums, die ſich von Scene zu Scene lebhafter ausgeſprochen, erreichte jetzt ihren Gipfel, jedes Couplet, das die Ehre und Würde des Volks feierte, mußte wiederholt werden, man floß von Enthuſiasmus über. Der gamin wurde von Herrn Victor dargeſtellt. Dieſer Muthwille, dieſe Nonchalance, dieſe bäueriſche Bonhomie übertrafen alle meine Erwartungen. Ich habe nie die Grenzen der Wahrheit von einem deutſchen Komiker ſo ſtreng beobachtet geſehen, als von jenem Franzoſen. Wahrlich! das Vaudeville — ich meine das franzöſiſche Vaudeville — muß man nur von franzöſiſchen Darſtellern ſehen, um einen Begriff von den mächtigen Einflüſſen zu bekommen, die dieſe in ihrer Grundlage komiſche Gattung dramatiſcher Dichtung auf den moraliſchen Charakter eines Volks auszuüben vermag. Wie der Franzoſe ſelbſt, der Beweglichkeit ſeines Temperaments zufolge, eine Miſchung von Ernſt und Scherz iſt, und leicht von Thränen zu Lachen übergeht, ſo iſt auch das Vaudeville des Franzoſen aus gleichen Ingredienzien zuſammengeſetzt, aber das Facit bilden hier immer la gloire, le peuple, l'honneur, oder doch l'honnêteté im bürgerlichen Leben. Der gamin iſt ein ächter Ruſticus, ein franzöſiſcher Plumper, aber er iſt un brave garçon, plein de point d'honneur, und die Ehre iſt die Moral des Franzoſen. Was den corps d'esprit und den point d'honneur betrifft, ſo ſteht dem Franzoſen der Belgier ſehr nahe, die frühere republikaniſche Verfaſſung der belgiſchen Provinzen, die ſelbſt in dem abſoluteſten Herrſcher, in Philipp II., nur einen Herzog und einen Grafen anerkannten, deſſen Macht durch die Joyeuse-Entrée beſchränkt war, und die Nähe von Frankreich, mit deſſen Sprache man doch auch manche Prinzipien herübernahm, machen das erklärbar. In dieſer Vorausſetzung mag man denn auch

## La place des Martyrs

nicht als einen bloßen Friedhof einer Partei des religiöſen Fanatismus betrachten, ſo ſchwer auch der ſtarre Katholicismus auf der belgiſchen Freiheit laſtet, weil dem belgiſchen Volk natürliche Intelligenz fehlt.

La place des Martyrs, ci-devant la place de St. Michel iſt das Begräbniß der im September 1830 Gefallenen. Er hat die Geſtalt eines länglichen Vierecks und iſt ringsum von einer doppelten Reihe Lindenbäume umkränzt. Rechts und links, von Holzgittern eingeſchloſſen, befinden ſich die Gräber der gefallenen Belgier, des braves morts pour la défense de la patrie, oder pour la liberté, oder pour l'indépendance de la Belgique — wie die zahlreichen Inſchriften ſagen. Lorbeerbäume zieren die Grabſtätten, und man iſt beſorgt geweſen, dieſen Ort der Trauer durch Blumen und Myrthengrün ſo freundlich als möglich hinzuſtellen. Zwei Schildwachen wehren der Beſchädigung, und man kann ziemlich gewiß ſeyn, hier zu jeder Tageszeit Leidtragende und Be-

tende anzutreffen, meiſtens Weiber in tiefer Trauer; denn hier ruhen viele Väter und Söhne. Was man auch von der belgiſchen Revolution halten mag, es iſt gewiß, daß die place des Martyrs keine unlauteren Motive umſchließt. Es war die Idee der Nationalität und Unabhängigkeit, die man in den Septembertagen aufgepflanzt hatte, für dieſe Idee fielen jene. Aber wie im Leben die Reſultate die Motive vergeſſen machen, ſo geſchah es auch hier; in dem belgiſchen Volke lebt — wie geſagt — nicht jene höhere Intelligenz, die eine Unabhängigkeit im Geiſte und in der Wahrheit herbeiführen kann. Schon die Bezeichnung „La place des Martyrs“ erinnert an die alleinſeligmachende Kirche, für welche die Vertheidiger der belgiſchen Unabhängigkeit zunächſt ihr Blut vergoſſen, wenn auch unwiſſentlich, als mißbrauchte Werkzeuge.

Neben einer ziemlich verblichenen Tafel, am Fuße eines Lorbeerbaumes, ſtand eine Dame, die bereits im Spätſommer des Lebens befindlich. Sie blickte ſtarren Auges auf den geebneten Boden — denn die Gräber ſind durch keine Erhöhungen ausgezeichnet — unbeweglich und gedankenvertieft. Ich trat zu ihr, halb neugierig, halb theilnehmend, und las die Inſchrift der Tafel. Sie bezeichnete die Ruheſtätte eines ſiebenzehnjährigen Knaben, der kämpfend gefallen. Das Unglück jugendlicher Begeiſterung rührte mich, ich war überzeugt, daß dieſen jungen Menſchen wenigſtens eine hehre Idee in den Tod getrieben, denn die Jugend kennt den Egoismus nicht; ich trocknete eine Thräne aus meinen Augen. Wie die Mutter — denn keine Andere war die Dame — das gewahrte, ſprach ſie ſtolz und ſpartaniſch: C'est mon fils, Monsieur! So viel iſt gewiß, daß das Ohr des Belgiers die Klänge der Nationalität und Freiheit noch jetzt, wie vor Jahrhunderten, gern hört; aber der Belgier begreift weder die eine noch die andere, und zwar lediglich aus dem Grunde, weil ihm geiſtige Selbſtändigkeit fehlt. Ich ſpreche hier vom Volke, das an den Revolutionen ſtets nur den roheſten Antheil nahm, während dieſelben das Werk einer Partei, meiſtens des Adels oder der Geiſtlichkeit waren, die ſich Beide auch der Reſultate bemächtigten.

In der Mitte des Platzes, zwiſchen den beiden Abzäunungen der Gräber, ſteht ein mächtiges hölzernes Denkmal, das mit Basreliefs, die auf die Septembertage bezüglich, verziert iſt. Es iſt nur ein Werk ad interim, und wird binnen Kurzem durch ein ſteinernes vertreten werden. Den Platz ſelbſt wählte man aus dem Grunde, weil hier, vor dem Ausbruche der Revolution, ſich eine Coalition gebildet hatte, die in Tod und Leben zuſammenzuhalten geſchworen und die place de St. Michel zur Verſammlung nach dem Siege beſtimmt hatte. Die meiſten trafen ſich hier erſt in dem gemeinſchaftlichen Grabe wieder.

Die gefallenen Holländer ſind ſang- und klanglos in zwei baumbewachſenen Vertiefungen des Parks beerdigt; keine Inſchrift, keine Bezeichnung bewahrt die Erinnerung an ſie. Uebrigens bedarf es eben keiner großen ſtrategiſchen Kenntniſſe, um einzuſehen, daß die Poſi ion der Holländer im Park, der nach

allen Seiten hin dem Feuer der Belgier preisgegeben, die ſich in den Häuſern verſchanzt und ſelbſt aus den Kellerlöchern zielten, eine höchſt verderbliche war. Die Bäume konnten ihnen keinen Schutz geben, wenigſtens keinen Schutz gegen die Kartätſchen des „jambe de bois,“ welcher der Führer der Revolution war und ruhig im Kugelregen aushielt, die Kanone ladend, abbrennend und ſicher treffend; denn der Park wimmelte von Holländern.

## L'Allée-Verte

iſt den Brüſſelern, was die Linden Berlin, denn auch ſie iſt mit einer vierfachen Reihe alter kräftiger Linden bepflanzt, auch ſie iſt der Sammelplatz der ſchönen Welt, nur trifft man hier mehr Luxus, Reichthum, Glanz und Mode als dort. Die Allée-Verte liegt außerhalb der Stadt und läuft faſt parallel mit der Eiſenbahn, an dem Canal, der Brüſſel mit Antwerpen verbindet, nach Laeken zu, dem königlichen Luſtſchloſſe. Der Staub, den Sonntags die Equipagen verurſachen, die in der Mitte in zwei langen langſamen Reihen auf und nieder fahren, wird durch die Friſche der Atmoſphäre, die durch den nahen Canal gehoben wird, compenſirt, und man kann die Allée-Verte mit Recht zu den Annehmlichkeiten Brüſſels rechnen. Eine ruhige, pittoreske Natur, die eleganteſte Mannigfaltigkeit von Equipagen, Reitern, Fußgängern, die Eiſenbahn mit ihrem ſteten Verkehr, Brüſſel mit ſeinen Steinmaſſen und gothiſchen Thurmhäuptern im Hintergrund, ſolches ſind die Wahrnehmungen, wenn man von Laeken durch die Allée-Verte der Stadt zuſchreitet. Kömmt man von der Stadt, ſo bietet das lichte, freundliche Dorf dem Auge nicht minder als dem Körper einen angenehmen Ruhepunkt. Man findet die Wirthshäuſer von Brüſſelern, die den Sonntag genießen wollen, überfüllt; nur mit großer Mühe erhält man ein Tiſchchen in jenem Eſtaminet, das am Ausgang der Allée-Verte befindlich, und von deſſen Balkon man die ſchönſte Ausſicht und Ueberſicht über die belebte Landſchaft genießt. Laeken iſt das Charlottenburg der Brüſſeler, und das königliche Ehepaar verbringt den größten Theil des Sommers in dem ſchönen, nach den Angaben des Herzogs von Sachſen-Teſchen, des Gemahls der Erzherzogin Marie Chriſtine, erbauten Luſtſchloſſe, das wegen ſeiner vortrefflichen, die Umgebung beherrſchenden Lage „Schoonen-Berg“ (Schönberg) genannt wurde. Für Napoleon wurde dieſer beau-mont ein mal-mont, er unterſchrieb hier die Kriegserklärung gegen Rußland; vom Schloſſe Laeken datirt ſich jene tödtliche Kriſis des Kaiſerreichs, jener letzte Akt der Tragödie: Napoleon.

Die Schenken und Wirthshäuſer von Laeken haben — auffallend genug — nur flamändiſche Bezeichnungen, man findet hier nicht einmal das Wort Eſtaminet. Das Dorf zieht ſich längs des Parks hin, der eine ungeheure Ausdehnung hat, und einem der Eingänge gegenüber befinden ſich neben einander zwei Schenken mit den Wirthen: Van Dyck und Van der Velde. Hier

muß ich bemerken, daß Leopold ein großer Verehrer der deutschen Roman-Literatur iſt, ſie bildet eine ſeiner Hauptbeſchäftigungen; aber der König lieſt mit Geſchmack und Auswahl.

Ich begegnete ihm in der Allée-Verte. Er fuhr in einer vierſpännigen Kutſche, mit Vorreiter, nicht in dem legitimen Sechsgeſpann. Hintenauf ſaßen zwei Bediente, in ſchwarzem Anzug, ohne Livree-Abzeichen. Leopold iſt ein ſchöner Mann und nimmt ſich in der blauen franzöſiſchen Generals-Uniform ſtattlich genug aus. Die Bläſſe ſteht ſeinem dunkeln, von dichten, feingezeichneten Brauen beſchatteten Auge gut. Man grüßte ihn von allen Seiten, aber ohne Ceremoniell, ohne Fronte zu machen; im Vorübergehen zog man den Hut, und der König erwiderte den Gruß, wie ein Bekannter, freundlich lächelnd. Ein anderes Mal ſah ich Leopold auf einem Spazierritt über die Boulevards. Hier ritt ein Adjutant zu ſeiner Linken und zwei Ordonnanzen begleiteten ihn. Ein Reiter in Civilkleidung kam Sr. Majeſtät entgegen, ich kannte ihn nicht, aber von Ceremoniell war hier keine Spur zu ſehen. Der Reiter grüßte, indem er ſein Haupt entblößte und bedeckte, ohne deßhalb eine Aufforderung des Königs abzuwarten. Gleich darauf ritt der Unbekannte zur Rechten des Königs den Weg zurück, den er gekommen, Leopold hatte ihn eingeladen, ihn zu begleiten. Mir fiel dieſe Nonchalance auf, um ſo mehr, da ich aus einer kleinen deutſchen Reſidenz kam, wo man, in Betreff des Hofes, die größte Etiquette beobachtet.

Die Details des Schloſſes Laeken muß ich auf einen ſpäteren Bericht verſchieben. Ohne Karte erhält man hier keinen Eintritt, und mit einer ſolchen war ich dieſesmal nicht verſehen. Ich mußte mich begnügen, die Facade des ſtattlichen Gebäudes durch das Gitter des Haupteinganges in Augenſchein zu nehmen, wogegen die beiden Guiden-Schildwachen Nichts einzuwenden hatten. Ruhig gingen ſie hinter meinem Rücken auf und nieder. Welcher Poſten in Deutſchland würde ſich dazu verſtehen. Das Frontiſpice des Schloſſes iſt in der That impoſant; der Porticus beſteht aus vier Reihen joniſcher Säulen, die mit einem trefflichen Fronton gekrönt ſind. Das Basrelief deſſelben ſtellt die Zeit, an der Spitze der Stunden, der Tages- und Jahreszeiten vor. Ich ließ mir das erzählen; denn die Entfernung war zu weit, um das Relief unterſcheiden zu können. Links in dem Vorgrunde des Parks hatte ſich die Guidenwache im Grünen gelagert, eine maleriſche Gruppe, aber wieder nicht nach der Weiſe des Hof-Ceremoniells; es hatte das Anſehen eines Bivouaks. Von der Mitte des Daches flaggte die belgiſche Fahne: ſchwarz, roth, gelb, das Zeichen des Bürgerkönigs.

Als ich zur Allée-Verte zurückkehrte, begegnete mir eine glänzende Equipage mit dem ſtattlichſten Geſpann von vier Grauen. Ich hielt ſie für eine königliche, obſchon der Vorreiter fehlte. Da vernahm ich von Vorübergehenden die Worte: C'est le Duc d'Aremberg. Der Herzog von Aremberg gehört

der alten belgiſchen Ariſtokratie an. Die Grafen von Aremberg glänzten zur Zeit der ſpaniſchen und öſterreichiſchen Herrſchaft unter dem Adel Brüſſels; Wilhelm I. hatte Nichts vor dem Herzog von Aremberg voraus; wenn jener ſich auf Wilhelm von Oranien ſtützte, ſo ſtützte ſich dieſer auf ſeine Vorfahren, die gleichen Rang mit Oranien behaupteten; einen Rang, den die Herzöge von Aremberg zu keiner Zeit, der vertriebenen Dynaſtie gegenüber, vergeſſen haben. Daß der jetzige Herzog von Aremberg ihn gegen die Dynaſtie der Septembertage geltend zu machen weiß, iſt bekannt. Das Hotel Aremberg zeichnet ſich durch ſeine architektoniſchen Trefflichkeiten aus, mehr noch durch die ſchöne Gemälde-Gallerie, am meiſten aber dadurch, daß es die Wohnung J. J. Rouſſeau's war, der hier von der Freigebigkeit eines Herzogs von Aremberg eine Penſion von 1500 Franken und freie Tafel genoß. Die Aremberg haben ſich von jeher als Mäcene der Kunſt und Wiſſenſchaft geltend gemacht.

An die Allée-Verte knüpft ſich eine Anekdote aus der Zeit Napoleons, zu welcher die Geſchichte des großen Kaiſers viele Pendants bietet, aber kein ſo artiges. Ich theile ſie hier mit. Am 22. April 1810 hielt Napoleon an der Seite der jungen Kaiſertochter ſeinen Einzug in Brüſſel. Es wollte das ſeinem Reiche einverleibte Belgien auch durch die Bande der Legitimität feſſeln, durch Erinnerungen an Maria Thereſia. Brüſſel wetteiferte an Glanz und Pracht, an Zuvorkommenheiten und Feſtlichkeiten, an naiven Bewillkommnungen, unter welchen ſich jene eines alten Stadtraths:

Il n'a pas fait une bêtise,
En épousant Marie-Louise

vorzugsweiſe auszeichnete, eine Bewillkommnung, die Napoleon mit einer ſchönen Tabatière und dem Impromptu:

Lorsque vous prendrez une prise,
Souvenez-vous de Marie-Louise

belohnte.

Einige Tage nach dem Einzuge hielt der Kaiſer Revue über die Garniſon Brüſſels in der Alle-Verte. Er gewahrte einen alten Sergeant-Major, er ſah ihm die Erfahrungen des Krieges an, ließ ihn aus dem Gliede treten und redete ihn in gewohnter Weiſe an: „Ich kenne Dich, Dein Name?“ — „Noël, Sire.“ — „Dein Vaterland?“ — „Belgien.“ — „Warſt Du nicht in Italien?“ — „Ja, Sire, Tambour auf der Brücke von Arcole.“ — „Und Du biſt Sergeant-Major geworden?“ — „Bei Marengo, Sire.“ — „Und ſpäter?“ — „Ich habe allen großen Schlachten beigewohnt.“ — Der Kaiſer ließ den alten Militär wieder in's Glied treten. Man hatte ihn zu befördern vergeſſen. Nachdem Napoleon mit dem Obriſten einige Worte gewechſelt, hieß er Noël zu ſich treten. „Du haſt das Ehrenkreuz verdient, hier iſt das meinige.“ — Noël fand keine Worte des Dankes, ſeine Augen beteten den Kaiſer an. Der Obriſt ſtellte dem Regimente den neuen Ritter der Ehrenlegion vor. Indem

dieſer freudetrunken auf ſeine Bruſt blickte, rief der Obriſt: „Im Namen des Kaiſers, der Sergeant-Major Noël iſt Unter-Lieutenant in dieſem Regiment!“ — Man präſentirte. Der Ehrumkränzte wollte ſich zu den Füßen des Kaiſers werfen; dieſer ſtand unbeweglich und ernſt, und Noël hielt ſich zitternd in ſeiner militäriſchen Stellung. Napoleon gab ein Zeichen und die Trommeln wirbelten. Der Obriſt ſprach: „Im Namen des Kaiſers, der Unter-Lieutenant Noël iſt Lieutenant in dieſem Regiment!“ Der arme überraſchte Sergeant-Major war ſeiner nicht mehr mächtig, man mußte ihn ſtützen, da erſchallte plötzlich der dritte Trommelſchlag, und der Obriſt ſprach: „Im Namen des Kaiſers, der Lieutenant Noël iſt Capitain in dieſem Regiment!“ Während Noël faſt ohnmächtig in die Arme ſeines Chefs ſank, das Vive l'Empereur! ſtammelnd, ſetzte der Kaiſer die Revue ernſt und kalt fort.

Wie geſagt, das Kaiſerreich iſt an Anekdoten dieſer Art zu reich, als daß man an der Wahrheit der mir erzählten zweifeln könnte.

# Feuilleton.

## Kleine Zeitung.

Riga, den 18. Juni.

Zu unserem Musikfest, das morgen beginnt, sind schon bis gestern Abend bereits über 600 Fremde, theils aktiv mitwirkende, theils Zuhörer, aus allen drei Ostseegouvernements eingetroffen. Die Witterung scheint günstig bleiben zu wollen, und so wird dieses Fest wohl eines der schönsten und besuchtesten seyn. Folgendes ist das Programm:

### Mittwoch den 17. Juni,

Abends: Ankunft der Fremden und um 9 Uhr Abendessen im Wöhrmann'schen Park.

### Donnerstag den 18. Juni,

Vormittags 9 Uhr: Erste Generalprobe vom Oratorium „das Weltgericht," in der Domkirche; — um 2 Uhr: Mittagessen im Wöhrmann'schen Park; — Nachmittags 5 Uhr: Instrumentalprobe in der Domkirche; — Abends 9 Uhr: Abendessen im Wöhrmann'schen Park.

### Freitag den 19. Juni,

Morgens 9 Uhr: Letzte Generalprobe vom Oratorium „das Weltgericht," in der Domkirche; — um 2 Uhr: Mittagessen im Wöhrmann'schen Park; — Nachmittags 5 Uhr: Aufführung des Oratoriums „das Weltgericht," in der Domkirche; — Abends 9 Uhr: Abendessen im Wöhrmann'schen Park; — Abends 10 Uhr: Allgemeine Wasserfahrt in großen Böten auf der Düna, mit Vokal- und Harmonie-Musik.

### Sonnabend den 20. Juni,

Morgens 9 Uhr: Conzertprobe im Schauspielhause; — um 2 Uhr: Mittagessen im Wöhrmann'schen Park; — Nachmittags 6 Uhr: Conzert im Schauspielhause der Muße; — Abends 9 Uhr: Abendessen im Wöhrmann'schen Park; — Abends 9 Uhr: Soirée dansant im Garten der Sommer-Gesellschaft am Weidendamm, bei welcher vorzüglich auf Zulassung von Fremden Rücksicht genommen werden soll.

### Sonntag den 21. Juni,

Morgens 8 Uhr: Probe vom Conzert und der Schlachtmusik im Freien, im Kaiserlichen Garten; — Morgens 11 Uhr: Abfahrt des Dampfschiffes „Alexander Nikolajewitsch" nach der Bolderaa und in die See und zurück, vorzüglich für die beim Musikfeste aktiv mitwirkenden Dilettanten und Künstler, die an dieser Fahrt Theil nehmen wollen, bestimmt; — um 3 Uhr: Mittagsessen im Wöhrmann'schen Park; — Abends 7 Uhr: Conzert und Schlachtmusik im Freien, im Kaiserlichen Garten.

## Literarische Uebersichten

von

**K. G.**

### III.

Man wird die von Varnhagen von Ense herausgegebene Gallerie von Bildnissen aus Rahels Umgang und Briefwechsel gewiß nur mit einem anfangs ungünstigen Gefühle in die Hand nehmen. Man wird die Zärtlichkeit des Herrn Varnhagen für seine verstorbene Gattin wohl begreifen können, aber unwillkührlich dieser Pietät widerstreben, wenn sie stationär werden sollte. Dennoch leg' ich hier gern das Zeugniß ab, daß ich, so widerspenstig meine Empfindung gegen dieß neue Buch war, mich dennoch tief in dasselbe verlesen und nicht anders als mit dem Gefühle einer mächtigen Stärkung meines Geistes und Herzens von

ihm getrennt habe. Die Vorrede, mit welcher der Herausgeber diese Memoiren einleitet, begünstigt die Geneigtheit des Lesers nicht; denn es ist freilich keineswegs so richtig, was Herr Varnhagen über die Scheu der Zeitgenossen vor den Veröffentlichungen des Privatlebens sagt. Im Gegentheil, diese Scheu hat ihre vortreffliche Begründung, und wenn sie widerlegt werden soll, so bedarf es dazu sehr einleuchtender und dringender Motive. Herr Varnhagen mußte nicht gegen jene Scheu vor Veröffentlichung polemisiren, sondern die Gründe angeben, warum sich dießmal eine Ausnahme gestatten ließe. Wir danken ihm für eine planlose Umackerung des Privatlebens, wo aller verborgener Staub an's Sonnenlicht käme, wenn dieß Verfahren von keinem für die Kunst, Wissenschaft, Philosophie erheblichen Gesichtspunkte ausgehen sollte. Rahel war ein Phänomen. Aber diese Bildnißgallerie trägt durchaus nicht dazu bei, sie als solches weiter zu erklären. Es ist darin von ihr wenig und im Wesentlichen fast gar nicht die Rede. Das Interesse soll sich auf Personen des obscursten Namens lenken, auf Landedelleute, die mit der Frau in Briefwechsel standen, auf einige gute Freundinnen, einige Offiziere und Künstler, und im Grunde nur auf drei oder vier Namen, welche dem größern Publikum bekannt sind. Kurz das unmotivirte Interesse, welches wir an diesen Personen nehmen sollen, ist uns durch die Vorrede nicht klar und wird es erst durch das Buch selbst. Wir sagen nur, daß Herr Varnhagen ein Wesentliches unterlassen hat, und versprechen, durch das später Folgende sein Versäumniß nachzuholen.

Die biographischen Andeutungen über den Prinzen Louis Ferdinand von Preußen und den Ritter von Gentz sind Meisterstücke. Bei jenen liegt der Zauber in der Zuthat einiger Briefe von der Hand des Prinzen, bei diesen in einer Freimüthigkeit, die hier den Verfasser auf genialische Weise überkommen hat. Prinz Louis richtet an Rahel einige Briefe über den Charakter seiner Geliebten, die von einer so hinreißend schönen Gesinnung, von einer so heiligen Zerknirschung diktirt sind, daß sie jedes empfindende Herz zu Thränen rühren müssen. Ein Fürst von der edelsten Disposition, ausgestattet mit seltenen Gaben des Geistes, zugänglich allen ungemeinen Ideen, aber ohne Stoff für seine glühende Thatkraft und sich selbst verzehrend, sein Gutes sogar verzehrend, ein Charakter so heterogener Zusammensetzung, daß man nur im Alterthum, in der Zeit der Alcibiades, für ihn ein Gegenbild finden möchte — dieß war Prinz Louis. Aber seine Briefe an Rahel schließen uns noch mehr auf, ein Herz, das uns rührt, weil es resigniren kann, eine Empfindung, für welche man nur Worte hat, wenn man ihren äußern Ausdruck beschreibt, Lächeln durch Thränen, das rosige, scheinbar hoffnungsvolle Antlitz eines Wesens, das nichts mehr hofft. Prinz Louis zieht dem Heldentode entgegen: wie beichtet er über seine Geliebte! Nicht daß er sie anklagt, sich selbst verwundet er mit seinen Worten. Sie hätte ein gutes Herz, schreibt er, aber sie hätte es so tief in Verderbniß, ihm zu Liebe, sinken lassen, daß sie über jeden edlen Anflug ihrer Gesinnung erröthe, als müßte sie sich dessen schämen: auf der Tugend sie zu überraschen, setze sie in Verlegenheit: etwas Gutes zu sagen, schiene ihr schon zu viel, als etwas Unpassendes sagen! An diese Klagen knüpfte sich die Entsagung der Welt, ein Ueberdruß am Leben, so aufrichtig und erhaben, daß man ihm glauben müßte, selbst wenn nicht der Schlachttag von Saalfeld kurz nach dem Datum des Briefes gefolgt wäre. Er hatte auf Alles verzichtet, nur auf Eines nicht, was er auch fand, den Tod.

Auch die Biographie des bekannten großen Staatsgehülfen (Staatsmann kann man ihn wohl nicht nennen) macht einen elegischen Eindruck. Also dieß war jene conservative Philosophie und Beredtsamkeit, die dem Geiste der Zeit die Spitze bot? Was Herr Varnhagen hier erzählt, ist neu, ächt, das hatten nur Wenige wissen können, und gut ist es, daß es jetzt Alle wissen. Dem Talent des Verstorbenen alle Achtung, immerhin, wenn man es nicht zu hoch anschlägt; seinem Charakter Mitleid! Dieß war kein Mann; dieß war ein Kind, ein verzogenes, naschhaftes, furchtsames, vor Bärten furchtsames, spielerisches Kind, ein Kind mit tausend Bedürfnissen, nicht bös, aber reizbar und in den meisten Dingen unerträglich. Herr Varnhagen schlägt das Talent seines Gegenstands hoch an und sagt doch selbst so geistreich, es habe zwischen dem Tiefsinne und dem Witze mitten inne geschwebt. Aber ein Talent, was weder das Eine noch das Andre von diesen beiden Gränzen ist, was kann es viel bedeuten? Einen Katheder; kaum möchte der Verstorbene dazu tüchtig gewesen seyn. Phraseologie? Das ginge vielleicht. Jener Mann hatte den Vorsprung, daß die Adoption der englischen Politik, die Anerkennung Smiths für seine Zeit etwas Neues war. Er adoptirte Beides, ließ sich dafür bezahlen, und konnte sich auf die Länge doch in der That nur durch dasjenige halten, was zwischen dem Tiefsinne und dem Witze in der Mitte liegt, durch seine Mittelmäßigkeit. Sein Styl war glatt, weil dieß in seinem Inhalte lag: er war glänzend sogar, aber vom Fett: wer kann läugnen, daß die berühmten Perioden dieses Mannes ein wenig schwülstiger und

ſogar ſchwerfälliger Natur ſind. Was dieſer Mann ſeinen Styl nannte, das iſt kein Styl mehr, ſeitdem ſich die Rhetorik aller Nationen durch ihre Geſchichte revolutionirt hat.

Jetzt ſollen aber die übrigen Bildniſſe des Buches nicht um ſoviel zurückſtehen, als wir zwei davon herausgehoben haben. Einige Frauen ausgenommen, ſind alle übrigen Charaktere ſehr ſtark aufgetragen, durch ſich ſelbſt, durch die Zeit. Nicht Geſchichte iſt es, was ſich hier darbietet, aber Leben durch die Geſchichte, in ihr und bei einigen ſtarken Seelen über die Geſchichte hinaus. Es iſt die intereſſanteſte und eine zum großen Theil noch unbeantwortete Frage: Was war der Menſch, als Menſch, als ein Weſen mit Gefühl und Urtheil, zu jener Zeit als Rom fiel, als die Hierarchie ſtieg, als Unzähliges ſich ereignete, das nur die Folge von Thaten, einzelnen Handlungen, Glück oder Unglück war, das die Menſchen überraſchte und die ganzen Menſchen nicht abſorbiren konnte? Dieß zu ſagen, iſt der Zweck der Geſchichtsphiloſophie; denn der Zweck der Geſchichte, den dieſe Philoſophie doch beſtimmen will, iſt der Menſch und ſein individuelles Leben, nicht die That oder ein allgemeines ideelles Ziel. Wie wirkten Schlachten, Friedensſchlüſſe, neue Philoſophien, nicht in der Politik und Wiſſenſchaft, ſondern im Boudoir, in der bürgerlichen, menſchlichen Exiſtenz, im Verhältniß zur Sonne, die ich alle Tage ſehe, zu jenem Spaziergange, den ich täglich mache, und wenn es Staatenumwälzungen und leibhafte Götterſöhne regnete? Ich darf, um den Wunſch zu bezeichnen, nur auf ſeine Befriedigung verweiſen, auf die denkwürdigen Details, welche dieſe Bildnißgallerie über die intereſſirte Paſſivität in der Geſchichte veröffentlicht. Hier zieht ſich individuelles Leben und Glauben, Hoffen und Meinen durch Perioden, die nicht hiſtoriſch einſeitiger ſeyn können; hier tritt man hinter die Couliſſen der Tragödien und ſieht die Mienen genauer an, welche man machte, als Cäſar fiel und ein Chriſtus ſtarb. Nur aber Gebildeten iſt der geheime Zauber des Buches verſtändlich. Man muß ſich für das Meiſte die eigenen Commentare geben und Maaßſtäbe beſitzen, um verwandte und angränzende Verhältniſſe ausmeſſen zu können.

Dieß iſt jedoch alles nur Lob. Es fehlt noch die Charakteriſtik; und dieſe ſchließt ſich eng an den neulichen Artikel an, wo von Immermann's Epigonen die Rede war. Wie unlieb es den Verfaſſern ſeyn mag, ich kann nicht verſchweigen, daß der Grundton ihrer beiden Bücher ein malcontenter iſt. Und dieſe Unbehaglichkeit liegt nicht einmal in der Zeit, ſondern in Verhältniſſen, die freilich ſo autoriſirter Natur ſind, daß ſie einen großen Theil der Zeit ausmachen. Immermann kämpft mit erdichteten Perſonen gegen ſeine Umgebungen, Varnhagen mit wirklichen. Jener läßt die Phantaſie, dieſer die Vergangenheit ſprechen. Beide ſtreben nach Anerkennung, jener nach einer Anerkennung, die er noch nicht hatte, dieſer nach einer, die er in gewiſſen Verhältniſſen verloren zu haben ſcheint. So bedenklich es iſt: dieſe Stimmungen müſſen genauer bezeichnet werden, ſie dürfen ſich nicht verſtecken, ſondern ſie ſollen ſich geltend machen und ſo viel Muth entwickeln, als den Charakteren, die verſtimmt ſind, zu Gebote ſteht. Dieſe Bildnißgallerie iſt ein polemiſches Buch, und die Widerſprüche, die ſich von Berlin aus dagegen bereits erhoben, beweiſen, daß man ſehr gut verſtanden hat, was Herr Varnhagen von Enſe mit ſeinen Rahelreliquien eigentlich zu verſtehen geben will. Man laſſe ſich nicht irre machen und abſchrecken durch die Rahelomanie, die man gar nicht zu theilen braucht, um doch in Betreff jener Verdächtigungen einzuſehen, daß das Recht dießmal auf der Seite unſeres Buches iſt.

Was will der Herausgeber mit ſeinen Bildniſſen? Er will zeigen, was die Vergangenheit war, und nicht allein dieß, ſondern indirekt klagt er auch die Gegenwart an. Was hat er an ihr auszuſetzen? Das iſt eine Aufgabe geblieben für uns, ein Räthſel, welches man ſich ſelbſt löſen muß. Immermann hat ſich ſchon deutlicher ausgedrückt; Jener ſagt: „Das Unglück unſerer Zeit beſteht darin, daß die Regierten mehr Geiſt beſitzen, als die Regierenden.“ Nun iſt dieß wohl zunächſt kein Unglück; es wird erſt eines, wenn die Regierenden glauben, den Geiſt, welchen die Regierten beſitzen, ſich nicht aneignen zu brauchen. Mit einem Worte, wenn etwas fehlte, ſo wär' es dieß: daß die Autoritäten nach unten hin ſtreben, und zwar negativ, ſtatt daß wir ſeit Voltaire, Hume, Friedrich dem Großen bis auf das Jahr 1815 alle Pole gegen oben gerichtet ſahen, mit poſitiver, die Wahrheit und die Ewigkeit ſuchender Richtung. Es fehlt der heutigen Regierungskunſt die idealiſtiſche Tendenz, ſie beſchützt die Wiſſenſchaft und die Kunſt, aber ſie macht ſie nicht zu ihrer Verbündeten; ſie verräth nirgends, daß ſie keine andern Rechtsſätze vertheidigen wolle, als die ſie von der Freiheit heiſchte. Es fehlt unſerer hiſtoriſchen Exiſtenz ſeit länger als zwei Dezennien die ſchöne Färbung eines Strebens über das, was man hat, hinaus; man ſcheint dasjenige, was man beſitzt, nur erhalten zu wollen. Die Literatur iſt zurückgeſetzt und auf eine lange Unthätigkeit verwieſen. Denn wo die Literatur nicht mehr die Möglichkeit hat, etwas verwirklichen zu können, da muß ſie ohnmächtiger

Schein werden und ſich auf hermaphroditiſche Weiſe ſelbſt befruchten. Ich klage Niemanden an: es mag in den Verhältniſſen liegen und Niemand daran vielleicht mehr Schuld tragen, als die Literatur ſelbſt.

Man müßte in zu viel mißliche Details eingehen, wollte man alle die Punkte bezeichnen, gegen welche Herrn Varnhagen's Mißſtimmung gerichtet zu ſeyn ſcheint. Da würden politiſche, religiöſe, literariſche und converſationelle Fragen aufgeworfen werden müſſen. Wir wollen nur als deutlich in ſeinem Buche ausgeſprochen den Unmuth bezeichnen, den er über die Scheu vor dem Offenbaren empfindet. Man hat ihm Indiscretionen vorgeworfen, und er antwortet, indem er im Sinne ſeiner Gegner neue und größere, als früher, begeht. Er leidet an der Verſtocktheit, welche, den Werth der Zeiten nicht begreifend, auf ihre Archive ein ſiebenfaches Siegel legen möchte, und ächt ariſtokratiſch es für eine Sünde gegen die Enkel hält, wenn man von den Großeltern ſagt, daß ſie menſchlich dachten und empfanden, und größer noch, als wir. Wenn Herr Varnhagen nicht ganz gerechtfertigt daſtehen ſollte, ſo wäre dieß nur aus dem Grunde, weil er ſeine Abſichten nicht bezeichnet und freilich nur in einer redſeligen Mittheilungsluſt befangen ſcheint, die Niemand begreifen kann, der nicht weiß, was dahinter verborgen iſt. Wenn er behauptet, man ſolle ſich nicht vor der Vergangenheit fürchten, ſo iſt das nicht genug. Er muß mehr ſagen. Er muß ſagen, daß er der Gegenwart einen Spiegel vorhalten wolle, daß er in dem Neuen etwas vermiſſe, worauf er uns durch die Erinnerung an das Alte aufmerkſam machen möchte. Wir fordern Herrn Varnhagen auf, gegen ſeine Gegner und Verehrer gleich aufrichtig zu ſeyn, und die Gelegenheit der Angriffe auf ſein neues Buch dahin zu benutzen, daß er ſo offen wie Immermann ſein Verhältniß zu der Tageslage ausſpreche. Er denke ſich einen Puppenkopf, auf welchem geſchrieben ſteht: Ach, was Schriftſteller! Wir brauchen keine Schriftſteller! Und gegen dieſen richte er, was er zu ſagen hat, und was ihm gewiß ſchon längſt auf der Zunge brennt! —

# Dramaturgiſche Ueberſichten

von

**A. L.**

## III.

## Das Vorleſen der dramatiſchen Dichter in Paris.

Das Vorleſen der Stücke iſt Etwas, was im Bereiche unſerer dramatiſchen Ausbildung noch fehlt. Bei den Franzoſen wird es geübt und vertritt nicht nur unſere, ſo ſelten im rechten Sinne und mit gehörigem Eifer veranſtalteten Leſeproben, ſondern es tritt auch an die Stelle des einſamen Durchleſens, oft gedankenloſen Durchblätterns der eingereichten Manuſcripte, wie es der Regiſſeur oder Direktor vorzunehmen pflegen. Eine laute, dramatiſch belebte Vorleſung beſticht zwar das Urtheil, allein ſie gibt dem Verfaſſer auch Gelegenheit, ſein Werk im beſten Lichte zu zeigen, und nicht nur Vortheile geltend zu machen, ſondern auch die Aufmerkſamkeit auf die Schönheiten hinzulenken und den Künſtlern die erforderlichen Fingerzeige zu geben. Daher hängt für den Autor Alles davon ab, daß das Leſen die rechte Wirkung mache.

Aber die Kunſt, gut vorzuleſen, iſt ein ſehr ſeltenes Talent; nur wenig Dichter beſitzen es, deßhalb erſuchen ſie auch oftmals damit begabte Freunde, ihre Stelle zu vertreten.

Ein Mann, der nicht Dichter war und eine große Reputation in dieſem Genre hinterlaſſen hat, war der Graf von Rugent. Es gab eine Zeit, wo nur er im Theater français zu finden war; er war ſo gefällig, die Stücke von allen ſeinen Bekannten vorzuleſen, und dadurch eine ſo günſtige Wirkung hervorzubringen, daß ſie dann gewöhnlich angenommen wurden. Deßhalb erhielt denn auch das Publikum eine Zeit hindurch Stücke auf dieſem Theater, von dem man nicht begreifen konnte, wie vernünftige Leute ſie annahmen. Wie groß aber auch das Talent des Vorleſers ſeyn mag, ſo ſollte er den Verfaſſer dennoch nie erſetzen können; wer wäre wohl im Stande, die Gefühle, Gedanken und kleinſten Nuancen ſeines Werkes wie er wiederzugeben. Die Schauſpieler ſind in ſolchen Fällen das Publikum, und welch' ein gutes Publikum! wie ergreifen ſie jeden Karakter! wie errathen ſie die Intrigue! wie gehen ſie ſchon im Voraus in ihre Rollen ein! Kein Publikum iſt leichter zu erregen, als ein Publikum aus Schauſpielern, und es hat daher ein Dichter nie den Beweis von der Wirkung ſeines Stücks in Händen, nachdem er es den Schauſpielern vorgeleſen hat, und Leſage hat im Gil Blas keineswegs Unrecht, wenn er behauptet, daß das Publikum immer das Gegentheil von den Schauſpielern urtheilte.

Bevor ich die Beſchreibung einer ſolchen Sitzung hier entwerfe, will ich die Namen der Autoren nennen, die jetzt in Paris am Berühmteſten im Vorleſen ſind:

Zuerſt alſo Scribe, den man ſtets an der Spitze von Allem findet, was ſich auf das Dramatiſche bezieht; Scribe lieſt ungefähr

ſo, wie er ſchreibt, d. h. mit Geiſt, Feinheit und Schicklichkeit. Alexander Dumas lieſt ein Drama mit Wärme, er feſſelt die Aufmerkſamkeit und rührt bisweilen die Zuhörer; Merville lieſt beſonders das Luſtſpiel vortrefflich, für die Rollen der Petits-maitres und Geken iſt er vollendet zu nennen. Melesville lieſt Drama und Vaudeville gleich gut. Charles Desnoyers verzehrt ein Drama ganz in Feuer, er erregt Thränen und Schrecken; daſſelbe iſt mit Lockroy der Fall. Aniſet Bourgeois lieſt jedes Stück verſtändig. Emile Vanderburch excellirt in der Poſſe; jedoch ſpricht man noch immer von der Rührung, die er einſt auf ſeine Zuhörer durch die Vorleſung des Stücks le Camarade de lit hervorbrachte. Rochefort lacht laut beim Leſen von tollen Stücken, und theilt dieſe Stimmung ſeinen Zuhörern mit. Jaime wird lobend erwähnt wegen der Art, wie er die Couplets ſingt; Iſidore Cormon, wie er ſie zu ſprechen weiß. Noch iſt zu nennen Benjamin Antier, der Thränen im Melodrama und Lachen im Vaudeville zu erregen verſteht, und ſchließlich Dupeuty, Bayard und Rougemont, auf dieſelbe Weiſe.

Am Abend vor der Vorleſung verſtehen ſich der Director und die Autoren über die Vertheilung der Rollen. Das iſt eine wichtige Sache: Man muß alle Intereſſen berückſichtigen, jede Eigenliebe, oft ſogar jede Leidenſchaft; man muß jede Verweigerung der Rollenübernahme vorausſehen können, alle Eiferſüchteleien und Demüthigungen, welche die Vertheilung ſtets nach ſich zieht; ferner auch, daß dieſer oder jener Schauſpieler nicht ſpielen kann, weil der Direktor mit ihm etwas Anderes vorhat; auch wünſcht der Dichter oft, nicht übermäßig glänzend dargeſtellt zu werden, um eines ſichern Erfolges deſto gewiſſer zu ſeyn. Es geſchieht ſelten, daß ein Autor nicht einem Schauſpieler oder einer Schauſpielerin eine Rolle verſprochen hätte, oft hat er ſchon beim Verſprechen die Abſicht, ſein Wort nicht zu halten; manchmal jedoch iſt er es wirklich nicht im Stande, theils durch die Forderungen der Direction, theils weil eine Künſtlerin zwar ſehr ſchön ſeyn, aber dennoch ſchlecht ſpielen kann; auch iſt der Autor ſtets gleich nach der Rollen-Vertheilung verſchwunden, um ſich erſt wieder am andern Tage ſehen zu laſſen.

Sobald die Vertheilung geſchehen iſt, übergibt ſie der Direktor dem Regiſſeur, und ſie wird auf die Tafel angeſchlagen, wo die Proben verzeichnet werden. Nun erſcheinen von allen Seiten die Deutungen, die Hoffnungen, die Klatſchereien. Die, welche Rollen erhalten haben, ſind deßhalb beſorgt; die, welche unbetheiligt geblieben ſind, beneiden ihre Kameraden; man ſpricht nur von dem neuen Stücke während der Zwiſchenakte oder wenn man auf das Stichwort zu warten hat. — Endlich iſt das Schauſpiel des Abends geendigt und den andern Vormittag ſchlägt die große Stunde für die Auserwählten.

Zur beſtimmten Zeit verkündet die Probenglocke den Anfang der Vorleſung; die Schauſpieler begeben ſich nach dem Foyer, wo ſie den Dichter bereits, an einem großen Tiſche ſitzend, finden, mit dem Manuſcripte in der Hand, die Rollen vor ſich liegend, ein Glas Zuckerwaſſer zur Rechten, einen Mitarbeiter zur Linken. Der Orcheſter-Direktor ſitzt daneben, um die Melodien anzumerken, wenn das Stück ein Vaudeville iſt; bei einem Melodrama iſt auch der Componiſt zugegen, um die Momente zu bezeichnen, wo er Muſik anbringen will. Hat Jeder ſeinen Platz eingenommen, ſo beginnt der Autor ſeine Vorleſung.

Alles horcht aufmerkſam zu; es herrſcht das tiefſte Stillſchweigen. Die Zuhörer verlieren den Vorleſer nicht aus den Augen; ein Jeder ſucht aus ſeinem Geſichte die Cataſtrophe des Dramas zu erforſchen. Sie folgen allen ſeinen Bewegungen; es malt ſich in ihren Zügen der Eindruck, welchen das Stück hervorbringt, und mitunter führt ein zartes Händchen das Tuch verſtohlen zu den Augen. Sobald die Vorleſung zu Ende iſt, dauert noch auf einen Augenblick das Stillſchweigen fort; der Autor bemerkt dieß mit Stolz. Hierauf erheben ſich Alle und wünſchen ihm der Reihe nach Glück, ſowohl ſeines Werkes wegen, als wegen der Art, es vorzuleſen; man drückt ſich die Hände, man umarmt ſich. Dies Letztere iſt das Zeichen des größten Enthuſiasmus.

Iſt das Stück luſtig, ſo bringt die Vorleſung die entgegengeſetzte Wirkung hervor; ſie wird oft von lautem Lachen unterbrochen, von bon mots, calembourgs und Dummheiten; oft muß der Autor ſelbſt mitlachen, und Alles endigt mit einem fröhlichen Tumulte. Dieß iſt der Augenblick, wo der Dichter die Rollen vertheilt; der Eine empfängt ſie mit Dank, der Andere mit Murren, ein Dritter ſchlägt die Annahme rund ab. Es iſt nie gut, wenn man eine Rolle einem Künſtler mit Gewalt aufdringt; auch übt der Dichter die ſchlaueſte Couliſſen-Diplomatik in ſolchem Falle. Der Direktor macht nur ſelten ſeine Autorität dabei geltend. Der Autor geht nach Hauſe und träumt von dem Glücke ſeines Stückes; dieſen Traum gründet er auf frühere Erfolge und auf den Enthuſiasmus der Schauſpieler. Andern Tages beginnen dann ſogleich die Proben.

Wir wünſchten wirklich im Intereſſe der Sache, daß auch bei uns das Vorleſen der Stücke, vor ihrer Annahme, im großen Co-

mits der Schauspieler stattfände. Dieß würde sich aber natürlich nur auf Wien und Berlin vorzugsweise beziehen, wo unsere dramatischen Dichter leben, und sich allenfalls noch auf Hamburg und München erstrecken, wo Töpfer und Mad. Birch-Pfeiffer wohnen.

## Fontainebleau.

Ich will hier nicht von dem prachtvollen Schlosse sprechen, von welchem wir schon so viele Beschreibungen besitzen, sondern ich will nur jener neuen Säle Erwähnung thun, welche noch der Neugierde des Publikums entzogen sind. Man kann nichts Schöneres sehen, als die Gallerie Heinrichs II. Der Plafond allein verdiente, viele Stunden lang bewundert zu werden, man hat stets etwas vergessen. Alles ist nur von Eichenholz, aber welch' eine Arbeit, ein Meisterstück der Bildhauerkunst, welche Geduld war dazu nöthig, einen so hohen Grad der Vollendung zu erlangen. Alles in diesem Saale, bis auf den Kamin, erregt Erstaunen und Bewunderung.

Ich hatte Unrecht, mit dem Schönsten anzufangen; ich hätte dieses bis zu Ende lassen sollen. Was ist aber zu machen? Nicht so wunderbar, aber dennoch schön, ist der Saal Louis Philipps, dem ich nur Mangel an Licht vorwerfe. Der Saal der Garden enthält auf geistreiche Weise die Geschichte aller Herrscher, deren Andenken sich an Fontainebleau knüpft. Und endlich die Kapelle, die, obgleich klein, den vollendetsten Geschmack verräth. Der englische Garten, der an das Schloß stößt, ist von Jedermann gekannt; aber ein kleiner Garten ist erst kürzlich angelegt, und enthält einen künstlichen Springbrunnen von weißem Marmor mit einer zarten Statue der Diana. Man kann sich nichts Zauberhafteres und Wollüstigeres denken.

Wie Alles mit der Zeit aufhört, so zeigt man den Besuchern des Schlosses auch nicht mehr das Blut Monaldeschi's, welches einst in der Gallerie vergossen wurde. Dafür aber erzählt der Cicerone mit ernsthaftem Gesichte eine Geschichte, worin einige Damen, ein Pfarrer und die Gebeine Monaldeschi's eine große Rolle spielen. Sie ist so unwahrscheinlich, daß ich mich sie hier zu wiederholen überhoben glaube.

Man hat nicht nöthig, Reisenden zu empfehlen, den Wald zu sehen, allein statt des Aigu's, von dem immer nur die Rede ist, nenne ich den Upy, der eine lachendere Aussicht zeigt, und wo ein Grün zu finden ist, das man nur in Fontainebleau antrifft. Der Wald enthüllt stille, dunkle Plätzchen, wo man außer dem Murmeln des Bachs und dem Gesange der Vögel keinen Ton vernimmt. Um nach Paris zurückzukehren, bediene man sich des Dampfbootes. Alles strahlt hier von Luxus und man genießt der größten Bequemlichkeit. Auch sind die Ufer der Seine hier sehr angenehm und verdienten eher, daß man davon spricht, als so manche andere, die sehr gerühmt werden.

Wer von den Lesern von Paris aus eine schöne Parthie zur Traubenzeit machen will, der gehe nach Fontainebleau, kehre dort im schwarzen Adler ein, füttere die ungeheuren hundertjährigen Karpfen mit Weißbrod und schwimme dann auf dem Dampfschiff nach Paris zurück.

## Neueste Luftfahrt der Dem. Garnerin.

Lange Zeit hindurch verhinderte das schlechte Wetter diese Luftfahrt, welche endlich den 29. Juni auf dem Champ de Mars in Paris statt fand. Folgendes sind die näheren Umstände dieses Ereignisses, das der kühnen Luft-Schifferin beinahe das Leben gekostet hätte.

Um acht Uhr Abends bestieg Mademoiselle Garnerin die Gondel. Sie erhob sich zu einer unbeträchtlichen Höhe und umkreiste die Köpfe der zahlreichen Zuschauer. Plötzlich schrie sie: man solle den Ballen zur Erde ziehen. Während dieses geschah und einige Arbeiter damit beschäftigt waren, den Ballon, der beträchtlich beschädigt war, auszubessern, umgaben die Familie und die Freunde der kühnen Reisenden die Gondel, die sie nicht verlassen hatte, und suchten sie von ihrem Vorsatze, aus Furcht eines Unglücks, abzubringen.

Mademoiselle Garnerin widerstand allen Bitten, da überdieß die murrende Menge, welche ihr Schauspiel haben wollte, ihren Muth noch steigerte. Selbst die Behörde bemühte sich umsonst, sie zurückzuhalten. Plötzlich riß ein Seil, und der Ballon wurde mit einer unerhörten Schnelligkeit in die Lüfte fortgerissen. Mademoiselle Garnerin wurde zum Glück in den Nachen geworfen und eine Militärperson, die zunächst stand, und zufällig mit einem Sporn im Tauwerk hängen blieb, wurde bis zu einer Höhe von zwölf Fuß mitgerissen, von wo sie stark contusirt zu Boden fiel.

In diesem fürchterlichen Augenblick hatte ein allgemeines Entsetzen die Menge ergriffen. Der Schrei: „Ich bin verloren!" war noch aus der Gondel ertönt; dann war der Ballon den Augen entschwunden. Jedermann ahnte die schrecklichste Gefahr und Niemand konnte helfen, retten; nur ein Wunder wäre es im Stande gewesen. Zum Glücke dauerte diese verzweiflungsvolle Lage nicht lange. Plötzlich

erblickt man den Fallschirm, der sich vom Ballon losgelöst hatte. Zuerst stürzt er zur Erde, dann öffnet er sich und senkt sich majestätisch hernieder unter dem tausendstimmigen Bravoruf der Zuschauer. Nur die Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart der Luftschifferin hatte sie diesmal gerettet. Sie kam zu Pferde, von einer Cavallerie-Eskorte begleitet auf das Mars-Feld zurück, wo man sie mit Jubel empfing.

## Eine vornehme Hochzeit.

In dem Schlosse Roeulx im nördlichen Frankreich ist so eben eine glänzende Hochzeit vollzogen worden. Eine Prinzessin von Croy, eine Abkömmlingin jener Erbin von Croy, welche Walter Scott zur Heldin seines Romans Quentin Durward erwählte, heirathete einen Prinzen von Salm. Man zählte zwei und zwanzig fürstliche Personen, sowohl aus Frankreich wie aus Deutschland, bei dieser Hochzeit. Mehre regierende Häuser wurden dabei repräsentirt, und die Elite der größten Familien Frankreichs hatte Deputationen geschickt. Das Schloß und die Flecken von Roeulx war von Neugierigen und Eingeladenen gefüllt. Die Braut war mit einer edlen Einfachheit gekleidet. Eine Robe von weißem Gros de Naples und eine Spitzen-Echarpe bildeten die ganze Toilette, die durch einen Diamantschmuck von hohem Werthe vervollständigt wurde. Als sich der Brautzug nach der Kirche begab, streuten vierzig junge Mädchen Rosen, Lilien und andere Blumen auf den Weg der Braut, und überreichten ihr dabei einen Strauß, einen vergoldeten Schäferstab und zwei junge Lämmer. Diese Mädchen waren als Schäferinnen gekleidet, weiß mit blauen Gürteln und natürlichen Blumen geziert, bekränzte Strohhüte auf dem Kopf und ein jedes zwei Lämmer an Bändern nach sich führend. Diese ländliche Ceremonie findet bei Verheirathungen dieser Familie seit vielen Jahrhunderten schon statt. Abends waren reich besetzte Tische, sowohl in dem Park, als in den Straßen des Fleckens hingestellt, woran ein Jeder Platz nehmen durfte. An Weinen und Speisen fehlte es die ganze Nacht über nicht. Ebenso hörten die Tänze, Illuminationen, Gesänge und Feuerwerke nicht auf. Diese Feste dauerten drei Tage.

## Die Mutter.

Folgende, etwas melodramatische oder besser Cirkus olympische Begebenheit hat sich vor wenigen Tagen in Paris zugetragen. Der Graf C. wettete, daß eines seiner Pferde über einen runden Tisch mit vierzig Gedecken vollständig servirt, setzen könne, ohne daß etwas zerbrochen würde. Beträchtliche Summen wurden sogleich gehalten; aber kein Jockey war aufzutreiben, der diesen gefährlichen Sprung mitmachen wollte. Graf C. erklärte hierauf, daß er selbst das Pferd besteigen würde. Als die Gräfin dies hörte, machte sie ihm die dringendsten Vorstellungen, davon abzustehen; allein der Graf erwiderte: daß es sich um seine Ehre handle. Nachdem sie Alles umsonst versucht hatte, ging sie am Abend vor der Ausführung der Wette mit zwei Pistolen bewaffnet in den Stall und schoß den kostbaren Renner nieder. Dann trat sie vor den Grafen hin und sprach: „Mein Gemahl, die Mutter Ihrer Kinder hat so eben Ihr Pferd erschossen.“

## Zöllner und Schmuggler des neunzehnten Jahrhunderts.

Beide sind geschworene Feinde, der Eine schleicht, der Andere lauert; es ist die Katze und die Maus. Auf der einen Seite List, Muth, Thätigkeit; auf der andern Kühnheit und kaltes Blut. Jede Begegnung zwischen ihnen hat gewöhnlich einen Austausch von Stockschlägen oder Bajonetstichen, mehr oder minder mörderisch, zur Folge. Es ist ein immerwährender Kampf; die Taktik dieser Leute ist wahrhaft unbegreiflich. Ich will es hier versuchen, in großen Zügen ihre Sitten zu skizziren, die von der feinen Welt wenig gekannt sind.

Der Dienst der Zöllner oder Douaniers begreift drei Linien, welche in einem Rayon von zwei bis drei Stunden dicht auf einander folgen. Die erste Linie befindet sich beritten auf der Gränze; sie wird in Brigaden von acht bis zehn Menschen eingetheilt, die gewöhnlich einen Raum von Dreiviertel-Stunden bewachen. Sie werden von einem Lieutenant und Unter-Lieutenant befehligt, welche den Dienst als simple Angestellte versehen. Abends und vorzüglich bei Regen und Wetter müssen alle Douaniers ohne Unterschied des Grades schlagfertig seyn. Bei schönem Wetter oder Mondschein ist dieß nicht nöthig. Nachdem jeder Douanier die Parole erhalten hat, begibt er sich nach Sonnenuntergang an den Ort, der ihm bezeichnet wurde, mit seiner Karabine, seinen Pistolen und seinem Knotenstock bewaffnet. Ueberdieß hat er einen Mantel bei sich und einen Fußsack.

Der Brigade-Lieutenant vertheilt seine Mannschaft, und gesellt sich zu denen, wo er seine Anwesenheit für nöthig erachtet. Sie sind jedoch immer so vertheilt, daß sie sich zurufen können; sie liegen oft zu Zweien im Gebüsche oder in einer Felsenritze dicht neben einander: Einer schläft und der Andere wacht. Es ist ihnen schwer verboten, mit einander

zu plaudern, zu pfeifen oder zu rauchen. Das Letztere würden die Schmuggler sogleich wittern und zurückeilen. Gewöhnlich finden in der Nacht Contre-Appells statt. Ehe der Offizier sie vornimmt, begibt er sich in die Wohnung des Brigade-Commandanten, dessen Thüre er mit einem Nachschlüssel öffnet, um das Register der Verstecke einzusehen. Bei dem Scheine seiner trüben Laterne findet er hier verzeichnet, wo seine Leute sich befinden. Jede Schlucht, jeder Felsen, jeder Strauch hat seinen besondern Namen, den Niemand von den Einwohnern kennt. Findet er bei seiner Visitirung die Leute eingeschlafen, rauchend oder schwatzend, so werden sie auf der Stelle abgesetzt.

Am Morgen kehren die Douaniers zurück, blos zwei oder drei bleiben während des Tages zur Beobachtung zurück.

Die zweite Linie begreift die Elite der Douane. Es sind junge, starke und kühne Leute, welche Guides genannt werden; sie sind überall, vornen und hinten, oft selbst mitten in der ersten Linie, die nichts davon weiß. Gewöhnlich werden sie, mit Lebensmitteln auf drei bis vier Tage versehen, in die Wälder und hohen Gebirge geschickt, wo sie sich am Tage verbergen und Nachts auf den Fang ausgehen.

Die dritte Linie besteht aus den Veteranen der beiden ersten. Sie bewachen die Brücken, Straßen und Engpässe; sie sind gut verwahrt und wärmen sich in einem Wachthause.

Und durch diese drei Linien müssen die Schmuggler hindurch.

Eine Bande Schmuggler wird in der Fremde organisirt und geht theilweise und durch verschiedene Pässe über die Gränze. Sobald sie beim Rendezvous angekommen sind, werden sie mit Packen versehen, welche den Ränzeln unserer Soldaten gleichen. Sie befestigen sie auf den Schultern mit Bändern von geflochtenem Stroh. Der große Knüttel vervollständigt die Ausrüstung. Man leert einige Flaschen; dann ordnet man sich, die Anführer voraus und die Bande folgt mit lustigen Liedern. Der Marsch geschieht gewöhnlich schnell; die Schmuggler werden bald stille. Beim kleinsten Hinderniß bleiben sie stehen und laufen davon. Die Douaniers haben feine Nasen und Ohren. Oft geht ein starker Wind, aber sie wissen wohl das Geräusch der Blätter und das Murmeln des Wassers von den flüchtigen Schritten der Schmuggler zu unterscheiden. Sobald sie das Herannahen einer Bande erkannt haben, so laufen sie ihr entgegen und halten sie an. Man schlägt sich mit Stöcken; die erschreckten Schmuggler werfen manchmal ihre Waaren davon, um besser laufen zu können. Oefter jedoch und fast immer feuert sie die Eigenliebe an, sie ermuthigen sich mit Worten und halten Stich. Dann kommt's darauf an, wer der stärkere ist. Die Douaniers geben Feuer in die Luft, ihre Kameraden eilen herbei; es kommt zum Handgemenge und die schweren Knüttel zerbrechen die Bajonette. Dann wird die Sache ernst, die Douaniers geben Feuer aus Pistolen und Carabinern; aber es ist schlimm für sie, wenn der Schmuggler im Rücken verwundet ist und sie nicht selbst schwere Wunden aufzuweisen haben; denn oft sympathisirt die Jury an der Gränze mit den Deliquenten.

Die Angestellten werden oftmals durch falsche Banden, die mit schlechtem Taback einherziehen, vexirt, während der reiche Zug mit Spitzen und geflickten Mousselinen durch die Wälder glücklich entkommt.

Während meiner Reise von Genf nach Frankreich, indem ich die schöne Höhe von Gex passirte, hatte ich eine Dame in meinem Wagen, die unaufhörlich ihre Furcht äußerte, daß ein Shawl für tausend Thaler, den sie an ihrem Leibe verborgen hatte, ihr auf der Gränze weggenommen würde, und jeder von uns stimmte mit ähnlichen Klagen ein. Ein Quidam, der in seinen Winkel gedrückt stille da saß, horchte aufmerksam zu.

Als wir zu dem Dorfe Aux-Rousses gekommen waren, hielt die Diligence an, die Zöllner visitiren und fragen, ob Jemand etwas zu deklariren habe? Man antwortete mit „Nein.“ Aber sogleich erhebt sich der Quidam aus seinem Winkel und sagt ruhig: „Um Verzeihung, meine Herren, Madame hier sitzt auf ihrem Shawl.“ Er wurde weggenommen und die arme bleiche Frau war nahe daran, zu weinen. Das Auge und der Mund schienen von einer höllischen Freude erfüllt zu seyn. Der Schlag wurde geschlossen und wir fuhren weiter. Ich konnte mich nicht länger halten. Meine vor Zorn glühenden Augen suchten die seinigen, und meine Lippen murmelten dazu, was mir von Schimpfworten in den Mund kam. Die Freude, die sich auf seinem Gesichte gezeigt hatte, machte jetzt jedoch wieder dem Ernste Platz, und er sprach kalt: „Ich habe so eben, meine Herren, für ein paarmal hunderttausend Franken Uhren und Juwelen über die Gränze gebracht, und Madame hier hat tausend Franken gewonnen, denn hier sind sechstausend in guten Bankbillets, die ich sie für ihren durch mich verlorenen Shawl anzunehmen bitte.

Welche Kaltblütigkeit gehörte dazu, um seine Züge in Gegenwart der Douaniers so zu beherrschen, die gewöhnlich treffliche Physiognomiker sind! Der Mann verließ uns sehr erfreut in Besançon.

Später sah ich bei anderer Gelegenheit zwei Douaniers, die auf einer Seitenstraße

unter hundert andern Fußtapfen die Spur eines Schmugglers entdeckten, den ſie mir nannten. Das Einſchmuggeln verbotener Waaren iſt ſehr beträchtlich, und es iſt ausgemacht, daß die Schmuggler nur Eins vom Hundert durch Wegnahme von den Gegenſtänden verlieren, die ſie nach Frankreich bringen.

Die Liſt ſpielt eine große Rolle in dieſen Kämpfen, die ſich alle Tage wiederholen, und die durch die Gewinnſucht ſtets unterhaltene Angeberei iſt ein beſtändiges Mittel, aufzupaſſen, und die gewöhnliche Vorläuferin des Sieges. Man darf ſie nur ſtets mit großer Vorſicht anhören, denn es iſt nicht möglich, alle Streiche, alle falſchen Angaben und luſtigen Myſtifikationen herzuzählen, welche die Schmuggler erfinden, entweder um der Wachſamkeit zu entgehen oder ſich an den Douaniers zu rächen. Gemeinhin geſchieht dieß in den härteſten Winternächten während des fürchterlichſten Wetters, wo dann die Douaniers, falſch berichtet, auf Koſten ihrer Geſundheit Schildwach ſtehen müſſen, während die Andern nicht an's Schmuggeln denken, ſondern luſtig und guter Dinge beim Weine ſitzen.

So handeln und manövriren dieſe Leute, die ſich nie aus den Augen verlieren. In dieſem Zeitraum der Leidenſchaftlichkeit haſſen ſie einander und kämpfen, wo ſie ſich begegnen. Später verändert ſich ihr Charakter; die Beine zittern, die Augen verlieren die Sehkraft; alle Beide ziehen ſich zurück, und der alte Douanier, der ſeine Penſion im Dorfe verzehrt, ſtößt mit dem alten Schmuggler an, der nur noch den jungen Leuten Rath zu ertheilen im Stande iſt. Schmuggler und Douanier werden Freunde, Katze und Maus, die äußeren Ende berühren ſich.

## Ein neues Journal.

Man weiß, welche rapide Fortſchritte der Journalismus heut zu Tage in der ganzen Welt gemacht hat. Ein franzöſiſches Blatt nennt alle Journale, die bis jetzt erfunden worden ſind, und zeigt ihren ungeheuren Nutzen und das Bedürfniß, das ſie hervorrief, ironiſch verſteht ſich. Es ſpricht von einer Dorf-Zeitung, die in den Städten geleſen werde, von einem Journal des Luxus und der Moden, das ſich beſonders auf dem Lande verbreite, von einer Blumenzeitung für Seefahrer, von einer Jugendzeitung, die ſich alle alten Podagriſten anſchaffen, von einer Zeitung für Greiſe, mit deren Bilder der Säugling ſpiele, einer Abendzeitung für Leute, die des Morgens gern früh aufſtehen, und einem Morgen-Blatt für Perſonen, die um acht Uhr zu Mittag eſſen, einer Reiſezeitung für Leute, die zu Hauſe bleiben u. ſ. w. u. ſ. w. Niemand kann in der That den geiſtreichen Gedanken verkennen, der allen dieſen Schöpfungen zu Grunde liegt. Dabei aber bleiben die Freunde des Fortſchritts nicht ſtehen; ein jeder Stand wie jedes Alter muß hinfort ſein Journal haben. Unſer Autor nannte mehre, z. B. das Journal der Tapeziere, das Journal der Angelfiſcher, der Huſtenden, der Nießenden, der Schnupfenden. Eine Zeitung für gebratene Aepfelverkäufer; ein Magazin für Glöckner, für Zahnärzte, für Parapluie-Fabrikanten, für Milchweiber, für Hühner-Augendoktoren, für Straßenkehrer, für Hoſenträgerfabrikanten. Endlich Repertorien für Geſchwiſterkinder, für Straßenpflaſterer und Laternenanzünder, ein Archiv für Leute, die durch das Bedürfniß einer vorgeſchrittenen Civiliſation gefördert wurden. Alle dieſe Journale waren in's Leben getreten und hatten den ungeheuerſten Succeß, als man plötzlich die Bemerkung machte, daß noch ein Journal fehle, ein Journal für jedes Alter, für jede Jahreszeit, für alle Völker, für Fußgänger und Reiter, für Kranke und Geſunde, für Pflaſtertreter und Geſchäftsmänner, für Städter und Landleute, für Söhne und Väter, für Neffen und Onkel, für Große und Kleine, für Reiche wie Arme. Dieſes Journal von einer ſo allgemeinen und poſitiven Wichtigkeit iſt das Journal des Regens und ſchönen Wetters. Alle Aſtronomen, Aſtrologen, teleſkopiſche Brillenhändler und andere himmliſchen Faſhionables werden dieſes Journal redigiren, und Herr Herſchell, der Sohn, Mitglied der Akademie der Andreſeleniten, wird als beſtändiger Correſpondent engagirt. Es ſoll immer Abends erſcheinen, um die Witterung für den andern Tag anzugeben, ſo daß wir ſtets vier und zwanzig Stunden vorher wiſſen werden, wie das Wetter ſeyn wird, u. ſ. w. Ein Spaziergänger darf ſich blos nach ſeinem Journal richten, um zu wiſſen, ob er mit ſeinem Stock oder Regenſchirm ausgehen ſoll; der Lebe- und der Geſchäftsmann, der Schriftſteller und die nervöſe Dame, der gichtiſche Greis und der junge Schwindſüchtige, alle werden nur ihr Journal befragen dürfen, um ihre Genüſſe zu verdoppeln, ihre Arbeiten nützlicher zu machen, ihre Leiden zu vermindern. Verliebte Rendezvous werden ſich gleichfalls nach dieſem Journal richten, ebenſo Theater-Direktionen ihre Repertoirs darnach einrichten. Es kann dieſem Journal gar nicht fehlen und es iſt vorauszuſetzen, daß es ihm auch bei uns nicht an Nachahmern fehlen wird.

# Vermischtes.

Der Prinz Talleyrand, der sich noch beständig auf seinem Gute Valencay befindet, soll von Tag zu Tag schwächer werden und im Vorgefühl seines baldigen Endes sich mit dem Ordnen seiner Angelegenheiten beschäftigen. Oft ist er so entmuthigt, daß er sich der Thränen nicht enthalten kann.

— In der Kirche Notre Dame zu Paris sitzt am untersten Pfeiler des Schiffes eine kleine Frau. Man beachtet sie nicht, weil sie so klein ist, und doch ist Julienne Rumeau ein herrlicher Pendant zu Hugo's Quasimodo, den Jedermann kennt. Das arme kleine Geschöpf, nur zwanzig bis zwei und zwanzig Zoll hoch, mit seinen langen Armen, hat keine Beine, und wenn es auf seinem kleinen Lehnsessel dasitzt, so bildet es zusammen eine Höhe von fünf und zwanzig bis sieben und zwanzig Zoll. Aber diese kleine so seltsam gestaltete Fleischmasse ist dennoch nicht ohne Verstand. Will man die Geschichte des Tages kennen lernen, so weit sich solche nämlich in dem Raume der Kirche zugetragen, so wende man sich an Julienne, und man wird gewiß gut berichtet werden. Bereits dreißig Jahre vegetirt die Arme, in ihren kleinen Winkel gebannt. Man urtheile nun, ob sie von Allem nicht unterrichtet ist.

— Die französischen Blätter schließen die Nachricht von Rossini's feierlichem Empfange in Frankfurt mit den zwar seltsam klingenden, aber treffenden Worten: „Der Held des Festes erduldete diese Bestrebungen mit einer vollkommenen philosophischen Resignation und einer Höflichkeit vom besten Geschmack*)." Der gute Maestro mußte nämlich, nachdem er ein solennes deutsches Mittagsmahl mit ceremoniösen Toasts und einer emphatischen französischen Harangue eingenommen hatte, sich noch von dem Publikum der Mainlust, das ihn im Kreise umstand, begaffen lassen, er, der so unbeachtet in Paris dahin schlendert. Wer Rossini kennt, wird seine Geduld zu würdigen verstehen.

— Französische Blätter versichern, daß Herr von Rothschild Rossini 10,000 Livres jährlicher Renten angeboten habe, wenn er mit ihm nach Frankfurt reisen wolle, um durch seine Gegenwart den Glanz der Hochzeitfeierlichkeiten in seinem Hause zu vermehren. Wir nehmen die Sache nur als Spaß; wäre sie wahr, so müßte Herr von Rothschild wahrlich ein großer Musiker genannt werden, und Rossini, der das Anerbieten annahm, sollte je eher je lieber Banquier werden.

— Meyerbeer ist in Baden, wo er sein neues Werk für die komische Oper in Paris vollendet.

— Warnung. Es gibt unvorsichtige Menschen, welche die Gewohnheit haben, Holzkohlen durch den Hauch zu beleben. Dies ist nicht nur für die Lungen schädlich, sondern es kann auch noch unmittelbare Gefahr bringen. Kürzlich hat ein Mädchen zu St. Omer Kohlen angeblasen und sich dabei ihrer Lunge statt des Blasebalgs bedient. Plötzlich fiel sie um, und wäre erstickt, wenn nicht sogleich Hilfe herbeigekommen wäre.

— Spiel. Der reiche Banquier Hope in Paris hat vor einigen Tagen in dem Spielhause „le Salon" 800,000 Fr. gewonnen. Zu derselben Zeit erhenkte sich ein kleiner Handelsmann in der Straße Transnonain, weil er 800 Fr. verloren hatte.

— Es hat sich eine Commission gebildet, um dem in Paris kürzlich verstorbenen Reicha ein Denkmal zu errichten. Diese Commission besteht aus Paer, Direktor der Kammermusik des Königs, Lesueur, Professor der Conversation am Conservatorium, Baillot, erster Soloviolinspieler des Königs, Dauprat und Adam, Professoren des Conservatoriums, Bertin, Direktor des Journal des Debats, und mehren Banquiers und Musikern.

— In einem Orte des Departements Pas de Calais sind junge Leute zusammengetreten, um ein literarisches Journal unter dem Titel „der Unbescheidene" herauszugeben. Da keine Druckerei im Orte ist, so wird das Journal geschrieben, und wenn den Abonnenten ein Artikel gefällt, so schreiben sie ihn ab.

— Herr von Raundorff, der auf den 13. Juni die Herzogin von Angoulême vorladen lassen, um ihn als den Sohn Ludwig XVI. anzuerkennnen, wurde den 15. Juni auf Befehl des Ministers des Innern verhaftet. Der einzige Beweggrund dieser Handlung ist, daß Herr von Raundorff als Fremder betrachtet wird. Die Anwälte des Gefangenen wandten sich an den Polizeipräfecten, um seine Freilassung zu bewirken. Dieser schickte sie zu einem höheren Beamten, Herrn Gasparin, der darüber dem Minister des Innern referirte, welcher, nachdem er Einsicht von der Sache genommen, die Entscheidung dem Siegelbewahrer überließ. Wie weit wird das noch so fortgehen? Man spricht davon, daß binnen Kurzem eine Denkschrift über diese Verhaftung im Publikum erscheinen soll.

*) Le héros de la fête a subi ces empressemens avec une résignation toute philosophique et une politesse du meilleur goût.

# Telegraph von Deutschland.

## Neuere Dichter.

### Nachruf an Herrn Manicke,

bei ſeinem Wegzuge vom Thonberge.

Auch mich traf heut' die Trauerkunde,
Roth hab' das Aug' ich mir geweint;
Längſt hieß es zwar ſchon in der Runde:
Auch der bleibt nicht mit uns vereint!
Nun hat Er's heute ausgeführt,
Den Weg nach Leipzig retirirt.

---

Ja, Freund! Sie trennen heute ſich
und laſſen uns zurücke;
der Zeitraum von neun Jahren glich
nur einem Augenblicke;
wir ſeh'n die Caravane zieh'n,
Dorthin — wo Friedenspalmen grün'n. (!)

.....g, am 7 Schläfer.

(Leipziger Tagblatt.)

* * *

Ein Wirth in Leipzig ladt im Tagblatt alſo zum Beſuche ein:

Roſen blüh'n auf allen Wegen,
Herrlich iſt der Blumenflor zu ſchau'n;
Ueberall iſt Gottes Segen,
Beeren reifen auf den Au'n.
In der Laube iſt ſo ſüß die Ruh,
Und Johannis Quell — er ſchmeckt dazu!
Eingeladen ſeyd zum frohen Mahle,
Wo der Quell der Erd' entſpringt,
Wo in freundlichem Johannisthale
Froher Vögel Tön' erklingt;
Freunde, dort kehrt bei mir ein
Und willkommen ſollt ihr ſeyn! —

## Muſikaliſche Einfalt.

Jüngſt war auf dem Anſchlagzettel eines Concerts eine Ouvertüre angekündigt, deren Tonart c-moll mit C. M. bezeichnet war. Ein Negociant, der den Anſchlagzettel las, meinte, das müſſe eine ſehr ſchöne Ouvertüre ſeyn, da dabei ſtände: in Conventions-Münze.

## Theater.

Nachdem über den Direktionswechſel in Hamburg unzählige, ſämmtlich ſich widerſprechende Nachrichten verbreitet ſind, können wir nun mit Beſtimmtheit berichten, daß der brave Sänger Ueh an die Stelle Lebrun's als Mitdirektor tritt. An einen Abgang des Direktors Schmidt iſt nicht zu denken. Lebrün gehört dem Stadttheater noch ein Jahr als Schauſpieler an; wie es heißt, wird er ſich dann von der Bühne zurückziehen, aber in Hamburg bleiben.

(Poſaune.)

— Von Mad. Birch-Pfeiffer gab das Hoftheater in Berlin ein neues Drama in 4 Akten: Die Wittwe.

— Die Breslauer Zeit. enthält: Nächſt Herrn Reger haben nun auch Herr Mejo und Frau die Entlaſſung erhalten. Gleichzeitig geht das Gericht, daß in dieſen Tagen die von Hrn. Haake längſt intendirte Ausgabe ſeines Theaterblattes beginnen wird. Der Entſchluß iſt löblich. Das Blatt heißt dem Vernehmen nach „Theaterfreund", und wird an alle Freunde des hieſigen Theaters gratis vertheilt.

Die erſte Nummer des Theaterfreundes iſt nun erſchienen und in einem ſehr didaktiſchen Tone abgefaßt. Sie enthält nach einer Einleitung über den Zweck des Blattes einen Artikel: „Ueber Engagements-Diſpoſitionen und Prüfungsſpiele." Das Werthvollſte in der erſten Nummer ſind mehre ſehr willkommene Theaternachrichten, die von der Regſamkeit und den Bemühungen des Herrn Haake in der letzten Zeit ein gutes Zeugniß geben. Wir theilen ſie unverkürzt mit: Die Theaterdirektion wünſcht Fräulein v. Faßmann und Herrn Dereka für die hieſige Bühne zu gewinnen, und hat zu dem Ende der erſtern einen jährlichen Gehalt von 3000 Thalern, dem letztern 2500 Thalern geboten; — zu Gaſtrollen in dieſem Monat werden erwartet: Hr. Beckmann und Hr. Holzmiller vom Königsſtädter Theater in Berlin, und Mad. Schodel, K. K. Hofopernſängerin; — ſpäter werden erwartet: Mad. Walker vom Stadttheater zu Hamburg und Fräulein v. Hagn vom K. Hoftheater zu Berlin; — als weitere Gaſtrollen des Fräulein v. Faßmann ſind bis jetzt beſtimmt: Agathe im Freiſchütz,

Iphigene in Tauris, Romeo, Julia in der Bestalin, Alice in Robert der Teufel; — Herr Dersta wird noch auftreten als Max im Freischütz, Roger im Maurer und Schloſſer und als Pylades in Iphigenie in Tauris; — Mad. Berger wird noch auftreten als Minna von Barnhelm und als Julia (Romeo und Julia); — Herr Damé wird als Zampa seine letzte Gastrolle geben.

## Löbliches Beginnen.

Der Waffenstillstand 1813 veranlaßt mich zu einer Erinnerung, welche meine Kameraden, sämmtlich Freiwillige aus der so höchst denkwürdigen Zeit, wohl erfreuen wird, indem wohl Niemand mit Gewißheit daran denken konnte, seinen oder seines Kameraden Namen, welche hier auf der Kynsburg theils an den Wänden, theils an den Fensterscheiben geschrieben oder eingeschnitten waren, wiederzufinden. Hier lassen sich, welche in ein besseres Leben hinüber sind, mit Freundschafts-Gefühlen als Kameraden im Namen wiederfinden, da die Kynsburg während des Waffenstillstandes meist von Preußen, besonders aber von Freiwilligen besucht und zum Erholungsorte gewählt wurde, wahrscheinlich, weil erstens die Burg von Hohenzollern besessen, wie solches die Urkunde und die noch hier befindlichen Wappen mit Schrift beweisen, zweitens, weil die Burg im Mittelpunkt ist von Kynau, Hausdorf, Schenkendorf, Börsdorf, Michelsdorf, Charlottenbrunn, Waltersdorf, Tannhausen, Giersdorf, Schmiedegrund, Ludewigsdorf, Faulbrück, Peterswalde, Ernsdorf, Jaffendorf, Dreißighufen, Weistritz ꝛc. Bei meinem Herkommen 1829 machte ich mir zur Pflicht, sorgfältig über diese eingezeichneten Namen zu wachen, allein es wird mir die Erfüllung unmöglich, da das Wetter die Namen unleserlich macht. Dem zu begegnen, werde ich sämmtliche Namen drucken lassen, und zwar so, daß sich noch Kameraden darunter schreiben können, und diese Blätter werde ich unsern Fremdenbüchern beibinden lassen, damit der Kamerad den Kamerad, Bruder und Schwester den Bruder, der Sohn und die Tochter den Vater hier im Namen wiederfinden. Auf diese Art glaube ich am Sichersten, diese Namen für ewige Zeiten aufzubewahren, indem ich fest glaube, daß die Burg stets ein besuchter Ort seyn wird.

Kynsburg, den 15. Juni 1836.

L. Otto,
ehemaliger freiwilliger Jäger bei der vierten Garde-Jäger-Comp., detachirt beim ehemaligen Normal-Bataillon, jetzigen zweiten Garde-Infanterie-Regiments erstes Bataillon.

## Allerlei.

Vor einiger Zeit waren wir Zeuge eines seltsamen Kampfes, der in dem Mühlgraben zu ∘∘∘ zwischen einer Ente und einer Krähe stattfand. Auf einer kleinen Insel in dem Mühlgraben legte eine Ente ihre Eier, die ihr eine Krähe von einem nahen Baume regelmäßig raubte. Endlich ergriff die Ente, nachdem sie eine Zeit lang gewacht hatte, die Krähe auf der That, faßte die Diebin in den Schnabel und ersäufte sie nach einem langen und heftigen Kampfe im Wasser. — —

(Bohem.)

— Eine Fremdenanzeige aus München enthält: Im goldenen Hirsch: Der Grandlocothete Lupo di Balche, Bojar mit Gemahlin aus der Moldau.

— München. In der Vorstadt Au gibt es Gesundheitsbier, welches sehr häufig getrunken wird, weil es erstens gesund ist und zweitens nur 3 kr. pr. Maaß kostet. Es soll bei diesem Bier keine Hopfenpresse gebraucht werden.

## Die artistischen Beilagen.

**Wir übergeben unsern Lesern mit dem heutigen Hefte:**

1) Ein Spanischer Schmuggler.
2) Ein Pariser Modebild.

August Lewald.

Digitized by Google

# Die Lavoisin.

Die häufigen Vergiftungen, die seit einiger Zeit überhand nahmen, und die Geschichte der Gesina Timm in Bremen und der Jäger in Mainz brachten mich auf die Idee, mich mit den gerichtlichen Verhandlungen über die Verbrechen der Marquise von Brinvilliers zu beschäftigen. Dies führte mich auch zur Lavoisin, die weniger bekannt ist, und von der ich deshalb Einiges mittheilen will. Die schönen Leserinnen mögen bei einigem Gräuelhaften, das dieser Schilderung nothwendig anhängen muß, nicht unwillig werden.

Den 11. Januar 1680 wurde „die glühende Kammer" als Special-Gerichtshof in Paris etablirt, um die zahlreichen Vergiftungen zu untersuchen und zu bestrafen, welche seit fünf Jahren die Stadt in Schrecken und Trauer versetzten. Catharina Deshayes, Wittwe Monvoisin und vierzig ihrer Mitschuldigen erschienen zuerst vor diesem furchtbaren Gerichtshof, der in seinen Formen und Verfahren, so wie in der Schnelligkeit seiner Urtheile die nachtumhüllte Inquisition wieder hervorrufen sollte. Zehn bis zwölf Menschen, sowohl Männer als Weiber, wurden abergläubischer Handlungen und Mordversuche angeklagt, und mußten, ohne daß etwas Weiteres von ihren Verbrechen verlautbarte, den Scheiterhaufen besteigen. Andere, die man weniger schuldig fand, wurden auf die Galeeren geschickt. Endlich kam die Reihe an die Lavoisin (Monvoisin) selbst, und ganz Paris erwartete in Angst und Schrecken die Enthüllung dieser entsetzlichen und geheimnißvollen Tragödie.

Die Lavoisin stammte aus einer achtbaren Familie und hatte anfänglich mit Nutzen und Auszeichnung das Geschäft einer Hebamme versehen. Der Hang zu Vergnügungen und zur Verschwendung machte jedoch, daß ihr Einkommen nicht hinreichte, und bestimmte sie daher, auf die Leichtgläubigkeit des Publikums zu speculiren. Sie sagte die Zukunft voraus, legte Karten, stellte die Nativität, versöhnte Liebespaare, half verlorene Gegenstände wiederfinden, zeigte verborgene Schätze an und verkaufte Geheimnisse, um die Jugend zu erhalten, unverwundbar zu machen, im Spiel zu gewinnen u. s. w. Sie sah bald den Erfolg ihre Hoffnung übersteigen; ein ungeheurer Zulauf fand in

ihrer bescheidenen Wohnung statt, und sie miethete ein Hotel und hielt Lakaien, einen Schweizer, ja, einen förmlichen Hofstaat.

Dieser Luxus stürzte sie in's Verderben. Die Marquise von Brinvilliers hatte auf dem Scheiterhaufen ihr lasterhaftes Leben als Opfer dargebracht, und Paris befand sich in der lebhaftesten und gerechtfertigsten Unruhe. Jeder unerwartete plötzliche Todesfall sollte von Vergiftung herrühren und die Polizei verdoppelte ihre Thätigkeit, um die Köpfe zu beruhigen. Durch ihre Verschwendung war die Lavoisin längst verdächtig geworden und man klagte sie an, Gift im Geheimen zu verkaufen. Viele Mitschuldige klagten sich selbst an. Umsonst versuchte sie es, sich durch die Angabe zu retten, als seyen die Herzogin von Bouillon, die Gräfin von Soissons und der Marschall von Luxembourg mit ihr verbunden gewesen. Den 19. Februar wurde sie zum Tode verurtheilt und vorher zur Folter, um sie zum Geständniß aller ihrer Mitschuldigen zu bringen.

Die Lavoisin war toll und zwar eine Tolle der gefährlichsten Art; denn sie erhielt hiedurch eine moralische Kraft, alle Vorurtheile zu besiegen, den Gefahren zu trotzen und der Leiden zu spotten. Sie wollte berühmt werden, und um diesen Preis waren ihr Folter und Hinrichtung Nichts. Ihre Geständnisse, die man jetzt nicht ohne Staunen und Abscheu lesen kann, zeigen deutlich, wie desorganisirt ihr Geist war. Sie belastet sich, wie zu ihrem Vergnügen, mit unmöglichen Frevelthaten, mit namenlosen Gräueln, klagt die reinsten Namen einer Zeit, die an Tugenden nicht arm war, als Mitgenossen an, und prahlt mit ihrer zur Schau getragenen wilden Grausamkeit.

Es war am Abend des 20. Februar, als die Lavoisin in einem Zimmer der Conciergerie zu Paris, dessen Mauern kahl und dessen kleines Fenster mit starken Gittern versehen war, ruhig zu erwarten schien, daß man ihr das Urtheil vorlese und sie zur Folter abführe. Sie saß auf einem durchlöcherten Strohsack und hatte einen mit Wein begossenen Tisch vor sich stehen, auf dem sich eine tüchtige Anzahl von Flaschen befand, deren Inhalt sie geleert hatte. Sie war klein, häßlich, und von Alter gekrümmt und ausgetrocknet; allein dennoch bemerkte man bald, welche unglaubliche Lebenskraft diesen Körper bewohnte. Sie war in beständigen schnellen Bewegungen begriffen, als würde sie galvanisirt. In ihrem Gesichte zeichnete sich der nahe Tod unter den Runzeln, der Ausdruck zeigte Bosheit, die Augen waren hohl und ohne Wimpern und schoßen Blitze, die bis in die Seele drangen. Der Genuß des Weines hatte ihrem Gesichte eine zugleich rothe und erdige Färbung ertheilt und nur ihre schmalen zusammengekniffenen Lippen waren weiß geblieben, um anzudeuten, daß ihr in Flüchen und Verwünschungen geübter Mund nicht mehr roth werden könne.

Um neun Uhr erschien der Greffier mit Häschern und Schließern, um die Verurtheilte in die Marterkammer zu führen. Man stieg finstere Treppen

hinab; eine Bank stand in der Kammer für die Gerichtsbeamten und eine Matratze auf einem Feldbette erwartete die Delinquentin nach der schrecklichen Prüfung. Rings herum sah man eine zahlreiche Sammlung von Marter-Instrumenten von verschiedener Form, einige von Blut gefärbt, andere, die nicht angewandt worden waren. Die Mauern, von dem Dampfe der Fackeln räucherig, waren mit Hämmern, Sägen und Schlägeln behängt, alle schartig und zum Theil zerbrochen. Ferner sah man dort Nägel, Stricke und Kessel, eiserne Ringe und dergleichen Instrumente, deren Anblick schon zu jedem Geständnisse bereitwillig stimmen konnte. In der Mitte des Saales sah man den Folterstuhl, plump aus Holz, mit tüchtigem Eisen beschlagen, um den Gefangenen in horizontaler Lage zu halten, während man ihm die sogenannten Stiefel anzog; ferner das schmale Brett, worauf man den Unglücklichen legte, wenn er die Wasserfolter bestehen mußte; die Leiter, um ihm die Glieder auseinander zu recken, wenn er, an den Hand- und Kniegelenken aufgehängt, durch die geringste Bewegung die Knochen aus ihren Fugen riß.

Die Menschen in diesem fürchterlichen Aufenthalt waren schwarz gekleidet und schienen selbst Marterwerkzeuge zu seyn. Der Greffier Voisin, dessen Name dem der Delinquentin fast gleich kam, hatte das Urtheil mit unterschrieben. Außer ihm befanden sich gegenwärtig Herr de Bezons, erster Rapporteur der glühenden Kammer, la Reynie, ihr zweiter Rapporteur, der Wundarzt Morel und zwei Henker. Die beiden Schließer führten die Lavoisin ein und zogen sich zurück, nachdem sie sich ehrfurchtsvoll verbeugt hatten. Die Soldaten blieben draußen vor der Thür stehen, die ihnen zwar die Ansicht der Martern ersparte, allein nicht verhindern konnte, daß das Geschrei der Gemarterten zu ihnen drang.

„Ich grüße Sie, meine Herren," sagte die Lavoisin, indem sie sich vor dem Tribunal verbeugte. — „Gott gewähre Euch die Gnade der Reue, damit Ihr wohl sterbet," erwiderte la Reynie, „höret kniend das Urtheil, und der Himmel sey Euch gnädig."

Hierauf las der Greffier Folgendes:

„Nachdem die souveraine glühende Kammer, errichtet zu Vincennes auf Befehl des Königs im Monat März 1679, den Proceß durch die beiden gegenwärtigen Rapporteure geführt, durchgesehen, wonach die Catharina Deshayes, Wittwe Monvoisin, gewöhnlich genannt Lavoisin, wegen Gottlosigkeiten, Vergiftungen, Hexereien und Missethaten, Complotte gegen das Leben der Personen, Gotteslästerungen und anderer Verbrechen ohne Zahl angeklagt und von der glühenden Kammer verhört und befragt wurde, wird nach Erwägung aller Umstände von der Kammer erklärt, daß die Lavoisin schuldig der Beleidigung göttlicher Majestät, vollzogenen und beabsichtigten Menschenmordes, Anwendung teuflischer Erfindungen sey, und hat als Sühnung die genannte Voisin verdammt, Buße zu thun vor der Thür von Notre Dame mit einer

vierpfündigen Kerze in der Hand, und dann auf den Greveplatz geführt, um verbrannt und ihre Asche in den Wind gestreut zu werden; ferner verordnet die souveraine Kammer, daß nach Vorlesung dieses Urtheils die Lavoisin auf's Neue über ihre Mitschuldigen befragt werde, und sie dann die gewöhnliche und außergewöhnliche Folter zu bestehen habe; ferner beschließt die Kammer, daß alle beweglichen und unbeweglichen Güter der Lavoisin confiscirt bleiben sollen in der Hand des Königs, der von diesen Gütern in der Kirche St. Jacques du haut pas eine beständige Todtenmesse stiften wird für die Seelen der Schlachtopfer, die durch sie gefallen sind."

Die Lavoisin hatte ihr Urtheil unerschüttert angehört und sich dann lachend auf die Folterbank gesetzt, indem sie rief: „Wohlan, so schreibt denn, Greffier, ich glaube in Wahrheit nicht Alles gesagt zu haben, denn ich habe mehr Sünden begangen, als es Verdammte in der Hölle gibt."

Die beiden Henker bemächtigten sich nun ihrer, banden ihr die Hände auf den Rücken und die Füße bei den Knöcheln und Knien mit starken Stricken zusammen; auch entblößten sie ihr den Kopf. Sie leistete nicht im Geringsten Widerstand bei diesen drohenden Vorbereitungen, sondern schimpfte, lachte und sang, und veränderte weder ihre Züge, noch verlor sie die Fassung. Umsonst ermahnten sie die Rapporteure, sich zu sammeln und ihre Seele Gott zu befehlen. Sie blieb gleichgültig bei allen diesen Ermahnungen. Herr von Bezons erhob jetzt seinen Stab und die Folter begann. Man hob die Delinquentin von dem Stuhle, auf dem sie saß und legte sie der Länge nach auf eine so schmale Bank, daß sie sich darauf nicht im Gleichgewicht hätte halten können, wenn man ihren Körper nicht unter den Achseln und um den Leib mit starken Stricken an Querhölzern fest gebunden hätte. Die Bank war übrigens mit Schrauben an den Boden befestigt, um sie vor dem Umfallen zu schützen. Die Breite der Bank, welche kaum ihrem Rückgrate gleich kam, drückte sich auf solche Weise in das Fleisch, wie ein schneidendes Instrument. Das Weib schien von dieser grausamen Lage nicht zu leiden, und blickte stolzer wie ein Märtyrer auf die Umstehenden, sang Trinklieder mit einer heisern Stimme, fluchte, wenn das Gedächtniß sie verließ, und forderte die Henker auf, ihrer nicht zu schonen.

„Bringt den ersten Wassertopf vom Gewöhnlichen," sagte Herr von Bezons mit langsamer und feierlicher Stimme. — „Auf Eure Gesundheit!" rief die Lavoisin, mehr konnte sie nicht, denn einer von den Henkern, der einen großen zinnernen Flaschenkessel ungefähr mit zwei Pinten Wasser angefüllt hatte, legte ihr eine Art Maulkorb mit einem Gebiß von Stahl versehen an, das sie verhinderte, den Mund zu schließen, und während der zweite Henker ihr den Kopf hielt, drückte er ihr mit der einen Hand die Nasenlöcher zu und goß mit der andern so hoch als möglich tropfenweise ihr die zwei Pinten Wasser in den Mund, ohn daß sie das geringste Zeichen von Gefühl dabei äußerte.

Als der Topf leer war, verlängerten die Henker durch einen Mechanismus die Bank, wodurch der Körper der Verurtheilten in gleicher Weise ausgedehnt wurde.

„Muth, meine Freunde," sagte sie, nachdem man ihr den Maulkorb abgenommen hatte; „ich beklagte mich immer, zu klein zu seyn." — „Ich ermahne Euch, die Wahrheit zu gestehen," sprach la Reynie, „suchet wenigstens die göttliche Verzeihung zu erhalten." Aber die Lavoisin fuhr fort, mit einer heisern und dumpfen Stimme Zotenlieder zu singen.

„Den zweiten Topf wie gewöhnlich," sagte Herr von Bezons. — „Gott vergelt' es Euch," sprach sie und öffnete von selbst den Mund, damit man ihr den Maulkorb anlege. „Wollt Ihr nicht etwas offenbaren?" fragte nochmals la Reynie, als die Bank abermals verlängert wurde, und die Knochen der Delinquentin zu krachen begannen. Als sie es verweigerte, wurden ihr bis vier Töpfe eingegossen. Nach und nach trank sie sieben Töpfe, welche in Allem die ungeheure Masse von vierzehn Pinten enthielten; und erst nachdem der Arzt, der ihr beständig den Puls fühlte, erklärt hatte, daß sie außer Stande sey, noch mehr Grade zu bestehen, senkte Herr von Bezons seinen Stab, und befahl, da sie nun die gewöhnliche und außergewöhnliche Folter bestanden habe, daß man sie frei lassen könne.

Jetzt brachte man sie ohne Zeichen des Lebens auf die Matratze, die man zum Kamine trug, damit die Wärme nebst den Friktionen, die man mit Bürsten auf allen Theilen ihres Körpers vornahm, die bereits begonnene Erstickung entferne. Nach und nach wurde der Athem wieder regelmäßig, obgleich sie nicht im Stande war, den Kopf zu heben, noch ein Wort hervorzubringen.

Um Mitternacht brachte man sie in ihren Kerker zurück, wo sie nach und nach wieder Kraft gewann. Frau von Sevigné, die damals, wie sie selbst von sich sagte, auf Hinrichtungen versessen war, hat mit wenigen Worten den Bericht über ihre letzten Augenblicke verfaßt:

„Indem sie zurück kam, sagte sie zu ihren Wächtern: „Wie? werden wir nicht einmal media noche halten!" Sie aß mit ihnen um Mitternacht nach Herzenslust, trank dabei viel Wein und sang zwanzig Trinklieder, indem sie ihren saubern Lebenswandel, so zugerichtet als sie war, von Neuem anfing. Man wollte sie beschämen, und sagte ihr, daß sie besser thun würde, an Gott zu denken und ein Ave maris stella oder ein Salve zu singen, und hierauf sang sie Beides, aber indem sie es verspottete. Dann schlief sie ein. Der folgende Tag, ein Mittwoch, wurde ebenfalls mit Schlemmen und Singen hingebracht. Am Donnerstag endlich (22. Februar 1680) wollte man ihr nur eine Suppe geben; sie aber brummte, weil sie besorgte, nicht Kraft genug zu haben, um mit den Herrn zu sprechen."

„Man wollte sie beichten lassen; aber nichts da. Um fünf Uhr band man sie, und nun erschien sie mit einer Fackel in der Hand auf dem Karren; sie

war weiß gekleidet: es iſt eine Art Kleid zum Verbrennen; ſie war ſehr roth, und man bemerkte, daß ſie den Beichtvater und das Crucifix mit Heftigkeit zurückſtieß. Bei Notre Dame wollte ſie nicht Buße thun, und auf dem Greveplatze ſträubte ſie ſich, ſo viel ſie konnte, ehe man ſie aus dem Karren brachte. Man mußte Gewalt anwenden, und trug ſie auf den Scheiterhaufen, wo ſie hingeſetzt und angefeſſelt wurde. Man bedeckte ſie mit Stroh, ſie fluchte ſehr und warf das Stroh fünf bis ſechs Mal von ſich. Endlich aber nahm das Feuer überhand; man verlor ſie aus dem Geſichte und ihre Aſche iſt nun in der Luft. Dieß iſt der Tod der Madame Voiſin, berühmt durch ihre Verbrechen und ihre Gottloſigkeit."

So ſchrieb die Sevigné von dieſer ſchrecklichen Geſchichte. Eben ſo leichtfertig äußert ſie ſich in ihren Briefen über die Hinrichtung der Brinvilliers. Es war eine merkwürdige Zeit, wo geiſtreiche Frauen ſo naiv ihr Gefallen an Scheußlichkeiten kund geben. Jetzt ſehen ſie ſie an, aber ohne davon zu ſprechen. —

Die Lavoiſin war ſechszig Jahre alt. Ihr Tod machte in Paris wenig Eindruck. Madame de Sevigné ſcherzte darüber, wie wir ſo eben geſehen haben, und Thomas Corneille hatte nicht einmal den Ausgang ihres Prozeſſes abgewartet, um ſie unter dem Namen Madame Jobin in ſeiner luſtigen Comödie „La devineresse" auf das Theater zu bringen. Ein einziger ſeltſamer Vorfall, der ſich am Tage ihrer Hinrichtung ereignete, verdient hier noch angeführt zu werden. Lafontaine nämlich, der naive Fabeldichter, der zu ihren leichtgläubigen Freunden gehört hatte, kam nach einer längern Abweſenheit nach Paris zurück, und ging nach ihrem Hauſe, um ſich über ihr Befinden zu erkundigen. Hier hörte er dann, daß ſie erſt vor einer Stunde auf dem Greveplatze verbrannt worden war. Der gute Fabuliſt weinte um ſie, war aber doch ein ſo großer Freund von öffentlichen Spektakeln, daß er bedauerte, nicht früher gekommen zu ſeyn, um der Hinrichtung ſeiner verehrten Freundin beiwohnen zu können.

Dieſe Züge ſind wohl geeignet, uns über den Zuſtand der Sitten unter dem „großen franzöſiſchen König" aufzuklären. Eine einſt mit großem Beifall von der Leſewelt aufgenommene Novelle Hoffmann's: „Das Fräulein von Scudery," war in dieſer Hinſicht ganz verfehlt, obgleich das Anziehende der Erzählungsweiſe wohl Viele glauben machte, daß ſie auch als Sittengemälde ausgezeichnet ſey.

# Spanien im Jahr 1835.

## Toledo.

### II.

Nicht die Nacht allein, auch der Tag bietet seine Täuschungen dar; Toledo verdankt seiner Lage einen unerschöpflichen Reichthum von An- und Aussichten. Der steile Berg, auf dessen Kamm und Seiten es gebaut ist, ist durch den Tajo von einem andern Berge getrennt, eben so steil, aber nackt, wüst, unfruchtbar und senkrecht in den Fluß herabgehend. Eine kleine Einsiedelei, la Virgen del Valle, steht auf dessen Gipfel, aber so zwischen Felsen, daß man sie kaum von denselben unterscheiden kann. Truppen scheuer Ziegen irren in deren Umgegend umher, und der Hirte, fast so wild wie sie, und in Thierfelle gekleidet, bringt die Sitten der Sierra bis an die Thore der Stadt. Diese Contraste sind anziehend; aber die Aussichten hauptsächlich sind es, welche fesseln; obgleich begränzt, sind sie dennoch mannigfaltig. Die granitnen Massen, aus welchen der Berg besteht, nehmen oberhalb der Brücke St. Martin allmählig ab, und die Villas, hier im Lande Cigarrales genannt, verbreiten auf dem nackten grauen Steine einen frischen grünen Teppich; dieß ist der einzige ländliche Punkt der Gegend, alles Uebrige ist trocken und bloß; die Stadt hat keinen Garten in ihrer Umgebung, nicht einmal einen Baum, und eben so wenig der gegenüberliegende Berg. Die Mannigfaltigkeit erwächst aus der Verschiedenheit des Bodens und aus den Formen des Felsen: bald fällt das Auge auf den Tajo, welcher sich in grünlichen Krümmungen zwischen den beiden Bergen hinschlängelt; bald sieht man die unzähligen Thürme der Stadt, von welchen sie eigentlich strotzt, dann fällt wieder der Vorhang, und eingeschlossen in eine stille, verlassene Schlucht sieht man sich plötzlich wieder in die Einsamkeit versetzt. Dieser schnelle Wechsel hat einen großen Reiz und verleiht diesem ernsten und traurigen Lande seine Originalität.

Will man die Stadt gut überblicken, so muß dieß vom Alcazar aus geschehen; auf der höchsten Stelle der Stadt erbaut, ist derselbe ein natürliches

Belvedere; hier überſieht man alle Seiten; auf der einen erblickt man die Stadt wie in der Vogelperſpektive. Den am meiſten maleriſchen Anblick gewährt die Stadt im Profil, denn mit demſelben Blick umfaßt man zuerſt ſie, ſodann den Fluß mit ſeinen beiden Brücken, dann den Berg de la Virgen mit ſeinen umgeſtürzten und unter einander liegenden Felſen, die einen Anblick gewähren, als wenn der fabelhafte Titan es verſucht hätte, ſich einen Fußſchemel in den Himmel zu erbauen. Die Cigarrales krönen das Gemälde mit ihren Einfaſſungen von Olivenbäumen.

Der Alcazar ſelbſt iſt ein großartiges, obgleich halb zerſtörtes Gebäude; durch die Portugieſiſchen Truppen im letzten Jahrhundert in Brand geſetzt, iſt er nie wieder ganz aus dem Schutte erſtanden; das Innere iſt nicht bewohnbar, aber die Außenwände ſind unverſehrt; es iſt ein geradliniger Bau von edler Einfachheit. Die Stiege iſt herrlich, und die Säulenhalle werth, ihm als Veſtibule zu dienen; die Säulen ſind aus Granit, aus einem Stück gehauen, und zwanzig Fuß hoch. Der Granit iſt übrigens bei allen Gebäuden in Toledo verſchwendet; Säulen oder Pilaſter, er kommt in allen Formen vor, und ziert alle Höfe, ſelbſt die der unanſehnlichſten Häuſer. Einige ſchwerfällige und kurze Pfeiler, ſowie auch einige Grabmale, finden ſich noch hie und da aus früheſter Zeit, doch ſind ſie ſelten und man muß ſie ſuchen. Es iſt zu bedauern, daß die Zerſtörung nicht ſtattlichere Denkmale aus dieſer früheren Zeit verſchont hat. Es hatte für mich einen beſondern Reiz, mich in jene Zeiten zurück zu verſetzen, wo die erſten Concilien gehalten wurden. Concilum wollte damals ſagen, was man ſpäter mit Cortes oder Stände des Reichs bezeichnete, und es machte mir Vergnügen, den Nationalideen in ihrem erſten Streben nachzugehen, es freute mich, jene berauſchenden Worte von Recht und Freiheit zum erſtenmale ſtammeln zu hören, und es flößten mir jene noch ſo unſicheren und verworrenen Verſuche in der Politik ein ſolch' tiefes Intereſſe ein, daß ich nicht umhin konnte, mich ſelbſt darüber zu wundern.

Es iſt ſchmerzlich, von den Todten zu den Lebenden überzugehen, denn die Nachkommen ſcheinen ſehr lau und farblos gegenüber ihrer ſo kräftigen und abgehärteten Voreltern; erſchlafft in ſinnlicher Erniedrigung und in den ſchmählichen Feſſeln eines zügelloſen und gierigen Egoismus, haben ſie den Sinn für alles Große verloren, gaben gern zu, daß man ihnen das Licht der Einſicht und der Aufklärung entzog, gefielen ſich in der ſelbſt erſchaffenen Finſterniß, und überlaſſen ſich auf den Grabmälern großer Männer einem trägen Schlafe. Spanien! Spanien! Du altes Land eines heldenmüthigen Widerſtandes und unbändiger Glaubenswuth, wirſt Du nimmer erwachen? Wirſt Du noch lange in Deiner ſchläfrigen Entkräftung verharren? Wird die lange und ſchwere Lehrzeit ſo vieler Jahrhunderte für Dich verloren gehen? Die Nationen blicken auf Dich, aber hüte Dich, ſie haben andere Sorgen und

werden nicht ſtets zuſehen, wie Du, ohne einen entſcheidenden Schritt zu thun, Dich immer um Dich ſelbſt drehſt, hüte dich, damit ſie in ihren Erwartungen nicht ermüden, daß ſie nicht endlich die Geduld verlieren, und ſich nicht mit einer beſchimpfenden Verwünſchung, die ſchon mehr als einem Volke auf den Lippen ſchwebt, von Dir abwenden! —

Ergriffen von ſolchen Gedanken ging ich von Straße zu Straße, und ſuchte vergebens in den Geſichtern der Vorübergehenden eine genügende Antwort auf meine ſtummen Fragen zu leſen; ich fand im Gegentheil nur neuen Grund zu zweifeln, und nichts kündigte mir an, daß dieſe Körper beſeelt ſeyen. Ich befand mich jetzt vor der Hauptkirche und trat ein. Sie iſt im reinſten gothiſchen Geſchmack erbaut und ein majeſtätiſches Gebäude, obgleich alles ſich vereinigt, um die Wirkung zu zerſtören; der erſte Fehler iſt, daß man von keiner Seite das Ganze überblicken kann, da die umgebenden Häuſer viel zu nahe ſtehen, allein dieß iſt nicht der einzige Fehler, den man zu beklagen hat; man hat ſich die Mühe gegeben, das Monument ſelbſt zu verderben, denn nicht zufrieden damit, auf daſſelbe eine Art ſchwere und maſſive Kuppel zu ſetzen, die es faſt erdrückt, hatte man nun auch, um das Widerſprechende vollſtändig zu vereinigen, den ſonderbaren Gedanken, einen der Haupteingänge mit einem griechiſchen Portikus zu ſchmücken. Man könnte eben ſo gut ein gothiſches Thor an den Minerventempel ſetzen.

Das Innere wurde eben ſo wenig berückſichtigt wie das Aeußere der Kirche, und hier iſt der Fehler noch unverzeihlicher; nicht nur daß die Decke herabgedrückt und ſo die großartige Wirkung des Schiffes der Kirche zerſtört iſt, indem man nach dem ſchlechten Geſchmacke der ſpaniſchen Geiſtlichkeit den Chor und den Hauptaltar in der Mitte aufgeſtellt hat, ſo hat man auch den Hochaltar mit einer ſchrecklichen Maſchine beſchwert, eine barbariſche und verworrene Anhäufung aller Arten von Marmor, ein Gedanke, erzeugt während des Alpdrückens, und ausgeführt in der Stunde des Wahnſinns; dieſe Mißgeburt des achtzehnten Jahrhunderts, für welche in der Sprache des Geſchmacks ſich kein Name findet, wird der „Transparent“ genannt, und die Diener der Kirche zeigen es dem Fremden als ein unnachahmliches Wunder der Kirche. Wie ſollte es aber auch kein Meiſterwerk ſeyn! Hat es doch dem Kapitel zweimalhunderttauſend Dukaten gekoſtet. Und dennoch imponirt das Schiff der Kirche; ſeine majeſtetiſche Größe ſiegt über die Befleckung, mit welcher man daſſelbe entweiht hat, und tauſend einzelne Schönheiten entſchädigen für die Schande des modernen geiſtlichen Geſchmacks. Der erſte Chor iſt gewiß einer der ſchönſten in Europa; das in Holz ausgeführte Schnitzwerk, mit welchem derſelbe geſchmückt iſt, iſt von unübertrefflicher Zartheit und Reinheit; Alonzo Bernugurte, ein ſpaniſcher Künſtler und Schüler von Michael Angelo, hat dieſes Meiſterwerk vollbracht.

Man müßte einen Band ſchreiben, um alle die Schätze aufzuzählen, die

ſich in dieſer unermeßlichen Kirche befinden; ſie iſt ein unerſättlicher Schlund, der alle Reichthümer von Toledo verſchlungen hat, ja, nicht nur die Reichthümer, ſondern auch ſeine Macht, ſeinen Ruhm und ſeine Männlichkeit. Der Altar hat Alles aufgezehrt; der Erzbiſchof allein nahm jedes Jahr eine Million Piaſter weg (faſt zwei und eine halbe Million Gulden), und jeder Stiftsherr hatte jährlich gegen dreißigtauſend Gulden. Es war unſtreitig das reichſte Kapitel der Chriſtenheit, und iſt es noch, obgleich der Zufluß ſehr abgenommen hat. Mehr als die Hälfte der Stadt gehört ihm eigenthümlich; unter zwei Häuſern gehört immer eins dem Kapitel, und trägt den Namen des Eigenthümers, el Cabildo, der auf einer an der Vorderſeite des Hauſes angebrachten Porzellainplatte in blauen Buchſtaben ſteht. Die todten Kapitalien, welche in dem Schmuckkaſten der heiligen Jungfrau vergraben liegen, ſind unſchätzbar; ihr Staatskleid allein iſt Millionen werth, es iſt durchaus mit ächten Perlen geſtickt, — einige, auf einem goldenen Gewebe angebracht, ſind von ſehr beträchtlicher Größe; dieſes Kleid iſt aber auch ein Fabrikat des Himmels und ein Geſchenk der Engel. Ein anderer Schmuck von unſchätzbarem Werthe iſt das große Tabernakel, in welchem die Hoſtie am Frohnleichnamsfeſt vorgezeigt wird; es iſt von vergoldetem Silber und wiegt nicht weniger als ſiebenhundert und fünfundneunzig Mark; die Monſtranz, welche man in dieſes Tabernakel einſetzt, iſt von maſſivem Gold und wiegt vierundfünfzig Mark; bei dieſem Gegenſtande hat jedoch die kunſtreiche Arbeit den werthvollen Stoff noch übertroffen. Heinrich d'Arfe, ein berühmter platero (Goldſchmid) des fünfzehnten Jahrhunderts, hat dieſes Kunſtwerk verfertigt; es iſt ſo ſchön wie eines von Benvenuto Cellini, obgleich von früherer Zeit, und beurkundet eine noch reichere Compoſition. Ich zählte bis auf zweihundert und ſechszig Figuren, ohne die Basreliefs; und alles iſt mit bewundernswerthem Geiſte gruppirt und das Ganze ſtellt ſich klar und ohne alle Verworrenheit dar. Die Hauptkirche iſt eine ſolch' unerſchöpfliche Mine, daß man lange brauchen würde, ihren ganzen Reichthum zu unterſuchen; ſie enthält ſo viel an Gold, Silber und edeln Steinen, daß, wollte man ein Verzeichniß davon entwerfen, dieß leicht den Verdacht erwecken könnte, man entlehne den Stoff hiezu aus der Beſchreibung eines feenhaften Palaſtes aus Tauſend und einer Nacht. Ihre ſchwache Seite iſt die Malerei; in dieſer Beziehung ſteht Toledo weit unter Sevilla. Dagegen iſt die Bibliothek von Toledo wieder reicher, beſonders an arabiſchen Manuſcripten; aber in dieſem Spanien, wo doch alles von mauriſcher Abkunft iſt, findet ſich, was man kaum glauben wird, nicht ein einziger Menſch, der im Stande wäre, ſie zu entziffern. Das iſt doch gewiß unverzeihlich!

Die ganze Stadt iſt eigentlich nur ein Anhängſel ihrer Hauptkirche, ſie hat, um mich ſo auszudrücken, zu Gunſten der Geiſtlichkeit abgedankt: das erſte Reſultat dieſer freiwilligen Abdankung war eine bedeutende Abnahme der

Bevölkerung; alle Lebensquellen dieſer Stadt ſchienen plötzlich eingetrocknet zu ſeyn; von hundert und fünfzigtauſend Einwohnern, deren ſie ſich zur Zeit ihrer Größe rühmt, blieben ihr kaum zwölftauſend. Zur Entſchädigung für dieſe Handvoll Seelen hat ſie ſieben und zwanzig Kirchſpiele, und ſie zählte vor der Aufhebung der religiöſen Körperſchaften nicht weniger als acht und dreißig Klöſter, und zwar fünfzehn Manns- und drei und zwanzig Frauen-Klöſter. Man könnte ſagen, Toledo ſey ein großes Kloſter, deſſen Kirche die Cathedrale iſt.

Die prieſterlichen Sitten mußten in einem ſo gut gepflegten Boden Wurzel faſſen, und dieß war auch in der That der Fall; in ganz Spanien gibt es keine Stadt, die ſo traurig, ſo grämlich, ſo ungaſtfreundlich wäre; Heiterkeit ſcheint auf immer aus ihr verbannt zu ſeyn, und nur die Langeweile hat ihren Thron daſelbſt aufgeſchlagen; man verſammelt ſich nie zu irgend einer Luſtbarkeit; keine Bälle, keine Schauſpiele; kaum ſtattet man von Zeit zu Zeit einen Beſuch ab, wobei jedoch immer alle Förmlichkeiten der ſtrengſten Etikette beobachtet werden. Auch der Geiſt hat ſich wie alles andere verdüſtert, Toledo iſt vielleicht die unwiſſendſte Stadt in ganz Spanien, und das will wahrhaftig nicht wenig ſagen. Die herrliche Induſtrie des Mittelalters iſt mit dem allgemeinen Schiffbruch untergegangen; man findet nichts mehr von jenen Seideſtoffen, von jenen prunkvollen Brocaten, die in ganz Europa ſo berühmt waren, und was die Fabrikation der guten Klingen betrifft, mit welchen ſeit zehn Jahren die Romantiker uns die Kehlen abſchneiden, ſo ſind ſie nicht mehr der Schatten eines Schattens von früher; ich wollte darauf wetten, daß im Ganzen nicht fünf und zwanzig Infanterie-Säbelklingen monatlich Abgang finden, und dieß rührt gewiß nicht von einem Mangel an Adminiſtratoren her, denn nach der Gewohnheit dieſes unthätigen Landes, das ſo reich an Sinecuren iſt, findet man daſelbſt mehr Direktoren, Unterdirektoren, Inſpektoren und Unterinſpektoren, als ſelbſt Arbeiter. Auf einen Mann, der gehorcht und arbeitet, gehen immer drei, die befehlen und nichts thun.

Doch treten wir wieder in die Cathedrale ein, denn ſie iſt unſer natürlicher Mittelpunkt, und in ihr finden wir ganz Toledo. Man muß ſie täglich beſuchen, man muß ſie zu jeder Stunde ſehen, denn jeden Tag und jede Stunde erregt ſie neue und unerwartete Eindrücke. Der Morgen iſt dem Gepränge der Meſſe geweiht; ſie wird mit einem Luxus gefeiert, der der Herrlichkeit des Ortes entſpricht; die rothen und weißen Roben der Geiſtlichen erſcheinen ſehr abſtechend von den düſtern Farben des Schiffes der Kirche; die ſchwarze Robe der Domherrn erſcheint ernſter, impoſanter, und betrachtet man deren langen Schlepp, der von den Chorknaben, den eigentlichen Pagen dieſer Edelleute des Altars, gehalten wird, ſo ſollte man jene eher für Fürſten dieſer Erde, als für die demüthigen Diener Chriſti halten.

Abends, wenn die letzten Strahlen der ſcheidenden Sonne auf die Kirchen-

fenſter fallen, ändert ſich die Scene; es iſt die Stunde, wo ſich die Gemüther ſammeln und im Stillen ihr Gebet verrichten; man ſieht jetzt einzelne Frauen kniend im Schatten der abgelegenſten Altäre, in ihre Mantillen gehüllt, die ihren geheimen Kummer, ihre ſtillen Thränen vor Gott ausſchütten. Möge ſich der Frieden von oben in das Herz der Troſtloſen ſenken! Indeſſen nimmt die Nacht zu, die Finſterniß bemächtigt ſich des Tempels, der Gedanke wird tiefer, beunruhigender; die Orgel ſpielt unbeſtimmtere, klagende Melodien; ein Menſch, in einen Mantel gehüllt, durchſchreitet das Schiff mit leiſem Schritte; ein weißgekleideter Sakriſtan verliert ſich wie ein Schatten hinter den Pfeilern; ein junges Mädchen ſchluchzt am Fuße einer dunkeln Niſche.

Und als ich an der Kapelle des heiligen Jakobs vorbeiging, fiel gerade der Strahl des Mondes, der durch das gothiſche Gewölbe drang, auf das blaſſe Geſicht des großen Connetable von Caſtilien, Don Alvaro de Luna; dieſer ſtolze Günſtling, der ſo viele Jahre Spanien regierte, und endlich ſein Haupt auf das Schaffot trug, ſchläft hier den Todesſchlaf, er liegt auf ſeinem Marmorkiſſen, erwartet hier mit gefalteten Händen, und den Bruſtharniſch zur Seite, auf die Poſaune, die ihn zum jüngſten Gerichte rufe. Der Mond warf einen nebeligen Schein auf ſein Grabmahl, und es ſchien mir, als richte ſich die Statue des Connetables von ihrem Sitze auf und ſtrecke mir den ſteinernen Arm entgegen, um mich zum Verweilen zu veranlaſſen: — Betrachte, ſchien er mir zu ſagen, indem er auf die Statue Königs Johann II. in der nebenſtehenden Kapelle wies, betrachte dieſen Undankbaren; Gott iſt in dieſer Stunde mein Zeuge, daß ich ihm vierzig Jahre meines Lebens mit Ehre und Treue gedient, daß ich für ihn die Laſt der Regierung getragen habe, und zum Lohne meiner langen und redlichen Dienſte ließ er mich enthaupten. Neun Tage blieb mein Kopf auf dem Schandpfahl aufgeſteckt; mein Körper wurde auf Unkoſten des öffentlichen Mitleidens beerdigt! — So lohnen Fürſten das Vertrauen ihrer getreueſten Diener! — Nachdem er ſo ſeine eigene Grabrede gehalten, legte ſich Don Alvaro wieder auf ſein marmorenes Ruhebette, und der Tod verſchloß ihm ſeinen hochmüthigen Mund.

Die Kataſtrophe Don Lunas erinnerte mich an eine andere, nicht minder tragiſche, deſſen Opfer jedoch reiner war; nicht an einen ehrgeizigen Günſtling, ſondern an einen Bürger, der gleichfalls auf Befehl eines Fürſten enthauptet ward, aber der für das Recht und die ewige Wahrheit ſtarb; dieſer Märtyrer iſt Don Juan de Padilla, der erſte Gegner, über welchen der Despotismus Carl's V. triumphirte, und der letzte Kämpfer für die alten caſtilianiſchen Freiheiten.

Als der junge Sohn von Johanna der Tollen die Pyrenäen überſchritt, um das Erbgut ſeiner noch lebenden Mutter einzuthun, fiel eine Maſſe von Flammändern über die Halbinſel wie über ein erobertes Land her, ſie nannten die Spanier ihre Indianer, und verfuhren mit ihnen, wie die Spanier ſelbſt

mit den Amerikanern verfahren waren. Die Eingebornen wurden abgeführt, um ihren Platz diesen fremden Räubern einzuräumen; der berühmte Ximenes, dem der neue König doch seine Krone verdankte, starb in Ungnade, und die schwerfälligen und geldgierigen Flammänder erhielten alle Stellen. Der Nationalstolz empörte sich, und er hatte Recht, denn dieß war Usurpation und Beschimpfung, aber er empörte sich noch mehr, als Don Carlos, der noch nicht Carl V. war, eine feindliche Verachtung der alten constitutionellen Formen an den Tag legte, sie alle übermüthig verletzte, ungesetzliche Cortes zusammenberief, und ihnen durch Drohungen und Bestechung Steuern erpreßte. Die Stadt Toledo, damals die angesehenste aller Städte Spaniens und die Nebenbuhlerin von Burgos, gab, von Padilla hingerissen, das Zeichen des Widerstandes, und bewaffnete sich, um ihr Recht zu behaupten.

Padilla gehörte zu einer der angesehensten Familien, nicht allein von Toledo, sondern von ganz Castilien; seine Ahnen waren Würdeträger und Großmeister des Ordens von Calatrava, und sein Vater, Petro Lopez, mehrmals Deputirter bei den Cortes des Königreichs. Als der edle Greis hörte, daß sein Sohn der Ungerechtigkeit den Handschuh hingeworfen habe, sagte er zu ihm, indem er ihn umarmte: „Juan, Du hast gehandelt, wie es einem Edelmann aus unserem Geschlechte geziemt, ich fürchte nur, daß der König, unser Herr, Dich schlecht für den Dienst belohnen wird, den Du ihm so eben geleistet hast.“ — Er suchte auch keineswegs ihn von seinem Vorsatz abzubringen, dessen Märtyrer er wurde; er segnete ihn, empfahl ihn der göttlichen Vorsehung und ermahnte ihn, seinem Schicksale sich zu unterwerfen.

Plötzlich, und als der Sturm am drohendsten war, verließ der König Spanien, indem er eine Krone, die noch nicht fest auf seinem Haupte saß, durch seine Abwesenheit bloßstellte, um sich eine neue, die Kaiserkrone, in Deutschland aufzusetzen. Kaum hatte dieser ehrsüchtige Monarch die Halbinsel verlassen, als der Aufruhr in Segovia ausbrach und schnell um sich griff, indem sich alle Städte Castiliens demselben nach einander anschlossen; Murcia, Jaen, ein Theil von Andalusien, Estremadura, und später Valencia und Aragonien folgten dieser Bewegung; unter achtzehn Städten, die das Wahlrecht zu den Cortes hatten, befanden sich fünfzehn im Aufstand, und der Cardinal Adrian von Utrecht, der in der Abwesenheit des Königs zum Regenten ernannt war, befand sich, eingeschlossen in die Mauern Valladolids, ganz in einer ähnlichen Lage, wie sie jetzt vor unsern Augen zwischen der Königin Christine und den Junten sich erneuert hat. Carl war nur noch dem Namen nach König von Spanien, aber sein Ehrgeiz war befriedigt, er war Kaiser. Unter dem Vorsitze der Stadt Toledo bildeten die Städte ein Schutz- und Trutz-Bündniß; und die Briefe, die sie einander schrieben, sind wahrhaft ergreifend, sey es, daß sie um Beistand ansuchten, oder sich gegenseitig zur Ausdauer ermahnten. Padilla wurde zum General-Kapitain de la Communidad

ernannt. Sein erſter Schritt war ein Geniestreich, er bemächtigte ſich der Königin Johanna, ließ öffentlich bekannt machen, daß ſie von ihrer Geiſteskrankheit wieder geneſen ſey, und nun ihre Rechte an den ſpaniſchen Thron reklamire; er beging jedoch den Fehler, dieſem koſtbaren Werkzeuge ſeiner Plane den kleinen offenen Marktflecken Tordeſillas zur Reſidenz auszuwählen, ſtatt derſelben einen befeſtigten Platz anzuweiſen. Die Städte ſchickten ihre Deputirten dahin; die Junta conſtituirte ſich und verfaßte ein Manifeſt an den König, in welchem die Beſchwerden der ſpaniſchen Nation ausführlich dargethan, und deren Forderungen muthvoll ausgeſprochen waren. Keine Flammänder mehr, war darin geſagt; keine dieſer unerſättlichen Ausländer mehr, die die beſte Kraft des Volkes verſchlingen; Abſchaffung aller, durch die Cortes nicht bewilligter Abgaben; Organiſation einer National-Verſammlung, und völlige Unabhängigkeit derſelben, in drei beſtimmten Abtheilungen: Bürgerſchaft, Adel und Kirche; Verbindlichkeit zur Einberufung derſelben je nach drei Jahren; ein Geſetz, nach welchem bei Todesſtrafe jedem procurador verboten wird, irgend eine Gunſt vom Hofe für ſich und die Seinigen anzunehmen; dieß ſind die Hauptartikel dieſer denkwürdigen Eingabe. Man verlangte außerdem noch, daß die Richter eine unabhängige Stellung und fixen Gehalt erhalten, und daß der Adel ferner nicht mehr ſteuerfrei bleiben, ſondern unter das allgemeine Geſetz geſtellt werden ſolle.

Weit entfernt, ſolche gerechte Forderungen zu erfüllen, ſuchte Carl V., welcher ſich damals in Brüſſel befand, den Adel von der Bürgerſchaft zu trennen, und ihn für ſich zu gewinnen. Es gelang ihm nur zu ſehr; die Intereſſen des Volks waren nicht die der Ariſtokratie; dieſe trat daher völlig auf die Seite des Throns und der Krieg wurde mit Erbitterung fortgeſetzt. Valladolid war in die Hände der „communeros“ gefallen, die Regierung hatte ſich auf die Flucht gemacht, und dieß hatte weitere und nicht mehr gut zu machende Unfälle zur Folge. Zwietracht und Verrath ſchlichen ſich in das Innere der Gemeinen ein, die Geheimniſſe der Junta wurden durch einen Verräther, der eiferſüchtig auf Padilla war, verkauft; nur ein ſchneller und entſcheidender Schritt konnte noch Hoffnung auf Erfolg gewähren, und Padilla entſchloß ſich, ihn zu verſuchen.

„Gnädiger Herr,“ ſagte am nehmlichen Morgen, wo er eine Schlacht zu liefern im Begriffe war, ſein Kaplan zu ihm, „ich habe früher die Aſtrologie ſtudiert, und die Beobachtung der Geſtirne und ihre gegenwärtige Stellung zeigt mir, daß das Glück Ihnen entgegen iſt; ich bitte Sie daher inſtändig, ſich nicht in Marſch zu ſetzen.“

„Nun wohlan,“ erwiderte Padilla lächelnd, „ſo wollen wir denn heute ſehen, ob die Aſtrologie eine wahrhafte Wiſſenſchaft iſt.“

Mit dieſen Worten legte er ſeine Rüſtung an, ließ die Trompeten blaſen, und zog ab. Er erreichte die Ebene von Villalar, wo die königliche Armee,

durch Ueberläufer von ſeiner Annäherung benachrichtigt, ſeine Ankunft erwartete. Es war dieß am 23. April 1521. Kaum hatte er den Befehl zum Angriff gegeben, als mehre Truppen von ihm abfielen; der Verrath trug ſeine Früchte, und ſelbſt die Elemente ſchienen ſich gegen ihn verſchworen zu haben. Er ſah ein, daß er verloren ſey, aber er ſchlug ſich nicht weniger heldenmüthig unter dem Rufe: Santiago! Libertad! Ein Säbelhieb zerſchmetterte ihm den Schenkel und er fiel vom Pferde, und als er blutend auf der Erde lag, ſtieß ein Feigling Namens Juan de Ulloa noch mit der Lanze nach ihm, und verwundete ihn leicht im Geſicht, mordete aber, wie der Geſchichtſchreiber ſich ausdrückt, durch dieſe Handlung ſeine eigene Ehre. Unfähig zu weiterem Kampfe, mußte er ſich ergeben, und wurde als Gefangener nach Villalar abgeführt. Die himmliſchen Vorzeichen hatten alſo nicht gelogen.

Der Prozeß war ihm bald gemacht. „Toledo," ließ ſich eine Stimme im Rathe der Regierung vernehmen, „Toledo wird ſo lange ſein Haupt nicht unter das Joch beugen, als Padilla noch leben wird." Dieſe Worte waren eine, dem großen Bürger dargebrachte Huldigung, aber ſie waren auch ſein Todesurtheil. Er wurde verurtheilt, ohne auch nur gehört zu werden. Mit Kaltblütigkeit vernahm er das Todesurtheil, verlangte einen Beichtiger und erfüllte ſeine religiöſen Pflichten mit ſtoiſcher Ruhe. In dieſem Momente, bei den Schmerzen einer ſchweren Wunde, das Beil vor Augen, das für ihn geſchliffen wurde, in dieſer hehren Stunde war es, wo er an ſeine Frau und an ſeine Geburtsſtadt jene zwei rührenden Briefe ſchrieb, welche die Geſchichte glücklicherweiſe aufbewahrt hat, und die einen ſolch' ungekünſtelten und überlegten Heldenmuth athmen, daß man ſie ſchwerlich ohne Achtung und Rührung wird leſen können.

„Madame," ſchrieb er an ſeine Frau, „wenn Ihre Betrübniß mir nicht ſchmerzlicher fiele, als mein Tod, ſo würde ich mich glücklich ſchätzen, denn da der Tod Allen bevorſteht, ſo muß ich es für eine beſondere Gunſt von Gott halten, daß der meinige, obgleich von vielen Menſchen bedauert, nützlich und als ein dem Vaterlande dargebrachtes Opfer angeſehen wird. Ich wünſchte, mehr Zeit zu haben, um Sie zu tröſten, aber man läßt mir keine; und ich möchte ſelbſt nicht zögern, die Krone zu empfangen, die ich erwarte. Beweinen Sie, Madame, Ihr Unglück und nicht meinen Tod, er iſt zu gerecht, um von irgend Jemand beweint zu werden. Ich laſſe meine Seele in Ihren Händen, da es das einzige iſt, was ich beſitze; ſie hat Sie mehr als Alles geliebt. Ich ſchreibe nicht an Pedro Lopez, meinen Herrn, weil ich es nicht wage; obgleich ich ſein Sohn war, als ich mein Leben aufs Spiel ſetzte, ſo habe ich doch ſein Glück nicht geerbt. Ich will nicht länger ſäumen, um dem Henker, der auf mich wartet, die Zeit nicht lang zu machen, und damit nicht der Gedanke entſtehe, daß ich dieſen Brief verlängert habe, um mein Leben zu verlängern. Mein Diener Soſſa wird als ein Augenzeuge meines Todes

und als ein Vertrauter meines geheimen Willens Ihnen dasjenige sagen, was hier fehlt; und so erwarte ich, indem ich diese Bangigkeit endige, das Schwert, Ihren Schmerz und meine Ruhe."

Sein an die Stadt Toledo geschriebener Brief lautet, buchstäblich wie der vorige übersetzt, folgendermaßen:

„Dir Krone von Spanien und Licht der Welt, Dir, die Du frei warst seit den Zeiten der Gothen, Dir, die Du genöthigt, fremdes Blut zu vergießen und das Deinige zu verschwenden, Dir, die Du die Freiheit für Dich und die benachbarten Städte erobert hast, Dir thue ich, Juan de Padilla, Dein rechtmäßiger Sohn, zu wissen, daß mein Blut Deine errungenen Siege wieder beleben wird. Wenn mir das Schicksal nicht erlaubt hat, meine Handlungen in die Reihe der Unternehmungen zu setzen, welche Dich verherrlicht haben, so liegt es nicht an meinem guten Willen, sondern an meinem Unglück. Ich bitte Dich daher, mein Opfer als eine Mutter aufzunehmen, da ich von Gott mehr nicht erhalten habe, um es für Dich zu wagen, als mein Leben. Dein Andenken ist mir theurer, als dieses. Das allein gewährt mir Beruhigung und Freude, daß ich es bin, das geringste Deiner Kinder, das für Dich stirbt, und daß Du noch viele andere in Deinem Schooße nährst, die meine Beschimpfung rächen werden. Aus Vieler Mund wirst Du meinen Tod vernehmen, ich kenne ihn noch nicht, obgleich er sehr nahe bevorsteht; mein Ende wird Dir Zeugniß über mich ablegen. Ich empfehle Dir meine Seele als der Patronin der Christenheit; von meinem Körper erwähne ich nichts, da er nicht mir angehört. Mehr kann ich nicht schreiben, denn das Messer sitzt mir bereits an der Kehle; mehr als das Loos, das mich erwartet, fürchte ich Dein Mißvergnügen."

Als Padilla diese beiden Briefe geschrieben hatte, war er bereit, sich auf den Richtplatz abführen zu lassen. Er und sein Freund Don Juan Bravo, Capitain von Segovia, wurden auf zwei Maulthiere gesetzt, und ein Herold ging voran, indem er ausrief: „An diesen Edelleuten, welche Verräther und Rebellen sind, läßt die Regierung im Namen des Königs jetzt das wohlverdiente Urtheil vollziehen." — „Du lügst," schrie Bravo, außer sich vor Zorn, „nicht als Verräther sterben wir, sondern als Opfer für das Gemeinwohl und für die Freiheit des Vaterlandes." Der Alkade gab ihm einen heftigen Schlag mit seinem Stabe, und als Bravo sich zur Wehre setzte, sagte Padilla zu ihm, indem er ihn abhielt: „Freund, gestern haben wir uns geschlagen als Männer, laßt uns heute sterben als Christen." Bravo verlangte zuerst hingerichtet zu werden, um nicht den Tod des besten Ritters von Castilien mit anzusehen. Als die Reihe an Padilla kam, vertraute er einem Edelmanne, der gegenwärtig und sein Freund war, eine in Gold gefaßte Reliquie und einen Rosenkranz an. „Stellen Sie dieß meiner Frau zurück, und empfehlen Sie ihr, für meine Seele mehr Sorge zu tragen, als ich für meinen Körper

getragen habe.“ Jetzt warf er sich auf die Knie nieder und erwartete den Schwertstreich, indem er ausrief: „Domine, non secundum peccata nostra facias nobis!“ — So starb der letzte Castilianer, und die auf immer besiegte Partei der Communeros erstarb mit dem Blute dieser ihrer Verfechter. Die spanische Freiheit fiel mit demselben Schlage, und auf ihren Ruinen nahm ein dreihundertjähriger Despotismus Platz.

Einige Monate später sah man eine als Bäuerin gekleidete Frau durch die Haiden von Estremadura ziehen, die ein Kind auf ihrem Arme trug; sie nahm ihre Richtung nach der Gränze von Portugal; als sie sie erreichte, wendete sie sich um gegen Spanien, drückte ihr Kind an ihr Herz und weinte. Es war Donna Maria Pachecho, die Wittwe Padilla's; sie ging in die Verbannung. Als sie den Unfall bei Villalar und das traurige Ende ihres Gatten erfahren hatte, nahm sie Trauerkleider, und zeigte dem Volke, indem sie die Straßen Toledo's auf einem schwarz bedeckten Maulthiere durchritt, Padilla's Waisen und forderte es zur Rache und Freiheit auf. Sie ließ sich, um die Menge zu begeistern, ein Banner vorautragen, auf welchen die Strafe der Opfer dargestellt war; und verließ sodann ihre Wohnung, um sich in den Alcazar zurückzuziehen. Von jetzt an war ihr einziger Gedanke, die Stadt in Vertheidigungsstand zu setzen, und sie vergaß, obgleich krank, die Schwäche ihres Geschlechts und ihre Jugend, um sich die männlichen Tugenden eines Generals beizulegen.

Durch den Großprior von St. Jean, Don Antonio de Juniga, belagert, wurde der Platz enge eingeschlossen; er leistete einen heldenmüthigen Widerstand; die Energie der, den Tod verachtenden Wittwe, hatte sich den Bürgern mitgetheilt. Ihre Gegenwart vermochte unendlich viel, aber die Partei war jetzt ungleich, denn alle Städte der Communidad waren bereits wieder zum Gehorsam zurückgebracht. Toledo war nicht mehr stark genug, allein gegen die Macht Carl's V. zu kämpfen. Der Großprior erhielt täglich neue Verstärkungen, während sich die Hülfsmittel der Belagerten täglich mehr verminderten. Zwietracht fing nun auch an, sie zu schwächen: der Erzbischof ermahnte zu feiger Nachgiebigkeit und Unterwerfung; ein Theil trat ihm bei. Beide Theile geriethen gegen einander, der von Donna Maria unterlag, ihr selbst gelang es nur unter Verkleidung, die Stadt zu verlassen; sie ging nach Portugal, wo sie sich mit ihrem Sohne zu dem Bischof von Braga, ihrem Verwandten begab; das Kind starb bald daselbst, und nicht lange, so folgte demselben auch die trostlose Wittwe.

Nichts von ihnen blieb in ihrer Geburtsstadt; die Erbitterung des Siegers verfolgte selbst ihre Freunde: Alle wurden hingerichtet; selbst Padilla's Haus wurde eingerissen, eine schmachvolle Inschrift, welche auf die Ruinen einge-

graben wurde, ſollte ſie als Ehrloſe der Nachwelt bezeichnen, und drei Jahrhunderte lang erhielt ſich dieſe Schmähſchrift.

Jetzt erſt iſt dieſe beſchimpfende Inſchrift verſchwunden, aber die Ruinen konnten nicht wieder erſtehen; ſie ſind gegenwärtig noch der Entweihung einer, aus Unwiſſenheit gottloſen Menge anheimgegeben, und werden als Lager für die Maulthiere benützt.

Wäre es nicht endlich Zeit, daß dieſes Aergerniß ein Ende nehme? —

Digitized by Google

# Die industriellen Städte Englands.

## 1.

## Birmingham.

Man hat sich bis jetzt noch sehr wenig mit den industriellen Städten Englands, mit den verschiedenen Richtungen, die sie genommen, mit den allmäligen Umwandlungen, denen sie unterworfen waren, beschäftigt. Diese Herde beständiger Betriebsamkeit, diese unerschöpflichen Quellen des Reichthums, welche unaufhörlich neue Produkte in Cirkulation setzen, welche den gesellschaftlichen Körper verjüngen, neue Bedürfnisse erzeugen, und den Menschen zu stets erneuerter Anstrengung nöthigen; alle diese friedlichen, und dem Glücke der Völker viel nützlicheren Umwälzungen, als die glänzendsten Eroberungen, sie haben ihren Geschichtschreiber noch nicht gefunden. Niemand hat sich noch bemüht, zu erfahren, wie industrielle Städte, nachdem sie sich von den Banden der Lehenbarkeit befreit, ihre Thürme, ihre Mauern niedergerissen, wie sie die Schranken entfernt haben, die ihren Aufflug hinderten, wie sie ihre herrschaftlichen Wohnungen in Hüttenwerke und Werkstätten verwandelt, und wie sie sich endlich auf ihren Ruinen groß und stark erhoben, und eine neue Civilisation herbeigeführt haben. Dies mußte so kommen. Hier leben thätige Menschen, welche mühsamen Arbeiten unterworfen sind; die nur einen Tag in der Woche haben, um die Sonne zu sehen, um frische Luft einzuathmen, um den Schweiß auf ihrer Stirne abzutrocken, um ihren, von heftigen und gleichförmigen Bewegungen leidenden Gliedern Erholung zu verschaffen. Die Zeit fehlt ihnen, um darzuthun, was sie sehen, hören, leiden. Ueberdieß schwächen solche anhaltende, gleichförmige Anstrengungen den Geist; man ist nicht so sehr geneigt, das Vergangene zu überdenken, zu vergleichen, und die neuen Kräfte, die man sich sammelt, werden auch alsbald wieder zu derselben maschinenmäßigen Thätigkeit in Anspruch genommen.

Auswärts schenkt man all' den Wunderwerken, welche auf die Länder so großen Einfluß haben, nicht genug Aufmerksamkeit; es fehlt aber auch ein

Maßſtab, ſie gehörig zu würdigen. Worin beſtehen ſie denn? Ein Schiffchen, das von ſelbſt hin und hergeht; Spulen, die wie geſchickte Hände arbeiten; ein einfaches Ineinandergreifen der Räder; ein wenig Waſſer, das abdampft und deſſen Kraft benützt wird. Es iſt die Vereinigung aller dieſer einfachen, anſcheinend ſchwachen Agentien, die aber in ihren Reſultaten unermeßlich ſind, weil ſie ſich in's Unendliche vervielfältigen, durch die Milliarden gewonnen, kleine Flecken in reiche Städte verwandelt, durch welche die durch Kriege und durch Verſchleuderungen gemachten Schulden getilgt werden, welche tauſend Schiffe in Bewegung ſetzen, und auf allen Punkten der Erdkugel dem engliſchen Namen das Uebergewicht ſichern. Wie aber laſſen ſich die Maſchen dieſes ausgedehnten Netzes verbinden; wie ſoll man jedem dieſer Theile den ihm zukommenden Werth anweiſen, und ihren Einfluß auf das allgemeine Reſultat berechnen? Dies iſt es, woran man noch nicht gedacht hat. Eben ſo wenig wurde bis jetzt die Geſchichte der Orte verfaßt, die alle dieſe Erſcheinungen darbieten. Auch wir machen keinen Anſpruch darauf, dieſe Geſchichte hier zu geben, es iſt nur ein Verſuch, den wir in Folgendem wagen.

Welch' ein großes und herrliches Bild würde nicht die Selbſtanſchauung der Induſtrie Großbrittaniens darbieten; das geſchichtliche Rundgemälde der Städte, die Alles erzeugen, was unſer Luxus und unſere Bedürfniſſe erfordern; wo 4,000,000 Menſchen, durch mächtige Maſchinen unterſtützt, Alles, was ſie berühren, in nützliche Gegenſtände verwandeln, und deren jährliches Erzeugniß einen Werth von 160,000,000 Pfund Sterling (gegen 2000 Millionen Gulden) hat. Manchester, die beiden Städte Bolton, Blackburn, Poeſton, Rochdale, Warrington würden uns ihre Baumwollen-Manufakturen zeigen; Halifax, Brodfort, Huddersfield, Kendal, Norwick, Salisbury, Taunton ihre Woll-Manufakturen; Leeds, Barosley, Warrington, Exeter ihre Leinwand-Fabriken; Conventry, Macclosfield, Reading, Nottingham würden uns zu dem bewundernswerthen Schauſpiele ihrer Seidewebereien einladen, während Burslem, Newcaſtle, Briſtol, Worceſter und Derby uns dem gewandten Verfahren anwohnen ließen, durch welches ſie dem Thon und dem Kaolin ſo verſchiedene und ſo geſchmackvolle Formen gaben. Bis jetzt wurde dieſe Muſterung noch nicht verſucht; wir wollen ſie mit einer Stadt beginnen, welche ſich von allen obengenannten durch die außerordentliche Verſchiedenheit der induſtriellen Erzeugniſſe, welche ſich daſelbſt vereinigen, auszeichnet.

Birmingham liegt auf einer kleinen Erdzunge ganz nordweſtlich der Grafſchaft Warwick, wo ſie ſich zwiſchen Stafford und Worceſter hin erſtreckt. Der Kanal von Fazeley, welcher ſich mit dem von Oxford und Grand-Tronk vereinigt, verbindet Birmingham mit London, Hull, Manchester und Liverpool, während der alte Kanal das Herbeiführen des Eiſens und der Kohlen von Staffordshire erleichtert. Birmingham befindet ſich auf dieſe Art in Verbindung mit den Meeren, welche England umgeben. Dieſer glücklichen Lage, welche

durch die Kunſt noch vortheilhafter gemacht wurde, verdankt es dieſe Stadt, daß ſich die verſchiedenſten Gegenſtände der metallurgiſchen Kunſt in ihr vereinigen.

Hier wird, mit Hilfe von tauſend Hämmern, das Kupfer, das Eiſen und der Stahl in unzählige verſchiedene Gegenſtände verwandelt. Hier ſieht man Taue, Achſen, Amboſe; die Räder drehen ſich pfeifend, von Schaum umgeben, und poliren das Metall; das Eiſen, durch ungeheure Walzen gepreßt, bald in Bänder ſich abplattend, bald durch Zieheiſen von verſchiedenen Dimenſionen laufend, rollt ſich eben ſo biegſam, eben ſo dünn auf Spulen auf, als die Baumwollefäden zu Mancheſter. Birmingham kann monatlich zehntauſend Gewehrläufe, und wöchentlich zweitauſend Millionen Stecknadeln liefern. Mit der Fabrikation der Feuergewehre ſind alle Artikel der feinen Quincaillerie verbunden: Schnallen und Knöpfe, Peitſchen, Pferdegeſchirr, Doſen, Kinderſpiel-Waaren, plattirte Waaren, Eiſenblech, Schmelzarbeiten, das Zugehör zu den Kaminen u. ſ. w. Es wäre unmöglich, ein genaues Verzeichniß von allem Dem zu geben, was zu Birmingham verfertigt wird. Auch machen die Fabrikanten Birminghams ſchon ſeit langer Zeit Glas, und ſie verfertigen gegenwärtig Kronleuchter von der ſeltenſten Vollkommenheit. Die Nachahmungen der chineſiſchen Lackarbeiten bilden gleichfalls einen ſehr ausgebreiteten Handels-Zweig, ſeit Bakerville die Idee gehabt hat, dieſen Firniß beim Papiermaché anzuwenden.

Ein Artikel, welchen man auf den erſten Anblick für ſehr unbedeutend halten könnte, hat ſich ſeit einiger Zeit ſo allgemein verbreitet, daß er gegenwärtig einen ſehr beträchtlichen Zweig der Induſtrie ausmacht: dies iſt die Stahlfeder. Der Preis dieſer Federn hat ſich fortwährend vermindert, während ihre Qualität ſich ſtets vervollkommnet hat. Der Hauptfabrikant von Stahl-Federn beſchäftigt zweihundert und fünfzig Arbeiter und verbraucht jährlich mehr als vierzig Tonnen Stahlplatten, wovon jede ungefähr zehn tauſend Dutzend Federn gibt. Nehmen wir an, daß dieſer Fabrikant allein die Hälfte aller der Federn verfertigt, welche in dieſer Stadt gemacht werden, ſo bekommen wir eine Totalſumme von achtzigtauſend Dutzend, oder hundert und fünfzehn Millionen Stahlfedern, welche allein jährlich in Birmingham fabricirt werden, ohne die zu rechnen, welche zu Sheffield und an andern Orten verfertigt werden.

Dies iſt jedoch nur eine ſehr unvollſtändige Probe von den ſo ſehr verſchiedenen Induſtrie-Erzeugniſſen Birminghams. Sheffield verfertigt hauptſächlich Gegenſtände des Nutzens: Ackerwerkzeuge und was zum gewöhnlichen Gebrauch gehört; Birmingham dagegen verbindet mit dieſen Gegenſtänden eine Menge Luxusartikel, die größtentheils, einzeln genommen, nicht von Bedeutung ſind, zuſammengenommen aber ſehr beträchtliche Summen in Verkehr ſetzen. Man ſchätzt die metallurgiſchen Erzeugniſſe Großbritaniens jährlich

auf 18,000,000 Pfund Sterling, ungefähr 222,000,000 Gulden, von welchen über 45,000,000 Gulden Waaren in's Ausland gehen. Dreimalhundert und sechszig tausend Arbeiter finden dabei Beschäftigung, und Birmingham beschäftigt davon mehr als fünfzigtausend. Diese Stadt verfertigt demnach wenigstens den sechsten Theil dieser Waaren, und die Hälfte der Quincaillerie-Waaren, von welchen die Ausfuhr allein gegen 20,000,000 Gulden beträgt. Doch gehen wir in der Geschichte dieser Stadt weiter zurück.

Birmingham liegt ziemlich in der Mitte des alten sächsischen Königreichs Mercien. Der Gründer desselben und sein erster König war Cridda, ein glücklicher Krieger, welcher dieser Stadt im Jahre 585 einen seiner Statthalter Namens Ulwine gab, welcher Name mehre Veränderungen erlitt, bis er zuletzt als der Familienname „Allen" sich fortpflanzte, der auch gegenwärtig noch ziemlich verbreitet ist. Die „Allen" besaßen Birmingham bis zu der Zeit, wo Wilhelm der Normanne das Lehenrecht in England einführte, und die absolute Oberlehensherrlichkeit auf alles Grundeigenthum sich anmaßte. Als er das Land ganz nach Willkühr in Baronien theilte, gab er Birmingham mit allen seinen Rechten, seiner Lehenspflichtigkeit und Abgabenfreiheiten einem normännischen Offiziere, Namens Wilhelm Fitz-Ausculph. Die Allen von Birmingham sahen sich, wie alle Edelleute Englands, genöthigt, sich unter das Joch der normännischen Usurpation zu beugen, und statt der erblichen Rechte, die sie bisher genossen, blieb ihnen keine andere Wahl, als sich einer demüthigen Vasallenschaft zu unterwerfen, oder ihr altes Erbtheil als ein militärisches Afterlehen anzunehmen. Sie zogen Letzteres vor, und wurden die Ritter ihrer neuen Herren, der Baronen von Fitz-Ausculph, welche ihren Hof im Schlosse von Dudley hielten. Die Familie Allen blieb nun im ungestörten Besitze ihres Erbtheils bis zu der Regierung Heinrich VIII. Allein im Jahr 1537 beraubte John Dudley, Lord Isle, welcher von Eduard VI. zum Herzog von Northumberland erhoben wurde, Eduard Allen von Birmingham, durch einen der schändlichsten Ränke seiner Güter und seiner Ehre. Northumberland, welcher das Grundeigenthum von Birmingham an sich zu bringen wünschte, ließ nämlich bei Eduard Allen sondiren, ob er es wohl abzutreten geneigt wäre. Da dieser kein Geld brauchte und auch ein Gut nicht verkaufen wollte, welches seine Familie schon seit Jahrhunderten in Besitz hatte, so verwarf er die Anerbietungen des Herzogs. Derselbe beschloß nun, sich dieses Guts um jeden Preis zu bemächtigen. Zu diesem Zwecke gewann er zwei Bösewichte, um an einem ihrer Spießgesellen in dem Augenblicke einen Straßenraub begehen zu lassen, wo Eduard von Birmingham vorbeipassiren würde, so daß man, da er bei dem Verbrechen zugegen war, einen Eid ablegen konnte, er sey einer der Mitschuldigen. Er wurde nun arretirt, in's Gefängniß geworfen, des Straßenraubs angeklagt, und Abgesandte des Herzogs gaben ihm zu verstehen, wenn er einwilligen würde, diesem sein Erbgut

abzutreten, so würde der Herzog allen seinen Einfluß bei dem Könige anwenden, um ihm das Leben zu retten. Der unglückliche Eduard sah sich genöthigt, in diese unverschämte Zumuthung einzuwilligen, und erhielt für sich und seine Frau nur eine Pension von vierzig Pfund Sterling. Northumberland genoß nicht lange die Frucht seines Verbrechens. Den 1. Mai 1553 wurde er wegen Hochverraths enthauptet, seine Güter wurden confiscirt, und die Königin Maria, statt die Herrschaft Birmingham der so grausam beraubten Familie wieder zurückzugeben, gab sie einer Familie aus der Grafschaft Warwik, Namens Marrow; welche sie bis zum Anfang des achtzehnten Jahrhunderts besaß. Nachdem die männliche Nachfolge dieser Familie erloschen war, wurde das Gut von Sherlock, Bischof von London, erkauft, der es im Jahr 1746 an Thomas Archer von Umberslade, wieder verkaufte, von welchem es an Lord Andre Archer überging, der ihm Jahre 1778 starb, und drei Töchter hinterließ, die sich in sein Erbe zu theilen hatten. Eine derselben heirathete Christoph Mulgrave, Stallmeister des Grafen Sussex, und erhielt für ihren Theil das Erbgut Birmingham, welches sie gegenwärtig noch besitzt. Das wichtigste der herrschaftlichen Gefälle, nehmlich die Marktbewilligung, kaufte die Stadt vor einigen Jahren um 12,500 Pfund Sterling. Man berechnet ihren jetzigen Werth auf 45,000 Pfund.

Die industrielle Geschichte der Stadt Birmingham läßt sich in drei Epochen eintheilen. Die erste fängt mit dem Ursprung der Stadt selbst an, und geht bis auf die Wiedereinsetzung Carl II. Die zweite erstreckt sich vom Jahr 1660 an bis zur Anwendung der Dampfmaschinen bei den Manufakturarbeiten. Die dritte Epoche, die kürzeste von allen, aber auch die wichtigste, begreift nur jene Zeit in sich, die seit dieser Anwendung bis auf den heutigen Tag verflossen ist. Prüfen wir, welchen Einfluß diese drei Epochen auf das Wachsthum der Bevölkerung von Birmingham gehabt haben; diese Zusammenstellung ist äußerst interessant. Bis zum eilften Jahrhundert besaß Birmingham nicht mehr als 3000 Einwohner; im Jahr 1650 hatte es mehr als 5000; im Jahr 1700 war die Zahl schon verdreifacht. Im Jahr 1781, als der Dampf bei der Industrie angewendet wurde, zählte man schon 50,000 Seelen; und im Jahr 1835 war diese Zahl schon auf 155,000 gestiegen, und der Werth des unbeweglichen Eigenthums wurde daselbst auf 10,000,000 Pfund Sterling, ungefähr 124,000,000 Gulden, geschätzt. Indessen ist es noch nicht lange her, daß Birmingham noch keine Postanstalt hatte, und keinen Repräsentanten in das Parlament sandte.

Bis zum achtzehnten Jahrhundert ist keine Beschreibung dieser Stadt vorhanden. Der erste Schriftsteller, welcher einigermaßen in's Einzelne eingeht, ist Leland. Er äußert sich folgendermaßen:

„Ich trat in die Stadt Bermigham durch eine der hübschesten Straßen ein, die ich je gesehen habe. Diese Straße heißt, wenn mich mein Gedächtniß

nicht trügt, Dirtey (gegenwärtig Deritend). Sie ist von Schmieden und Messerschmieden bewohnt, und es befindet sich daselbst ein Bach, der diese Straße von Bermigham scheidet. Am Ende der Straße steht eine sehr schöne Kapelle und ein Pfarrhaus, an welchem der Bach vorbeifließt; ich ging nahe am Steg über die Furth, und einige tausend Schritte weiter unten fällt der Bach in die Tame. Dieser Bach theilt sich oberhalb Dirtey in zwei Arme, die sich unterhalb des Stegs wieder vereinigen. Bermigham ist eine gute Handelsstadt, doch sah ich in der Stadt nur eine einzige Pfarrkirche. Es befinden sich daselbst viele Schmiede und Messerschmiede, welche Messer und andere schneidende Instrumente verfertigen, und viele Nagelschmiede, welche alle ihr Eisen und ihre Kohlen aus der Grafschaft Stafford beziehen."

Vierzig Jahre nach Leland sagte Camden:

„Bermicham ist voll von Einwohnern, und man hört daselbst fortwährend das Lärmen von Hämmern und Amboßen; denn die Mehrzahl der Einwohner besteht aus Schmieden. Der untere Theil der Stadt ist sehr feucht, in dem obern Theile erheben sich schöne Häuser."

Man wird bemerkt haben, daß diese beiden alten Schriftsteller sich nicht derselben Ortographie bedienten, indem sie von dieser Stadt sprachen. Ein Alterthumsforscher von Birmingham, M. Homper, versichert, daß dieser Name auf einhundert und vierzig verschiedene Arten geschrieben worden sey. Was die Art betrifft, wie er ausgesprochen wird, so sagt man fast allgemein Beremdjem; einige gelehrte Grammatiker und unter andern der Doktor Parr behaupten, man müsse sagen Bromithem, während wieder andere den Namen Birmingham aussprechen, wie man ihn schreibt.

Wenn man den Schriftstellern glauben darf, welche über die Geschichte Englands bis in's höchste Alterthum nachgeforscht haben, so hatte Birmingham schon einen öffentlichen Markt vor dem Einfalle der Römer. Das Recht, einen offenen Markt zu halten, wurde der Stadt in verschiedenen Epochen erneuert, aber, was gewiß auffallend und merkwürdig ist, seit undenklicher Zeit wurde der Markt immer an demselben Tage, am Donnerstage, gehalten. Durch die Nähe der Eisenbergwerke von Staffordshire, die ganz sicher schon vor einer längst verflossenen Epoche benützt wurden, und durch eine sonst sehr holzreiche Gegend, vereinigte sich Alles zu Errichtung der oben erwähnten metallurgischen Handwerkstätten, in welchen früher kein anderes Brennmaterial, als Holzkohlen verbraucht wurden. Der erste Geschichtschreiber von Birmingham, William Hutton, bemerkt bei einer Beschreibung eines sehr alten Schmelzofens, der im Jahr 1780 noch in Thätigkeit war, daß sich hart neben demselben ein Berg von Schlaken erhebe, der, nach dem stufenförmigen Anwachsen zu schließen, bestimmt zehn Jahrhunderte gebraucht habe, um diese Höhe zu erlangen.

Ein König, der die verschiedenen Höfe Europa's besucht, und ein Hof, der die Liebe zum Luxus bei auswärtigen Völkern gelernt hatte, führten in England

den Geſchmack an Eleganz und Kunſtfleiß an dem Hausgeräthe ein; von jener Zeit an ſtellte ſich Birmingham durch das Talent und die Induſtrie ſeiner Bewohner, die eine Menge neuer Handelsartikel verfertigten, an die Spitze aller Städte des Königreichs. Eine der blühendſten Fabriken von Birmingham war eine Schuhſchnallenfabrik. Als hier die Schuhſchnallen noch in der Mode waren, machte man deren jährlich 2,500,000 Paare, wodurch 5000 Arbeiter beſchäftigt wurden. Die Schnallen erhielten ſich in England faſt ein Jahrhundert lang. Die erſten, welche von Wilhelm III. getragen wurden, hatten nicht die Größe einer Bohne, nachdem ſie jedoch alle mögliche Formen durchgangen hatten, wurden ſie zuletzt ſo häßlich und von ſolch' läſtiger Größe, daß man ſie ganz aufgab.

Die Fabrik von Knöpfen, ein Gegenſtand von beſtändigerem Gebrauch und in irgend einer Art immer nothwendig, lief keine Gefahr, durch die Mode einzugehen; ſie bildet auch heute noch einen der Hauptzweige des Handels von Birmingham, und liefert Waaren im Werthe von mehr als 1,600,000 Pf. Sterling. Dieſes Gewerbe theilt ſich wieder in ſechszig verſchiedene Zweige ab, die Tauſenden von Frauen und Kindern Beſchäftigung gewähren. Die Fabrik des verſtorbenen Taylor war berühmt durch ihre vergoldeten und verſilberten Knöpfe, und man verſichert, daß der Auskehricht, welcher den Staub von edeln Metallen enthielt, der bei den verſchiedenen Operationen abfällt, jährlich für 1000 Pfund Sterling verkauft wurde. Die Herren Heaton fabriciren jährlich 40 Tonnen Knöpfe aller Art, deren Werth auf 200,000 Pfund Sterling (gegen 2,500,000 fl.) geſchätzt wird. Die Totalſumme aller Knöpfe, welche jährlich in den Manufakturen Birminghams fabricirt werden, ſteigt auf 600,000,000 Stück. Vor der Eroberung der Normannen verfertigten die Bewohner Birminghams Lanzen und Schwerter; aber lange Zeit nach der Erfindung des Pulvers war London die einzige Stadt im Königreich, in welcher Feuerwaffen gemacht wurden. Die Waffenſchmiede von London wurden durch Patente König Carl I. im Jahr 1638 als eine eigene Handwerks-Compagnie errichtet. Nachher drang dieſer Induſtriezweig auch nach Birmingham. Er machte jedoch daſelbſt nur geringe Fortſchritte, denn in den erſten Jahren der Regierung Wilhelms III. waren die engliſchen Gewehre nicht ſehr geſchätzt. Als ſich dieſer König einſt beklagte, daß er genöthigt ſey, mit großen Koſten und vielen Umſtänden Gewehre aus Holland kommen zu laſſen, empfahl Sir Richard Newdegate, ein Parlaments-Mitglied aus der Grafſchaft Warwick, ſeine Committenten von Birmingham der Aufmerkſamkeit des Königs, mit der Verſicherung, daß dieſelben ganz wohl im Stande ſeyen, dieſe Schwierigkeit zu heben, wenn ſie ſich anders nur der nöthigen Protection zu erfreuen hätten. Der König beſtellte augenblicklich eine beträchtliche Anzahl Gewehre, und ſeit dieſer Zeit hat ſich Birmingham in dieſem Zweige der Induſtrie eben ſo ausgezeichnet, wie in allen andern. Von 1805 bis 1815 fabricirte dieſe

Stadt allein für die Regierung 3,079,120 Gewehrläufe und 2,935,787 Schlösser. In demſelben Zeitraume fabricirte Birmingham unter Anderem eine Million Gewehre für die indiſche Compagnie, ohne die Jagd- und andere Gewehre für einzelne Liebhaber zu rechnen. Durch einen Akt des Parlaments iſt die Einrichtung getroffen, daß alle Gewehr- und Piſtolenläufe, welche in den Fabriken der Stadt gemacht werden, einer Probe unterliegen. Alle diejenigen, welche eine recht ſtarke Ladung ertragen, erhalten einen Stempel, welchen nachzumachen bei Strafe der Deportation verboten iſt, ſo wie auch diejenigen Läufe, welche nicht geſtempelt ſind, bei einer ſehr großen Geldſtrafe nicht verkauft werden dürfen.

Hier verdient auch die Beſchreibung des ſchönen Etabliſſements von Soho einen Platz, welches auch, wenigſtens was ſeine Gründung betrifft, in die zweite der Epochen fällt, von welcher wir geſprochen haben. Dieſes Etabliſſement liegt ungefähr zwei Meilen vom Mittelpunkte der Stadt entfernt, auf der Straße von Wolverhampton; allein ſchon in einer andern Grafſchaft, nämlich in der von Stafford. Der Abhang des Hügels, auf welchem gegenwärtig die ausgedehnten Gebäude und der Garten von Soho ſich befinden, war im Jahr 1757 eine unfruchtbare Haide, auf welcher Tauſende von Kaninchen unter der Obhut eines Wildmeiſters lebten, deſſen Hütte auf dem Gipfel des Hügels ſtand. In demſelben Jahre pachteten die Herren Ruſtan und Evans dieſen Boden auf neun und neunzig Jahre und erbauten daſelbſt ein Haus und eine Werkſtätte zum Metallwalzen. Im Jahr 1762 kaufte der Fabrikant Bulton aus Birmingham dieſen Pacht ab, verbeſſerte und vergrößerte das Etabliſſement, verlegte dann ſeine ganze Fabrik dahin, aber die Gebäude reichten zu den großen Unternehmungen, die er bewerkſtelligte, nicht hin, und er erbaute im Jahr 1764 ſein ganzes Fabrikweſen ſo, wie es gegenwärtig noch beſteht. Die Bauten beſtehen aus vier Vierecken, welche durch Reihen von Magazinen vereinigt ſind, groß genug, um 1000 Arbeiter zu faſſen, von denen ſtets 600 beſchäftigt werden. Es wurde keine Ausgabe geſpart, um das ganze Bauweſen übereinſtimmend, elegant und bequem herzuſtellen, während die außerordentlich gut unterhaltenen Gärten und der Park von allen Fremden bewundert werden, die dieſen Ort beſuchen.

Beim Beginn dieſes Etabliſſements gingen aus dieſer Fabrik nicht viel andere Gegenſtände hervor, als aus den andern benachbarten Fabriken auch, nämlich Knöpfe, Schnallen, Uhrenketten, und was ſolch unbedeutenden Schmuck ausmacht. Einige Zeit ſpäter legte ſich dieſe Fabrik auf das Plattiren, was gleich in einem großen Maßſtabe geſchah, und als der Erfolg dieſes Induſtrie-Zweiges und einiger anderer Artikel geſichert war, unternahm Herr Boulton, der ſich mit Herrn Fothergill aſſociirt hatte, die Fabrikation von Bronze-Arbeiten und Mahlergold. Sie ſetzten ſich in eine ausgebreitete Correſpondenz mit ganz Europa und boten ihren Abnehmern ſehr bedeutende Vortheile an.

Sie verfertigten Vaſen, Candelabers, Uhrengeſtelle, Taſchenuhren-Gehäuſe und alle möglichen Gegenſtände dieſer Art. Dieſe in England neue Fabrik wurde durch den König und durch den reichen Adel ſehr begünſtigt, und dieß hatte zur Folge, daß ſich die Einfuhr von dergleichen Gegenſtänden ſehr beträchtlich minderte und ſich dieſer koſtbare Handelszweig einen Weg in die Hauptſtädte Europa's eröffnete. Der günſtige Erfolg dieſes Verſuchs ermuthigte die induſtrieuſen Eigenthümer der Fabrik von Soho, neue Verſuche zu machen. Das Erſte, was ſie unternahmen, war die Fabrikation von Silberwaaren. Nicht ohne Mühe gelang es ihnen, die Regierung zu veranlaſſen, ein Centralbureau in Birmingham zu errichten, und ſeit dieſer Zeit bildet die Fabrikation von Silberwaaren eines der wichtigſten Erzeugniſſe der Manufakturen von Soho. Die Quantität von Silber, welche allein zu Bleiſtiftröhren, Doſen, Ketten, Nadelbüchſen und dergleichen verwendet wird, wird auf 3000 Unzen in der Woche oder auf 150,000 Unzen jährlich taxirt.

Was jedoch dieſem prächtigen Etabliſſement hauptſächlich eine große Ausdehnung gegeben hat, das iſt die urſprüngliche und ausſchließliche Fabrikation von Dampfmaſchinen. Von hier an kann man die dritte und ohne Widerſpruch die wichtigſte Epoche des Wohlſtandes von Birmingham datiren.

Der Doktor Roebuck, Aſſocier von Watt und Miteigenthümer des Erfindungs-Patents, welches Letzterer für die Fabrikation von Dampfmaſchinen erhalten, hatte in Bergwerk-Spekulationen ſehr beträchtliche Verluſte erlitten, und fand ſich außer Stand, ſeine Verbindlichkeit gegen Watt zu erfüllen. Boulton war damals ſchon als einer der intelligentſten und unternehmendſten Fabrikanten Englands bekannt. Roebuck verkaufte an dieſen, mit der Einwilligung Watts, ſeinen Antheil an dem Erfindungs-Patent. Dieß geſchah im Jahr 1773. Watt, welcher ſich nach Birmingham begeben hatte, behielt ſich einen Theil der Gebäude von Soho ausſchließlich vor, und Boulton begriff ſo gut die Wichtigkeit der Erfindung, daß er keinen Anſtand nahm, 47,000 Pf. Sterling darauf zu verwenden, ehe er nur die geringſte Einnahme davon hatte. Es verging eine ziemlich beträchtliche Zeit, bis dieſe Maſchinen in Gebrauch kamen; nach und nach jedoch wurden ſie in den Bergwerken und ſodann auch in den Manufakturen Englands eingeführt. Als die Fabrikation derſelben einige Ausdehnung gewonnen hatte, errichtete man in ſchicklicher Entfernung eine Gießerei. Am Ufer eines der Arme des Kanals von Birmingham gelegen, hat ſie den Vortheil, zu Waſſer Kohlen, Eiſen, Sand, kurz alles nothwendige Hauptmaterial zu beziehen, und verführt auf ebendemſelben Wege auf alle Punkte des Königreichs ihre Maſchinen und ihre anderen Produkte.

Indem jedoch die Manufaktur von Soho Dampfmaſchinen für Andere conſtruirte, verſäumte ſie nicht, allen möglichen Nutzen aus dieſer wichtigen Erfindung für ſich ſelbſt zu ziehen. Ihre Walzen, ihre Stempel, ihre Oefen

werden gleichfalls vermittelſt des Dampfes gedreht, geſchlagen, geblaſen, und ſie verwendet ſogar dieſe neue Kraft zum Prägen des Geldes. Die Maſchine zum Münzen, welche Boulton im Jahr 1783 etablirte, prägte die Stücke ſo genau und ſchön, wie man ſie früher nie geſehen hatte. Seit dieſer Zeit werden alle Kupfermünzen, welche in England curſiren, in der Münze zu Soho geprägt. Die Hauptmaſchine ſetzt acht andere Maſchinen in Bewegung. Jede derſelben iſt im Stande, 70—84 Stücke in der Minute zu prägen, alſo 4—5000 in der Stunde, ſo daß alſo dieſe 8 Maſchinen zuſammen 30—40,000 Stücke in der Stunde prägen können. Folgende Operationen werden vermittelſt dieſer Dampfmaſchinen bewerkſtelligt. Sie rollen die Kupfermaſſen in Platten, ſie verdünnen dieſe Platten zwiſchen ſtählernen Walzen, ſie geben den Stücken die gehörige Geſtalt, um ſie unter die Münzpreſſe zu legen, ſie werfen ſie in Säcke ab, ſie prägen zugleich beide Seiten, rändern ſie, und ſchieben hierauf ſogleich jedes Stück bei Seite, welches ſie alsbald durch ein anderes wieder erſetzen. Endlich gewähren dieſe Maſchinen noch den äußerſt großen Nutzen, daß ſie den Betrug verhindern, indem ſie ſo eingerichtet ſind, daß man auf das Genaueſte ſehen kann, wie viel Stücke geprägt wurden, und mit ihrer Hilfe kann eine kleine Anzahl Kinder in einem Zeitraum von ſechs Stunden ungefähr 200,000 Stück Münze prägen.

Die Streckwerke bieten nicht minder merkwürdige Reſultate dar. Hier iſt eine ungeheure Kraft nöthig, um durch einen einfachen Druck einen Metallbarren in ein langes und dünnes Blatt auszudehnen. Die Thätigkeit der Dampfmaſchine, welche Alles in Bewegung ſetzt, die ſchnelle Umwälzung des ungeheuern und ſchweren Schwängels, dem das Auge kaum folgen kann, das fortwährende Drehen der Walzen, welche das harte Metall ausdehnen, Alles vereinigt ſich, um dem Zuſchauer eine hohe Idee von der bewundernswerthen Macht des Dampfes und der unendlich verſchiedenen Anwendungen zu geben, wozu er benützt werden kann.

In den Nagelſchmieden ſchneidet ein einfacher Mechanismus den Nagel aus Eiſenplatten mit einer Geſchwindigkeit, mit welcher die geübteſte Hand nicht im Stande wäre, vermittelſt der Scheere Papier zu zerſchneiden. Die auf dieſe Art geſchnittenen Nägel erhalten durch einen ſtarken Druck gut geformte Köpfe, während eine gute Anwendung chemiſcher Kenntniſſe denſelben durch das Schweißen eine Härte gibt, wodurch ihre Güte denen mit Hammer und Amboß gemachten nur wenig nachſteht. Auch Schrauben verfertigt man zu Birmingham mit bewundernswerther Präciſion, und zwar hauptſächlich mit Hülfe verſchiedener mechaniſcher Mittel, durch welche das Beſchwerliche dieſer Arbeit faſt ganz beſeitigt wird. Die Maſchine, mit welcher die Ringe zu den Knöpfen gemacht werden, iſt gleichfalls äußerſt ſinnreich erdacht. Eine einzige Umwälzung reicht hin, um den Meſſingdraht zu ſchneiden, ihn zu krümmen, und die äußerſten Enden gehörig abzuplatten, ſo daß der Ring an den Knopf

gelöthet werden kann. Es läßt ſich nicht läugnen, dieſen mächtigen Maſchinen und den fortwährenden Verbeſſerungen derſelben iſt es zuzuſchreiben, daß die Fabrikate dieſer Stadt fortwährend im Preiſe fielen, wie man aus der folgenden Liſte erſehen wird:

| Folgende Produkte koſteten: | Im J. 1812. fl. | kr. | Im J. 1832. fl. | kr. |
|---|---|---|---|---|
| Amboſe und Blockeiſen, der Centner | 16 | 21 | 8 | 7 |
| Ahlen, 12 Dutzend | 2 | 1 | — | 34½ |
| Einfache eiſerne Leuchter, 12 Dutzend | 2 | 17½ | 1 | 18 |
| Eiſerne Leuchter mit Streifen, 12 Dutzend | 3 | 40 | 2 | 9 |
| Bettbolzen, 6 po. mit viereckigem Kopf, 12 Dutzend | 4 | 20 | 2 | 35½ |
| Deßgleichen mit glattem Kopf | 4 | 55 | 2 | 41 |
| Striegel zu 6 Reihen, das Dutzend | 2 | 48 | — | 34½ |
| Deßgleichen zu 8 Reihen, das Dutzend | 3 | 37 | — | 48½ |
| Patentſtriegel zu 6 Reihen, das Dutzend | 3 | 58 | — | 49 |
| Deßgleichen zu 8 Reihen, das Dutzend | 4 | 55 | — | 55½ |
| Eiſerne Feuerhunde mit Kopf, Nro. 1, das Dutzend | — | 46 | — | 19 |
| » » » » Nro. 2, » | 2 | 15 | — | 16½ |
| » » » » Nro. 3, » | — | 57 | — | 25 |
| » » » » Nro. 4, » | 1 | 2 | — | 29 |
| Flintenſchlöſſer, das Stück | 4 | 9 | 1 | 1 |
| Schlöſſer mit einem Viertel Meſſing, das Stück | 13 | 56 | 1 | 26 |
| Deßgleichen von 2½ bis 3 Zoll, das Stück | 1 | 15 | — | 26 |
| Hämmer, Riethhämmer, 12 Dutzend | 2 | 54 | 1 | 9 |
| Löffel von weißem Eiſen, das Dutzend | 13 | 2 | — | 21 |
| Verzinnte Steigbügel, das Dutzend | 4 | 4½ | 1 | 22 |
| Ketten von Zugeiſen, der Centner | 27 | 6 | 8 | 42 |

Bei dieſer Preisverminderung blieb es nicht ſtehen, der Preis der meiſten Artikel von Birmingham iſt ſeither noch mehr gefallen, was allein den großen Hüttenwerken zu Soho und den zahlreichen Dampfmaſchinen, welche in der Stadt verbreitet ſind, zuzuſchreiben iſt. Man zählt gegenwärtig in Birmingham 110 Dampfmaſchinen mit 2000 Pferdekraft, um welche ſich eine Menge kleiner Gewerbe anſiedeln, die einer wohlfeilen bewegenden Kraft bedürfen. Die Handwerker, welche Gürtel, Stränge, Tragbänder, das Zugehör zu Schirmen und zur Kunſtſchreinerei verfertigen und dergl. laſſen ſich ein wenig von dem Ueberfluß dieſer mächtigen Kräfte abtreten. Es koſtet nur einen geringen jährlichen Aufwand, und die große Maſchine ſetzt ihre Thürme, ihre Walzen, ihr ganzes Getriebe in Bewegung, und dadurch werden faſt Jedem eine Menge Gegenſtände zugänglich, deren wohlfeiler Preis den Wohlſtand Birmingham's mehr und mehr erhöht.

# Bilder aus der Provence.

## Aus dem Tagebuch eines deutschen Reisenden.

### 3. Wanderungen der Schafheerden.

Im Winter läßt man die Schafe auf der Crain, im Sommer auf dem Gebirge weiden. Die Crain ist eine große, in der Mittelprovence und am linken Ufer der Rhone gelegene Ebene, welche zwanzig französische Meilen im Umfang hat. Acht Meilen davon sind blos mit Kieseln bedeckt, die übrigen zwölf hingegen, die durch einen Kanal bewässert werden, sind ziemlich gut angebaut. Auf jenem Kieselfelde läßt man die Heerden weiden. Wenn man den unbebauten Theil der Crain erblickt, so bietet sich dem Auge nichts als ein unübersehbares Steinmeer dar. Welchen Punkt man auch betrachten mag, überall sieht man Kiesel an Kiesel gereiht, kaum ist der Fahrweg ein wenig lichter davon. Untersucht man den Boden genauer, so zeigt sich, daß diese Kiesel eine Art puddingartiger Masse bilden, die drei bis vier, an einigen Orten gar fünfzig Fuß, in die Erde dringt, daß aber unter der obersten Schicht eine bräunliche, meistens aus Kalkthon und Sandtheile gemischte Erde befindlich ist. Untersucht man die Kiesel selbst, so findet man deren von der Größe einer Erbse bis zur Größe eines Rheinkiesels hinauf; man trifft deren, die fest und glänzend, andere, die zerbröckelt und verwittert sind; man findet sie bald von der Natur der nordwärts gelegenen Gebirge, bald ganz verschieden davon. Aus allen diesen Beobachtungen scheint man mit einigem Grunde schließen zu dürfen, daß die Crain ehedem ein großes Bassin gewesen ist, welches mit dem Meere in Verbindung stand. Gleichwohl gibt dieses öde, dem Anscheine nach völlig unfruchtbare Steinland ein vortreffliches Weideland für die Schafe ab. Unter und zwischen jenen Kieseln nämlich pflanzen sich eine Menge der feinsten aromatischen Futterkräuter fort, die den Schafen äußerst zuträglich sind und deren Genuß man auch die Feinheit und Vortrefflichkeit

des Hammelfleisches in der Provence zuschreiben muß. Dieser ganze Theil der Crain ist in mehre große Weideplätze oder Cousous abgetheilt, deren Grenzen durch Steinhaufen bezeichnet sind. Auf diesen Cousous bringen die Schafe die Wintermonate November bis April, bei Tage in völliger Freiheit, bei Nacht in Hürden, wiewohl immer unter freiem Himmel zu. Die Hürde pflegt alle zwei Tage, theils der Reinlichkeit, theils des Windes wegen verändert zu werden. Für die Sicherheit der Heerden ist durch große Hunde gesorgt, die von einer den hiesigen Gebirgen eigenthümlichen Race herstammen und die ganze Nacht um die Hürden herum zu patrouilliren abgerichtet sind. Was die Schäfer anlangt, so führen sie eine äußerst beschwerliche Lebensart und bringen bei der armseligsten Nahrung den ganzen Winter unter freiem Himmel zu. Zwar ist bei jedem Cousou eine Hütte befindlich, diese wird aber nur zum Aufbewahren des Holzes und der übrigen Provisionen gebraucht; der Schäfer ist verbunden, in der Hürde zu schlafen, wo er nichts als eine Espartonatte, einen Schlafpelz und seinen Mantel hat. Dies von den Winter-Weiden der Heerden auf der Crain; jetzt einige Bemerkungen über die Sommer-Weiden auf den Gebirgen der Oberprovence und der Dauphiné, wozu die Monate Mai bis Oktober bestimmt sind.

Bei diesen Sommerweiden finden einige andere Einrichtungen als bei den vorigen statt. Hier werden nämlich die Cousous jedes Jahr von neuem bestimmt und deßhalb mit den Thalbewohnern eigene Contrakte abgeschlossen. Die Heerden werden bei starkem Regenwetter in große bedeckte Hallen getrieben und die Hirten leben von einander oft mehre Stunden weit entfernt. Was die Wanderungen oft selbst betrifft, so dürfte die jährlich zweimal hin und her zu machende Reise zwischen dreißig bis vierzig französische Meilen betragen, je nachdem die Weideplätze der verschiedenen Heerden näher oder entfernter sind. Da alles auf Sicherheit und Ersparniß ankommt, so pflegen gewöhnlich mehre Eigenthümer ihre Heerden zusammen zu thun, woraus denn sogenannte Compagnien von zehn bis zwölftausend, ja von zwanzig bis vierzigtausend Stück entstehen. Die Bailes oder Oberschäfer der einzelnen Heerden, woraus jede Compagnie zusammengesetzt ist, wählen nun einen aus ihrer Mitte zum Chef der ganzen Compagnie, welcher Baile comptable genannt wird, die Direktion des Ganzen führt und gleichsam als der Präsident des Schäferkollegiums anzusehen ist.

Soll nun die Reise angetreten werden, so wird die ganze Compagnie in gleiche Haufen von zweitausend Stück oder in sogenannte Escabourts abgetheilt, wovon wieder jedem ein besonderer Weg angewiesen ist, so daß alle Escabourts auf der Hauptroute der Compagnie in parallelen Linien neben einander hinziehen. In der Mitte des ersten Haufens befindet sich der Baile comptable mit sämmtlichen Oberschäfern, der Bagage u. s. w. und dieser Haufen wird in provenzialischem Dialekt la robbo oder das Hauptquartier

genannt. Jeder Haufen hat übrigens eine Menge Ziegen und mehre Steinböcke bei ſich, die zu Anführung des ganzen Escabourts vortrefflich abgerichtet ſind. Die Reiſe ſelbſt nimmt wegen der großen Langſamkeit zwanzig bis dreißig Tage weg. Was den Charakter der Hirten betrifft, ſo bemerkt man an demſelben die ganze Originalität ihres Standes. Sie ſind treffliche Sänger und Zitherſpieler und verfertigen ſelbſt mit größter Gewandtheit kleine Gedichte voll harmoniſcher Verſe. Viele der ältern trefflichen Chanſons haben ſich in ihrem Munde erhalten und wer provenzialiſche Balladen und Volkslieder ſammeln will, thut wohl, dieſe Leute zu conſultiren.

## 4. Römiſche Alterthümer im Departement Vaucluſe.

Unter allen Städten des genannten Departements verdient in antiquariſcher Hinſicht unſtreitig Orange die meiſte Aufmerkſamkeit. Außer den prachtvollen Ruinen einer Waſſerleitung und einer Arena haben ſich beſonders ein Cirkus und ein Triumphbogen erhalten, die zu den ſchönſten Denkmalen dieſer Bauart gezählt werden dürfen. Der Cirkus befindet ſich am Fuße des Berges, auf deſſen Spitze man die Ruinen eines mittelalterlichen Schloſſes gewahrt. Man findet noch die aus lauter Werkſtücken beſtehende Einfaſſung, deren unterſte Bogen ſeit ungefähr ſiebenzig Jahren zugemauert ſind. Auf der nördlichen oder äußeren Seite dieſer Mauer bemerkt man drei Reihen hervorſpringender, immer zwei Metres von einander abſtehender Steine, deren jeder mit einer Oeffnung verſehen iſt. Wahrſcheinlich wurden die Stangen darin befeſtigt, wenn das Amphitheater der Sonne wegen mit Tüchern überſpannt ward. Auf der ſüdlichen oder innern Seite der Einfaſſung ſieht man nach oben neunzehn Niſchen, in welchen wahrſcheinlich Bildſäulen ſtanden; in der Mitte der Façade iſt noch der Sitz des Prätors zu erkennen und vor demſelben erblickt man die Ueberbleibſel einer Marmorgallerie.

Der Triumphbogen iſt in corinthiſcher Ordnung erbaut und hat vier mit trefflichen Skulpturen verſehene Façaden. Die am beſten erhaltene, die ſich auch durch die ſchönſte Arbeit auszeichnet, iſt die nördliche. Man ſieht hier zuerſt über den beiden kleinen Bogen einen Haufen alter Waffen, auf welchen eine Menge Inſchriften befindlich ſind. Weiter hinauf über den Frieſen ſind zertrümmerte Schiffe, Anker, Maſſen, Dreizacke und Ruder angebracht. Noch höher oben iſt auf der einen Seite ein Haufen Opferwerkzeuge, auf der andern ein Reiter in voller Rüſtung. Faſt dieſelben Ornamente enthält die ſüdliche Façade, wiewohl ſie bei weitem nicht ſo ſchön gearbeitet und auch mehr beſchädigt ſind. Außerdem ſieht man längs dem Frieſe einige Gladiatoren und oberhalb des einen Bogens eine Frauenfigur, deren linke Hand auf

dem Geſichte, deren rechte auf dem Buſen ruht. Auf der öſtlichen Façade ſind eine Menge Gefangene mit auf den Rücken gebundenen Händen; links von ihnen auf dem Frieſe bemerkt man mehre kämpfende Fechter, über welchen ein Füllhorn. Dieſer herrlich erhaltene Triumphbogen iſt ein Denkmal der römiſchen Siege im ſüdlichen Gallien.

## 5. Die provenzaliſchen Schnitter.

Die zwei ſchönſten Beſchäftigungen des Ackerbaues: Säen und Erndten, ſchließen eine Menge ſchöner Ideen in ſich, die auch in dem herrlichen poetiſchen Alterthum durch mehre reizende Symbole und Feſte bezeichnet worden ſind. Erndte und Erndtebeſchäftigungen vorzüglich, mit allen ihren Beziehungen auf Freude und Erfüllung, auf Genuß und Vollendung, haben von jeher und bei allen Nationen eine der ſchönſten Epochen des ländlichen Lebens gebildet.

Die Provence, nach allen ihren Grenzen betrachtet, bietet bekanntlich drei große, durch ihr Klima äußerſt verſchiedene Theile, nämlich den untern, mittlern und obern, dar, in welchen natürlich die Erndte auf verſchiedene Monate fallen muß. Dieſer Umſtand hat in der Provence eine ganz eigene Art von Schnitternomaden gebildet, die als freie ökonomiſche Künſtler den ganzen Sommer von einem Orte zum andern und aus einem Theile der Provinz in den andern, doch immer von Süden nach Norden ziehen.

Der Anfang wird mit dem ſüdlichſten Punkte Napoule ungefähr zu Ende Mai gemacht. Von hier bis zum nördlichſten Barcelonette iſt ein faſt dreimonatlicher Zwiſchenraum. Dieſer, nach einer ſehr natürlichen klimatiſchen Progreſſion in kleinere Theile getheilt, gibt für die dazwiſchen liegenden Punkte Verſchiedenheiten von acht bis zwölf, von vierzehn bis achtzehn Tagen ab. Auf dieſe Art hat ſich demnach eine fortlaufende Kette von Erndtearbeiten und von Verbindungen unter den Landleuten gebildet, die ſelbſt durch die neuere Departements-Eintheilung nicht verändert worden iſt.

Dieſe Schnitter nun ziehen mit Frauen und Kindern, in Karavanen von achtzig bis hundert Mann und führen immer ihre ganze Oekonomie auf Eſeln mit ſich. Sie haben ihre Ober- und Unterſchnitter, machen ihre Streitigkeiten vor einem eigenen dazu gewählten Ausſchuß aus, zehren aus einer gemeinſchaftlichen Kaſſe, deren Reſt am Ende gleichmäßig vertheilt wird und zeichnen ſich überhaupt durch gewiſſe patriarchaliſche Sittenformen aus, die von ihrer Beſchäftigung unzertrennlich ſind.

Nichts Froheres, nichts Freieres überhaupt als ihre Lebensart. Alles iſt hier gepaart, jedes Mädchen hat ihren Liebhaber, der ihr die Garben binden

hilft; jeder Schnitter hat ein Weibchen oder ein Liebchen, die ihm von Zeit zu Zeit einen Labetrunk reicht. Iſt der Tag unter Arbeiten verglüht, ſo zündet man Abends auf der Tenne ein großes Feuer an; die Alten zechen und ſchwatzen, die Jungen tanzen und gehen der Liebe nach. Der Sonntag beſonders iſt ein außerordentliches Feſt, wo ſich Alle der provenzaliſchen Freiheit zu überlaſſen pflegen.

So bringen dieſe Schnitter faſt vierthalb Monate des Jahres beſtändig unter freiem Himmel zu, ohne daß ſie den in unſern Breiten ſo häufigen mit dieſer Lebensart verbundenen Krankheiten unterworfen ſind. Die einzige Vorſicht, die ſie beobachten, dürfte der häufige Genuß von Weineſſig ſeyn, den ſie an alle Speiſen thun; auch werden ihre Reiſen immer nur des Nachts gemacht. Mit Eintritt des Herbſtes kehren Alle in die Heimath zurück.

Der Enthuſiasmus dieſer Schnitter für ihre Lebensart iſt außerordentlich. Den ganzen Winter hört man ſie von dem vorigen Sommer ſprechen und alle ihre häuslichen Einrichtungen drehen ſich um die Erndte. Schade, daß ihre fröhlichen Schnitter- und Reiſelieder ſo ſchwer zu ſammeln und niederzuſchreiben ſind; ſie würden kein unbedeutender Beitrag zu einer Geſchichte der provenzaliſchen Dichtkunſt ſeyn.

# Feuilleton.

## Kleine Zeitung.

Wien, 8. Juli.

Wir ſind jetzt hier durch und durch Italiener; wir hatten im Frühling ſo faſt wie in Italien; wir haben jetzt 25 Grad Hitze; wir haben aus Heſperiens Gefilden die Brechruhr, die aber ſchon im Abnehmen iſt; wir haben einen hohen Gaſt aus Italien, den König beider Sicilien, und was uns ganz italieniſirt, wir haben eine eigene Opern-Stagione, und — o Wonne! — ein eigenes Libretto wurde von einem eigenen Signor Ferretti für uns gemacht, das wirklich eigen abgeſchmackt iſt; es führt den unmelodiſchen Titel: Cerichetta Balenfeld. Ein tapferer Ritter à la Göz erſcheint darin in einem komiſchen Schlafrocke, aus einem Almerkopfe rauchend (als Stigma der Deutſchheit) und ſingt mit mittelalterlicher Bravour. Signor Coppola hat eigends hiezu die Muſik gefunden, und die herrliche Tadolini hat mit ihrer Prachtkehle und wirklich eigenen Grazie ſehr darin excellirt. Mit Ende Juli iſt die Stagione geſchloſſen, dann beginnt die deutſche Oper, wofür die neue Pachtung einige ältere Mitglieder, Wild, Staudigl, Breiting, die in Berlin überlobte Löwe, die mittelmäßigen Bial und Schebeſt und noch einige Obſcure engagirt hat. Es iſt eine groſſe Dürre im Reiche der deutſchen Euterpe. Das Burgtheater hat Ferien. Im Herbſt wird „der Adept“, Trauerſpiel in fünf Akten von dem begabten Verfaſſer der Griſeldis, zur Aufführung kommen. Ein mit dramatiſcher Genialität durchgeführtes intereſſantes Prinzip, Lebendigkeit der Situationen und ſcharfe Charakteriſtik zeigen von wirklichem Fortſchreiten auf der ſo glücklich betretenen Bahn. Dieſer Dichter hat ſeine Zeit begriffen und ſeine Erfolge können auch nicht zweifelhaft ſeyn, und ſo geht wieder von Wien aus ein neuer dramatiſcher Stern auf. Daß wir auch in der Lyrik nicht arm ſind, beweiſen die Erzeugniſſe Lenau's und Grüns, von deren Lob die Tageblätter überſchwellen, die auswärtigen nämlich. Auch der talentreiche Lyriker Seidl hat ſich wieder anmuthig vernehmen laſſen: ſeine ſo eben erſchienenen „Bifolien“ ſind wahre Exhalationen eines dichteriſchen Gemüthes, was um ſo erfreulicher iſt, als zu befürchten ſtand, die immerwährende Gelegenheitsſingerei könne den poetiſchen Funken ganz erſticken.

## Literariſche Uebersichten

von

**K. G.**

### IV.

Als man vor einiger Zeit im Meßkatalog die Ankündigung eines Briefwechſels las, der zwiſchen dem Grafen Platen und einem gewiſſen Johannes Minckwitz erſcheinen ſollte, hoffte jeder Freund der ſchönen Literatur einen intereſſanten Beitrag für die Geſchichte der Geiſtes- und Herzensentwicklung eines Dichters zu finden, deſſen Leben kalt gelaſſen hatte und der erſt durch ſeinen Tod zu rühren beſtimmt ſchien. Man ſchloß auf eine dem Publikum unbekannt gebliebene freundſchaftliche Verbindung des Verſtorbenen mit irgend einer unbekannt gebliebenen Perſönlichkeit, die mehr empfangen als geben, mehr anregen als befriedigen konnte, auf ein Verhältniß, wie es z. B. zwiſchen Jean Paul und dem unbekannten Otto Stark ſtand. Jetzt, wo der Briefwechſel erſchienen iſt, erſtaunt man über die Täuſchung, der man ſich hingeben konnte. Keine einzige, noch ſo beſchei-

dene Erwartung ist eingetroffen. Und doch ist es schwer, gleich zu sagen, was man gefunden hat. Unsere Täuschung ist aus so vielen Elementen zusammengesetzt, daß wir historisch zu Werke gehen müssen, um unsern Lesern von jenem bei Kummer in Leipzig erschienenen kümmerlichen Briefwechsel eine richtige Vorstellung zu geben.

Herr Johannes Minckwitz, den man wegen seines mangelnden Witzes füglicher Manck- (manque-) Witz nennen dürfte, gehört zu einer Menschenrace, über deren Aussterben man sich also vergeblich Glück gewünscht hat! Wenn wir von Herrn Minckwitz sagen wollten, er wäre ein Pedant, so hätten wir Das, was er ist, immer nur erst halb ausgedrückt. Ja, er ist ein Pedant, aber ein Pedant mit Umständen. Worte nennen das Ding nicht: wir müssen es umschreiben und wieder historisch verfahren.

Herr Minckwitz ist ein Sachse, ein Leipziger, ein Philologe. Er wurde auf irgend einer Fürstenschule, wie die Gymnasien in Sachsen heißen, in die Wissenschaften eingeführt, d. h. in das klassische Alterthum, oder was dasselbe ist, in die Grammatik und das Lexikon. Armer Junge! Du wolltest Homer finden und fandest nur das Aeolische Digamma. Du wolltest vom Sophokles lernen und Sophokles lehrte Dich nur, die Metren seiner Chöre anzuordnen! Minckwitz verläßt die Schule, Minckwitz hat eine Rede gehalten de studio antiquitatis sive de particula ἄν. Er weiß von Rom, Griechenland, von den größten Männern der Urzeit; er weiß zwar nicht, was sie gedacht, aber doch, wie sie gesprochen haben, er kann mit Themistokles reden und wird im Elysium als Dolmetscher angestellt werden. Minckwitz ist wieder in Leipzig, in dem schönen Leipzig, wo er geboren wurde, er ist bei Hermann, bei Gottfried Hermann, er hört Vorlesungen über den Viger, er übersetzt, aus dem Griechischen in's Deutsche, aus dem Deutschen in's Griechische, rück- und vorwärts, Minckwitz wird Mitglied der griechischen Gesellschaft. Und wie der Mensch im Leben seine plötzlichen Momente hat, die ihn packen und um Jahrhunderte in seinen Ideen weiter schleudern, da bekommt er durch Zufall eine Platen'sche Ode zu Gesicht. Er erstarrt, er hatte das Versmaß gemessen, großer Gott, es war nicht ein einziger Fehler in der Scansion. Minckwitz kennt sich nicht mehr: er geht mit großen Plänen schwanger.

Man muß nicht etwa glauben, daß diese Geschichte schon sehr alt ist. Nein, sie fiel erst vor zwei Jahren vor. Herr Minckwitz ist noch blutjung. Hierin steckt eine Merkwürdigkeit; denn es ist wohl merkwürdig, zu beobachten, wie sich junge Leute unserer Tage in die heutige Literatur hineinzudenken und zu fühlen lernen, wie sie es machen, um den ganzen modernen Krimskrams seit 1833, dieses Chaos von Talent, Leichtsinn, Verfolgung und gegnerischer Gemeinheit klein zu kriegen, wie man sagt! Es ist merkwürdig, Herrn Minckwitz, dieses philologische Infusionsthierchen, unter der Lupe zu betrachten, und zu Nutzen unserer neuesten Culturgeschichte zum Swammerdam an ihm zu werden.

Leipzig im Jahre 1833! Das war das Zeitalter der Heinrich Laube und Joel Jacoby. Damals mußte man in Leipzig seyn, um zu wissen, was „moderne" Literatur ist. Herr Minckwitz war so glücklich. Er konnte die neue Literatur kennen lernen, wenn er im Hotel de Bavière speiste. Er wußte nur von Homer, Thucydides und Xenophons Anabasis (Teubner'sche Ausgabe) und was er kennen lernte von der Literatur seit der letzten byzantinischen Periode bis auf heute, von der Literatur des Mittelalters und der neuen Zeit, von der Literatur zweier Jahrtausende, das war nur Eines: Heinrich Laube! Homer und Laube, Thucydides und Laube, Xenophons Anabasis und Laube! Armer Laube; es gab damals in Leipzig einen Jüngling, der Dich grimmig haßte, der Dich mit archilochischen Jamben, griechischen Jamben tödten wollte, und siehe, dieser Jüngling hieß Johannes Minckwitz! Nichts kann drolliger seyn, als der Aerger, den Herr Minckwitz über die „moderne" Literatur, die er durch die Straßen Leipzigs fahren und reiten sah, empfand, den er warm ausschüttete in die Brust seines nunmehrigen Freundes Platen, und jetzt in der Vorrede seines Buches in das große, welthistorische Herz eines Schelling. O Platen, Schelling, ruft er aus, sehet, was sich hier begibt, leset den gestrigen Theaterbericht über das Spiel der Dem. Wagner, sprecht: soll ich? soll ich zuschlagen? Ja, Herr Minckwitz ging sogar so weit, Platen aufzufordern, ob er aus den Leipziger Zuständen nicht eine Comödie in Trimetern und mit Parabasen machen wolle: er könne von ihm die Lieferung der Materialien verlangen, er wolle sie ihm alle schildern, wie sie leibt- und lebten, die Redakteurs des Kometen, Planeten, Eremiten u. s. w. Platen erschrickt vor einem Fanatismus, der von Injurienprozessen noch nichts gehört zu haben schien, und zur „verhängnißvollen Gabel" blieb dießmal noch das Messer aus.

Doch seh' ich, daß ich meiner Erzählung vorgreife. Wie kamen denn hier der Meerbusen von Salerno und die Pleiße zusammen? Durch ein griechisches Gedicht. Herr Minckwitz übersetzte Platen's Gedichte in's Griechische, und zwar so hübsch, daß wir uns

Platens Geneigtheit, auf die zudringlichen und unhöflichen Briefe des jungen Leipziger Privatdozenten zu antworten, wohl erklären können. Wer ein griechisches Ohr hat, liest diese Ueberſetzungen mit Vergnügen; wir wollen durchaus nicht ungerecht ſeyn, denn wir zweifeln nicht, daß Herr Minckwitz beſſer griechiſch als deutſch ſchreibt. So empfand auch Platen: daher dieſer Brief; oder beſſer Billetwechſel. Minckwitz liebkost ſeinen Gegenſtand der Verehrung oder vielmehr das Original ſeiner Ueberſetzungen; Platen entſchuldigt ſich nur immer, daß er noch nicht geantwortet hätte und bittet, ihn nicht um zu viel Porto zu bringen. Minckwitz aber hört nicht auf: er ſchickt ihm ganze Stöße von Ueberſetzungen aus dem Euripides und Sophokles; ja, er ſchickt ſie ihm ſogar nach Sicilien und Syrakus! Der unglückliche Platen!

Jetzt, glaube ich, hat der Leſer allmälig eine Vorſtellung von dem Minckwitzigen Briefwechſel. Nehme man noch hinzu, daß nichts widerlicher iſt, als eine Jugend, die wie ein Alter ſpricht, als eine blöde, vom Lampenſchein erblaßte, feuchthändige Pedantennatur, als Arroganz bei Knaben, Mangel an Lebensart bei jungen Männern, Zutraulichkeit, wo man ehrerbietig ſeyn ſoll, Aufdrängen, wo man nicht hingehört, Beſchränktheit eines Philiſters, wo man Einſicht in hohe Dinge affektirt; dann kennt man vollſtändig das Porträt, welches hier ein Gelehrter ſchon in ſeinen Zwanziger Jahren von ſich aufſtellt! Um dieſen Charakter, der aus Philiſtereien und Mangel an Lebensart zuſammengeſetzt iſt, mit einem Zuge zu ſchildern, ſo erwähn' ich nur die wunderliche Zumuthung, die er in einem ſeiner unfrankirten Briefe an Platen richtet. Platen iſt in Italien, in Neapel, und Minckwitz ſchreibt ihm: Werden Sie uns nicht einmal in „Laipzig" beſuchen! Gibt es etwas Tolleres und Beſchränkteres! Einem Dichter, von dem er wiſſen muß, daß ihm Neapel die Vorhalle des Paradieſes iſt, zu ſagen: Kommen Sie doch nach Leipzig; der alte Gottfried Hermann, nein! nicht einmal ſo: der Herr Comthur Hermann möchte Sie ſprechen! O du Spießbürger von einem Philologen! Es iſt gräßlich; Minckwitz iſt noch keine 25 Jahre alt.

Ich möchte dieſen Artikel gern mit etwas Gedeihlichem beſchließen, und erwähne daher nur kurz die am Schluß des Buches beigefügten Briefe Platens an G. Schwab. Sie ſcheinen aus einem Papierkorbe aufgeleſen; denn in dieſen gehören ſie eher, als vor das Publikum. Raucht Herr Schwab, ſo würde er beſſer daran gethan haben, aus ihnen Fidibus zu machen, als ſie drucken zu laſſen. Schlimmes Zeichen für den Empfänger dieſer Briefe, daß ihm der Schreiber derſelben nichts Beſſeres zu bieten für nöthig hielt! Das wollen unſere großen Männer ſeyn, und in ihren Briefen ſchreiben ſie ſich, wie Commiſſionsreiſende an ihren Prinzipal. Das einzig Brauchbare in den Billeten ſind die Bemerkungen über W. Waiblinger's römiſche Lebensweiſe, Notizen jedoch ſo trauriger Art, daß Herr Guſtav Schwab, der der Lehrer W. Waiblinger's war, lieber mit ſeinen Thränen dieſe Schriftzüge hätte auslöſchen ſollen, als ſie durch den Druck veröffentlichen. Lebte Waiblinger noch, ſo ging' es, weil Eltern und Lehrer ſtrafen dürfen; aber Waiblinger, der Unglückliche, iſt längſt hin und ſchläft in römiſcher Erde einen Schlaf, deſſen Niemand mehr gedenkt. Um einen todten Sohn oder Schüler, ob er auch verloren ging, trauert doch jedes Vaterherz, jeder Lehrer, der ein edles Gewiſſen hat. —

Ich bin zu weich geſtimmt, um auf die Albernheiten des Herrn Minckwitz zurückzukommen. Was er über Platen ſagt, womit er ihn gegen ſeine Gegner vertheidigt, das iſt Alles Spreu und windiges Zeug. Die Hauptſache bleibt:

Platen iſt eines der beklagenswerthen Opfer, welche der Genius der Dichtkunſt dem Zeitgeiſte und ſeinen confuſen Lenkern öfters bringen muß. Platen angegriffen haben, das will wenig ſagen; aber ihn nicht vertheidigt haben, das iſt die Schande, die auf Deutſchland laſtet. Wenn Heine und Immermann ihn mit allen Waffen verfolgten, ſo that es Dieſer, um ſich zu vertheidigen, Jener, weil er ſelbſt die Theilnahme des Publikums brauchte und auf fremden Ruhm eiferſüchtig war. Aber Ihr tragt die Schuld, die Ihr ihn aufkeimen ſahet und Nichts für ihn thun wolltet! Der Vorwurf trifft die Münchner Kreiſe, die ihm unter vier Augen einen Lorbeerkranz aufflechten, ihn genoſſen und ihn niemals dem Publikum empfohlen haben, die Stuttgart-Tübinger Kreiſe, weil theils die ſchwäbiſchen Poetiker ihn ausſchloßen, theils die Kritik ihn nicht von ſeiner tiefen Seite zu würdigen wußte. Jene befangen ſich doch untereinander ſelbſt: warum nahmen ſie nicht Platen in ihr Selbſtlob auf? Dieſe, die Kritik von Stuttgart, tödtete Platen, ohne Hand anzulegen. Sie hatte zu viel Vorurtheil und zu wenig Geſchmack, um den Verſtorbenen würdigen zu können. An den Ignorirenden und Ignoranten liegt's, nicht an den Angreifenden.

Wer mir Glauben ſchenken will, der wähle ſich eine freie Stunde, ſo lang es noch grün iſt, und leſe Platen, als wenn er ihn noch

nie gelesen hätte. Er lese weniger seine dramatischen und epischen Arbeiten, als seine lyrischen Gedichte. Man wird in ihnen wenig objective Leistungen finden, das heißt Deklamirbares, was für sich besteht, wenig, das in sich fertig ist und keiner Fortsetzung bedarf, kurz wenig Gedichte in dem gewöhnlichen, vereinzelnden Sinne, aber statt dessen unendlich viel Dichten, Leben, Empfinden, Wahrheit überall, wohin man blickt, Wahrheit bei aller Kunstgerechtigkeit der Form. Platen ist ein Charakter seltener Art. Sein Haß, seine Melancholie, seine Wunderlichkeit, sein Selbstvertrauen, dies Alles sind Elemente, die uns freilich nicht zünden, die uns durchaus nicht so anwehen, wie jene Schmeicheleien, jener Kitzel unserer guten Menschen, die wir immer für Poesie ausgeben und beklatschen. Platen hat Nichts, das als Gesinnung sich empfehlen läßt, das uns als ein Lotterbette für unsere Trägheit und Eigenliebe dienen könnte. Er spricht von uns Deutschen, er liebt die Deutschen, aber indem er sie züchtigt; er schmeichelt ihrer Eitelkeit nicht mit den beliebten großen Redensarten. Es fehlt ihm an Natur. Sonntagsfreude und Liebe durchaus nicht, aber in Alles mischt sich Etwas, das seine Empfindungen verdüstert. Seine Gedichte sind nicht wir, sondern er. Das ist es. Daran ist der Deutsche gar nicht gewohnt, durch seine grassirende schlechte Lyrik, durch seine schlechte Kritik gar nicht gewohnt. Der Dichter soll uns schildern, er soll im Abendsonnenschein spazieren gehen, er soll im Walde nach den Vögeln sehen; für wen? für uns, die wir sagen: er drückt unser Herz aus, unser Gefühl, unser Wollen; ja, das sind wir! Der große Dichter! Der große Schiller, der große Uhland und der ganze Reigen hinten drein, die Alle bloß dichteten, um gehört zu werden. Platen dichtete nicht, um gehört zu werden. Er hat kein Gedicht, das sich deklamiren läßt. Man muß, was er dichtete, empfinden, still betrachten, erwägen, man muß ihn ergründen, wie man Horaz, wie man Goethe ergründen muß. Platen gibt sich selbst als Dichter: er dichtet seinen Menschen; darin liegt das Unglück und die Ungerechtigkeit, welche ihn verfolgte, indem sie ihn nicht hörte. Er lebte in den Zeiten der Zweckpoesie, der arme Dichter, der wie Petrarca glaubte, seine Gefühle, wie dunkel und melancholisch, wie egoistisch und wunderbar sie waren, hätten das Recht erkauft, zu gelten, dadurch, daß er sie in meisterhaften Weisen aussprach. Solche Meinungen im Publikum begünstigte die oberflächliche Kritik jener Zeit nicht. Platen verlor sein Dichterrecht, weil er ein wahrer Dichter seyn wollte.

Ich will manche der gegen Platens Muse gemachten Einwürfe nicht in Abrede stellen. Aber spricht man von ihrer Kälte, so ist das ihr Reiz, von ihrem Egoismus, so ist das ihre Wärme. Die Form ist klassisch und kost wie Wellenschlag an jedem Ohre, das griechischen Wohllaut versteht. Ich begreife nicht, wohin es mit der deutschen Cultur hinauswill, wenn man für das Individuelle und Charakteristische im Genie keinen Sinn mehr hat und diejenigen Geister mißachtet, die sich schämten, der Masse zu schmeicheln! —

# Dramaturgische Uebersichten

von

**A. L.**

## IV.

### Physiologie der Pariser Claqueurs.

Auch die deutschen Theater einiger großen Städte haben ihre Claqueurs im ausgedehntern Sinne, so ausgebildet wie in Paris ist dieses Claqueurwesen jedoch nicht. In kleinern Städten begnügt man sich, gute Freunde oder ein Paar Rezensenten, die man im Solde hat, in das Theater zu schicken, die den Spektakel, oft mit einiger Opposition, die sie aus zu weit getriebenem Eifer und Ungeschicklichkeit hervorrufen, ganz allein bewerkstelligen. Manchmal erregen sie Gelächter und das ist Alles. Paris möge uns hierin als Muster dienen. Das Claquiren ist dort eine nothwendige Begleitung des Drama, wie die Castagnetten des Tanzes. Dies Lärmen ist längst zur Gewohnheit, aber auch zur Unbedeutenheit herabgesunken, und Niemand fällt es ein, dabei an Beifall und ehrende Auszeichnung zu denken, während wir in Deutschland noch hie und da der Meinung sind, daß Klatschen, Rufen und Stampfen noch Etwas mehr seyn kann, als eben Klatschen, Rufen und Stampfen. Wegbleiben kann und soll es nicht; wie das Sausen der Peitsche, auch ohne ihn zu berühren, den edeln Renner antreibt, so mag für den Künstler im Feuer — man nehme mir den Vergleich nicht übel — auch in dem Getöse etwas Aehnliches liegen, das vom Parterre aus seine Bestrebungen begleitet. Möge es daher immer stattfinden; ihnen zur Freude, Niemand zu Leide; je weniger anmaßend, desto besser, und so ist es in Paris zur Zeit.

Nur im théatre-italien waren die Dilettanti bis jetzt noch der Meinung, ihnen komme es zu, den Beifall allein durch Klatschen kund zu geben, allein auch diese verjährte Sitte hat der Neuerung weichen müssen.

Die Claqueurs ſind im vergangenen Winter auch zum erſten Mal im théatre-Italien erſchienen; ſie haben Trauerflor um Bellini getragen, und den ſinkenden Enthuſiasmus der Dilettanti durch ihre Brava, Bravi, Bravo, Tutti aufgefriſcht; dieſe Truppe iſt noch jung, aber hoffnungsvoll, ſie bildete ſich ganz nach den Pariſer Elegants und wußte recht hübſch zu ſagen: Bravo, Tamburini! Brava, la Griſi! und der letztern geſchickt ein Bouquet zuzuwerfen.

Die komiſche Oper war ſchon längſt ein ſchönes Feld für die Claqueurs. Dies iſt das einzige Theater, wo man zu gleicher Zeit zwei Chefs und zwei feindliche Claqueurtruppen ſah. Wir können hier keine Geſchichte der Claque in der komiſchen Oper geben; ſie hatte ihre ſchönen Zeiten, und dieſe werden wiederkehren; aber nichts wird jenem merkwürdigen Abende jemals gleich kommen, wo es dem Prinzen von Syrakus einfiel, mit einigen Herren vom Hofe die komiſche Oper ganz zufällig zu beſuchen. Die Direktion befand ſich in einer fürchterlichen Verlegenheit; der Saal war leer und es war allerdings traurig, ihm die üble Lage des Theaters enthüllen zu müſſen. Da ließ man ſchnell den Chef der Claque kommen und trug ihm auf, ſo ſchnell als möglich alle Plätze zu füllen; allein es war ſchon ſehr ſpät und das kleine Schauſpielhaus war gleich dem Hauſe des Sokrates doch noch viel zu groß, um durch ſeine Freunde allein gefüllt werden zu können. Da kam man auf den Gedanken, eine Zuſchauer-Preſſe auf dem Börſenplatze, wo das Theater ſteht, zu organiſiren. Männer, Kinder, Frauen und Mädchen, Alles war recht, Alles war genehm. Allein auch das war noch zu wenig; nun mußten ſich die Angeworbenen vertheilen, um mit unermüdlichem Eifer mehr Zuſchauer anzuwerben. Die Figurantinnen mußten die erſten Logen auf anſtändige Weiſe füllen, und ſelbſt die Logenſchließerinnen und die Controleure ſtellten während der Akte Publikum vor; mit einem Wort, der Saal hatte ein ſtattliches Anſehen und brachte ſowohl bei den Schauſpielern als bei den Zuſchauern in der königlichen Loge eine vollſtändige Illuſion hervor, welche nur der Kaſſier nicht theilte.

Dieſe Anekdote, die hier nicht übergangen werden konnte, ruft mir eine andere, nicht minder merkwürdige in's Gedächtniß zurück. Harel, der Direktor des Theaters an der Porte St. Martin, ſendet einſt einem Journale eine Notiz, die ihm über ein Stück zugekommen ſey, das Enthuſiasmus erregt. Der Verfaſſer ſagte darin unter Anderem, das Publikum möge bedenken, daß das Theater am St. Martinsthore alt ſey; es möge ſich daher nicht ſo ſehr zu den obern Plätzen drängen, um Unglück zu verhüten. Dieſe Notiz kam gerade einem neugierigen Feuilletoniſten, dem berühmten J. J., in die Hand, der Abends ſelbſt in das Theater geht, um ſich das Schauſpiel eines ſo ſeltenen Zudrangs zu verſchaffen. Nun weiß man, wie dieſes Theater bei gewöhnlichen Vorſtellungen ausſieht. Einige Habitués liegen dann auf den Bänken ausgeſtreckt und lehnen ſich an die Logenbrüſtungen. Herr Porcher, Chef der Claque an dieſem Theater, mit ſeiner Truppe aus ſechs Köpfen in der Parterremitte; auf den obern Plätzen einige Köpfe hie und da, die man von unten wahrnehmen kann! die Schweſter der Dem. Georges und ein Paar Kinder in den Theaterlogen, und der Sonderling, Herr von St. Cricq, von dem wir ſchon in dieſen Blättern berichteten, in einer Parterreloge, der die Schauſpieler durch lauten Beifall anfeuert. Unſer Kritiker tritt in den Saal und dieſes Schauſpiel zeigt ſich ſeinen erſtaunten Blicken. Nachdem er ſich eine kurze Weile daran ergötzt, ſucht er den Direktor Harel auf, den er an der Controle findet. Dieſer läuft ihm eiligſt entgegen: „Sie wollen einen Platz,“ ſagt er; „das iſt unmöglich, mein Freund, es iſt zu gedrängt.... 4004 Franken Einnahme.“ Viertauſend Franken ſind nämlich das Höchſte, was in dieſem Theater erzielt werden kann. Die Effronterie konnte ſelbſt einen Recenſenten auf einen Augenblick verſtummen machen, dann aber führt er ſtillſchweigend Herrn Harel in die Logengänge, wo man durch die kleinen Fenſter der Logenthüren den Saal überſehen konnte. Harel aber behauptet immerfort, daß dieſes nicht der rechte Standpunkt ſey, um das Ganze aufzufaſſen, während der Recenſent dabei bleibt, von dem großen Gedränge nichts wahrzunehmen. „Ich ſchwöre Ihnen,“ ſagte Harel, „daß es ſehr voll iſt; die Leute ſind im Foyer, im Café, ſie müſſen jeden Augenblick zurückkommen.“ Und damit mußte ſich der Recenſent begnügen; denn er konnte nicht verlangen, daß ſich die Adminiſtration für ihn wegen eines improviſirten Publikums in Unkoſten ſetze, wie es die der komiſchen Oper bei Gelegenheit des Beſuchs einer königlichen Hoheit gethan. —

Die Claqueurs ſind übrigens merkwürdige Leute; ſie verkaufen ihre Hände, bewahren aber dabei die Unabhängigkeit ihres Urtheils. Es herrſcht bei ihnen eine ſchätzenswerthe Unterſcheidung des Gewiſſens und der Pflicht. „Das iſt ein ſchlechtes Stück, das wird kein Geld eintragen!“ ſagte bei meinem kürzlichen Beſuche in Paris ein Claqueur zu mir, als er ſchwitzend, außer Athem und mit vom Klatſchen rothen Händen aus der neuen Oper les chaperons blancs kam.

Jedes nur einigermaßen geübte Ohr kann

Bonds Issued.

Bonds issued by the Company during the year ended December 31, 1911, were as follows:

| Date | Amount | Rate | Maturity |
|---|---|---|---|
| Jan. 1, 1911 | $1,000,000 | 5% | Jan. 1, 1941 |

es nicht die Akademie. Es war der Jockey-Clubb. Junge Leute und Männer zwischen zwei Lebensaltern, berühmt durch ihre gelben Handschuhe.

Der kühne Reiter, Major Frazer, hatte gewettet, daß er in 36 Stunden auf Postmähren den Weg zwischen Paris und Brüssel hin und her zurücklegen würde. Er mußte vor zwei Uhr Morgens wieder zurück seyn. Vierzig Breguet-Uhren wurden im Mondschein consultirt; alle repetirten halb zwei. Mit jeder Minute, mit jeder Sekunde verdoppeln sich die wüthenden Wetten. Was ist das Börsenspiel gegen das Spiel des Jockey-Clubbs?

Plötzlich hört man das Klatschen einer Peitsche vom Boulevard Montmartre her. Vivat! Bravo! schreien die Jockeys. Das ist der Major, der gewonnen hat.

Eine Schindmähre galoppirt heran und ihr Reiter lenkt hin nach dem Hotel des Lord Seymour, dem Ort des Rendezvous. Man stürzt hinzu, man hält ihm den Steigbügel, man umarmt ihn. Der Mensch ist weiß von Staub und unkenntlich. Aber der Staub fällt ab unter den Umarmungen und die Jockeys erkennen bald in dem Reiter einen Unbekannten.

Es war der Kammerdiener jenes Grafen, dessen Gemahlin ihm vor Kurzem sein Rennpferd erschossen hatte, ein Fall, den wir erzählt haben. Der Graf wollte seinen Freunden einen Streich spielen. Der Major kam erst Morgens fünf Uhr an, und da die flamändischen Posthalter ihm statt der Pferde nur Postkarren geben wollten, so konnte die Wette nicht entschieden werden. Die Einsätze wurden jedoch gehalten, und man erwartet, daß der Ritt von Neuem vorgenommen werde und zwar unter besseren Vorkehrungen.

## Aus dem Privatleben Christina's, Königin-Regentin von Spanien.

Als die Königin Christina nach Spanien kam, fand sie den Hof noch den alten Gebräuchen unterwürfig, während sie in Neapel ganz nach verschiedenen Grundsätzen erzogen worden war und unter Anderem fast mit Inbrunst an französischen Moden hing. Die guten Castilianer waren nicht wenig betroffen, als sie ihre Königin sich auf französisch kleiden sahen mit Hut und Shawl, statt mit Schleier und Mantilla. Man trug es der jungen Königin nach, daß sie nicht das Beispiel der Prinzessin von Sachsen, der ersten Gemahlin Ferdinands, nachahmte. Da jedoch Christina liebenswürdig ist, und sich Freunde zu machen suchte, so vergab man ihr nach und nach ihre Schwächen und einige Damen ahmten sogar ihr gefährliches Beispiel nach, indem sie die französische Moden annahmen, wenn gleich nicht, ohne sie ein wenig zu karrikiren.

Der Geschmack der Königin für französische Toilette machte sie mit einer Demoiselle Lemercier bekannt, welche in Madrid ein Mode-Magazin hielt und die später in der Eigenschaft einer Camerista sich an die Königin anschloß. Sie ist aus dem südlichen Frankreich, noch jung, ziemlich hübsch, lebhaft und unternehmend, vor allen Dingen mit einem zu Intriguen geschickten Geist begabt, wodurch die Königin sich öfters aus Verlegenheiten zog und Ferdinands Eifersucht beschwichtigte. Dafür besitzt diese Frau aber auch das volle Vertrauen ihrer Gebieterin und selbst die Freundschaft des Sennor Munoz, der ihr viel verdankte, als Ferdinand VII. noch lebte; denn es war bei ihr, wo er zum erstenmal die Königin sah und den Grund zu seinem nachmaligen Glücke legte.

Doch hat dieser Günstling der Eifersucht des Königs mehr zu verdanken, da sie ihn von einem Nebenbuhler befreite, der sich seiner Erhöhung gewiß in den Weg gestellt haben würde. Dieser Nebenbuhler war D. Luis d'O., ein junger Mann von ausgezeichneten Manieren und von der Königin sehr gern gesehen. Als Ferdinand eines Tags ihn aus seinem Fenster beobachtete, wie er im Garten von Aranjuez mit einer ein wenig zu eifrigen Galanterie der Königin eine Rose überreichte, so ließ er ihn an demselben Abend verhaften und nach der Insel Cuba bringen, von wo er bei Lebenszeiten Ferdinands nicht zurückkehrte.

Der Sennor de Munoz und Demoiselle Lemercier handeln stets übereinstimmend; sie theilen sich in dem Einflusse auf Christina's Geist, die großmüthig, ohne verschwenderisch zu seyn, ihre Camerista gut bedacht hat. Das Innere des Prado und der Granja ist nicht zugänglich. Ist man nicht Minister oder Gesandter, wird man schwerlich bis zu der Königin dringen, wenn man sich nicht der Mademoiselle Lemercier zu empfehlen weiß. Christina liebt mehr die Zurückgezogenheit als die Einsamkeit, mehr das petit Comité, als große Gesellschaften; auch ist daher ihr Umgang sehr beschränkt. Einige Hofdamen, die gern lachen, einige vornehme Herren von freieren Sitten, als sie am spanischen Hofe gebräuchlich sind, wie die Herzoge von Os...., von S. F. und von R., dann einige Offiziere von der Garde, Freunde von Munoz — dies ist der Kreis, der sich um die Königin gebildet hat.

Man sagt sogar, daß der Herzog von R. augenblicklich seinen Freund, den Sennor de

Munoz, erſetzte, während die Herzogin ihrem Liebhaber, einem Herrn Couſin, durch die Gnade der Königin und die Unterſtützung ihres Gemahls, zu Ehren und Vermögen verhelfen haben ſoll. Man ſpricht übrigens nicht immer ganz erbaulich von dieſem kleinen Comité. Die Diener werden auch in la Granja nicht zum Dienſte des Innern zugelaſſen, mit Ausnahme von zwei oder drei auserwählten Frauen, welche allein die drei oder vier gewöhnlichen Gäſte bedienen müſſen, da die Königin ſelten mehr als ſechs Perſonen an ihrer Tafel ſieht. Nur in außerordentlichen Fällen entſchließt ſich dieſe Prinzeſſin zu einem ceremoniellen Diner, woran jedoch auch nur zwölf bis ſechszehn Individuen Theil nehmen.

Cordova, der mit Munoz ſehr intim iſt, war erſt kürzlich zur Tafel gezogen worden, wo ihm die Königin einen prächtigen Solitair für die Dienſte überreichte, die er ihr beim Sturze Mendizabals geleiſtet hatte. Dies war der zweite werthvolle Ring, den dieſer Offizier von der Königin Huld erhalten hat, und beide zieren jetzt ſeine Finger.

Chriſtina liebt gut zu eſſen und zu trinken; Champagner unter den franzöſiſchen Weinen und Val de Pena unter den ſpaniſchen ſind die, welche ſie vorzieht. Man ſervirt zu Mittag drei Gänge und ſpeist um ein Uhr. Die Küche iſt franzöſiſch, ſie liebt keine andere und hat Köche aus Bordeaux kommen laſſen. Die Königin ſpeist dreimal täglich und zwar mit Appetit, beſonders bei der Abendmahlzeit, die punkt zehn Uhr aufgetragen werden muß. Dieſes, das lange Schlafen, ſo wie der Mangel an Bewegung, haben der Königin eine ungewöhnliche Wohlbeleibtheit zugezogen, obgleich ſie erſt dreißig Jahre alt iſt. Ihre Sieſte währt zwei Stunden. Um vier Uhr fährt ſie im geſchloſſenen Wagen aus; gewöhnlich iſt Sennor Munoz ihr Begleiter. Er hat der Königin ſchöne engliſche und arabiſche Pferde beſorgt, und man ſieht ſie daher nicht mehr mit Mauleſeln fahren. Der Sennor de Munoz hat wohl begriffen, daß er, um auf einen weiblichen Charakter wie Chriſtina dauernden Einfluß zu behaupten, ſich entſchließen müſſe, vorübergehenden kleinen Launen nicht in den Weg zu treten oder ſie ſelbſt zu unterſtützen, um den Kampf mit dauerhaften Leidenſchaften und gefährlichen Rivalitäten zu vermeiden. Bis jetzt hatte er ſich über die Befolgung dieſer Regel nur Glück zu wünſchen.

---

## Die Jury in England.

Die engliſchen Geſchworenen haben viel verſchiedenartigere und ausgedehntere Functionen als die franzöſiſchen. Nicht nur entſcheiden ſie in ſehr vielen Fällen der Zucht-Polizei, ſondern auch oft in Civilſachen, und erfüllen bei Criminalen das Geſchäft der Anklagekammern; eben ſo unterſuchen und entſcheiden ſie, durch welche Urſache Jemand eines ſchnellen und unerwarteten Todes geſtorben iſt. Dies nennt man the coroner's inquest. Der Coroner iſt eine auf Lebenszeit ernannte Magiſtratsperſon, die nur durch überwieſene Verrätherei, Beſtechung oder durch einen für einen Richter ärgerlichen Lebenswandel ihre Stelle verlieren kann. Es gibt deren von zwei bis zehn in jeder Grafſchaft. Sobald Jemand eines plötzlichen Todes geſtorben iſt, begibt ſich der Coroner an den Ort hin, und ernennt eine Jury aus zwölf angeſehenen Bürgern; hierauf ſchreitet er in ihrer Gegenwart zur Unterſuchung der Urſachen des Ereigniſſes. Gewöhnlich findet dies in Gegenwart des Leichnams und an dem Orte ſelbſt ſtatt, wo er gefunden wurde. Ein neueres Geſetz beſtimmt, daß die Unterſuchung des Coroners eigentlich bei verſchloſſenen Thüren ſtattfinden ſolle, und daß er das Recht habe, die Journaliſten und jede andere Perſon, deren Gegenwart ihm als nachtheilig oder auch nur unnütz erſcheine, zu entfernen. Nachdem er den Eid der Jury empfangen, ſchreitet der Coroner zum Zeugen-Verhör, zum Vernehmen der Männer der Kunſt und zur Beſichtigung des Leichnams. Iſt er der Meinung, daß der plötzliche Tod natürlich war, ſo faßt er ſeinen Ausſpruch in folgende ganz bibliſche Formel zuſammen: „N. iſt geſtorben durch den Beſuch Gottes.“ Iſt der Selbſtmord ermittelt, ſo heißt es: „N. iſt geſtorben, indem er den Selbſtmord in einem Anfall von Wahnſinn verübte.“ Dieſer Zuſatz findet jetzt immer Statt, da die Sitten ſanfter ſind als das Geſetz, welch letzteres befiehlt, den Körper eines freiwilligen Selbſtmörders auf den Schindanger zu werfen. Iſt ein Meuchelmord ermittelt, ſo heißt es: „N. iſt geſtorben in Folge eines Verbrechens, deſſen Urheber uns noch unbekannt ſind“, oder „N. iſt geſtorben in Folge eines Verbrechens, deſſen Urheber uns Der und Der zu ſeyn ſcheint.“ In letzterem Falle erläßt der Coroner noch während der Sitzung einen Verhaftsbefehl gegen die Bezüchtigten, wornach ſie überall in Großbrittanien und in allen engliſchen Beſitzungen ergriffen werden müſſen.

Wie große Garantien dieſe vorläufige Inſtruction, dieſe Unterſuchung von zwölf unbetheiligten Bürgern, der Geſellſchaft leiſtet,

mag aus folgender Anekdote deutlich werden. Ein coroner's inquest hatte kürzlich in Norfolk über den Tod einer alten, nicht bemittelten Wittwe statt, von der es bekannt war, daß sie keine Feinde hatte. Der Körper der Verstorbenen war in ihrem eigenen Zimmer gefunden worden. Der Hals war durchschnitten und der rechten Hand schien ein blutiges Barbiermesser, das am Boden lag, entfallen zu seyn. Kein Meubel war in Unordnung gebracht, Nichts war entwendet. Es konnte an Meuchelmord kein Gedanke aufkommen. Man befragte die Nachbarn, und diese wußten, wie es zu gehen pflegt, zwanzig Ursachen, weßhalb die Wittwe sich ermordet haben mußte. Zwei Chirurgen waren derselben Meinung. Schon waren eilf Geschworene derselben beigetreten, nachdem sie an dem Leichnam vorübergegangen waren, mehr, um eine gesetzliche Form zu beobachten, als eine — wie sie glaubten — unnütze Untersuchung anzustellen. Da rief der Coroner den zwölften auf, der mit sichtbarem Abscheu sich entfernt hielt. Der Coroner machte ihm bemerklich, daß er ihn befragen müsse, um dem Gesetze genug zu thun. Dieser Geschworene, ein ehrlicher Ackerbauer, gehorchte endlich. Kaum aber hatte er sich dem Leichnam genähert, so rief er: „Ein Mord! Diese Frau ist ermordet!“ Ein allgemeines Erstaunen. Er aber fügte hinzu: „Sie hat braune Haare, seht Ihr denn aber nicht in ihren Nägeln rothe Haare kleben? Sie hat vor ihrer Ermordung mit einem rothhaarigen Menschen gekämpft.“ Hier richteten sich Aller Blicke auf den Schwiegersohn der Frau, der in der That rothe Haare hatte. Seine Verwirrung wurde bemerkt; man verhaftete ihn, und er erwartet sein Urtheil bei den nächsten Assisen. Welcher Gelehrte, welcher schwer besoldete Richter hätte mehr Beobachtung, mehr Scharfsinn gezeigt, als dieser unbesoldete Geschworene?

## Die Schachfigur.

Nie hat wohl das glänzendste Phänomen die gelehrte Welt so in Bewegung gesetzt, als der Schachspieler des Baron van Kempelen.

Dieser Automat erschien im Jahr 1770 in Preßburg, und forderte die geschicktesten Schachspieler, mit der Zuversicht zu gewinnen, zum Kampfe heraus. Man kann sich von der Gefälligkeit, der emphatischen Uebertreibung und den Lobeserhebungen keinen Begriff machen, womit die Journale den Erfinder dieses Automaten überschütteten; nach ihnen war es ein neuer Prometheus, der das Feuer des Himmels geraubt hatte, um sein Werk zu beleben. Alle möglichen Combinationen des Schachspiels mußte er voraus berechnet haben, so sicher waren die Züge des Automaten, seinem Mitspieler gegenüber.

Die Figur hatte einen prächtigen Turban auf dem Kopfe, und trug das reiche Costüm eines asiatischen Herrschers. Er saß vor einem Schachbrett, worauf alle Steine standen, und das auf einem Bureau oder Buffet von drei Fuß Höhe, zwei Fuß Breite und vier Fuß Länge befestigt war, und sich auf Rollen bewegte. In diesem Bureau waren die Federn, Räder und Walzen verborgen, wodurch die Maschine bewegt wurde. Bevor der Erfinder sie aufzog, öffnete er die Thüren und ließ die Anwesenden bemerken, daß die vielen Räder und Cylinder die Introduktion eines lebenden Wesens in diesem kleinen Raum vollkommen unmöglich machten. So bald sich ein Spieler fand, der den Kampf mit der Figur bestehen wollte, so nahm der Mechaniker einen langen Schlüssel zur Hand, um seine Maschine mit großem Ernste aufzuziehen, und man hörte deutlich das Schnarren der Räder, wie die einer großen Uhr. Dann richteten sich die Augen des Automaten auf das Schachbrett, und nach einigen Minuten eines scheinbaren Nachdenkens hob er langsam den Arm, streckte ihn nach dem Steine aus, den er nehmen wollte, packte ihn mit seinen Fingern, hob ihn auf und stellte ihn auf das Feld, wo er hingehörte. Vergebens suchte man, ihn durch einen falschen Zug zu verwirren. Bei dem kleinsten Fehler gegen die Regel schüttelte er unzufrieden den Kopf und stellte den Stein auf das Feld, wohin er gehörte. Mußte Schach geboten werden, so bewegten sich die Lippen des Automaten und es entschlüpfte ihnen ein rauher Ton, der ungefähr wie Sche klang, und hinlänglich war, um den Gegner aufmerksam zu machen. So war nichts vergessen, was die Illusion erhöhen konnte. Allein je sicherer und leichter die Bewegungen vor sich gingen, desto einleuchtender war es, daß sie von einer dirigirenden Kraft herrührten. Der Erfinder selbst gestand dies zu; aber welche war diese Kraft? wer war dieser eben so geschickte als kluge Lenker, der in einem so geistreichen Spiel so Außerordentliches leistete. Alle Augen, die sich auf Herrn van Kempelen richteten, suchten umsonst in seinen Blicken und Bewegungen seine Kunstgriffe, deren er sich bediente, zu entdecken. Oft kehrte er der Gesellschaft den Rücken und entfernte sich einige Schritte von ihr, indem er drei oder vier Züge thun ließ, ohne wieder einigen Antheil zu zeigen. Auch wurde die Maschine bald hier bald dort hingesetzt, um so jeden Argwohn, als stände sie mit dem Boden oder einem Nebenzimmer in Verbindung, zu zerstören.

Die Untersuchung, die man mit der Maschine vornahm, widerlegte sogleich die Meinung, als wäre ein Zwerg darin verborgen, der übrigens aus dem fast hermetisch geschlossenen Bureau das Spiel weder sehen, noch dirigiren konnte.

Das Geheimniß blieb auf diese Weise lange Zeit undurchdringlich, und der Automat besuchte die Hauptstädte von Deutschland, England und Frankreich; überall empfing man ihn mit einem außerordentlichen Beifall. Als er im Jahr 1783 nach Paris kam, neigte sich sein Gestirn etwas vor den berühmten Spielern des Café de la Regence. Allein man konnte von einem Philidor überwunden werden, und hatte dennoch wohl eine glänzende Bahn zu durchlaufen. Als der Automat nach Berlin zurückkam, warf er seinen Handschuh allen Herren vom Hofe des großen Friedrich zu, und hatte selbst die Ehre, sich mit diesem Monarchen zu messen, der ein großer Liebhaber des Schachspiels war. In einem Augenblick der regsten Bewunderung kaufte Friedrich die Maschine und das Geheimniß für eine große Summe, und so enthüllten sich ihm die Mysterien dieser unschuldigen Zauberei. Mit dem Wunderbaren war aber auch aller Reiz zerstört. Der Automat lag vergessen im Staube unter den alten Möbeln des Palastes und man dachte dreißig lange Jahre nicht mehr an ihn.

Eigentlich verdankt er seine Wiedererweckung zur Thätigkeit der Anwesenheit Napoleons in Berlin. Man zog ihn aus seinem Versteck hervor, umgab ihn mit seinem vormaligen Glanze, und stolz darauf, den Sieger von Austerlitz überwunden zu haben, begann er seine Reisen auf's Neue. London und Paris empfingen ihn wieder mit Beifall.

Wir gehen jetzt schnell über einige Jahre des abenteuerlichen Lebens unseres Helden hinweg. In Begleitung eines Erklärers, der in der Schule des Herrn van Kempelen gebildet war, und von der leitenden Kraft, ohne die er nichts thun konnte, wunderbar unterstützt, suchte der Automat jede Gelegenheit auf, um sich auszuzeichnen, und verließ nie den Kampfplatz, ohne mit Cäsar veni! vidi! vici! ausgerufen zu haben. So kam er endlich mit einem colossalen Rufe an den bairischen Hof. Die Ueberraschung, so wie der extatische Beifall blieben auch hier nicht aus, und der Eindruck war so stark, daß Prinz Eugen der Versuchung nicht widerstehen konnte, sich in dem Besitz des Kunstwerks zu wissen und in die geheime Wissenschaft eingeweiht zu werden, die solche Wunderdinge bewerkstelligte. Sein Wunsch wurde befriedigt um den Preis von 30,000 Franken. Nun kam der Augenblick, wo der Schleier gehoben werden, wo der unsichtbare Genius, die höhere Intelligenz sich enthüllen sollten, die bis jetzt über dem Schachbrette geschwebt hatten. Alle unbescheidenen Blicke wurden sorgfältig entfernt, der Prinz blieb allein mit dem Wissenden und dieser statt aller Erklärung öffnete die beiden Thüren der Maschine. Die Räder waren verschwunden und ein Mensch — ein wirklicher Schachspieler — befand sich an ihrer Stelle. Er saß auf einem sehr niedrigen Bänkchen und schien sich sehr unbehaglich zu fühlen. Man denke sich, wie groß bei diesem Anblick die Enttäuschung des neuen Besitzers wurde. Die Auflösung des Problems war nichts als ein einfaches Taschenspielerstück; die Räder, Federn und Cylinder waren nur dünne Scheiben, die auf einem Brett befestigt waren, das man nach Willkühr wegnehmen konnte.

Während der innere Mechanismus untersucht wurde, indem man die Thüren eine nach der andern öffnete, schlüpfte das versteckte Individuum in den Leib des Automaten, wobei es den Kopf auf die Knie beugen und die Füße kreuzweis unter den Leib ziehen mußte. Die Hälfte der Thür, welche noch geschlossen blieb, entzog ihn so den Blicken der Beschauer. Ein oder zwei Proben genügten, um ihn dieses Exercitium zu lehren, und ihm zugleich den Handgriff zu zeigen, wodurch er den Arm des Automaten in Bewegung setzte, wie auch die Schnur des Blasebalgs zu ziehen, wenn der Automat Schach zu bieten hatte. Ein kleines Wachslicht erleuchtete das Innere, und vor den Augen des Dirigenten befand sich ein kleines Reiseschachbrett mit numerirten Feldern. Ein anderes Schachbrett, gleichfalls numerirt, bildete den Plafond der Höhle, als untere Seite des Tisches, auf welchem der Automat spielte. Die Steine, welche unten stark mit Magnet bestrichen sind, bewegen kleine Stäbchen durch ihre Anziehungskraft, die auf jedem Felde dieses Verso angebracht sind. Der Dirigent erkennt auf solche Weise genau den Zug, den sein Gegner thut. Hierauf wiederholt er diesen Zug auf dem Schachbrette vor sich, thut den seinigen und läßt ihn dann von dem Automaten ausführen. Dieses geistreiche Mittel, eine Verbindung zwischen dem Aeußern und Innern der Maschine zu bewerkstelligen, war allein im Stande, die Aufmerksamkeit des Prinzen zu fesseln. Doch mochte er finden, das Geheimniß zu theuer erkauft zu haben. Um die Maschine gehörig benützen zu können, bedurfte er eines geschickten Schach-Spielers, der stets um ihn war, und dieses würde bald einem Jeden den Schlüssel zu dem Räthsel gegeben haben.

Der Prinz hatte also nur die Alternative, entweder den eingeübten Dirigenten bei sich zu behalten, oder den Automaten von Neuem

zu einer langen Ruhe zu verdammen. Er schien noch unentschieden über das, was er zu ergreifen hatte, als der geschickte Mechaniker selbst, der sich nur ungern von seinem Werke trennte, um die Gnade bat, die Interessen der von dem Käufer bezahlten Summen erstatten zu dürfen und es noch ferner der Welt zu zeigen. Der Vorschlag wurde angenommen, und der Mechaniker zog fort zu neuen Siegen. Frankreich und England empfingen ihn wie eine sehr alte Bekanntschaft, die man fast gänzlich aus dem Gedächtniß verloren hat; aber er besaß noch immer die Kraft, die Augen auf und das Geld an sich zu ziehen. Bis dahin war die Direktion des Innern nur stets den ausgezeichnetsten Spielern anvertraut worden. B . . . t in Paris und Lwé. in London hatten ohne Mühe stets über ihre Gegner gesiegt; der Eigenthümer jedoch wollte nunmehr einige Städte Englands, Schottlands und Hollands bereisen, wo der Automat noch nicht gesehen worden war. Hiezu brauchte er einen Meister im Schachspiel, der mit ihm reisen sollte. Er wandte sich an M . . . t, einen liebenswürdigen und lustigen Mann, der darein willigte, ihn zu begleiten und die Hälfte des Gewinns mit ihm zu theilen.

Ein vollkommener Sieg bezeichnete den Anfang ihrer Reise. Wo sie ihre Zelte aufschlugen, da eilten die Zuschauer in Haufen herbei, um dem interessanten Schauspiele beizuwohnen. Der Automat gab wie gewöhnlich stets einen Zug und einen Bauer vor und gewann dennoch immer die Parthie.

Die Spekulation glückte vollkommen, die schönste Harmonie herrschte zwischen den beiden Verbündeten, deren Rechnung stets auf jeder Station mit strengster Gewissenhaftigkeit regulirt wurde. Eines Tages jedoch war der Eigenthümer dem Dirigenten eine ziemliche Summe schuldig geblieben, deren Zahlung er ihm von Woche zu Woche, von Monat zu Monat verweigerte. Ein Jahr war verflossen und der Eigenthümer wollte noch immer nichts von der Zahlung wissen, da ersann M . . . t ein Mittel, um ihn dazu zu bringen.

Der Automat befand sich gerade in Amsterdam; der König von Holland hatte schon Morgens drei Viertel des Saales in Beschlag nehmen lassen und dafür eine Summe von 3000 Franken bezahlt. Der Eigenthümer bringt seinem Gefährten diese angenehme Nachricht. Man frühstückt sehr lustig, da man es in Kurzem mit einem gekrönten Haupte aufnehmen sollte. Eine halbe Stunde nach Mittag sollte die Sitzung beginnen. Mittag hat aber längst geschlagen, und der Dirigent, der in die Maschine spazieren soll, ist noch immer nicht da. Der Eigenthümer wird ungeduldig und eilt fort, um nach der Ursache dieses Ausbleibens sich zu erkundigen. Wie groß ist sein Schrecken, den Dirigenten zitternd im Bette anzutreffen. — Was seh' ich, was fehlt Euch? — Ich habe das Fieber. — Was soll das heißen? Ihr waret so eben noch ganz gesund. — Es kam plötzlich. — Der König wird kommen. — Er kann nach Hause fahren. — Was soll ich ihm sagen? — Daß der Automat das Fieber hat. — Genug des Scherzes. — Es fällt mir nicht ein, zu scherzen. — Nie hatten wir eine glänzendere Einnahme. — Man wird das Geld zurückgeben müssen. — So steht doch auf, um des Himmels willen. — Unmöglich. — Ich will einen Arzt holen lassen. — Umsonst. — Gibt's denn kein Mittel, dem Fieber Einhalt zu thun? — O ja, ein Mittel gibt es wohl. — Geschwind, welches? — Wenn Ihr mir geschwind die 1500 Franken zahlt, die Ihr mir schuldig seyd. — Die sollt Ihr haben.... gleich — heute Abend. — Nein, nein, jetzt.

Da der Eigenthümer sah, daß keine Zeit zu verlieren war, so holte er das Geld. Die Cur glückte trefflich und der Automat hatte nie so gut gespielt, wie dieses Mal.

Unsere Reisenden hatten ihren Umzug in den Provinzen vollendet, als der Eigenthümer des Automaten das Projekt machte, nach der neuen Welt zu reisen. Er wählte jetzt zu seinem Gefährten einen jungen Menschen, der aus Mühlhausen gebürtig war, und das Spiel in dem Café de la Regence erlernt hatte. Der Eigenthümer unterrichtete ihn, wie er sich unsichtbar zu machen hatte, und empfahl ihm vor allen Dingen, sich stille zu verhalten. „Und wenn Ihr Feuer schreien hört, so bleibt ruhig, ich komme Euch zu Hülfe."

Folgende Anekdote gab dem Eigenthümer Veranlassung, diese Bedingung stets seinem Vertrauten in's Gedächtniß zu rufen. Man erzählt sich, daß er einst auf seiner ersten Reise nach einer deutschen Stadt kam, wo ein berühmter Taschenspieler seine Vorstellungen gab. Der Automat hatte bald den Taschen-Spieler verdunkelt und dieser sann auf Rache. Er hatte durch einen Vertrauten herausgebracht, daß ein Mensch in der Maschine stecke. Bei der nächsten Vorstellung schrie er Feuer; die Zuschauer geriethen in Verwirrung, aber noch mehr der Automat, der den Tisch nebst seinem Gegner umwirft und wie närrisch auf der Erde herum rollt. Zum Glück hatte der Eigenthümer die Geistesgegenwart, ihn hinter einen Vorhang zu stoßen, wo er alsbald zur Ruhe gebracht wird. Die List des Taschenspielers, die bald entdeckt wurde, half diesem jedoch nicht. Der Zulauf blieb seinem Nebenbuhler.

Der Automat durchzog viele Jahre Nord-Amerika. Er besuchte nach und nach die

Hauptſtädte der vereinigten Staaten und Canada's. Jetzt zeigt er ſeine Künſte in Südamerika.

Wir entlehnen dieſe intereſſante Skizze dem Palamède, einem neuen, in Paris erſcheinenden Journal für Schachſpieler.

## Was die Liebe aus einem Schuhmacher machen kann!

Ein Schuhmacher verliebte ſich in die Frau ſeines Freundes, der ein Zimmermaler war. Nachdem die junge Frau vierzehn Tage lang die Zudringlichkeiten des Schuhmachers angehört hatte, glaubte ſie es nicht länger aushalten zu können, und entdeckte die Sache ihrem Manne. „So, ſo," ſagte der Maler, „jetzt bin ich nicht mehr erſtaunt darüber, daß er alle Tage daher kommt, um mir jenen Schrank abzuhandeln. Frau, wir müſſen uns verſtehen und ihn ernſtlich beſtrafen." — „Ich will es wohl," ſprach ſie.

Abends erſchien der Galan ſchöner und reizender als je. „Mein Mann iſt abweſend," ſprach die junge Frau; „er iſt auf ein Dorf gegangen, um ſich hundert Gulden von Jemand, der ihm ſchuldet, zu holen." — „Dann, liebes Weibchen, bleibe ich den ganzen Abend bei Dir!"

Und zwei Stunden vergingen im ſüßeſten Beieinanderſeyn. Der neue Don Juan drang in ſeine junge Schöne, ſeinen Wünſchen zu willfahren, und bediente ſich bald der Ueberredung, bald der Gewalt.

Mit einem Male ſprach die Schöne mit ſchneidendem Tone: „Bei Ihrem Metier, mein Lieber, haben Sie einen wahrlich unerträglichen Ledergeruch an ſich, nehmen Sie ein Bad und dann ſag' ich vielleicht nicht Nein."

Im Nebenzimmer ſtand die Badewanne des Zimmermalers; die Phyſiognomie des Schuhmachers blickte verlegen und mißtrauiſch auf die junge Frau; dann aber ermannte er ſich und ſtieg in die Wanne. Kaum war er einige Minuten darin, als heftig an die Thüre geklopft wurde. Die Frau ſprang auf und ſchrie: „Das iſt mein Mann!" Bei dieſen Worten ſank das Herz dem Schuhmacher, ſeine Zähne ſchlugen zuſammen und er ängſtigte ſich ſehr. Er wußte, daß der Zimmermaler keinen Spaß verſtand. „Mein Gott, retten Sie ſich!" — „Wohin?" fragte der Schuhmacher. — „Dort in jenen Schrank." Und er ſchlüpfte hinein.

Der Mann trat ein. „Verflucht!" ſchrie er, indem er ſeine Peitſche, Sporen, Mantel und Mütze auf den Boden warf. „Ich habe nicht einen Pfennig bekommen und habe Hunger wie ein Wolf." — „Hier, lieber Mann," ſagte die Frau mit ſanfter Stimme, „hier iſt kalter Braten und ein Glas Wein." Und der Zimmermaler ergriff zwei Meſſer und hatte ein teufliſches Vergnügen daran, ſie an einander wetzend zu ſchärfen, indeß der Schuhmacher nackt und triefend, im Schrank zuſammengekauert, mehr todt als lebendig war. „Jetzt, Frau, treibt mich aber die Noth. Morgen muß ich den Schrank verkaufen. Mein Freund, der Schuhmacher ſoll ihn haben." Bei dieſen Worten näherte er ſich dem Schranke und drehte den Schlüſſel im Schloſſe herum. Man kann denken, was der Schuhmacher inwendig für Geſichter ſchnitt. Der Maler aber beendigte ruhig ſeine Mahlzeit und dann ging man Schlafen.

Des andern Morgens um ſechs Uhr kamen vier ſtarke Leute und luden den Schrank auf eine Trage. Als ſie vor dem Laden des Schuhmachers angekommen waren, rief der Zimmermaler deſſen Frau heraus, die ängſtlich nach ihrem Manne fragte. „Ich weiß nicht, wo er ſteckt," antwortete der Maler, „dieß aber iſt der Schrank, den er mir abgekauft hat." In dieſem Augenblick drehte er den Schlüſſel um und öffnete die Thür. Aber zugleich ſah man einen über und über rothen Menſchen mit emporgeſträubten Haaren wie ein wildes Thier herausſpringen und ſich in den Laden werfen. Die arme Frau gerieth außer ſich vor Schrecken und ſchrie um Hülfe, und die Schuſterlehrlinge liefen herbei und ſchlugen ihren Meiſter lange und tüchtig, bis es ihm endlich gelang, ſich zu erkennen zu geben. Die treuloſe Malersfrau hatte nämlich in dem Bade eine tüchtige Doſis Leim auflöſen laſſen, und der Schrank war im Innern mit einer dichten Lage Ziegelmehl bedeckt. Und nun kann man denken, wie der arme Schuhmacher ausgeſehen haben mag. — Seit jenem Tage hat ſeine Galanterie aufgehört; er bleibt ruhig bei ſeinem Leiſten und wagt es kaum mehr, über die Straße zu gehen. Dieſer Vorfall ereignete ſich in einer bekannten Stadt am 1. Juli 1836.

## Athen.

Nachdem Herodot und andere ſehr empfehlungswerthe alte Perücken die Hieroglyphen, Krokodile, Ochſen und Zwiebeln Egyptens beſucht hatten, und dann mit ihren Folianten auf Papyrus heimkehrten und den Gewürzkrämern und andern guten Bürgern in Athen alle erſchauten Wunderdinge haarklein erzählten, da glaubten ſie wohl ſchon alle Weisheit mit Löffeln gegeſſen zu haben und dachten nicht daran, welche Zukunft noch dereinſt ihrer geliebten Vaterſtadt lächeln ſollte. Denn wer hätte wohl ſich noch vor einigen Jahren

einfallen laſſen ſollen, daß Athen Straßen-Laternen und Omnibus haben würde, und wirklich iſt es ſo. London expedirte in dieſen Tagen eine Lieferung Omnibus nach Athen. Das proſaiſche London ſetzt ſich mit dem poetiſchen Athen in Verbindung; Steinkohlen hauchen ihre Inſpirationen den Roſen Anakreons zu. Es werden in Athen mehre Omnibus-Linien ſtattfinden: von der Citadelle nach dem Piräus, von dem Phalerus nach dem Marktplatze und von der Akademie zum Tempel der Minerva.

Eine eigene Art von Omnibus wird von dem Hauſe der Aſpaſia zu den Bädern der Phryne fahren; andere von den Propyläen zu den Gärten des Plato, vom Tempel Neptuns zum Theſeustempel, und dann ſogar bis Eleuſis, doch wohl verſtanden an den Tagen, wo keine Myſterien gehalten werden. Alle dieſe Fahrten ſollen gleichwie in Paris nur ſechs Sous koſten; man kann denken, welchen Beifall dieſe Einrichtung bei den Griechen erhalten wird. Sechs Sous wird in Zukunft ein griechiſches Wort werden, wie Zwanziger ſchon längſt ein italieniſches geworden und Omnibus ein Wort iſt, das in der ganzen Welt verſtanden wird.

## Der karrikaturisirte Karrikaturist.

Dantan, deſſen muthwilligem Talente alle Künſtler ihre Züge zum verzerrten Bilde leihen mußten, iſt jetzt von der ſanfteſten Kunſt vor ein ſtrenges Gericht gezogen worden und noch dazu iſt es eine Dame, welche dieſes unternahm. Mademoiſelle Joſephine Pion hat nämlich eine muſikaliſche Charge unter dem Titel Dantan erſcheinen laſſen. Obgleich wir nicht wiſſen, was wir hierunter verſtehen ſollen, ſo melden wir doch, daß die Pariſer ſich eine vollſtändige Niederlage Dantans durch die junge Dame verſprechen.

## Vermischtes.

Ein Schweizer Journal meldet, daß eine alte Dienerin Rouſſeau's Magdalena Meſmer, die während ſeines Aufenthalts in Moutiers um ihn war, noch jetzt in Vandoeuvre, 85 Jahre alt, lebt. Ihr Geiſt iſt friſch und heiter und ſie erinnert ſich vollkommen jener Zeit. Sie ſagt, daß ſie von Rouſſeau ſchreiben und leſen gelernt habe.

# Telegraph von Deutschland.

## Neuere Dichter.

In der Münchner Landbötin wird der Geburtstag der Königin beſungen. In dem Gedicht heißt es unter Anderem:

Deine Vaterhand beſchenkte uns auch an dem Tage,
Der von den Höhen des Himmels im röthlichen Glanze daherflieg, (!)
Mit der Theres, nach der ſo viel Herzen
ſo ſehnſuchtsvoll ſeufzten,
u. ſ. w.

Solche Ausbrüche ſollte die Cenſur wahrlich nicht paſſiren laſſen! —

## Theater.

In Breslau gaben ſie Leſſing's Minna ſtreng im Coſtüme der Zeit. Im Wirthszimmer war Friedrich's Bild in Lebensgröße aufgehängt, wie es damals in ganz Deutſchland Haus für Haus zu finden war. Die Vorſtellung war gut und gereichte dem Theater zur Ehre. Wir freuen uns, wenn wir ſo etwas zur allgemeinen Kunde bringen können. Minna hat ſo viel Beifall davon getragen, daß das Stück ſeitdem wiederholt werden mußte.

— Herr von Holtei iſt Schauſpiel-Direktor geworden. Mit einer kleinen, aber

gewählten Gesellschaft gedenkt er sein Vaterland Schlesien zu bereisen. Herr von Holtei kann gute Geschäfte machen; er und seine Frau sind vorzügliche Mitglieder und die meisten seiner Stücke haben überall gefallen. — Armer Holtei! —

— Man meldet aus Berlin: Rossini's „Barbier von Sevilla" war das letzte Auftreten des Herrn Holzmiller auf der Königstädtischen Bühne. Das Publikum war sehr zahlreich versammelt, um dem Künstler zu danken für sein Mitwirken bei den vielen musikalischen Genüssen, die während seines sechsjährigen Aufenthalts in Berlin vom Königstädtischen Theater ausgingen. Er sang auch an diesem Abend (als „Graf Almaviva") hinreißend schön, in einer Gesangs-Gattung, deren Bahn er erst seit Kurzem betreten. Herr Holzmiller wurde, so wie er auf der Bühne erschien, lebhaft begrüßt, nach jedem Gesang, oft mitten darin, rauschend applaudirt, und schon nach dem ersten Akt gerufen. Im zweiten Akt, wo er den „Musikmeister" spielt, extemporirte Herr Genée („Doktor Bartolo"): da er Unterricht im Gesange ertheile, müsse er doch auch singen können, und möge also etwas zum Besten geben, ein Schweizerisches Lied etwa. Das Publikum stimmte sogleich mit ein, und Herr Holzmiller trug das Begehrte ganz vorzüglich vor. Hiernach wünschte man noch „Bertrand's Abschied"; der Künstler sang auch dies Lied mit Kraft und Seele. Nachdem es beendet, sagte „Doktor Bartolo" dankbar: „Man merkt's, Sie verstehen Ihre Sache!" und das Publikum unterließ nicht, diese Aeußerung mit Jubel, Zuruf und Applaus zu bestätigen. Am Schluß wurden Herrn Holzmiller Gedichte, Blumen und ein Lorbeerkranz geweiht, den Dem. Hähnel dem Gefeierten überreichte. Als der Vorhang gefallen, rief man ihn noch zweimal; die Hauptpersonen der Darstellung führten ihn vor und er sprach seinen Dank aus, versichernd: es komme aus dem Innersten seines Herzens, daß er Berlin und sein Publikum nie vergessen werde. —

## Rad — 1836!

Görlitz. Am 5. Juli erlitt hier der seit 2½ Jahren im hiesigen Inquisitoriat in Untersuchung gewesene Starke, welcher den Häusler K. zu Neuhammer, mit dessen Frau er verbotenen Umgang gepflogen, in seiner Wohnung erschossen hatte, die Strafe des Rades.

## Allerlei.

Aus dem Leipziger Tagblatt:

„Bitte. Alle diejenigen, welche, um von der Insel Buen Retiro trocken nach Hause gehen zu können, schon seit längerer Zeit Kleidungsstücke von mir geliehen haben, werden hiemit ersucht, mir selbige so bald als möglich zukommen zu lassen, im Falle sie nicht mit Namen angeführt werden wollen."

Karl Köhler.

— Die schöne Denkmünze, welche dem Herrn Dr. Gabriel Riesser seine Glaubensgenossen in Hamburg in der Loos'schen Medaillen-Münze in Berlin haben prägen lassen, ist dort zur Ansicht für Freunde niedergelegt.

— In Berlin macht ein Feuerwerker bekannt, er werde darstellen: „Neptunus equester — Poseidon hyppios — im Kampf mit Meerungeheuern." Das nenn' ich eine Anzeige für's Volk und verständliche Einladung zu einem Volksspektakel. O die verdrehte Welt! Und wir lachen andere Nationen aus! —

— Gusikow ist in Frankfurt eingetroffen und wird dort Conzerte geben.

## Nekrologe.

— In München starben zwei würdige Männer: der erste Bürgermeister der Hauptstadt, Franz von Paula, Edler von Mittermayer, 71 Jahre alt, und der Stadtkommandant, Generallieutenant Freiherr v. Ströhl im 77sten Lebensjahre.

## Die artistischen Beilagen.

Wir übergeben unsern Lesern mit dem heutigen Hefte:

1) Die Hermannsschlacht. Stahlstich nach einer Zeichnung von Fellner, von Carl Mayer.
2) Lied aus „Sarah" von Grisar.

August Lewald.

# Traum und Wirklichkeit.

## Eine kurze Geſchichte.

### 1.

### Conjungo vos.

Es war ein vollkommen paſſendes Paar, der Herr Edmund L. und Fräulein Liſine R. Alter, Vermögen, Stellung in der Geſellſchaft, Alles ſtimmte überein; er war ſechs und dreißig Jahre, ſie zwei und zwanzig alt. Er beſaß 6 — 7000 Gulden Einkünfte, und außerdem ein ſehr ehrenvolles oder mit andern Worten ſehr einträgliches Amt. Sie bekam 200,000 Gulden mit, und hatte dabei noch Hoffnungen, d. h., Vater und Mutter, Onkel und Tanten lebten noch, die man alle zu begraben hoffen durfte; das ſind, wie Jedermann weiß, ganz angenehme Dinge. Edmund war ein wohl ausſehender Mann, von feinen Manieren, Liſine — ich hab' es wohl kaum nöthig, zu ſagen — Liſine war eine hübſche Frau.

Beide Gatten waren alſo zur Welt gekommen, um miteinander zu leben; ihre beiden Exiſtenzen fügten ſich ſo trefflich zuſammen, wie die Stücke eines Geduldſpiels. Eine ſolche Hochzeit iſt übrigens zu merkwürdig, als daß ich nicht Alles daran geſetzt hätte, dabei zu ſeyn. Ich habe oft einen größern Weg zurückgelegt um weit minder merkwürdige Dinge. Es gelang mir: ich wurde eingeladen. Aber da ich Niemand in der Geſellſchaft kannte, ſo war es natürlich, daß nur Die, welche gleichfalls Niemand kannten, ſich mit mir in ein Geſpräch einließen.

„Ein ſchönes Paar," ſagte ein Herr im ſchwarzen Kleide zu mir, während ich die Neuvermählten in den Wagen ſteigen ſah.

„Ein ſehr ſchönes Paar," erwiderte ich.

Dann, als man an der Kirchthür aus dem Wagen ſtieg:

„Das wird ein herrliches Haus werden," ſagte ein Anderer zu mir.

„Ein herrliches Haus," war meine Antwort.

Nach beendigter Ceremonie, als wir die Stufen vor der Kirche hinabſtiegen, befand ich mich zufällig neben einer alten Dame, der ich meinen Arm anbieten mußte.

„Die jungen Leute werden recht glücklich ſeyn," ſprach ſie.

„Sie ſind recht glücklich," entgegnete ich.

In der That leuchteten beide Geſichter noch mehr, als es an Hochzeitstagen gewöhnlich iſt, und ich glaubte zu bemerken, daß, als ſie in den Wagen ſtieg, Fräulein Liſine, ich wollte ſagen, Madame L., ſich ſehr vertrauensvoll auf den Arm ihres Gemahls ſtützte.

Da ſagte ich unwillkürlich zu mir ſelbſt: „Sie werden ſehr glücklich ſeyn!"

Aber in der Nacht geſchah es, daß ich gerade, als es zwei Uhr ſchlug, aufwachte, und nun — gleichſam wie in Gedanken — die Worte wiederholte:

Ein ſchönes Paar!

Ein herrliches Haus!

Sie werden ſehr glücklich ſeyn!

Sie ſind ſehr glücklich!

Und darauf ſchlief ich wieder ein.

## 2.

## Das Glas Zuckerwasser.

Acht Tage nach jener merkwürdigen Nacht, wo ich um zwei Uhr zufällig aufwachte, ſah ich Herrn L. vor ſeinem Hauſe aus dem Wagen ſteigen. Er trat unangemeldet in das Boudoir ſeiner Frau und fand ſie nachdenkend. Ein Glas Zuckerwaſſer ſtand auf dem Gueridon.

„Guten Tag, Liſine, haſt Du Dich zu dem heutigen Ball vorbereitet?"

„Und werden wir denn auf dieſen Ball gehen?"

„Willſt Du nicht?"

„Nein. Ich liebte ſonſt die Bälle, weil ich immer hoffte, daß dort ein Mann, der meine Seele in meinem Blicke verſtünde, ſich mir enthüllen würde; jetzt aber, da ich Niemand mehr zu ſuchen habe, was ſoll ich auf dem Ball? Du tanzeſt nie."

„Man muß doch nicht, wenn man verheirathet iſt, ſich von aller Geſellſchaft losſagen. Ich für meinen Theil mache mir nicht viel aus dem Ball, wo ich mich doch nur ſo ſo unterhalten werde. Du aber mußt, wenn ich ihn aufgeben ſoll, mir etwas vorſchlagen, was uns mindeſtens eben ſo gut den Abend ausfüllt."

„Ach, was ich Dir vorschlüge, würde Dir doch nicht behagen. Geh' auf den Ball ohne mich; ich bitte Dich darum."

„Sage mir erst, was Du möchtest. Ich bin neugierig, zu erfahren, wie Du Deinen Abend hinzubringen denkst."

„Du würdest es lächerlich finden und ich will mich nicht auslachen lassen."

„So geh' doch; das ist unvermeidlich bei Leuten, die so nahe beisammen leben. Sprich, Lisinchen; solltest Du schon Geheimnisse vor mir haben?"

„Nun, so höre denn! Du wirst mich aber sicher auslachen. Ich habe Dir Folgendes vorzuschlagen. Wir sollten uns Beide in einen offenen Wagen setzen und nach dem nahen Wäldchen fahren, neben einander sitzend, die Hände verschlungen, Alles auf der Welt rings umher vergessend, den Gang des Mondes und der Gestirne beobachtend, die tausend Harmonien der Nacht anhörend und uns ganz hingebend den sanften Träumereien, welche durch die Bewegung des Wagens so leicht in uns hervorgerufen werden. Aber Du, Edmund, kennst nicht solche Vergnügungen!" fügte sie dann mit einem kleinen Anflug von Verdruß und Scham hinzu.

„Mein Gott, ich liebte sie wie Du, als ich auch so ein zwanzig Jährchen alt war. Unglücklicher Weise sind sechszehn Jahre seitdem verstrichen, und in sechszehn Jahren hat die schöne Poesie wohl Zeit, davon zu fliegen."

„So haben wir uns also zu spät kennen gelernt!"

„Zu spät? Je nachdem! Hätten wir unsere Bekanntschaft vor sechszehn Jahren gemacht, so würde uns Das auch nicht sehr glücklich gemacht haben. Du warst damals noch fast in den Windeln."

„Warum denn aber hast Du mich geheirathet, wenn die Poesie Dich so ganz verlassen hat?"

Nur sehr schüchtern und stark erröthend wagte Lisine diese Frage, die zwar einen Vorwurf enthielt, dennoch aber durch ihre Naivität ihrem Gatten ein Lächeln abnöthigte. Dessen ungeachtet war in seiner Antwort einige Laune bemerkbar.

„Mit jedem Andern wär' es Dir eben so gegangen, wenn Du nicht ein Kind genommen hättest."

„Also muß man ein Kind seyn, um an das vollkommene Glück zweier Wesen zu glauben, die sich lieben, zweier Gedanken, die sich in Eins verschmelzen, zweier Leben, die sich umschlingen, zweier Herzen, die unisono schlagen? So muß man ein Kind seyn, um an die Ewigkeit einer reinen Liebe zu glauben? Ach, Du glaubst nicht daran! So glaubst Du auch nicht an die Unsterblichkeit der Seele, glaubst nicht an Gott, glaubst mithin an Nichts!"

„Arme Lisine! Komm her und höre! Denke Dir nur, daß seit drei- oder vierhundert Jahren jeder Schüler, der aus seinem Collegium kommt, sich unmittelbar hinsetzt, um einen Roman zu dichten, worin er den Gedanken, den

Du ſo eben ausdrückteſt, zu geſtalten und zu entwickeln ſucht, und deſſen ungeachtet vierzehn Tage darauf ſelbſt nicht mehr daran denkt.“

„Das beweist, daß der Verkehr der Menſchen alle richtigen und tröſtlichen Gedanken zerſtört und weiter nichts.“

„Tröſtlich, das gebe ich zu, aber richtig nicht. Als Beweis ſage ich Dir, daß wenn das Alter Dich empfänglicher für die Eindrücke des Verſtandes als des Gefühls gemacht haben wird, Du auch aufhören wirſt, über alle dieſe ſchönen Dinge zu predigen.“

„O gewiß nicht! Lieber würde ich ſterben, als mich zu Deinen gräßlichen Lehren bekennen.“

Und indem ſie das ſagte, ergriff ſie ihr Glas Zuckerwaſſer, das vor ihr auf dem Gueridon ſtand.

„Ich werde ſicherlich Deine Bekehrung nicht unternehmen,“ antwortete Edmund; „ſie wird auch ohne meine Bemühungen vor ſich gehen.“

„Und erlaubſt Du mir, die Deinige zu verſuchen und zu hoffen?“

„Zu verſuchen, ja, zu hoffen nicht; denn das hieße Dir eine leere Hoffnung vorſpiegeln.“

Liſine rührte ihr Zuckerwaſſer mit einem Vermeil-Löffel um; Edmund ſetzte ſich zu ihr und umarmte ſie.

„Geh, Liſinchen,“ ſprach er, „wir müſſen uns beſcheiden, wir können uns nur recht ruhig, recht bürgerlich, recht ehelich lieben, ohne Extaſe, ohne Schwärmerei, ohne gewaltſame Ausbrüche. Unſer Glück iſt nur ein kleines Glück, kein übermäßig großes, das iſt wahr, nicht ſehr befriedigend für eine lebhafte Einbildungskraft, aber auch ganz und gar ohne Stürme. Wenn das Meer ruhig iſt, ſo wird man zwar von ſeinem Anblick nicht ſehr ergriffen, aber man erlangt ein Wohlbefinden, das auch ſeinen Werth hat. Finden wir gleich nicht, wie Du es hoffteſt, unſer höchſtes Glück in einer wechſelſeitigen Beſchauung, ſo werden wir dadurch hinlänglich entſchädigt, daß eine Trennung von wenigen Tagen auch nicht zu einem ſchrecklichen Unglück für uns wird. Du wirſt Dich nach und nach an dieſe poſitivere, irdiſchere Weiſe, die Dinge anzuſehen, gewöhnen, und jene Wallungen des Herzens, die Du heute noch als ein ſo hohes Gut betrachteſt, werden Dir endlich fad und kindiſch vorkommen. Nicht ſechs Monate rauſchen vorüber und dieſe Veränderung wird mit Dir vorgegangen ſeyn.“ Und Liſine rührte immer in ihrem Zuckerwaſſer.

„Nun, kleine Schwärmerin,“ nahm Edmund bald wieder das Wort, „werden wir alſo auf den Ball gehen?“

„Du ſollſt gleich Antwort haben,“ ſprach Liſine und ſetzte das Glas an die Lippen. Und ſie leerte es bis auf den letzten Tropfen, dann ergriff ſie die Hand ihres Mannes und drückte ſie in der ihrigen.

„Lebe wohl, mein Freund; es thut mir leid, Dich zu verlaſſen, denn Du wardſt rein geboren, aber das Glück, das Du mir bieteſt, iſt nicht für mich.“

„Was ſoll Das heißen!“ ſchrie er; „um Gottes willen! was enthielt dieſes Glas?“

„Arſenik,“ ſprach ſie, „den ich mir am Abend vor unſerer Hochzeit verſchafft hatte, mit dem feſten Entſchluſſe, mich ſeiner zu bedienen, wie ich es gethan, wenn nicht mein neuer Stand allen Bedingungen meines Daſeyns entſprechen würde.“

„O mein Gott, mein Gott!“ rief Edmund, indem er mit großen Schritten im Zimmer auf und ab ging, „gib, daß in ihren Reden nichts Wahres ſey! Nein, das kann nicht ſeyn, das wird nicht ſeyn, das iſt nicht!“

„Lebe wohl, mein Freund,“ wiederholte Liſine ſanft, und ſie fühlte ſchon die brennende Hölle in ihren Eingeweiden.

„Himmel, ich verliere eine koſtbare Zeit,“ ſchrie plötzlich Edmund auf. Er ſchellte ſeinen Dienern und ließ alle Aerzte und alle Gegengifte herbeiholen, die zu finden waren.

Liſine ſagte, daß es unnöthig ſey.

Und in der That, noch ehe die Hilfe herbeikam, entſtanden ſchreckliche Convulſionen, in denen ſie den Geiſt aufgab.

## 3.

## Requiescat in pace.

Ich fand bei der Beerdigung der Madame L. dieſelben Leute wieder, die ich bei ihrer Vermählung angetroffen hatte.

„Arme Frau,“ ſagte Einer.

„So jung,“ der Zweite.

„So intereſſant,“ der Dritte.

Und ich antwortete allen Dreien: „Es iſt recht traurig.“

„Aber wiſſen Sie denn?“

„Wie iſt es aber zugegangen?“

„Können Sie mir erklären?“

„Ach, meine Freunde, die Geſchichte dieſer Frau iſt die Geſchichte ſo Vieler. Die meiſten nehmen nur die Verzweiflung nicht ſo ernſt; ſie ſuchen ihren Troſt bald in der Wirthſchaft, bald in der Toilette, ſie beſuchen Bälle, ſie begehen Untreue, Alles, um ihren nagenden Dämon im Innern zu beſchwichtigen.

Darüber wie über Geſchmack und Farben läßt ſich nicht ſtreiten.

# Jean Jean Paquerette.

## Chapitre I.

### La Naissance.

Le 15 Août 1870, à Montmartre, au numéro 9 bis de la rue Caulaincourt, dans une petite chambre du troisième étage, une femme était en travail d'enfant. Elle était seule, sa mère, qui habitait le même immeuble, venait de descendre chez la concierge pour y chercher un peu de tisane. Elle remonta bientôt, et, ouvrant la porte, elle entra dans la chambre, tenant à la main une tasse fumante. Elle s'approcha du lit, et, voyant sa fille, elle lui dit : « Tiens, bois ça, ma fille, ça te fera du bien. » Mais la jeune femme ne répondit pas. Elle était morte.

für dieſe Eile. Hier, wie ſo oft ſonſt im Leben, ging mir's ſo, daß mir der Anblick des Schönen widerwärtig war, wenn ich mich nicht darein vertiefen durfte. Vortreffliche Niederländer! Einer Landſchaft von „Dujardin" würde ich in dieſer Gattung den Preis geben. Ein Paar „Honthorſts" ſah ich, die aber keinen Vergleich aushalten mit dem Bilde von den „Jüngern zu Emaus," dem Du noch immer mit Schmerzen nachſeufzeſt. — Mehre copirende Damen ſaßen in der Gallerie.

Von Carlsruhe aus kam ich neben überluſtige Franzoſen zu ſitzen. Das Menſchenkenntniß-Sammeln iſt nicht immer das angenehmſte Geſchäft. Singen, Anekdoten erzählen, Schreien ꝛc. wechſelten ab. Ein deutſcher Mathematikus machte ein trauriges Geſicht dazu. Ich ſtudirte meinen Gemälde-Katalog. In Straßburg langten wir des Nachts um eilf Uhr an. Alles Gepäcke, alle Koffers wurden bei der Douane viſitirt, bis auf wenige Ausnahmen. Darunter war zum Glück auch mein Koffer, der ſo ſorgfältig gepackte. Des andern Morgens wanderte ich behaglich durch die mir ſchon bekannten Straßen. Es war, wie damals bei uns, Markttag, der Verkehr ſehr lebendig. Das Geraſſel der Packwagen mit den gedrungenen Pferden, ihre Schellen, Zotteln, ihr fremdartiges Geſchirr, das Holzſchuhegeklapper, die dienſtfertigen Stiefelwichſer, das emſige Hin- und Herwandeln der Leute, manches hübſche Geſicht unter dem Häubchen, der Fiſchmarkt, wo einſt Göthe gewohnt, der Canal, von wo aus das herrliche Münſter ſich beſonders maleriſch darſtellt, — dieſe Bilder beſchäftigten mich ſehr.

Weil ich Alles, was mir neu war, in den Straßen, unter den Kaufhallen recht genau betrachtete, ſo wurde ich da und dort ausgelacht. Iſt es denn nicht genug, daß wir an dem Täglichen aus leidiger Gewohnheit ſtumpf vorübergehen? Sollen wir auch an dem Neuem nichts mehr ſehen und intereſſant finden. Es gilt für philiſterhaft, neugierig zu ſchauen oder gar zu erſtaunen. Mir erſcheint das allgemeine ſtupide „nil admirari" als die größte aller Philiſtereien. — Ich ging in die Citadelle und zweimal in's Münſter. Meine Gedanken über dieſen wunderbaren Bau ſchreibe ich ein andermal.

Um 12 Uhr fuhr ich auf der Diligence nach Colmar ab. Die Geſellſchaft: Deutſchredende, judaiſirende Handelsleute, eine triefaugige, ſchnupfende Alte, eine hübſche Frau mit einem Kinde, ein junger Rechtsgelehrter. Der Tag war herrlich, die Gegend ſehr ſchön, Links Dörfer mit Fabrikgebäuden, Klöſtern, der Rhone-Rheincanal ſchnurgerade mit einer Pappel-Allee beſetzt, die Vogeſen in wirkſamſter Beleuchtung. Der Katzenkopf oder Hornisgrind und der Feldberg mit ſeinen hohen Nachbarn waren beſchneit.

Schlettſtadt gegenüber ſtellten ſich die Vogeſen höchſt ſchaubar dar; die Thalöffnungen erlaubten ahnungsvolle Hineinblicke; Schlöſſer thronten auf den Bergzinnen. In Colmar war es Nacht. Ich durchpilgerte die Stadt, um doch die Schattenriſſe der Straßen und großen Bauten mitzunehmen. Mit

ſolchen chineſiſchen Schattenbildern nehmen Viele auf ihren Reiſen, wohl auch auf ihrer Lebensreiſe, vorlieb und nennen uns dann die imponirenden Namen der Dinge, die ſie geſehen. Was eigentlich „ſehen“ heißt, das lernt man, dünkt mich, nur recht an und in der Kunſt. Da hat es keine Grenzen.

Donnerſtags den 5. November, Morgens, lud ich meinen Koffer auf einen kleinen Karren und pilgerte an der Seite des Alten, der ihn zog, langſam den Vogeſen zu. Es war ein düſterer Morgen; mir behagte jedoch, ungehemmt, ungerüttelt um mich blicken zu können. Man glaubt nicht, wie die bebende Bewegung zu Wagen und ſein monotones Knarren das Sehen hindert und uns um alle vernünftige und weiter greifende Gedanken und Empfindungen bringt. Man iſt dieſem Schnarrwerk eben mit Leib und Seele verſchrieben, und vergißt Alles wieder, was man ſo ruck- und ſtückweiſe geſchaut hat.

Die ganze Gegend hatte einen mir neuen Styl. Die hohen Ruinen eines abgebrannten Kloſters bei Iſenheim gaben ein annehmbares Bild. Der höchſte Gipfel der Vogeſen, Balgon (Belchen?), war beſchneit; die Berge erſchienen wunderbar in einander verſchoben. Im Thale liegt das Fabrikſtädtchen Guebwiller. Pappeln, Laubholz, Tannen formirten ſchöne Baumgruppen. Wer auf dergleichen Momente ſehen mag, der hat eigentlich nie Langeweile; und keine Gegend iſt hieran ganz leer. Was haben die Niederländer aus ihrem Flachlande gemacht?

Der Menſchenſchlag erſchien mir ſchlank, zart, gefällig. Nur die ſchlafmützenartigen Hauben des weiblichen Geſchlechts wollten mir nicht einleuchten. Das Städtchen Sulz umgingen wir wegen des Karrens. Es fing an zu ſchneien. Das Schloß Ollwiller, wahrſcheinlich einſt das Beſitzthum eines franzöſiſchen Großen, nun eines reichen Bürgers, erblickten wir bald, wie es am Fuße des Gebirges ſich an einen Wald anlehnt, und an der Oſtſeite von Rebhügeln begrenzt iſt. Es bildet ein Quadrat von etwas geziertem Styl, gegen die Gebirgsſeite offen. Daneben ſtehen mehre Oekonomiegebäude und bilden zwei große Höfe. Der Mitte gegenüber iſt der Wald durchgehauen. Denkt euch hier Vaſen auf hohen Fußgeſtellen, Hütten, Bänke und andere Anlagen ſchicklich vertheilt, nach der Thalſeite hin aber in engliſchem Geſchmack herrliche Buſchwerke und Baumgruppen, Seen, Inſeln, Brücken, Schiffe, künſtliche Felſen, Waſſerfälle, Schwäne, Gewächshäuſer ꝛc., ſo habt ihr den heiterſten Sommeraufenthalt. Ich transponirte in Gedanken alles das in die warme Jahreszeit, ich ließ wachſen, grünen, blühen, duften, ich vertheilte die ſchönſten Pomeranzen- und Citronenbäume umher, ich ſtaffirte die Räume mit menſchlichen und thieriſchen Geſtalten, und hoffte dieſen phantaſtiſchen Genuß ſeiner Zeit in der Wirklichkeit zu erleben.

Ich wurde von dem zeitlichen Bewohner freundlich aufgenommen. Er zeigte den Welt-, den Biedermann, in deſſen Weſen, in deſſen Familienleben man mit Achtung hineinblickt. Sie bewohnen eines der Nebengebäude. Mein

Schlafgemach wurde mir im Schloß angewieſen; ein Zimmer, wohl ſechszehn Fuß hoch, Kamin, Tiſchplatten von Marmor, Teppiche gebreitet, Nichts modern, aber Alles bequem und von höchſter Dauer.

Ich ſaß in einem vergoldeten Altvaterſeſſel am kniſternden Kaminfeuer, die einzige lebende Menſchenſeele im ganzen Schloſſe. Ich hielt mich ruhig und ſtill, und wenn ich ſo den unbeweglich Sitzenden im Wandſpiegel anſah, ſo graute mir vor mir ſelbſt, als wäre ich, ein Sonderling eigener Art, aus der alten Zeit her wie erſtarrt ſitzen geblieben, während draußen in der Welt Alles ſo ganz anders geworden war. — Eine Ziegelbrennerei iſt hier eingerichtet. Mit Maſchinen, Pferden, Vieh ꝛc. iſt das Gut wohl verſehen. Letzteres weidet des Sommers auf den Bergen, wo gekäſet wird. Eine Art Alpenwirthſchaft.

Das Wetter war ein wenig abſcheulich; keine Ausſicht, ſchlechter Weg. In Cernay, einer Fabrikſtadt, kamen wir wieder auf die Lyoner Straße. Da begann auch wieder Leben, Wandel, Diligence, Frachtwagen mit ihren Zottelpferden und Schellenklang, Eſelskarren ꝛc.

Wir lenkten auf der Mühlhauſer Straße in das Thal von St. Amarin ein, das das Flüßchen Thur durchſtrömt. Bei dem Städtchen Thann rücken die Berge ſehr nahe zuſammen. Die gothiſche Kirche trat endlich aus dem Nebel hervor. Nie hätte ich vordem geglaubt, dieſen Bau, den ich von einem Blatt von „Quaglio“ her kannte, je leibhaftig zu ſchauen. Dieſer Künſtler hatte das von der Zeit Angegriffene, das Bemooste dieſer ehrwürdigen Denkmäler recht in der fühlenden Hand. Wie freut uns nicht, was wir von ihm beſitzen!

Der Thurm der Kirche iſt noch kleiner, als der der Frauenkirche in Eßlingen, und die Pyramide meines Erachtens nicht ſo ſchön, als dieſe. — Die Berge warfen ihre Mäntel und Nebelkappen ab und ſtanden auf einmal in den ſchroffeſten, pittoreskeſten Formen da. Die Anſicht von Thann iſt ausnehmend ſchön.

Wir gingen in die Kirche, wo ich außer ſieben Fenſtern mit Glasmalereien weiter nichts Bemerkenswerthes fand. Das Seitenportal iſt ſehr groß und ſchön verziert. Die nördliche Seite des Schiffs iſt ſchöner als die ſüdliche.

Alles ſpricht hier auf der Sprachſcheide franzöſiſch; man hört wenig und ſchlechtes Deutſch. Durch das Thal, das nach hinten viel enger und ſteiler anſteigend wird, geht ein Hauptpaß in's Innere von Frankreich. Die Verbündeten zogen hier durch. Herr G. half ihn als Capitain der Artillerie vertheidigen.

Nun kamen Fabriken an Fabriken. Die Kirchgängerinnen waren in ſchreiende Farben, roth und grün, wie die Schwarzwaldthälerinnen der badiſchen Seite, gekleidet und trugen ein weißes Franzentuch auf dem Scheitel. — Wir paſſirten St. Amarin und gelangten endlich an unſern Beſtimmungsort. Durch

a single Bible-text, and it is not to be wondered at that the Bible-text should be the most frequently used. Next to the Bible-text in frequency of use are the Psalms, and then the Gospels. Every part of the Bible has been used, but the Apocrypha is rarely found. Of the Bible-texts, the most frequently used are those which are most familiar to the people, and which are most suitable for the purpose of the inscription. Thus, the Psalms are frequently used for funeral inscriptions, and the Gospels for inscriptions on churches. Of the Psalms, the most frequently used are the 23rd, 121st, 127th, 130th, and 139th. Of the Gospels, the most frequently used are the Sermon on the Mount, the Lord's Prayer, and the Beatitudes. The Epistles are rarely used, and the Book of Revelation is rarely used. The Old Testament is more frequently used than the New Testament. The Book of Genesis is frequently used, and the Book of Exodus is frequently used. The Book of Leviticus is rarely used, and the Book of Numbers is rarely used. The Book of Deuteronomy is frequently used, and the Book of Joshua is frequently used. The Book of Judges is rarely used, and the Book of Ruth is rarely used. The Book of Samuel is frequently used, and the Book of Kings is frequently used. The Book of Chronicles is rarely used, and the Book of Ezra is rarely used. The Book of Nehemiah is rarely used, and the Book of Esther is rarely used. The Book of Job is frequently used, and the Book of Proverbs is frequently used. The Book of Ecclesiastes is rarely used, and the Book of Song of Solomon is rarely used. The Book of Isaiah is frequently used, and the Book of Jeremiah is frequently used. The Book of Lamentations is rarely used, and the Book of Ezekiel is rarely used. The Book of Daniel is frequently used, and the Book of Hosea is frequently used. The Book of Joel is rarely used, and the Book of Amos is rarely used. The Book of Obadiah is rarely used, and the Book of Jonah is rarely used. The Book of Micah is rarely used, and the Book of Nahum is rarely used. The Book of Habakkuk is rarely used, and the Book of Zephaniah is rarely used. The Book of Haggai is rarely used, and the Book of Zechariah is rarely used. The Book of Malachi is rarely used.

behaglich ergehen zu laſſen, ob ich wohl ahne, daß Dergleichen in der Wirklichkeit mannichfach bedingt und durch die Hauptzwecke des Lebens und Berufes beſchränkt werden wird. —

In der Fabrik ſah ich die Arbeiten vom Reinigen der Baumwolle durch alle Manipulationen, Ziehen, Spinnen, Weben, Stärken bis zum Drucken der Zihe. Dieſes Letztere und das Stechen der Model intereſſirte mich vorzüglich. Ich ſah ſchon in die Deſſeins der Folgezeit hinein und mußte lächeln, als ich wahrnahm, daß das, was unſer ſchönes Geſchlecht für ein zufälliges Walten der launiſchen Göttin Mode und des wandelbaren Luxus halten möchte, eigentlich eine Art mechaniſches Fatum, eine Geſchmacks-Prädeſtination ſey. — Wie könnten ſich auch ſonſt ſolche ungeheure, europäiſche Unternehmungen halten und ausdehnen?

Unſer Studirzimmer ſieht thalaufwärts. Hinten im Thal ſoll ein ſchöner Waſſerfall, der Weg durch Felſen gehauen und manche Stelle, wie am Gemmi, nur durch Leitern zugänglich ſeyn.

Die Berge der Nähe ſind meiſtens ziemlich kahl. Wenn hie und da eine glänzende Wolke auf den beſchneiten Gipfeln liegt, ſo iſt die Grenze von Erd und Himmel kaum zu unterſcheiden. —

Für die bildende Kunſt hat man auch Sinn. Treffliche Kupferſtiche und Lithographien ſind in goldenen Rahmen in dem prächtig möblirten, mit Teppichen belegten, Salon aufgehängt. In Mappen finde ich geiſtreiche Blätter auch älterer Meiſter, z. B. Calots ꝛc., geſammelt. Von den Jünglingen zeichnen mehre und von ihrer charakteriſtiſchen Manier, mit wenig bedeutenden Strichen Leben und Wahrheit auszudrücken, habe ich mir ſchon Einiges eigen zu machen geſucht. Dieſe etwas flüchtige franzöſiſche Methode iſt namentlich bei Skizzen und Zeichnungen nach der Natur unſerer ſchwerfälligen weit vorzuziehen, bei welcher wir das Unvermögen und die Fehler durch Fleiß und Sorgfalt organiſch verewigen und das Werk der Strapaze noch liebgewinnen.

Der Küche, wie ihr wißt, einer Lokalität des Hauſes, auf die ich bei aller Genügſamkeit doch immer ein kritiſches Augenmerk richte, muß ich alle Achtung, ja Hochachtung widerfahren laſſen. So auch dem Keller. Ich fühle wohl, daß ich dem ſüdlichen Frankreich nahe bin. Hierüber nächſtens einige wahrſcheinlich eure Beneidung weckende Details.

Man hat hier ſehr bequeme Schlittſchuhe. Eine große Geſellſchaft vergnügte ſich auf einem See in der Nähe. Auch Damen fanden ſich ein. Vergebens ſpähte mein Auge nach einer hübſchen Geſtalt von jungen Jahren. Ich hätte gern ein halbes Dutzend der eleganten jungen Herren um ein ſolches Kind gegeben. Ich übte das Balanciren in Bogen ein, das Du mich gelehrt. Mit Deutſchland bleibe ich blos durch die allgemeine Zeitung in Rapport. Ueber das Statiſtiſche und Geographiſche der Vogeſen habe ich hier in der Bibliothek mich zu unterrichten Gelegenheit. Eine Sammlung der Elſaßiſchen

Monumente, Schlöſſer, Kirchen, Alterthümer ꝛc. mit Lithographien und franzöſiſchem Text von Golbéry gewährt mir Belehrung und Genuß.

Der Ballon d'Alſace, 3870 Fuß hoch, zwei Stunden von hier bildet eine Waſſerſcheide. Südlich fließt die Savoureuſe in den Doubs, dieſer in die Rhone. Nordöſtlich entſpringen die Flüßchen der Vogeſen, nordweſtlich die Moſel. Bis hieher reicht alſo das Flußgebiet der Jurakette. Der höchſte Punkt der Vogeſen, der Ballon de Soulz, 4370 hoch, iſt drei Stunden von uns entfernt. Der Hornisgrinde des Schwarzwalds iſt nur 3616, dagegen der Feldberg 4610 Fuß hoch.

Wir liegen 446 Metres über dem Meer im Gebiet des Granits. Bei St. Amarin iſt Grauwacke, bei Thann rother Sandſtein. Eine tägliche Beſchäftigung iſt mir die Beobachtung des Witterungswechſels nach Wind, Wolkenzug, Streichen der Nebel, der Dünſte an den Bergen. Das Alles hebt ſich hier an einer ganz andern Natur ab, als zu Hauſe, wo wir Alle ja auch darauf achteten. Das Schauſpiel der Dunſtbildung und Metamorphoſirung der geſpenſtig langſam ziehenden Nebelmaſſen iſt mir noch nie ſo großartig vorgekommen. Je ſchroffer der Hintergrund, deſto maleriſcher dieſes Dunſtgeſtaltenleben und Weben.

Ich habe eine Häuſergruppe auf einem Felſenhügelchen gezeichnet, auch einen Theil des Berges Drümont.

In Beziehung auf religiöſe Erholung muß ich klagen. In A. ſprach der Prieſter wie ein Bauer und unerträglich pfaffenhaft. So ſoll es auch in M. ſeyn. Bigotterie, Ceremoniendienſt, alter Sauerteig ſind hier recht zu Hauſe. Wie ſehr gehen mir die trefflichen Kanzelreden unſeres geliebten S. nach! Wäre nicht jedes Gotteshaus der Ort, wo wir ausſchließend an das Höhere und Höchſte denken, jeder Sonntag der Tag, wo wir uns in unſern Pflichten neu zu erfaſſen und zu reinigen ſuchen und vermöchte ich nicht, das Entbehrte in mir ſelbſt einigermaßen zu erzeugen, ich wäre untröſtlich.

Im Hauſe wird bei uns jeden Sonntag von dem Familienvater ein geiſtlicher Sermon geleſen. —

Eure Briefe kamen, als ich meinem Haar den letzten Strich gab, um bei der Soirée würdig zu erſcheinen. Ich konnte ſie nicht mehr ganz leſen, ſteckte ſie aber zu mir und genoß ſie nach den köſtlichen Gerichten, Trüffeln, Gansleber-Paſtete, Ananas ꝛc., trefflichſten Weinen, als ein nicht minder erheiterndes Labſal.

Weihnachten, das ſich mir von Jugend auf mit einem Heiligenſchein nähert, verlebte ich dießmal entfernt von euch ziemlich verſtandesmäßig. An den ſtilleinſamen Abenden erbauten mich S.'s. Predigten. Ich höre ihn jeden Satz ſprechen; ich ſehe ſeine markirten Geberden, mir klingen die Accente nach. Ich kann nicht glauben, daß dieſe überſchwängliche Kraft nun im zu frühen Grabe modert. Ich gönne dem Tode dieſes Opfer nicht. Unſerer Hochachtung,

unſerer Sehnſucht — können ſie ihn und ſein Wirken uns einigermaßen erſetzen?

Am Chriſtabende ſtahl ich mich weg und wandte mich in den Thalzinken von Remſpach. Ich freute mich des heitern, friſchen Himmels, der den raſchen Bach hie und da mit Eis überwölbt und große, ſteile Strecken der Bergabhänge durch die aus der Höhe herabſtürzenden, die Wäſſerungsgräben überſtrömenden Quellen in Cryſtallfelder umgeſchaffen hatte. Es trieb mich immer weiter und weiter, ob ich nicht etwa im Hintergrunde dieſes engen, tief eingeſchnittenen Thales Waſſerfälle, wilde Felsparthien oder ſonſt ein intereſſantes Schauſtück vogeſiſcher Gebirgsnatur wahrnehmen könne.

Ich konnte zu keinem Ziele gelangen. Das Thal wurde immer enger, aber der Boden hob ſich nur wenig, und um eine Bergecke mich wendend ſah ich immer wieder eine neue zu umgehende vor mir. Auch wurde mir etwas unheimlich in dem dämmernden Waldrevier zu Muthe. Die Furcht vor wilden Schweinen und Wölfen wuchs; bei einer Holzhackerhütte, wo der Weg ſich als Knüppeldamm fortſetzte, kehrte ich um.

Die Berge unſeres Thales ſind ſehr hoch aber meiſt kahl, — Folgen der ſchlechten Bewirthſchaftung noch ſeit der Revolutionszeit. Aber das Zerzauste, Steile, iſt oft maleriſcher, als geordneter Anbau; wie die gute Geſellſchaft, wie ein proſaiſch ordentliches Leben zu keinem Gedicht Gelegenheit gibt.

Felſen ſpringen kühn hervor, und füllen verwitternd, geſchwemmt nicht ſelten ganze Bergwände mit Steingerölle. Der leichte Anflug von Gebüſch, jetzt überdieß unbelaubt, verſchwindet dem Aug' in einiger Entfernung. Doch macht dieſes Reich der Zerſtörung immer auch wieder ausgedehnten grünen Matten Platz, die von zahlreichen Rinnſalen durchſchnitten, des Sommers einen friſchen, ſaftigen Anblick gewähren müſſen. Hier finden ſich dann oft in beträchtlicher Höhe Anſiedlungen in Verzäunungen von etwas Gartenwerk umgeben.

Keinem der Berge fehlt das Gehölz ganz; mancher Gipfel iſt mit dichter Tannenwaldung bedeckt. Andere ſind oben kahl und nur einige Schläge ziehen ſich ſcharf begrenzt bis gegen den Thalboden. Laubholz iſt mehr gegen Wildenſtein hinauf.

Die Bauart der Höfe hat viel Aehnlichkeit mit der der Schwarzwälder, nur ſind ſie nicht ſo rieſenhaft, wie dieſe. Sie haben Strohdächer, Bretter-Wände, wenig Fenſter, mancherlei Anbaue für Unterbringung des Holzes, der Geräthe, der kleinen Viehgattungen. Eine hölzerne Rinne leitet Wieſenwaſſer in einen Trog. Der Haushund fehlt nie, und man rückt anſteigend von Hunde-Gebell zu Gebell. Einige Schafe, Ziegen, eine Kuh gehören zum Beſitzſtande. Ich unterſchied dreierlei Formen ſolcher Gehöfte; mit Steinen belegte Dächer, wie in der Schweiz, Strohdächer, wie im Schwarzwald, endlich modern-maſſive Bauart. Ich ah ein Haus aus roh behauenem Granit bis an's Dach gebaut.

Aus dem umher gelagerten Geräthe ragen bei der von mir gezeichneten maleriſchen Häuſergruppe von Häuſeren zwei langhalſige Ziehbrunnen empor. Das Alles ſoll euch durch Skizzen anſchaulich werden.

Am Chriſtfeſt-Nachmittage fuhr ich mit den jüngern Herren, dann mit Zeichnern, Chemikern, Mechanikern auf einem Geſellſchaftswagen (Tremblement) thalaufwärts nach dem See von Odern, um Schlittſchuhe zu laufen. Er liegt am Fuße des mitten in's Thal hereingeworfenen wunderlichen Kameel-Rückens. Die Bewegung wirkte ſehr wohlthuend, und erheiternd der Anblick des am Ufer umher und an dem Hügel hinauf ſtehenden und ſitzenden farbigen Volkes. Die Mädchen ſind ganz in das Produkt des Thales und zwar in deſſen ſchreiendſte Farben gekleidet. Weil ſie ſtets mit dem Bunten beſchäftigt ſind, ſo wählen ſie natürlich zur Steigerung des Reizes für ſich ſelbſt das Allerbunteſte. Ein gebildeter Sinn würde das Gegentheil thun, um an Halbtinten das Auge ruhen zu laſſen. Hierin unterſcheidet ſich der äſthetiſche und ſittliche Geſchmack des Rohern vom Gebildeten. Eine zweite Ladung des Tremblements brachte Damen. Ein Feuer erwärmte dieſe, während wir uns durch einige Flaſchen rothen Weins auf naſſem Wege den Froſt vertrieben. Die Schaltſchlitten waren ſtets in raſcher Bewegung; die Kreuz- und Quer-Läufe gewährten ein lebendiges Tableau.

Wir Deutſche hielten uns auf dem Heimwege zuſammen und ſprachen über unſer heimiſches Weſen gegenüber von dem franzöſiſchen. Abends war Soirée. Nach der Tafel vertheilt man ſich in die Zimmer, gruppirt ſich in kleinem Kreiſe, ſpricht, ſpielt Karten, durchſieht neu angekommene Kupferwerke ꝛc.; um zehn Uhr wird Backwerk, Thee, Punſch gereicht.

Intereſſant iſt hier das Zuſammentreffen von Leuten aus entlegenen Ländern und vielgereisten Inländern. Paris iſt natürlich den meiſten bekannt. Der Kapellmeiſter war ſchon in England und Norwegen. Ein junger D., ein Muſter von Wohlgeſtalt und Eleganz, kennt Spanien und Mexiko. Fräulein M. hatte eilf Jahre in Petersburg in hohen Kreiſen zugebracht; aus Havre war Beſuch da. Auf Martinique Geborene gehören zur Familie u. ſ. w. Wie kommt man ſich da mit ſeinen kleinen Ausflügen vor? Ich dachte an des Herrn „Pfarrers von Eichwald Ritt von zehn Meilen," und tröſtete mich damit, daß auch dieſer ein Buch gegeben. —

Ich beſuche öfters die großartigen Schmied- und Schloſſer-Werkſtätten, wo man das Eiſen faſt ſo leicht wie Holz bearbeitet, drechſelt. Eine Maſchine zum vielfarbigen Druck iſt in der Arbeit. Mit den Erfindungen iſt's eine eigene Sache. Sie fallen nicht vom Himmel, ſind nicht zufällige Glückswürfe; es waltet im Einzelnen und Ganzen eine organiſche Nothwendigkeit über ihnen. Sie ſproſſen als Blüthen aus dem Blattwuchs der Intereſſen hervor, welcher wieder durch Wurzel und Stängel des kommerziellen Lebens bedingt iſt. Ich hörte einen Chemiker behaupten, er werde innerhalb Jahr und Tag eine

Verbeſſerung der Runkelrüben-Bereitung erfinden und die Erfindung dann an eine Regierung verkaufen, wie er ſchon mit mehren gethan. —

Mit den Jüngern beſuchte ich den Mizackſee, der ebenfalls an dem Fuß eines wildzerriſſenen Felſenkegels liegt. Oben ſind Ruinen eines alten Schloſſes. Sie ſind enthuſiaſtiſche Anfänger im Schlittſchuhlaufen.

Die meiſten alten Kirchen im Elſaß haben runde Fenſterbogen mit Zwiſchen-Säulen. Die zu Thaun hat runde und ſpitzbogige Fenſter und ſcheint überhaupt die Style verſchiedener Epochen in ſich zu vereinigen. Die Kunſt wird nach ihrem Zerfall, wie die Wiſſenſchaft, eklektiſch. Wir ſahen auch in Herrenalb an dem Kapellenreſt den byzantiniſchen und altdeutſchen Styl vermiſcht. —

Das Neujahr wurde ſtill angelebt. Man küßte ſich viel; natürlich nicht im Sinn der Romane. Am Dreikönigsfeſte wurde mir das Glück zu Theil, ein gekröntes Haupt zu werden. Um dieſen Preis ließ ich mir es gefallen. Durch die zwei in unſern Kuchentheilen gefundenen Bohnen wurden Madame und ich das Bohnen-Königspaar. So oft wir dann die Champagnerkelche anſetzten, rief die ganze Geſellſchaft: „la Reine, le Roi boit!“ Man konnte vor Lachen keines Schluckes froh werden und das war gewiß keine der kleinſten Beſchwerden des Thrones.

Die Chefs ſind in einem andern Sinne kleine Souverains, denen das Volk an den Feſten huldigt, die Nationalgarde in Uniform, die Entfernten in Glückwunſchſchreiben. So erſchienen am Neujahrsmorgen die Chargen bei uns. Um eilf Uhr verſammelte ſich das Ganze der Notabilitäten im Salon.

Einen Nachmittag in der Woche verwende ich gewöhnlich zu einem Ausfluge. Wildenſtein zog mich an. Die auffallend geſtalteten, kahlen, ſchroffen Felſenhügel im Thal machen mir zu ſchaffen; wie? woher? Auf einem ſteht die Kirche von Odern; hinter ihm das Dorf Gräth mit vielen Webereien und ſteinbedeckten Holzdächern. Der letzte, ſteil abgeſchroffte hohe Felſenhügel trägt die Ruine von Wildenſtein. An den Bergabhängen kleben jene erwähnten Einzelnwohnungen; den Thalboden durchziehen in der Nähe der Dörfer die aus dem hergeſchwemmten Geſchiebe aufgebauten Steinmauern. Die Straße iſt wenig beſucht; man begegnet Hauſirern mit bepackten kleinen Eſeln oder zweiräderigen Karren mit Waaren aus der Glashütte in Wildenſtein, die leider gerade feierte. Ein 65 Fuß hoher Waſſerfall iſt gleich hinter dem Dorfe zwiſchen Wieſenhügeln. Er ſtürzt über Felſenzacken, deren eine wie ein hohler Zahn ausgefreſſen und mit Waſſer gefüllt war. Nachdem zwei Kinder darin ertranken, füllte man ihn aus.

Die Felſen waren ganz in Eis gehüllt, ſo auch die umliegenden Wieſen. In wärmern Tagen werde ich wieder kommen. Der Fall ſoll oft Maler herbeilocken. Im Dorfe ſah ich ächt Weirotter'ſche Häuſer. Das ſteinerne Crucifix auf der Brücke muß auch noch in die Mappe. Der Grand-Vendron ſchließt das Thal eine Stunde weiter hinten.

Später beſuchte ich die berühmte Steige hinter Orbais. Sie wendet ſich ſanft anſteigend in großen Bogen an dem Gebirgsabhange hinauf. Ich verfolgte ſie, bis wo ſie ſich in's Lothringiſche gegen die Quellen der Moſel ſenkt. Dort ſoll es erſt noch maleriſcher werden. Die Zeit gebot; ich zeichnete flüchtig eine Anſicht und kehrte zurück.

Das Landvolk hier zu Lande iſt nicht verlaſſen genug, um ſich der Fremden zu freuen, ſie gaſtlich aufzunehmen; ja als Paßbewohner iſt ihnen jeder anders Gekleidete verdächtig. Ich zeichnete neulich eine Mühle in F.; nach einer Weile ſtellte ſich ein Mann neben mich, machte ein wichtiges Geſicht, und ſagte, er ſey vom Maire abgeſchickt, zu ſehen, was ich mache; ob ich etwa die Mühle kaufen wolle. Als ich ihm begreiflich machte, daß ich ſie blos zu meinem Vergnügen zeichne, ſo äußerte er in hämiſchem Tone, wenn ich auch die Mühle nicht kaufen wolle, ſo ſtehe mir doch die ſchöne Müllerstochter zu Dienſt. Ich hätte faſt Luſt gehabt, zu ſehen, wie er dieß gemeint haben mochte. Mußte mir nicht Göthe einfallen, wegen der ſchönen Müllerin und wegen der burlesken Scene in Ober-Italien mit dem Podeſta?

Sie wollen mich zu Hauſe für's Schachſpiel gewinnen. Die Schule iſt aber ſchwierig und für beide Theile langweilig. Es iſt Arbeit, nicht Spiel. Ich klettere lieber auf die Berge. So war ich kürzlich auf dem Stangenberg, auf deſſen Höhe ich, das Erſtemal in meinem Leben, die Alpenkette deutlich ſah, ſo daß ich die Reihe der Gebirgsſtücke zeichnen konnte. Die Nähe war durch Wolken-Ueberhang bedeckt, das Licht geſpannt, und ſo die Beleuchtung dieſer impoſanten Ferne doppelt wirkſam. Zu Hauſe nahm ich ein Panorama von Weißenſtein auf dem Jura, alſo ungefähr in derſelben Richtungslinie aufgenommen, und entdeckte mit Freuden meine ganze Gebirgskette Zug für Zug.

Die Mittel- und Haupt-Gruppe bilden das Finſteraarhorn, Wetterhorn, Schreckhorn, die Jungfrau. Von ihnen aus geht die Anſicht links bis zum Pilatus, rechts bis zum Doldenhorn. Wie mächtig zogen meinen Sinn dieſe Coloſſen an! Wie brünſtig bat ich die Himmelsmächte, mich einſt durch ihre leibhafte Nähe zu beglücken! Das Wie? und Wann? überlaſſe ich in Demuth den Fügungen, die ich ſchon ſo oft in meinem jungen Leben organiſch waltend empfunden. Der Strebende, Bildungsfrohe erlebt in rechter Beſcheidenheit der Wünſche nach und nach Alles, was ihn fördert, erhebt.

Die Gemüthserweiterung that mir unausſprechlich wohl. Ich verweilte, ich ſchaute lange. Mit meiner Wanderluſt ſteckte ich die jungen Leute an. Mich plagt die Unruhe, in meinen Umgebungen orientirt zu ſeyn. Sie fragen jedesmal, wo ich geweſen, was ich geſehen. Sie wollen das Nächſtemal mitwandeln; — kommt nun der Moment, ſo iſt es bald zu kalt, bald zu windig, bald zu feucht, — und ich pilgere wieder allein.

Geſtern war ich im Dorfe Schliffels. Seine Lage, es iſt in einer

felsigten Bergmulde hinaufgebaut, erklärte mir seinen Namen. Hier ist nun jedes Haus ein malerisches Bildchen. Viele sind mit den Felsen ganz verwachsen. Kinder fuhren mit Holzschlitten die Abhänge herunter; andere brachten Holzbüschel aus der höher gelegenen Waldung.

Aus einer mir gegenüberliegenden Hütte traten mehre Gestalten. Ich unterschied eine wohlgebildete Matrone mit glänzender Silberhaube und reinlichem bunten Anzuge, eine junge Frau mit Kind und ihren Mann. Diese Gestalten hoben sich auf dem verrauchten, bemoosten Grund ihrer Hütte harmonisch ab, sie bewegten sich davor in anmuthiger Abwechslung. Ich dachte unwillkürlich an „Wilhelm Meister" und an die Novelle „die heilige Familie" von Göthe, ohne mich jedoch einer analogen Scene deutlich zu erinnern. Das hebt, dünkt mich, die Classiker, wie Homer, Shakespeare, Göthe ꝛc. über die Andern, daß alles Reinmenschliche und Natürliche überall Anklänge an sie in uns erweckt. Darum ersetzt ihre Lektüre einen Schwall von Leserei. Wie viele Schilderungen vergessen wir, während ihre Darstellungen immer lebendig vor uns stehen, als hätten sie die ewigen Repräsentanten aller Charaktere, Naturelle, Stände, Situationen und Schicksale unvergänglich gezeichnet.

Ist dem so? Und warum ist dieß so schwer zu erreichen?

Der Mann trat freundlich zu mir heran; es ergab sich, daß er ein für die Fabrik arbeitender Weber und den Herren wohl empfohlen war. Er lud mich auf ein Glas Wein in seine Wohnung; — ich versprach, in schönen Tagen wieder zu kommen und bei ihm einzukehren.

Zu wissen, daß unser König während des französischen Feldzuges hier gewesen und bei R. logirt hat. — Für das neue Gouvernement scheint man hier begeistert zu seyn. Fräulein E. hat mit dem Herzog v. O. in Mühlhausen eine Quadrille getanzt. Napoleon steht bei dem Hause, dessen industrielle Unternehmungen er beschützt, auch in dankbarem Andenken.

Gestern waren wir in Mollau in der Vesper. Ich stöberte auf dem Boden der neuen hellen Kirche nach Ueberresten der alten Zeit, fand aber nichts, als ein altes Uhrwerk, schlechte Schnitzarbeiten und Malereien.

Ich sprach einen Knaben deutsch an, worauf er in seinem Elsäßer Dialekt erwiderte, er verstehe nicht französisch.

Ich bin wohl: die Luft scheint mir weniger zuzusetzen, als den andern Deutschen. Um die Mitte des Märzen bekamen wir auf einmal das heiterste, wärmste Frühlingswetter; unser Thalboden und was von den Bergwänden Feuchte und kein Steingerölle hat, fing zu grünen an. Es dauerte aber nicht lange; vor Mariä Verkündigung trat wieder ein Nachwinter ein. So mag es wohl auch bei euch seyn.

Ein festlicher Ball bei R. erheiterte diese Tage. Eine Menge Notabilitäten aus der Umgegend fanden sich ein. Der sehr hübschen Ausschmückung des Salons mit Gewächsen und Muscheln ꝛc. entsprach der Glanz der Costüms

as Director, Development Center, a 1,000,000 square foot, 1,000 person facility. Prior to that, he was Director, Engineering Operations, for the Corporate Engineering Center, a 1,000 person facility. Before

Ueber die

# Memoiren von Herrn von Chateaubriand

von

## Edgar Quinet.

Aus dem Franzöſiſchen übertragen von Sidonie von S.....

Es war auf einer Steinbank, als ich das erſte Mal eine Seite aus Chateaubriand las, in einem jener Höfe des College von Lyon, deren Mauern, hoch und traurig, kaum ein Eckchen Himmel zeigen, auch nicht den Sonnenſtrahl, zu keiner Stunde und in keiner Jahreszeit. Ich hatte in meinem Leben eine Unzahl von Poeſien durchblättert, die allein der Schule Delille's angehörten und die ich ſogleich zurücklegte, da ich mir Nichts daraus entnehmen konnte. Die Seiten, die ich damals las, es war Atala und René, wirkten auf mich wie eine überirdiſche Erſcheinung. Ich fühlte einen Schauer vor dieſer idealen Welt, die ſich mir zum erſten Male aufſchloß! Oft genug hatte ich rührende Bücher geleſen, um zu weinen, aber den eigenthümlichen Eindruck, der ſich Poeſie nennt, kannte ich nur aus meinen Träumen.

Als ich das Buch geendet, ſchien es mir, ich hätte jetzt erſt das Geheimniß der höchſten Liebe kennen lernen, und die Frucht genoſſen vom Baum der Erkenntniß des Böſen und Guten im Eden der Einbildungskraft. Die Blüthen von den Akazias im Hofe, die mich überſtreuten, waren nun eben ſo viel Liebesblüthen, die von dem Feenbaume abfielen, unter dem ich träumte, und die kleine Himmelsecke, die mir die Mauer nicht entziehen konnte, ſchien mich freundlich anzulächeln und mir zum erſten Male zuzurufen: Betrachte mich, ob ich nicht ſchön bin bis in die Tiefe meiner Wolken!

Frankreich auf der ſteinernen Bank ſeiner klaſſiſchen Literatur mußte dieſem Aehnliches empfinden bei der erſten Erſcheinung der Werke Chateaubriand's.

Es war eine Stimme, die weder ganz aus der alten, noch aus der neuen Welt hervorging, die allein aus dem Ocean, der beide trennt, ſich bildete! Ihre Sprache glich dem Wuchs einer jener Rieſenpflanzen aus Amerika's Norden. Der Wind bewegte in ihrem Blattgezweige Stimmen, die nicht aus unſerm Himmelsſtriche kommen. Gefühle und Bilder gehörten augenſcheinlich einer andern Hemiſphäre, aber das Wunderbare war, wie ſich die Eindrücke der alten Welt in die neue verſchlungen und eingeſchlichen hatten!

Alle Sorgen des gealterten Europa's erſchienen hier unter den Formen einer Schöpfung von geſtern! Der Dichter hatte ſie mitgetragen die Wunde des alten Menſchen und fand in der fruchtreichen Schöpfung Amerika's nicht genug Waſſer im Meſchacibi, um ſie zu reinigen, nicht genug Gras der Savannen, um ſie zu heilen, nicht hinlänglich Blüthen der Magnolias, um ihren Stachel zu verbergen.

Dieſer Genius, deſſen Geheimniß Niemand kannte, erſchien in Frankreich zugleich mit dem Kaiſerthum. Dieſe Stimme wurde im Augenblick ſo ſeltſam wie die ſie umgebenden Ereigniſſe und Erſcheinungen. Sie war gleich jenen voll Erſtaunen und unermeßlicher Größe! Eine erobernde und hochmüthige Phraſe, die mit dem erſten Wort die Pyramiden und mit dem letzten den Kreml berührte, die von Welt zu Welt flog, athemlos vom Rieſen des Tajo zum Ebro, vom Nil zum Rhein in Sprüngen ſetzte, um dem Glück jener Zeiten zu folgen! Ich weiß nicht, ob ich mich zu weit verirre, aber mir ſcheint, als gäbe es eine Maſſe Aehnlichkeiten zwiſchen Chateaubriand's Phantaſie und Frankreich unter dem Kaiſerthum, die ihn auf immer zum Dichter jener Epoche machen. Seine Einbildungskraft, die mit Napoleon's Pferd aus allen Quellen trinkt, auf allen Gipfeln wiehert, iſt triumphirend und herablaſſend, Kaiſer und Soldat, legt bald den Krönungsmantel um und bald den grauen Rock! —

Doch nicht Frankreich unter dem Kaiſerthum, nicht die Reiſen nach Amerika genügen, ihn vollſtändig zu erklären. Es blieben dieſer großen Natur tauſend Schatten, wohin kein Licht dringen konnte. Es waren in dieſer Harmonie Wirkungen ohne Urſache, unvorhergeſehene Stimmen, deren Geheimniß Chateaubriand allein bewahrte; doch ſollte er nicht ſterben, ohne es bekannt zu machen. Indem er ſeine Memoiren ſchrieb, hat er auch das Räthſel gelöst. Wenn ſie erzählen könnten, der Wind der Wälder, der, wenn es Nacht wird, Träume weckt, die Meere, Seen, Lichtungen, Ruinen, Steppen, Gemäuer, die er auf ſeinem Wege traf, um am Abend an Eure Schwelle zu gelangen, mit Duft und Seufzern beladen — wenn ſie es der Welt wiederſagen könnten, ihre Geſchichte wäre ſchön zu hören und die Stunden würden ungezählt vorübergehen.

Nehmt dafür eine menſchliche Einbildungskraft, auch ein Gewitterſturm, der auf Träumen bläst, der, als ihn die Reihe traf, zwiſchen Erde und Himmel

rollte, zwiſchen Freude und Schmerz! Auch er hat dieſe Wüſte ohne Sonne durchſchritten, die Haiden, die Ruinenwände, unter denen Erinnerungen ſchlummern, auch er hat ſich auf dem Weg mit Duft und Gift beladen, zwiſchen unendlichem Hoffen und Klagen hindurch, und wenn er nun erzählt, Tag für Tag, wie das ſo geworden iſt, zu welcher Zeit, an welchem Ort, welchen Abend, welchen Morgen, ſo iſt die Geſchichte poetiſcher als die Dichtung, und lebendiger als das Leben!

Wenig Schriftſteller in Frankreich ſchöpften aus ihren perſönlichen Erinnerungen wie Chateaubriand. Will man die Abkunft von René, Attala, Amélie wiſſen, ſo muß man dieſe Phantome mit der Wirklichkeit meſſen; hier will man erfahren, was am Leben zu ändern war, was ihm zu nehmen, zu geben, um dieſe himmliſchen Träume hervorzubringen, ob ſie nicht mehr gelten als das Daſeyn ſelbſt, ob ſie dieſem irgendwo zurückſtehen und worin ſie von ihm abweichen. O ſagt mir, wo dieſe Traumbilder geboren ſind, welchen Weg ſie kamen, um aus dem Nichts zum Seyn zu gelangen, laßt mich ihre Geſchichte erfahren, ehe ſie noch waren, als ſie kein anderes Leben hatten, als in dem Herzen des Dichters. Zeigt mir den wunderbaren Pfad, den ſie verfolgten, um bis zu mir zu gelangen! Ich will in dem Staube Eurer Tage die Spur ihrer unſichtbaren Schritte ſehen und ihr auf der Aſche ausgelöſchter Erinnerungen nachgehen! Ein Schatten wie ich bin, liebe ich am meiſten die Geſchichte der Schatten!

Dieſe Memoiren erklären nicht allein die Werke des Herrn von Chateaubriand; ſie ſind das eigentliche Epos der letzten fünfzig Jahre, die der franzöſiſchen Revolution nöthig waren, um ihre Todten zu begraben. Während er ſeine Dichterträume verfolgte, wie Roland ſeine Angelika, hört man von allen Seiten Waffengetöſe, Zweikampf der Völker, Throne, die ihren Kaiſer verlieren und rufen: „Ich gehe unter!“ eine enthauptete Monarchie, eine gekönte Nation, Wunder, allein für das Epos geſchaffen! Eine Inſel, die aus dem Meere tritt, um ein Grab zu tragen, und dieſes Grab füllt ſich am nämlichen Tage mit dem ganzen Ruhm der Welt! Immer daſſelbe Jahrhundert, mannigfach mit Götzen und Namen wechſelnd, alle Eidſchwüre erſchöpft und verfälſcht, alle Glückszuſtände fehlgeſchlagen und gehöhnt. Daſſelbe Schaffot für entgegengeſetzte Verbrechen, die königliche Würde und die Demokratie, das eine des andern Blut trinkend, um den Durſt zu löſchen; Staatsverfall, der ſich immer erneut, derſelbe Stein, der auf- und zurückrollt und nie aufgehalten wird. Dort auf der Höhe die große katholiſche Kirche, ganz verödet und zerſpalten! Eine Gewalt auf die andere gepropft und verurtheilt, ſo wie ſie erſcheint. Die Republik, das Kaiſerreich, die Reſtauration, die kaum Zeit haben, ihren Namen auszuſprechen, und ſterben, ſo wie ſie ihn ſagen; eine ununterbrochene Reihenfolge von Phantomen, und keines von ihnen bekommt den eigenen Schatten zu ſehen! Generationen, kälter wie der Tod und ohn-

mächtig wie er. Das große Wort Zukunft, immer noch fähig, zu unterhalten und in sein Nichts nachzuziehen. Und zwischen allen diesen Lockungen ein einziger Mann, Napoleon, der vorübergeht, und wieder vorübergeht und unter seinem Fußtritte die Leere des Jahrhunderts erschallen läßt, und endlich der Zweifel, der sich nach diesem allen weit öffnet, um den Don Juan zu verschlingen, den man die Welt nennt!

Bei jedem solchen Lärm sieht man den Dichter herbeieilen, an welchem Ort er auch sey. Kein Ereigniß trägt sich zu, ohne daß er dasteht, am Rande des Weges, um es vorüberziehen zu lassen. Einmal kommt er aus Amerika, um einen König sterben zu sehen, ein andermal verläßt er die Illusionen seiner Partei, um das herrschende Volk zu betrachten. Alle die großen Scenen sind durch den Faden seines innern Lebens verbunden. Um sich wiederzufinden auf seinem Wege, säet er hinter sich seine Träume, seine Erinnerungen und Genüsse! — Aus diesem allen entsteht nun ein Ganzes, in dem der Mensch und die Menschheit unaufhörlich gemischt sind und wo das Leben an jeder Stelle pulsirt. Die Ereignisse haben hier ihre Uebergänge, wie sie die Natur aufweist. Unter dem Sturze zweier Monarchien hört man noch den Vogel zirpen auf der Schwelle des Gasthauses, den Stier brüllen an der Tränke, der Stern glänzt noch, der Mond läßt noch seine Flockenträume schneien durch die Wagengläser des Reisenden. Das Leben des Dichters wird selbst ein Gedicht.

Wäre es Euch vergönnt gewesen, die Ereignisse nach Eurem Sinn zu wählen, Ihr hättet sie nicht so gut verschlungen und gewirrt! Ihr hättet keine so romantischen Zufälle erfunden, keine so abenteuerliche Reisen, nicht so viel Einsamkeit, nicht so viel Gedränge, keine so schöne Wiege, keinen so schönen Sarg, für den Tod schon gemeiselt, dem er einst zukommt.

Ihr berührt zugleich zwei Welten, jene der Phantasie und die der Wirklichkeit. Es gibt Stellen, die man von einer Fee der Bretagne geschrieben glaubt, und doch gränzen sie schon mit einem Worte an ministerielle Depeschen oder politische Memoiren. Unaufhörlich stoßt Ihr an Himmel und Erde, klopft an der Thür der Träume und Euch öffnet das Leben; Ihr geht in das Leben ein und der Traum erscheint Euch wieder; Ihr verfolgt die Angelegenheiten der Könige und hört zu gleicher Zeit das Gras keimen. Diese Einbildungskraft schafft und vernichtet wie sie will; aus dem Grashalm macht sie eine Welt, aus der Welt ein Nichts! Sie erniedrigt das Große und erhöht das Kleine. Die Schwalbe, die vorüberfliegt, erhält hier ihre Nahrung wie die Monarchie, die zusammenstürzt, und es scheint sich nur so viel Leben zusammen zu drängen, um augenscheinlicher zu erweisen, wie unter allen diesen Dingen gleiche Einförmigkeit des Nichtigen ist! Geht man aber auf den Grund, so ist es hier wieder der große René, der etwas tiefer auf dem Rand menschlicher Hoffnungen sitzt. Seine öde Seele, die den Sturm rief, hat den

Sturm gefunden, der ſie nicht erfüllte! Das verwelkte Blatt der Welt rollt vor ihr hin und führt ſie bis an das Ende ſeiner Steppen! Die Ahnung von einem unbeſtimmten Schmerz wird erfüllt und doch nicht befriedigt; die geiſtige Wunde, die ihm das Leben ſchlug, iſt noch nicht geheilt; nur geſellt ſich zu ſeinem Schmerz noch Ironie!

Als 1763 Rouſſeau ſeine Confessions vorgeleſen hatte, fügte er dem Manuſcript folgende Worte bei: Ich beendete meine Vorleſung und Alles ſchwieg. Madame Egmont war die Einzige, die gerührt ſchien. Sie zitterte ſichtbar, faßte ſich aber bald wieder und beobachtete wie die ganze Geſellſchaft tiefes Schweigen. Dieß war der einzige Gewinn, den ich aus meiner Vorleſung und meiner Anklage zog.

Nichts iſt trauriger als dieſe Zeilen. Konnte das geheime Leben jenes Mannes, ſo ganz entſchleiert, dieſer Verſammlung nicht einen Seufzer entreißen? Muß man nicht an ihr verzweifeln? Man erſtickt hier im Saale, unter Worten ohne Echo, unter dem Angſtruf, den die Mauern zurückwerfen, und man möchte das Fenſter öffnen, um ein anderes Jahrhundert herbeizurufen, hier zu hören! — Jeder der Anweſenden ſcheint zerſtreut durch eine andere Stimme als jene des Sprechenden, vielleicht eine Ahnung der Revolution, die vor der Thüre pochte und alle Herzen ſchon eifrig berührte, vielleicht daß Jeder ſchon entſchieden war, ſeine Thränen für die kommende Zeit zu ſparen. Das achtzehnte Jahrhundert hörte hier mit trockenen Augen die Abenteuer und Noth des Armen. Es bewahrt alle Thränen für nahes Elend der Könige und Völker.

Chateaubriand war glücklicher als Rouſſeau. Jeder, der dem Vorleſen der Memoiren beiwohnte, wird dies Prachtfeſt der Einbildungskraft als ein wichtiges Ereigniß ſeines Lebens betrachten. Die Freundin der Staël und Chateaubriand's, ſie, von allen Dichtern geliebt, da ſie die Poeſie ſelbſt iſt, hatte das Feſt angeordnet *). Man kam gegen Mittag zuſammen und die Vorleſung währte bis tief in den Abend. Stunden lang konnte man das Glück genießen, ſich in Bewunderung für ein Genie zu verlieren, das immer wieder in neues Erſtaunen ſetzte, wenn es ſchon ſeine äußerſten Gränzen erreicht zu haben ſchien. Man fühlte ſich ſchwach und ſterblich neben dieſem unſterblichen Echo, und dennoch hatte dies Gefühl ſein Süßes. Die Worte, die einſt noch leben, wenn Keiner von Allen, die ſie hörten, mehr iſt, erreichen Euch auf tauſend Wegen, und Ihr hättet jedem von ihnen Eure ganze Seele anfeſſeln mögen, um mit ihnen zu leben und zu dauern! —

Niemals ſah ſich aber auch der Dichter im Beſitz ſo unumſchränkter Gewalt. Seine reifen Jahre tauchten noch einmal unter in der Kindheit. Alter und Jugend vereinigten ſich hier in idealer Schönheit, und jene Phantaſie, die Atala und René ſchuf, ſchien plötzlich und wie zum erſten Mal zu dem

*) Mad. Recamier.

Leben aufzuwachen! Dann war auch die Umgebung für dies alles geeignet. Die Mauern der Abtei schienen wie bestimmt solche Geständnisse des Genie's zu hören. Der Ort war weder der Welt, noch der Einsamkeit, wie die Dinge, die man vernahm, weder dem Leben noch dem Tode gehörten.

Wie der Tag sich nach und nach senkte, der Abend kam, schien es, als ließe auch die Corinna in Gerard's Gemälde allmählich ihre Harfe sinken und lausche einem andern Gesange als dem ihrigen; die Frauen verbargen ihre Thränen, es seufzten die Bäume im Garten unter dem Winde! Während diesen Schauern der Ueberraschung in der Gesellschaft trennte sich im Schatten die Gestalt des Poeten von seiner Erzählung, die Glocke des Klosters tönte die Stunde und jeder Schlag rief uns zu: Dieß ist für Euch und nicht für ihn!

Die erste Abtheilung der Memoiren enthält die Familiengeschichte der Chateaubriand's. Diese Ueberlieferungen erklären in ihrer Uebereinstimmung das eigentliche Wesen des Schriftstellers; wie neuerlich die Geschichte der Mirabeau's ein unerwartetes Licht auf den Redner warf. Es liegt darin für Beide eine der Geburt lang vorhergehende Bestimmung. Chateaubriand's Vater trägt in seinem umherirrenden Daseyn schon das künftige Schicksal seines Sohnes mit sich. Er gleicht dem Erlkönig, der sein Kind durch Nacht und Sturm im Arm davon trägt. Zweimal schifft er sich ein, um sein Glück zu suchen, und zweimal leidet er Schiffbruch. Dann kehrt er zurück in sein Nest zu St. Malo und verheirathet sich. Chateaubriand ist die Frucht dieser Ehe. Das Haus, in welchem er zur Welt kommt, stößt an jenes, wo La Mennais später geboren wurde. Chateaubriand mußte seine Wiege auf den Fluthen finden, das Meer sollte seinen ersten Schrei empfangen!

In dieser Abkunft sind wie in dem Talismann einer Fee alle Glücksloose des Kindes verborgen. Das Meer, auf dem er geboren wurde, ruft ihm sein erstes Schicksal entgegen; in jeder seiner Phantasien läßt sich etwas finden von dem Unendlichen und dem Dufte der Wogen. Der Feudalgeist seiner Vorfahren berührt ihn mit der Zauberruthe und er beginnt damit, die Stütze der zusammenfallenden Meinungen zu seyn, dann hat ihn auch der celtische Druidengenius der Bretagneküsten in seine Geheimnisse eingeweiht. Er wird lange vereinzelt stehen im Geiste Frankreichs, ihm ferne, wie die Insel der Druiden fern dem Küstenlande lag. Man gibt ihn zu einer Amme und hier wird er von einer tödtlichen Krankheit befallen. Die Amme weiht ihn durch ein Gelübde der heiligen Jungfrau der Ermitage. Seine ersten Jahre bringt er bei seinen Tanten zu. Die eine macht Verse. Wenn der Abend kommt, schlagen die beiden Tanten mit einer Feuerzange an die Kaminplatte, und auf dieses Zeichen sieht man zwei Freundinnen eintreten, die ihre Arbeit mitbringen und den Tag durch ein Gebet beschließen. In diesem einförmigen und heiligen Leben, bei den frommen Mädchen, verflossen ihm fünf oder sechs Jahre. Im achten wurde der junge Chateaubriand seines Gelübdes entbunden.

Der Prieſter hielt ihm eine Rede. Dieſe Scene aus dem Genie du Christianisme war nicht verloren. Der Mann hat ſich ſpäter noch einmal von dem Gelübde des Kindes losgeſagt.

Von dem Dorf, wo er war, kam er zurück nach St. Malo zu ſeinen Eltern. Hier ändert ſich Alles. Der kleine Heilige der Ermitage macht Bekanntſchaft mit allen mauvais sujets der Stadt. Zufällig führt ihn ſein älterer Bruder in das Theater. Er bildet ſich ein, daß die Schauſpieler auf der Bühne Leute ſind, die hier zuſammen kommen, um wirklich von ihren Angelegenheiten zu ſprechen, und er geht heraus, ohne ein Wort verſtanden zu haben von Allem, was ſie ſagten. Sein eigentliches Spiel iſt das Meer. Es dringt jetzt ſchon in ſein Leben und iſt betheiligt bei ſeinen Jugendthorheiten; man hört es grollen unter ſeinen Erinnerungen und Kinderſpielen wie fernes Geräuſch des Ruhmes, das näher kommt. In dieſem Theil der Memoiren ſind mehre Stellen, die nur den köſtlichſten Erzählungen aus den Confessions zu vergleichen ſind, noch durch den ritterlichen Burggeſchmack aus alten Thürmen geadelt!

Chateaubriand's erſter Lehrer war, wie er ſagt, nur der Wind und die Fluth. Man hat ihn ſpäter in das College von Dol vergraben.

Die Ankunft im College iſt vorzüglich durch eine jener meiſterhaften Schilderungen bemerkenswerth, die ſich in dieſem Buche häufen: die Geſchichte der Elſter. Ich werde nicht davon ſprechen, da ich ſie hier nicht ganz erzählen kann.

Aus dem College von Dol kommt François von Chateaubriand in das von Rennes. Seine Mutter beſtimmt ihn für den geiſtlichen Stand und er erhält daher Privatſtunden im Latein. Sein Gedächtniß war außerordentlich. Wenn ihn Abends bei Vorleſung der Predigt der Regens in der tiefſten Ecke eines Beichtſtuhls entdeckte, wo er ſich gewöhnlich zuſammenkauerte, um ſeinen Blicken zu entgehen, und jener ihm mit donnernder Stimme zurief: François von Chateaubriand wiederholt die letzte Phraſe, ſo konnte der Schüler die Predigt von einem Ende zum andern herſagen, ohne ein Wort zu verfehlen. Seine Einbildungskraft begann zu gähren. Zwei Bücher, die damals in ſeine Hände fielen, der h. Auguſtin und Horaz, verwirrten ihn gänzlich.

Der Ascetismus der erſten Kirche, der hier der ſinnlichen Nacktheit des römiſchen Lebens begegnete, das Chriſtenthum und Heidenthum, die ſich dieſe arme Seele von fünfzehn Jahren ſtreitig machten und zu entreißen ſtrebten, die Träume eines Kindes, zwiſchen römiſcher Sinnenluſt und der Hölle des Mittelalters getheilt, dies ſind Schmerzenstöne, die in dem Herzen des heutigen Menſchen zuerſt das Leben verkünden. Er litt viel und ohne davon zu ſprechen. Was ſein Genie betrifft, ſo zweifle ich nicht, daß es einen Theil ſeiner Schönheit in dieſem ſtillſchweigenden Kampfe fand, denn in jedem ſeiner Werke war immer der heilige Auguſtin und Horaz gemengt. In ſeiner heid-

niſchen Wolluſt iſt chriſtlicher Schmerz, wie in ſeinem Schmerz Luſt, und die Blüthe von Auguſtin's Ruhebett erſchloß ſich ſeiner Phantaſie nur auf dem harten Lager der Kirchen-Traditionen.

Sein Vater hatte das Schloß von Comburg gekauft, ein altes Landgut, das über der Stadt gleichen Namens liegt, und das den Chateaubriand's einſt gehörte. Das Schloß von Comburg war für Chateaubriand, was die Alpenhütte für Rouſſeau. Hier hat ſein Gedanke gebrütet und hier fand er ſeine Sprache. Das Hüttenleben, in einer Schlucht von Savoyen eingeſchloſſen, hatte für immer Rouſſeau's Einbildungskraft durchduftet mit Epheu und Sinngrün. Der etwas herbe Geruch der Alpenpflanzen wallt oft plötzlich in ſeiner Sprache auf. Sein Genie gehört der Gebirgswelt und wird zum Echo des Waldſtromes, der Lawine, dem Schrei des Aars, dem Heerdgeläute, dem Lärm im Pachthof und der Sennerhütte, die in Savoyen's unſchuldigen Thälern ſich unaufhörlich vermiſchen! — Im Gegentheil ſind Chateaubriand's Harmonien in einem Lande der Steppen und Haiden geſammelt. Hier findet man das ferne Gekreiſch der Sandküſten des Ocean's, den wilden Flügelſchlag des Meeradlers im Seeſturm. Sie wogen auf, ſchluchzen, jagen ihre welken Blätter vor ſich hin, ſind wie Klagen und Windſtöße in den Gemächern und verlaſſenen Höfen eines Schloſſes der Bretagne, und es ſcheint beinahe, als rufe am Abend das alte Schloß ſelbſt ſeine Wappenſprache durch die verfallenen Thürme und durch das Gitterloch ſeiner Verließe!

Die kleine feudale Familie, in dieſen Schloßthurm eingeniſtet, ſcheint eine von jenen, zu welchen der Geiſt des neunzehnten Jahrhunderts noch nicht eingedrungen war. Der Vater beſonders iſt noch bei den Zeiten des Dugueſclin ſtehen geblieben. Er war ein großer Mann, bleich, ſchweigſam, alter Feudaldegen, der nun roſtete und traurig von den Mauern dieſer Behauſung niederhing. Sein Bild in den Memoiren tritt auf einen Grund alter Sitte hervor, nach Rembrands Meiſterwerken. Am Tage blieb er in ſeinem Zimmer vor einem Tiſch, der mit Familienpapieren belegt und mit Jagdgewehren und Kriegswaffen umgeben war. Den Abend auf der Terraſſe ſchoß er mit der Flinte nach Nachteulen, während man ihm zur Seite von Poeſie und Liebe träumte. Noch vor Sonnenuntergang ging man wieder hinein, ſetzte ſich zu Tiſch und noch immer herrſchte tiefes Schweigen. Nach dem Eſſen drückten ſich Mutter und Kinder an den Kamin und ſchwiegen. Dann beginnen in einem großen, von einer einzigen Kerze erleuchteten Saal jene Spaziergänge, die ſchon von Andern erzählt wurden.

Der Vater ging und kam, im Schatten und Licht, verſchwand am Ende des Zimmers und man hörte nichts mehr, als das Geräuſch ſeiner Tritte; dann durchſchritt er plötzlich die Finſterniß, näherte ſich dem Kamin in ſeinem großen weißen Mantel und fragt die Kinder: Was habt Ihr geſagt? Dann wird es wieder ſtill, aber das Geräuſch ſeiner Tritte behaltet ihr in der Seele,

man hört ſie fort und fort ohne Stillſtehen und möchte ſagen, daß es die Tritte des Feudalſyſtems ſind; das geht und kommt und kommt und geht und umdunkelt verſchwindet in dem Ruhme des Sohnes! —

Um zehn Uhr ging der Vater wieder in ſein Zimmer hinauf. Das war für die Kinder das Signal eines unerſchöpflichen Geplauders. Ehe man ſich niederlegte, ſchickte man François, um unter den Betten und im Alkov nachzuſehen, denn das Schloß war voll von Geiſter-Erſcheinungen. Man erzählte ſich davon tauſend Geſchichten, zum Sterben grauſig! Es war da ein gewiſſes Bein von Herrn v. C...., das alle Jahre am Weihnachtsabend um Mitternacht allein aus der Gruft ging. Es ſtieg herauf, es ſtieg hinab, es klopfte, öffnete, ſchloß zu, trippelte hin und wieder, und verlor ſich mit dem Tag in das unterirdiſche Gewölbe. Die Geſchichte, die Herr v. Chateaubriand erzählte, war aber bei Weitem furchtbarer.

Frau von Chateaubriand iſt das wahre Bild der Schloßdame aus dem Mittelalter. Sie kniete ſich lange Tage in der Kapelle hin und nur Sonntag kam ſie nach Comburg, um im Herrſchaftsſtande die Meſſe zu hören. Das war das einzige Ereigniß der Woche. Die übrigen Tage wurde das Schloß nicht geöffnet; es gab wenig Beſuche, nur von Zeit zu Zeit einige britanniſche Edelleute, die ein Prozeß zu dem Parlamente führte, und die man ſchon von Weitem auf dem Randweg der Teiche herreiten ſah. Der Herr des Schloſſes empfing die Fremden mit entblößtem Haupte auf der Schloßtreppe. Der andere Morgen ſah die Gäſte abziehen und Alles wurde wieder ſtill, die Geſpenſter machten ſich wieder auf den Weg, der Wind begann wieder zu pfeifen.

Die Schweſter Lucille ruft uns in dieſen Memoiren eine jener Statuen des Mittelalters zurück, die, auf ein Grabmal geſtützt, ſchlummernd ruhen. Man würde ſie für einen Traum der Poeſie halten, ſähe man nicht, wie man ſich nähert, ihre Aehnlichkeit mit dem Bruder.

Sie zählte damals ſiebzehn Jahre und er ſechszehn. Sie war groß, bleich, in allen ihren Zügen lag ein unheilbares Leiden und doch eine Sanftmuth und ein unendliches Sinnen! Sie war in dieſem Schloß eine jener Nachtblumen, die nur auf alten Thürmen blühen. Oft, wenn ſie der Träume des jungen Mädchens gedachte und der veralteten Phantome, die ſie beide wiegten, ſagte ſie zu ihrem Bruder, indem ſie ſich auf ein Fenſter ſtützte: Du ſollteſt dies Alles malen! — Sie fühlte unbeſtimmt, daß in dieſen Thürmen, in dieſen einſamen Sälen und in der Kinder Herzen eine Poeſie lag, die ſich eines Tages ſchreiben ließe, und die jetzt ſchon unwillkürlich über die Lippen ſtammelte! — Sie ſchrieb, wenn ſie nicht zu leidend war, und man bewahrt von ihr noch aus jener Zeit mehre Aufſätze. Ich habe einige gehört, die mit der attiſchen Grazie Chenier's noch mehr Thränen und Seufzer verbinden. Sie gehören dem Engel und der Muſe, aber ihre eigentlichſte poetiſche Verbindung war mit ihrem Bruder. Sie ſind eine Welt, dieſe zwei Kinderſeelen, die ſich

in der Zurückgezogenheit dem Ewigen öffnen. Sie waren nothwendig, dieſe beiden Leidenſchaften ohne Gegenſtand, von gleichem Alter, die, ohne ſich zu berühren, ſich verſtehen und vereinigen, die nichts können, als ſich ewig einander anziehen, ewig von einander zu zehren und immer wieder zu durſten, ſie waren nöthig, um die ganze Tiefe René's zu graben.

Lucille gab von ihrem Leben an Amélie, Velleda und Cymodocée. Sie that wie eine ältere Schweſter für die jüngern; ſie hat ſie mit ihren beſten Kleidern geſchmückt, ſie gab ihnen ihren ſchönſten Gürtel; die Formen des jungen Mädchens haben ſich ergoſſen in die Träume des Dichters.

Sie ſelbſt, mit jedem Schritt dahinſchwindend, geheimnißvoll in Allem, ſie iſt ihr Gedanke, der ohne Körper ſchreitet. Sie lebt, ſie ſtirbt wie die Begeiſterung, ohne daß man weiß, wie, und ſie hatte, wie es ſcheint, keine andere Sendung auf Erden, als ihr Phantom von Leben in die Genialität ihres Bruders überzutragen. Aber er, was that er? Nichts. Von ſeinem Fenſter ſah er über die Haiden die großen Wolken des Oceans ziehen, die am Morgen in ihrem herbſtlichen Kleide René, Atala, Cymodocée wiegten; er lauſchte dem Brauſen des Windes, um von ihm zu lernen, wie die Worte ſeufzen, wie die Sprache weint; er tritt auf das welke Blatt, das ſpäter unter René's Tritten rollt; er folgt von Haide zu Haide dem Flug der Krähe, die ſich eines Tages auf die hundertjährige Eiche der Velleda niederlaſſen ſoll; er ſucht in den Wäldern von Comburg das Neſt der Nachtigallen und der Amſel, die ſpäter aus dem Ei kriechen, im Genie du Christianisme und von hier mit ihren kleinen Flügeln den ewigen Flug beginnen, der nimmer ermüden wird! Er pflückt in der weiten Flur die Maiblüthe, zertreten von dem Vorübergehenden, die Wieſenroſe, die Todtenblume, die ſpäter und für immer in dem Buch der Märtyrer wieder erblüht und hier einen Frühlingsduft verbreitet, der niemals vergehen wird! Der Dichter lauſcht, ohne es zu wiſſen, dem Geſang des blauen Vogels, von der Farbe der Zeit, der um das Schloß flattert und ihm ſingt: Kennſt Du mich? Ich bin ſehr müde und will nun ausruhen auf dem Baum, der Deinen Namen trägt! Und das that er. —

Es war indeß eine zureichende Beſchäftigung, auf dieſe Weiſe das Echo aller Harmonien zu werden, die ihn umringten, um ſo mehr, wenn man ſich das Erſchrecken eines Genius hinzudenkt, der plötzlich erwacht und ſeinem Beſitzer weder Ruhe noch Raſt läßt. Jener Schmerzensſchrei, der jeden Menſchen ſchon mit der Geburt zum moraliſchen Leben ſtößt, und dieſe Ohnmacht zu leben, die uns ergreift, wenn wir im Seyn beginnen, dies iſt hier mit Strichen gemalt, die noch nicht erreicht wurden! Man ſieht hier die Idealität von René mit wirklichen Zuſtänden gemiſcht, die ſie noch ſchmerzender, noch bitterer machen. Glücklich war er, wenn er ſich auf der Jagd verirrte, in irgend eine entlegene Haide kam und ſich, wie er ſagte, allmächtig und einſam fühlte. Eines Tages, als er an einem ſolchen Orte war, einem der weitentlegenſten,

ladet er ſeine Flinte, legt den Lauf an die Stirne und ſtüzt den Kolben auf die Erde!

In den Stallungen des Schloſſes waren zwei große Zugpferde, auf denen er ganz allein durch die Wälder ritt. Manchmal begleitete ihn ſeine Schweſter zu Fuß und ſie verloren ſich, ſo weit ſie konnten, in den Haiden und kamen erſt ſpät am Abend nach Hauſe zu dem unglücklichen Nachteſſen, das den Tag beſchließen mußte.

Er las ſeine Verſe Lucille vor, denn damals ſchrieb er nur Verſe, und Lucille las ihm die Proſa des jungen Mädchens. Aus dieſem geſtaltete ſich nun, ihnen unbewußt, eine innere Sprache, die zugleich vom Mann und Weib, von Bruder und Schweſter, Proſa und Verſen in ſich trug. Der Anblick einer Frau, die nur zufällig in das Schloß kommt, läßt ſein Herz vollends erkranken. Die Liebe für das Weib ſeiner Einbildungskraft, für Gegend und Wolken, für die Träume ſeines werdenden Genie's, flammen, gähren und drohen ihn zu zerſtören. Die Phantome, die ſich ſchon halb in ſeiner Seele bilden und ſpäter Atala, Velleda, Chactas, Eudore heißen, ziehen vorüber und wieder vorüber in ſeinem Geiſt wie Larven, die weder Geſicht, noch Stimme, noch Namen führen und doch Füße haben, um aufrecht zu ſtehen in ſeinem Herzen, und Hände, um ihm den Schlaf zu rauben. Ihr werdet in dieſem Augenblick Zeugen einer Art Beſchwörung der Natur, aus der dieſer Genius und alle poetiſchen Wunder hervorgehen ſollen.

Sie zieht um ihn einen Kreis von unfühlbaren Schmerzen, ſie wirft, wie eine Zauberin in ihre Gluthpfanne, in ſein Herz Verzweiflungen ohne Urſache, die ſie Tag und Nacht anfacht, ungekannte Wünſche, Weibernamen, unſichtbare Liebkoſungen, tauſend Qualen ohne Form, Schlafloſigkeiten, Finſterniſſe, Kämpfe, Seufzer, unzählige Thränen, um unſterbliche Seelen daraus zu bilden. Wenn er aus dieſem Kreis heraustritt, wird er nicht erlegen ſeyn, aber er hat die Macht empfangen, aus einem einzigen Wort einen Palaſt von Diamanten zu bauen, wo ſeine Träume leben!

Dieſe Seiten der Memoiren werden vielleicht am meiſten geleſen, der ſie ſchrieb, wird ſpäter große Namen und große Dinge berühren; politiſche Cataſtrophen, zweimal den Sturz von König und Kaiſer; jezt ſpricht er nur von Dingen, die weder Form noch Geſtalt haben, von Begebenheiten ohne Urſache und Wirkung, von Gedanken ohne Worte, wahrem Dunſt, und doch wird man eines Tages in dieſem Buch ſich vorzüglich dieſem Duft, dieſem Hauch hingeben, der nicht iſt, nicht ſeyn kann, er wird uns anziehen wie die Geſchichte des Kaiſerreichs, des Königthums, die Kriegs- und Friedensbeſchlüſſe, weil ſie in dieſem Nichts eine Welt iſt, weil dies unendlich Kleine, Geringe eben ſo wie René die Geſchichte des Menſchen enthält!

Aber es genügte dieſer Einbildungskraft nicht, ſich vom Brauſen des Windes zu nähren und vom Schaume der Wogen. Es war ihr nicht genug, ein

altes Schloß unter Regengüssen zusammenstürzen zu sehen und der Meerschwalbe Sturmschrei im Vorüberfliegen zu hören, sie sollte noch einen Menschensturm erleben, noch ein schiffbrüchiges Königthum betrachten und sie, arme Schwalbe trauriger Anzeichen, mußte noch ihren Unglücksschrei ausstoßen auf jenem andern Ocean menschlicher Leidenschaften. Seine lange Einsamkeit sollte sich mit einem Male mit unauslöschlichen Gestalten bevölkern, mit Namen, die in einer Nacht berühmt werden, mit Schaffotten und Siegern, mit einem Gewühl, das sie erfüllte und unaufhörlich belagerte, mit Geräusch und Geschrei, lauter als das Meer der Bretagne — und dafür mußte er Zeuge einer Revolution werden!

Ehe wir ihm dahin folgen, muß ich noch sagen, daß diese Memoiren oft unterbrochen werden, durch eine Art von Prolog, an die Spitze jeder Abtheilung gestellt. Diese Prologe sind aus verschiedenen Orten und von verschiedenen Zeiten datirt. Sie bezeichnen auf diese Weise den Ort und das Jahr, wo jeder Theil geschrieben wurde. Einige sind von 1811 aus der Vallée aux Loups. Das sind die ersten; andere datiren sich aus der Zeit seiner Gesandtschaft in Berlin und jener in London. Die letzten sind von 1832 und aus der Straße de l'Enfer. Der Dichter verwahrt sich hier alle seine Rechte; er läßt der Phantasie vollen Lauf. Seine Einbildungskraft, die die Wirklichkeit nicht mehr bewacht, überströmt im zauberischen großen Springfall ein goldnes Becken! — Es sind hier Einleitungen voll Thränen, die zu einer komischen Geschichte führen, und scherzhafter Anfang, der zu einem tragischen Ende leitet. Sie sind ein wirkliches Bild der Phantasie, die in dem Unendlichen erscheint und verschwindet, mit geschlossenen Augen kommt und geht und plötzlich erwacht, da, wo das Leben sie verwundet. Daher fühlt ihr bei jeder Stelle dieses Werkes Jugend und Alter, Trauer und Freude, Leben und Tod, Wirklichkeit und Ideal, Gegenwart und Vergangenheit vereinigt und verschmolzen in der Harmonie und der Ewigkeit eines Kunstwerkes.

Chateaubriand reist zuerst von Comburg nach Brest. Er hat den Gedanken, sich nach Indien einzuschiffen; dies Projekt fehlt und er erscheint plötzlich wieder in Comburg. Zu seinem großen Erstaunen empfängt ihn sein Vater gut und schlägt ihm vor, in das Regiment von Navarra einzutreten. Er geht nach Paris, von da nach Cambray, wo sein Regiment in Garnison lag. Er macht alle niedere Grade durch und unterrichtet die Rekruten auf dem Strande von Dieppe. Sein Zimmer wurde bald das Rendezvous aller Offiziere; die alten erzählten ihm ihre Feldzüge, die jungen ihre Liebesabenteuer. Es waren damals in Frankreich zwei Unterlieutenants, die zu gleicher Zeit Waffenübungen auf der Wiese hielten, der eine in Brienne, der andere in Dieppe. Der eine trug in seiner Patrontasche Arcole, Marengo, Austerlitz, der andere René, Atale, Eudore, le génie du Christianisme. Das Regiment von Navarra ließ, wie es scheint, seinen Lieutenants viel Zeit. Bei einer zweiten Reise nach Paris

wird Chateaubriand Ludwig dem XVI. vorgestellt. Er durchschritt die großen Säle von Versailles und wohnte dem petit lever des Königs bei. Der König spricht mit allen; er kommt zu Chateaubriand, betrachtet ihn und nach einer Minute grüßt er ihn ohne ein Wort zu sagen. Die sterbende Königswürde fand nichts auf ihren Lippen für diesen jungen Unbekannten, der später so viel Genie verschwenden soll, um ihre Asche anzuglühen.

Damit die Vorstellung aber auch vollständig sey, mußte Chateaubriand in einen königlichen Wagen steigen. Eine Jagd in dem Wald von St. Germain verschaffte ihm die Gelegenheit dazu. In der Beschreibung dieser Jagd entfalten sich die unendlichen Hülfsquellen des Schriftstellers.

Sie gleicht den Gesängen Arioſts und ist an die Spitze der französischen Revolution gestellt und diese letzte Unterhaltung der Majestät vor dem Schaffott ist hier von unglaublicher Wirkung. Man fährt ab von Versailles in vergoldetem Wagen, mitten im Walde bäumen sich die Pferde, tönen die Hörner, heult die Hundekoppel des Dagobert. Die alten Eichen werfen ihre Unglücks-Schatten auf diese alte Luſt. Der Distelfink stimmt an seinen Gesang aus den Zeiten Clovis, über diesem Königshaupt, das fallen soll! Der ganze Wald ist verzaubert!

Die Revolution bricht aus. Chateaubriand geht in Urlaub nach Comburg zurück. Die Etats von Bretagne werden zusammen berufen und sie sind in den Memoiren der Gegenstand einer langen historischen Einleitung, denn es ist dem Charakter dieses Buches eigen, unaufhörlich Poesie, Biographie, Geschichte und Natur zu mischen. Der Umsturz aller Dinge, der nun vorbereitet wird, ist schon gänzlich ausgebrochen im Umkreis der Staaten der Bretagne. Das Volk heult, will die Thüren einsprengen; der Lieutenant und der bretagnische Edelmann sind genöthigt, sich mit dem Säbel in der Hand einen Weg zu bahnen. Sie lassen mehre Todte in der Straße. Dieses Vorspiel, entfernt noch von der Revolution, tönt wie ein Beilschlag aus den Träumen der Wälder von Comburg.

Eine neue Stimme gesellt sich jetzt zu dem künftigen Genie des Schriftstellers. Der Politiker wird sich dem Poeten anschließen. Er kann nicht wie der deutsche Dichter nur in Wolken leben, schon geht die Wirklichkeit über seine Träume! Das Gewand der Atala, kaum gesponnen, wird schon mit Blut befleckt. Sie bekommt nicht allein zu Geschwistern, Amélie, Cymodocée, den letzten der Abencerrages, auch den Versuch über die Revolution, die Politik des Conservateur, die Monarchie nach der Charte. Die harte Lehrzeit einer Revolution wird in Paris fortgesetzt. Chateaubriand ist bei der Einnahme der Bastille. Am Abend, als er in seine Wohnung in der Straße du Mail zurückkehrt, hört er Lärm und sieht auf. Man zeigt ihm zwei Köpfe auf einer Pike getragen. Dieser erste Ritterschlag des Revolutionsgeistes entscheidet über seine Wahl zwischen den Parteien und später werden diese Köpfe wieder

mehre Male erſcheinen, als Vergeltung dem Angeſicht des Volkes vorgetragen, an der Spitze jener blutgemiſchten Phraſe, die er allein dafür zu ſchärfen weiß. Er iſt bei der Zurückkunft der königlichen Familie gegenwärtig. Er ſieht, nahe ſtehend, die Thränen der ſchönen Bäckerin und des kleinen Bäckerjungen. Er beſucht den Klubb der Jacobiner und Robespierre, Danton, Marat gehen ihm durch die Hand. Es ſind Bilder des Entſetzens! Ihr hört ſie reden, ſchreien, heulen, ſich geberden. Es iſt das erſtemal, daß ſie uns gemalt werden mit der hohen Unparteilichkeit des Dichters und Künſtlers. Auch Mirabeau erſcheint in dieſem Pandämonium. Chateaubriand ißt zweimal mit ihm zu Mittag. Mirabeau entzückt ihn durch ſeine romantiſchen Projekte, ſeine Liebesgeſchichten, ſeine Träumereien in politiſche Unternehmungen gemiſcht. Es iſt etwas orgienartiges in dieſem Gemälde und man denkt an den Gypsabdruck von dem noch rauchenden Antlitz des Todten, der eine Stunde vor dem Leichenbegräbniß Achills genommen wurde! Es iſt darin jede Narbe zu ſehen und jede Spur des unſichtbaren Blitzes, den er in ſich trug. An den Eingang der Begebenheiten geſtellt, um ihre Schwelle zu hüten, iſt dieſe koloſſale Figur jene der franzöſiſchen Revolution; ſie ſelbſt iſt es, die Euch angafft vor ihrer Thürſchwelle! — Und nun fügt noch hinzu, daß dieſe Scenen erzählt werden in einer Sprache der Revolution, die er aus den Klubbs entnommen hat, laut ſchreiend und heulend und denen er, einer der erſten, die wahre Milchconſiſtenz und jene des geſchriebenen Wortes gab. Bemerkungswerth iſt, daß, während die Convention ihre Redner und Chefs noch die klaſſiſche Sprache des achtzehnten Jahrhunderts führten, ſo weiß wie die Kokarde des alten Régime, ſich Chateubriand das wahrhaft dreifarbige Idiom ſchuf, von König und Volk gemiſcht, von Purpur und Lappen genäht, von Monarchie und Demokratie, von dem Größten und Kleinſten, das ſo vortrefflich das keuchende Gemiſch untergegangener Glücksſterne und der auf die Straßen verſtoßenen Schickſale, darzuſtellen wußte. Dort hebt er dieſe Sansculottes-Worte auf, die er ſpäter ungeſtraft in ſeine politiſchen Schriften wirft, um jene Sprache, mit der rothen Mütze aufgeſetzt, die er athemlos dreißig Jahre ſpäter in der Pairskammer führen wird!

Nach dieſen Klubb-Schilderungen kommt das Gemälde des literariſchen Lebens. Chateaubriand hatte Lucille in Paris bei ſeinem Bruder wiedergefunden. Sie waren beide mit einigen Schriftſtellern bekannt geworden. Da war Parny, immer ſchlaftrunken bei dem Geräuſche der Fontaine in ſeinem Hof; Fontanes, der hier nur erſcheint, viele Unbekannte, Flins indeß, der einzige, deſſen ich mich erinnere und der damals viel Aufſehen erregte. Nichts iſt unterhaltender als dieſe kleinen Leidenſchaften, ſo ganz erfüllt von ſich ſelbſt, daß ſie nicht einmal die großen ſehen, die ſie verſchlingen, und als dieſe Dintenkleckſe, die einer Zwergenwelt das große Wort Revolution verbergen. Man konnte hier noch von Verſen ſprechen, man recitirte ſie und

las ſie vor. Chateaubriand gelingt es endlich, eine Idylle im Merkur drucken zu laſſen und er ſtirbt beinahe vor Freuden darüber. Man ſieht hier unverholen und beſſer entſchleiert als irgendwo, wie das gewöhnliche Leben ſich zwiſchen den Drohungen der öffentlichen Zuſtände bewegte, und wie es möglich war, unter dem Beile zu lachen, zu dichten, zu ſingen, ſpazieren zu gehen, nachzudenken, griechiſch zu lernen, einen Reim zu ſuchen, in das Schauſpiel zu gehen, zu träumen und zu lieben.

Alles dies wurde aber gethan, doch dem Dichter konnte es nicht immer genügen. Die Flügel und Federn waren dem jungen Meeradler der Bretagne-Küſten gewachſen! Er fliege alſo! Während die menſchliche Geſellſchaft halb lachend, halb weinend auf ihrer Arche untergeht, in der Sündfluth der Vergangenheit, ſuche er, wenn er kann, über dem Ocean den Oelzweig der neuen Welt. Das Projekt einer Reiſe nach Amerika datirt ſich von dieſer Zeit. Ein wenig ſpäter hätten die Träume, die ſich in ihm regten, nicht daumenbreit Boden mehr in Europa gefunden; ſie ſuchten, ohne es zu wiſſen, eine Erde, jungfräulich wie ſie, und ſchwebten auch in dem Herzen des jungen Mannes wie Schwalbenzüge, die, wenn die Zeit der Wanderung gekommen, ſterben, oder in ein ander Land ziehen müſſen!

Bei allem dieſem verbirgt ſich indeß der Trieb des Poeten unter wiſſenſchaftlicher Anſicht. Der Landsmann von Duguay Trouin will vor allem ein großer Seefahrer werden. Natürlich muß er dann wenigſtens den Durchgang der Behringſtraße entdecken. Er brachte ſeine Tage hin mit Herrn von Malesherbes über das Studium der Landkarten. Der Greis beneidete den jungen Mann. Es war nur Sprache zwiſchen ihnen von dem künftigen Ruhme des Geographen. Weder der eine noch der andere ſah auf dieſen fernen Küſten die Liebesphantome, Chactas, Atala, noch körperloſe Weſen, die Tag und Nacht kläglich ihren Dichter herbeiriefen, und ihm weder Raſt noch Ruhe gönnten bis zu ſeiner Ankunft. Früher hatte Weſtindien wenig oder keinen Einfluß auf europäiſche Kunſt und Literatur. Dafür war es nicht da! Es gereicht mit zu Chateaubriands größtem Ruhme, das Amerika der Einbildungskraft zu entdecken, oder vielmehr für uns der Cortez oder Pizarro des idealen Columbiens zu werden. Es war natürlich, daß ein Cadet der Bretagne, auf dem Inſelchen St. Malo geboren, der erſte aus Frankreich, mit dem Schiff der Poeſie an dieſem andern Geſtade landet, Europa gegenüber vor Anker liegt, ganz beladen am Bord mit Seufzern und Träumen einer andern Welt!

Er reist ab. In St. Malo ſagt er ſeiner Mutter Lebewohl, die ſich ſeit dem Tode des Vaters in ſeine Geburtsſtadt zurückgezogen hatte. Er ſchifft ſich am nämlichen Tage ein, an dem die Nachricht von Mirabeau's Tod anlangt.

Hier kommen einige Seeſcenen, deren erſte Umriſſe in dem Génie du Christianisme gezeichnet ſind. Man findet ſie hier wieder, aber bekannter, vertrauter, mehr vermiſcht mit Theer und Salzwaſſer. Ihr ſeht das Schiff

[illegible] [illegible] [illegible] [

war Atala nicht die einzige ihrer Familie, die in den Wäldern umherirrte, als ihr Chateaubriand begegnete. Ich denke mir, daß ſie manche unbekannte Schweſter hatte, der nur ihr Dichter fehlte.

Chateaubriand unterbricht plötzlich ſeine Reiſe. Das Journal eines Pflanzers, das ihm die Verhaftung des Königs zu Varennes kündet, erweckt ihn aus ſeinen Träumen. Er geht nach Frankreich zurück. Ein Sturm, an den Küſten erlebt, liefert ihm eine der ſchönſten Seiten ſeiner Memoiren. In der Bretagne angelangt, verheirathet er ſich. Hier ſteigt das Buch herab zu einer ſo tiefen Vertrautheit, daß es mir unmöglich wird, ihm dahin zu folgen. Es iſt mir nur erlaubt, zu ſagen, daß ihr jetzt einen heiligen Hauch fühlt, ganz neuerlich aus dem Kloſter ausgegangen, der in dieſem Augenblick auch in die Erzählung eindringt und dann auch die Seele der Chriſtin, die bei dieſen Stellen die Sprache des Schriftſtellers durchfließt!

Die Begebenheiten, die nun folgen, ſind ſchon bekannt; ich werde ſie hier nur zurückrufen. Seine Auswanderung mit dem Bruder, die Ankunft in Brüſſel im Armeeſtabe der Prinzen; man ſchlägt ihm ſein Dienſtgeſuch ab. Er tritt in das Bataillon der königlichen Volontairs der Bretagne. Die Belagerung von Thionville. Er wird verwundet; die Blattern und die Ruhr geſellen ſich zu dieſen Wunden. Das Armeekorps der Emigrirten löst ſich auf; Chateaubriand macht den Rückweg zu Fuß. In Naumur geben ihm Frauen eine Decke und wollen ihn in das Hoſpital führen. Es überfällt ihn eine Ohnmacht in den Ardennen; Holzhauer heben ihn auf und legen ihn in einen Fourgon des Prinzen von Ligne. Er findet ſeinen Bruder in Brüſſel wieder; dann ſchifft er ſich in Oſtende ein und kommt ſterbend bei ſeinem Onkel auf der Inſel Jerſey an. Dieſe entſetzliche Geſchichte iſt ſtets untermiſcht mit fieberhaftem Gelächter, mit Lerchenſang, Ortsbeſchreibungen, nächtlichen Kämpfen, die man in Endore wiederfindet. Der große Schriftſteller und Zeitgenoſſe Napoleons ſollte auch den Geruch des Pulvers mitnehmen und ſeine Finger damit beſudeln. Dieſer Soldat, als Schildwache geſtellt gegen die franzöſiſche Nation, hatte überdieß eine Flinte, deren Hahn nicht losging. Wenn er abgelöst wurde und nicht das Feuer beim Bivouak ſchürte oder ſeine Hemden wuſch, legte er ſich in die Gräben und träumte oder ſchrieb. Aber ſchon hatte er auf den Lippen zwei jener Namen, die von ſelbſt verriegelte Thore öffnen und die Nacht nicht außer den Mauern zubringen laſſen. Wenn man ihm damals die Parole verlangt hätte, um in die Stadt der unſterblichen Geiſter zu dringen, ſo hätte er René, Atala nennen können! —

Eines Tages tritt der Onkel in das Zimmer des Kranken. Er iſt von Kopf bis zu den Füßen in Trauer gekleidet; man hatte ſo eben den Tod Ludwig XVI. erfahren. Ein wenig ſpäter, in der Furcht, dieſem Onkel läſtig zu werden, reist Chateaubriand nach London. Er findet hier die Geſellſchaft mehrer Officiere aus der Armee Condé und einige ältere Prieſter. Hier nun

beginnt die lange Agonie, die wie jene von Gilbert und Chatterton zu enden ſcheint. Der junge Emigrirte bleibt ohne Geld und ohne Hilfsmittel. Er bewohnt mit einem Freund ein Zimmer, deſſen Fenſter auf einen Kirchhof gehen. Die Tage, an welchen es kalt iſt, bringen beide im Bette zu, da ſie kein Feuer anzünden können. Einmal haben ſie mehre Tage nichts zu eſſen. Wenn Chateaubriand vor einem Bäckerladen vorbeigeht, bleibt er ſtehen und hält ſich an der Mauer feſt, nahe daran, ohnmächtig zu werden. Sein Freund verliert den Muth; er gibt ſich mit dem Federmeſſer Stiche in die Bruſt und iſt ſterbend. Glücklicher Weiſe kommt ihnen der Zufall zu Hilfe; Chateaubriand erhält von ſeiner Familie einiges Geld, das er nicht erwartete und als größte Wohlthat wird ihm ein Anerbieten von einem jener hilfreichen Männer gemacht, die damals das gute Glück der Emigrirten waren, nämlich: in einer Grafſchaft Englands alte Manuſcripte für einen Buchhändler zu entziffern. In der Grafſchaft und Stadt, wohin er ſich begeben hatte, war eine Wittwe, die zurückgezogen und ſtill mit ihrer Tochter lebte. Chateaubriand macht ihre Bekanntſchaft. Bei einer Jagdpartie bricht er das Bein. Da kommt er zu ihr zu wohnen und Charlotte pflegt ihn bis zu ſeiner Geneſung. Doch nichts auf Erden kann mich bewegen, dieſe Erzählung weiter auszuführen! nicht das ſüße, zurückgezogene Leben, nicht die Träumereien am Piano, nicht das Vorleſen des Dante und Petrarch, nicht die einförmigen und doch ausgefüllten Tage! — Ausgefüllt! womit? — Ich weiß es nicht! Und dann das Wort, das plötzlich hereinbricht in dies friedliche Haus wie ein Donnerſchlag: Madame, ich bin verheirathet! Und dann dieſes lange Schweigen, dieſe zwanzig Jahre, die ohne Nachricht hingehen, und dann jene Dame, ganz in Schwarz gekleidet mit ihren zwei Kindern, auch in Schwarz, die in das Kabinet des franzöſiſchen Geſandten in London eintreten und dies: Erinnern Sie ſich, das ſich immer wiederholt und Euch das Herz aushöhlt wie eine Thräne, die immer wieder hoch und fern herabfällt! Ach, hier möchte man ſich der Verzweiflung hingeben, um nicht mehr zu geneſen! Es iſt eine von den kurzen Erzählungen, wo man in eine Stunde all' ſein Genie legen kann, wenn man eines hat. Der Schriftſteller verſchwindet, der Menſch bleibt! Die Worte ſind nicht Worte mehr, ſie haben Stacheln und tauchen ihr Gift in Eure Erinnerungen.

Hier ſchließt der beendete Theil der Memoiren. Er geht nur bis 1800.

# Feuilleton.

## Kleine Zeitung.

Baden, 19. Juli 1836.

Die Glanzperiode unſerer Saiſon hat erſt ſeit einigen Tagen begonnen. Unter den Notabilitäten der höhern Geſellſchaft bemerkt man dießmal viele ruſſiſche Familien mit bekannten Namen, wie Fürſt Repnin, Fürſtin Lieven, Graf Stroganoff (der jedoch nach vierwöchentlichem Aufenthalte wieder abgereist iſt). Auch aus beiden Amerika, aus Spanien, Italien, Belgien, Holland, Frankreich und England fehlen die Gäſte nicht. Die Engländer mögen wohl in dieſem Jahre die zahlreichſten ſeyn. Von merkwürdigen Namen bemerkt Referent noch: den FürſtenKantakuzeno, Jea Bermudez und Ludwig Bonaparte, Sohn des ehemaligen Königs von Holland. Baden, mit ſeinen herrlichen Umgebungen, zieht beſonders viele Künſtler und Künſtlerinnen an, die zum Theil freilich weniger durch die ſchöne Natur, als durch die oft täuſchende Ausſicht auf pekuniären Gewinn herbeigelockt werden. Wer jedoch keinen europäiſchen Ruf mit ſich bringt, der dürfte hier leicht die Rechnung ohne den Wirth gemacht haben. Die treffliche Maria Ellenrieder weilt ſeit einiger Zeit bei uns, und hat ſo eben ein wunderſchönes Altarblatt vollendet und bei Kunſthändler Belten ausgeſtellt. Der wackere Landſchafter Hebensdorf ſammelt reiche Studien in unſern Thälern und auf unſern Bergen. Conzerte hatten wir bis jetzt zwei. Das erſte gab Ferdinand Vogel aus Berlin auf der Orgel. Dieſen achtungswerthen Künſtler mußte der laute Beifall der Kenner für die geringe Einnahme ſchadlos halten. Eine höchſt intereſſante Erſcheinung war eine junge Engländerin von achtzehn Jahren, Miß Roſa Stuart, Tochter eines berühmten Architekten, die in einem glänzenden Zirkel als Sängerin auftrat. Mit dem zauberiſchen Wohlklang einer friſchen, reinen, umfangreichen Stimme verbindet Miß Stuart eine große Sicherheit des Vortrags und ſeelenvollen Ausdruck. Sie wird einſt in der Reihe der erſten Künſtlerinnen glänzen. Das Publikum wünſchte und hoffte, ſie auf der Bühne als Romeo zu ſehen, eine Rolle, die ſie bereits auf zwei Theatern mit rauſchendem Beifalle gegeben und zu welcher ihre ganze Perſönlichkeit ſich eignet. Es ſcheint jedoch etwas Unheimliches, wie es nicht ſelten in der Künſtlerwelt ſpukt, dazwiſchen gekommen zu ſeyn. Jetzt wird, wie man ſagt, eine Fräulein Pixis wenigſtens einen Troſt des Romeo geben, indem ſie in einem einzelnen Akt dieſer Oper aufzutreten geſonnen iſt!

So viel für heute.

## Literarische Uebersichten

von

**K. G.**

### V.

Die Herren Buchhändler haben die löbliche Gewohnheit, der Redaktion dieſes Journals ſehr oft Werke einzuſenden, wofür ſie eine unparteiiſche Anzeige in Anſpruch nehmen. Doch leider begegnet ſich nicht immer hier das Intereſſe des Journals und der Herren, die es durch ihre Einſendungen beehren. Seit einiger Zeit will die Kritik, die in dieſen Spalten Raum findet, einen innern Zuſammenhang ihrer einzelnen Artikel beobachten, will ein möglichſt treues Bild der zeitgenöſſiſchen literariſchen Beſtrebungen aufſtellen, und kann zu dieſem Zwecke ſich nur dem Einflußreicheren und im Vorgrunde Stehenden mit einiger Ausführlichkeit hingeben. Wenn wir kaum über Lyrik, Immermann,

Varnhagen und Platen gesprochen haben, wird es uns schwer, den Uebergang zu einer Brochüre zu finden, die die Hanewald'sche Runkelrübenzuckerfabrikation vertheidigt. Und doch wollen wir dankbar seyn und aufmerksam gegen die Einsendungen! Was läßt sich thun?

Ich denke mir durch folgendes Mittel zu helfen. Von Zeit zu Zeit sollen auf die fortlaufenden, unsere Grundgedanken ausführenden Artikel Intermezzi folgen, wo in bunter Reihe schnell, ohne ungerecht zu seyn, kurz, ohne das Lobenswerthe zu vergessen, die inzwischen erhaltenen Einsendungen besprochen werden. Der heutige Artikel zeigt gleich die neue Einrichtung; denn wir sprechen von den

## Romanen der Mrs. Elise Bray.

Von selbst würde man schwerlich auf sie kommen; denn sie stehen noch unter den Arbeiten der Trollope: was demnach ein starkes Minus ist. Es sind ganz gewöhnliche Leihbibliothekenklepper mit herunter hängenden Ohren und zwischen den Beinen eingeklemmtem Schwanze, traurige Schindmähren der Romantik, wie wir sie wahrlich nicht nöthig haben, erst aus England zu verschreiben. An solchen „historisch-romantischen Gemälden aus den Zeiten des dreizehnten Jahrhunderts" leiden wir wahrlich keinen Mangel. Herr Dr. Bärmann hat der „Universitätsbuchhandlung in Kiel" keinen guten Rath gegeben, als er sie aufforderte, die Romane der Jungfer Elise Bray in's Deutsche übersetzen zu lassen.

## W. Zirges: Souvenirs historiques

bestehen zum Theil aus noch ungedruckten Dokumenten zur Zeitgeschichte. Der Herausgeber, gegenwärtig Buchhändler in Leipzig, stand früher in kaiserlich französischen und später in königlich westphälischen Diensten. Er hatte Gelegenheit, in diesen Verhältnissen auf diese oder jene merkwürdige Thatsache, welche durch ein schriftliches Aktenstück bestätigt oder erläutert wurde, aufmerksam zu werden, und legte sich eine Sammlung von historischen Papieren an, deren Ergebnisse er in bereits drei erschienenen Heften dem Publikum mittheilt. Für uns möchte sich besonders der Hinweis auf einen unedirten Brief Joh. von Müller's eignen, den Herr Zirges in seiner Kasseler Stellung kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Er macht dem Chamäleon Ehre und beweist, daß Joh. von Müller in seinem westphälischen Wirkungskreise sich in der That Verdienste um die Wissenschaft und ihre Jünger erworben hat.

## Humoristische Reiseblüthen von Urian

schildern eine Eilwagenreise von Dresden nach Leipzig. Der Humor ist sächsisch. Nicht so witzig, wie Stolle dergleichen Sachen zu schreiben pflegt, gefällt doch der immer resolute Ton, der die Stelle des Witzes hier vertreten kann. Das Büchlein ist um so mehr zu empfehlen, da jene Landstraße bald eine Eisenbahn seyn und dann die Reise-Literatur einen empfindlichen Stoß leiden wird. Oder werden die Aktien dieser Literatur mit denen der Eisenbahnen selbst steigen? Möglich, daß man im Gegentheil dann desto mehr von den Ländern und Gegenden wissen will, je weniger man selbst noch Zeit hat, bei ihnen abzusteigen und sich umzusehen. Das müssen wir abwarten.

## Kreling's englische Bibliothek

fährt fleißig fort, die Deutschen mit dem Vorzüglichsten bekannt zu machen, was die englischen Zeitschriften und die Taschenbücher bringen. Des Herausgebers Erläuterungen zeugen von einer seltenen Bekanntschaft seines Gegenstandes, und belehren mannigfach durch die Aufschlüsse, die sie uns über englisches Wesen zum bessern Verständnisse der übersetzten Stücke geben.

## Daxenberger's mythische Gedichte

behandeln in vierfüßigen, spanischen, ungereimten Trochäen einige der berühmtesten Sagengruppen des Alterthums. Es ist schwer, die Motive dieser hier gelösten Aufgabe zu errathen, da es undenkbar ist, daß der sonst talentvolle Dichter hier seine poetische Kraft habe bewähren wollen, bei Stoffen, die in ihrer angebornen Poesie nur einfach von ihm wiedergegeben sind. Jedenfalls aber hat er Geschmack und Bildung durch die Behandlung derselben bewiesen. Der Autor dachte wahrscheinlich an Platen und die Einfachheit der Antike. Man wird zuweilen an Schiller's griechische Romanzen erinnert, ohne daß wir jedoch geneigt wären, dem Talente des Verfassers die Wahl solcher Gegenstände besonders anzuempfehlen.

## Dionysosfest von H. Stieglitz

reiht sich den vorigen Versuchen am passendsten an. An sich wär' es schrecklich, wenn diese kalten Versifikationen der alten Mythologie wieder aufkommen sollten, an denen Göthe nicht wenig Schuld trägt. Aber diese lyrische Tragödie von Stieglitz muß man mit scharfem Auge betrachten. Zunächst glaubt man nur, der Dichter wolle sich nach seines Weibes Tode im Most der Dionysosfabel berauschen, und vergessen, was nicht zu ändern ist; man sieht diese langweiligen Chöre der Hirten und Mänaden auftanzen, man hört Bacchus und Lycurg, den Thrakerfürsten, Wechselreden halten, in denen wenig Poesie aufgewandt ist. Aber das Ganze hat einen

eigenen Sinn, es iſt eine Allegorie, ſogar eine Myſtifikation. Bacchus ſtellt das revolutionäre Prinzip vor, Lykurgos das conſervative. Jener tritt als Whig, Dieſer als Tory auf. Bacchus bringt Freiheit (Ausſchweifungen und mänadiſche Jakobinismen, Eiſen als cyniſcher Cobbett umgeben ihn), Bacchus ſelbſt aber iſt das Geſetz in der Freiheit. Lykurgos vertritt das hiſtoriſche Recht und wird zuletzt ſo wahnſinnig, daß er ſich mit einem Band der Haller'ſchen Reſtauration der Staatswiſſenſchaften ſelbſt verwundet und ſeinen Sohn tödtet. Er kommt zur Vernunft und octroirt mit den Worten:

Volk, das geſtritten, ſchwergeprüftes Land,
Volk, das gelitten, nun entſühntes Land,
Glaub' an den Löſer, ſey Dein Feſſelband,
Und Freiheit meiner Herrſchaft Unterpfand,

gibt, ſag' ich, mit dieſen Worten den Thraziern gleichſam eine conſtitutionelle Charte.

Den Muth, ein Gedicht dieſer Tendenz conſequent durchzuführen, muß man lobend anerkennen.

## Norddeutſcher Frühlings-Almanach. 1836.

Ein und zwanzig Mitglieder der Pommer'ſchen Dichterſchule proſtituiren ſich hier wieder auf's Neue. Tadeln mag ich dieſe jungen Leute nicht; aber für ſie beten, inbrünſtig beten, daß ſie Gott vor Wahnſinn bewahren möge! „Himmliſcher Vater," möcht' ich ausrufen, „hier ſind ein und zwanzig Dichter aus der Pommer'ſchen Schule, alle begabt mit keinen andern Ideen, als mit fixen! Jünglinge, Herr, die einen Mann von Geſchmack zur Verzweiflung bringen können. Entziehe ihnen Dinte und Feder, gib ihnen kein Druckpapier mehr und laſſe keine Druckerſchwärze mehr wachſen, ſchlage ſie mit Stummheit, denn ach! ſie können kein Ende finden in Ewigkeit, Amen."

In allem Ernſt, was geht in Berlin vor! Eine ſo ſandige, ſtaubige, tannige, föhrige, kindiſche, abgeſchmackte, unnütze, durchgeſeihte, wäſſerige, feuchte, ſchweißige, lallende, dumme Poeſie hat es in Deutſchland noch nie gegeben. Ferrand fing die Trivialitäten an und emanzipirte Alles, was keinen Verſtand hatte. So ſiedert H. Hagendorff:

Krank.

Sie legte an's Herz mir das Köpfchen.
Sie war ſo matt, ſo krank,
Und heiße Thränen — des Schmerzes,
Rannen die Wange entlang.

Mein Herz iſt ein Meer von Schmerzen,
Da fielen die Thränen hinein;
Die brannten in meinem Herzen,
Als müßt' ich des Todes ſeyn.

Und dennoch war ich ſo ſelig,
Und dennoch ſo hochbeglückt:
Als ſie ſich erholet allmälig
Und dankend die Hand mir gedrückt.

Gegen ein gutes und tugendhaftes Herz kann man nichts einwenden, gegen die Rührung dieſes Gedichtes auch nicht; aber man bedenke doch: Iſt das Alles eines Verſes werth! Was für Situationen! Was für ordinäre Begegniſſe! Logik fehlt in dem Gedichte gänzlich. Wenn das Herz ein Meer von Schmerzen iſt, ſo können Thränen, die hineinfallen, nicht brennen, ſondern löſchen aus. Und der Unſinn des letzten Verſes! Dennoch war ich ſelig — meinetwegen! Aber als ſie ſich erholet, wie kann es da heißen: Dennoch? Es muß heißen: Grade deßhalb, was mit dem Vorhergehenden freilich nicht paſſen würde. So mangelt es überall in dem Buche an Klarheit und Logik, was um ſo auffallender iſt, da alle dieſe Gedichte ſo ungeheuer einfach ſind und in einer Sprache ſprechen, als wenn die Verfaſſer gar nicht, ich will nicht ſagen, recht deutſch, ſondern als wenn ſie überhaupt gar nicht reden könnten. Das Beſte unter allen dieſen norddeutſchen Frühlings-Trivialitäten lieferte noch H. Marggraff. Seinem Gedichte: Verweſung, ſollten die beiden letzten Verſe fehlen, und derjenige, der dann der letzte wäre, noch ein wenig mehr vorbereitet ſeyn: etwa dadurch, daß man die letzten Verſe transponirte. Der Stoff des todten Tambour iſt aus einem Romane des neunzehnten Jahrhunderts, deſſen Vf. beinahe huſſitirt wurde, entnommen, was wohl der Ehrlichkeit wegen hätte erwähnt werden müſſen.

## Empfindſame Reiſen von L. Rellſtab.

Gleich beim Aufſchlagen des Buches zeigt ſich eine Probe der Empfindſamkeit: Seite 96 heißt es: „Ein anderer Geruch, den ich nicht näher bezeichnen will, kommt aus einem andern Kanal! Im Zimmer Stickluft, draußen Schwefelwaſſerſtoffgas! Verfluchte Anſtalt zum Athmen! Und hier ſoll ich bleiben? Hier die Nacht zubringen, nur um zu ſagen, ich ſchlief auch einmal in Kiſſingen? Zehn Eſel zuſammengenommen könnten ja nicht ſo dumm ſeyn! Kutſcher! Kellner! Wirth! Holla! He! Heda! Anſpannen! Was bin ich ſchuldig? Eine Flaſche Wein! Kalter Braten! Meine Sachen in den Wagen! Waſchwaſſer! Drei Gulden fünfzehn Kreuzer! Jede Minute mei-

nes Jeremiasleides ein Kreuzer! Verfluchter Preis! Prellerei! Hier! Glück auf! Der Wagen fährt vor! Hurrah! Wir rollen davon!"

Das ist eine schöne Empfindsamkeit! Herr Rellstab bewährt sich auch hier wieder als den jämmerlichen Sudler, für welchen ihn Jedermann, der nicht gerade eine Sängerin ist und Furcht vor seinen Kritiken in der Vossischen Zeitung hat, halten wird. Herr Rellstab gehört zu den Schriftstellern, die mit Händen und Füßen schreiben, und die eine Schreibmaschine für die nützlichste Erfindung des Jahrhunderts halten würden. Von Morgen bis in die Nacht sudelt er in alle Journale, und hat später sogar noch die edle Dreistigkeit, das elende Zeug zu sammeln und speziell herauszugeben, als wär' es etwas. Herr Rellstab ist ein ächt berlinischer Schwadroneur, dem den ganzen lieben Tag hindurch der Mund nicht stillsteht, bis er einst endlich einmal zu Nutzen der Literatur eine Art von Maulsperre bekommen wird. Etwas Gemeineres, Schirrmeistermäßigeres läßt sich gar nicht denken, als diese empfindsamen Reisen, die ihren Titel von Heine mit einer höllischen Ironie gestohlen haben. Alles ist Geld für den Mann. Was er in den Mund nimmt, ist oder wird ekelhaft. Stiefelwichse — für's Volk! Das wollen Kritiker, Humoristen, Reisebeschreiber und historische Romantiker seyn! Ein solcher Kanonier will über die Musik das Urtheil einer ganzen Stadt und Provinz bevormunden! Wir müssen doch nächstens einmal auf besagten Hammel ausführlicher zurückkommen. —

# Dramaturgische Uebersichten

von

## A. L.

## V.

## Repertoir.

Betrachten wir einmal die Repertoirs vor zehn Jahren und vergleichen wir sie mit den gegenwärtigen, so stellt sich augenblicklich eine große Verschiedenheit heraus. Damals begann Angely sein Glück zu machen. Es war von kurzer Dauer. Der Druck seines komischen Theaters wird ihn nicht von der Vergessenheit retten. Vor zehn Jahren waren eben seine Sieben Mädchen-Fabriken im Schwunge, bald mit Gewehren, bald mit Scheeren bewaffnet. Es war das goldene Zeitalter der Schneider-, Sticker- und anderer Mamsells. Das seichte Volk lachte, die Ernstern jammerten über den Verfall des Geschmacks; hätte der Mann länger gewirkt, so würde er uns noch einige Dutzend solcher Geschichten aufgetischt haben, und das ist Alles; sein früher Tod hat dem Dinge eine andere Wendung gegeben.

Neben Angely aber spuckte damals ein noch viel gefährlicheres Gespenst auf deutschen Theatern herum. Dies war Clauren. Ein größeres Nichts hatten wir wohl noch nie, hatte wohl keine Nation. Wir nennen Scribe und Consorten Seifenschaum; was ist Clauren? Sind Jene Schaum aus Pariser Seife von Lubin aus der Rue St. Anne, so ist er Schaum schmieriger schwarzer Seife, wie man sie in Berlin zum Waschen gebraucht. Süddeutschland kennt sie nicht.

Wenn man sich jetzt die Mühe nehmen wollte, Clauren's Stücke zu lesen, so begriffe man in der That nicht, wie so etwas aufgeführt werden konnte. Nirgends ein Halt; die Schauspieler, die so etwas gaben, gern gaben, sind mir stets räthselhafte Menschen gewesen. Statt der Charaktere verlieh er seinen dramatischen Puppen Angewöhnungen: der Eine konnte kein l aussprechen und sagte „neise" statt „leise", und „Eau de Conogne" u. s. w. Ein Anderer hatte dies oder das Sprichwort; der Dritte verdrehte die Worte und sagte „rheumatisch" für „romantisch" oder dergleichen. Die Handlung war ganz in den Anmerkungen für die Schauspieler enthalten und füllten ganze Seiten; während der Dialog aus zwei Worten bestand; es waren oft nichts anders als recht fade dialogisirte Pantomimen. Die Fabel endlich war irgend eine alte Geschichte, die ihre Natur in dem sogenannten Drama nicht verläugnete. Das Meiste wurde erzählt, statt sich vor den Augen der Zuschauer zu begeben. Von Witz war nie die Rede; der Dialog war der trivialste und seichteste, seitdem schlechte Schriftsteller es sich einfallen ließen, deutsche Stücke zu schreiben.

Dies war Clauren, dessen Wollmarkt, Bräutigam aus Mexico, Brauttanz, Ritt nach Cassel, Gasthaus zur goldenen Sonne, noch vor zehn Jahren alle Repertoirs füllten. Wir wollen nicht ungerecht seyn; der Cours ist im Steigen! Und Clauren lebt noch; er ist ein alter, feiner Hofrath, der im Winter in Berlin gut ißt und trinkt und im Sommer in irgend einem Bade noch Sonnette und andere Gedichte macht — wir haben erst kürzlich eines gelesen — aber er ist dennoch lebendig begraben. Der hat es schon weg, wie es mit seiner Unsterblichkeit aussieht. —

Auch Töpfer schrieb noch regelmäßig alle Jahre seine Paar Stückchen. Sie waren wenigstens lebendiger und hatten dramatische Elemente. Die Rollen waren für Schauspieler gut berechnet, weil der Verfasser selbst einmal einer war und das Theater kannte.

Jetzt iſt er faſt verſtummt; wenigſtens drängen ſich ſeine Stücke nicht mehr und erſcheinen in großen Pauſen. Einige der Aeltern haben ſich auf dem Repertoir erhalten.

Wolf, der ſeitdem geſtorben, brachte leicht ſkizzirte, kecke Zeichnungen. Cäſario, Schniffelinski, Hund des Aubri (die Poſſe). Seine Arbeiten erhalten ſich. An ihm hat das Repertoir einen Verluſt gemacht.

Holtei gab ſeltſame Miſchungen von Poeſie, Fadheit und Trivialität. Sein eigentlicher Wirkungskreis war die Berliner Königsſtadt, und nur wenigen ſeiner Stücke iſt es gelungen, auf andere Bühnen zu kommen. Lenore, die Berliner in Wien und der Droſchkenfuhrmann bezeichnen den ganzen Umfang ſeines Kunſttalentes. Auch er liefert ſeit lange nichts mehr und zieht mit Frau und Kindern als Schauſpieldirektor in Schleſien herum.

Die Ueberſetzungen lieferten größtentheils Theodor Hell und Caſtelli; ſeitdem ſind neue Ueberſetzer aufgetreten.

In Weißenfels lebte noch Müllner, der — wenn er gleich nichts mehr für die Bühne zu liefern ſich das Wort gegeben hatte — doch noch immer das Richtſchwert ſchwang und ſich in theatraliſchen Angelegenheiten das höchſte Recht anmaßte. Ihn rührte bekanntlich der Schlag auf der Kegelbahn in ſeinem kleinen Landſtädtchen.

Raupach hatte erſt vor Kurzem begonnen. Seine hiſtoriſchen Einſchachtelungs-Tragödien und Anderes war noch nicht da; ſein Culminationspunkt aber, das ergreifende Trauerſpiel von der ruſſiſchen Leibeigenſchaft, war ſchon erſchaffen, und wenn wir auch nicht ganz den reichen Mann kannten, ſo ſetzten wir doch in ihn eine nicht unbedeutende Hoffnung. Er ſprach ſelbſt unverholen es aus, wie z. B. einſt auf der Reiſe während des Eſſens an der Table d'Hôte im baieriſchen Hof zu Nürnberg: „Er wolle der Welt zeigen, was es heiße, ein Theater zu beherrſchen und Kotzebue weit zurücklaſſen.“ Seitdem iſt er ſchweigſamer und alt geworden. Ich glaube nicht, daß wir noch einen ſolchen Schwall von ihm zu erwarten haben, als er ſchon geliefert. In Berlin gibt man noch ſeine neueſten Sachen; auf andern Bühnen machen ſie ſich ſchon ſchwerer Bahn. Man iſt durch die vielen fehlgeſchlagenen Verſuche vorſichtiger geworden.

So war es vor zehn Jahren in Deutſchland beſtellt. Nicht wahr? das ſah traurig genug aus! Wir wären ungerecht, wenn wir nicht ſagen ſollten: Jetzt iſt es beſſer.

Mad. Birch-Pfeiffer, die ſo oft verläſterte, aber dennoch fleißige und talentbegabte Schriftſtellerin hat ſeit jener Zeit ihre Laufbahn begonnen. Neben den Matadoren, die ich eben genannt, iſt ſie ein Shakespeare. Sie wählt oftmals überſpannte Stoffe, ihre Handlung iſt zu präcipitirt, ihre Diktion iſt nicht edel; aber Drama iſt überall, und eine glühende Phantaſie gibt ſich oftmals kund. Das Theater kennt ſie vollſtändiger, ſeine tiefſten Reſſorts wriß ſie anzuziehen, um ſich gewaltſam erſchütternde Wirkungen zu bereiten, darin iſt ſie vollkommen, und wie untergeordnet auch dieſe Fähigkeit in Anſchlag zu bringen iſt, wo es ſich um hohe poetiſche Intereſſen handelt, ſo iſt es doch für einen theatraliſchen Tages- oder vielmehr Abendſchriftſteller eine nicht zu verachtende Eigenſchaft.

Bauernfeld verſieht jetzt das Theater ſchnell auf einander mit Stücken, welche, das Coſtüm abgerechnet, in den Jünger'ſchen ihr Vorbild haben. Leicht zuſammengewürfelte Erfindung, kunſtloſer, doch friſcher Dialog; wenig eigentlicher Witz, viel Heiterkeit; keine kräftige Komik, nur Spaß. Selbſt Entführungen kommen noch vor, unter Leuten, die jetzt gar nicht mehr daran denken, und unter Verhältniſſen, die es unmöglich machen. Entführungen finden nur noch in den höchſten Ständen ſtatt. Eben ſo gebraucht Bauernfeld Verkleidungen und andere Unwahrſcheinlichkeiten und oft dageweſene Theatercoups. Von dieſer Seite ſind ſeine lobenswerthen Eigenſchaften nicht zu finden.

Berger iſt mit einigen Stücken glücklich aufgetreten, die in Norddeutſchland gegeben, von unſerm Süden noch nicht einmal gekannt ſind. So etwas iſt unverzeihlich! Greift doch ſchnell zu, wenn einmal ein Stück auftaucht, das in Berlin und Hamburg die Probe beſtanden hat!

Eine Dame, der höchſten Klaſſe der Geſellſchaft angehörend, iſt in dieſem Augenblick die fruchtbarſte Theaterdichterin. Sie liefert Familiengemälde, ein ſelten gewordenes Genre, aber dieſe Dichterin gehört noch mehr den Seltenheiten an. Sie hat von ihrer Höhe das Herz kennen gelernt, und die kleinen Verhältniſſe der Menſchen durchdrungen, als wenn ſie ſich darin bewegte. Ihre Stücke ſind eine Merkwürdigkeit in unſerer Literatur und erheiſchen doppelte Achtung, da ſie werthvoll ſind. Unbegreiflicherweiſe ſind ſie bei uns noch nicht aufgeführt worden; eines, „der Oheim,“ ausgenommen.

In Wien iſt ein junger Dichter aufgetreten, ein durchaus gebildeter Anfänger, der ſeine erſten Würfe wohl zu berechnen weiß. Eine erfreuliche Erſcheinung, von der man manches Gute noch erwarten, nicht aber Großes erhoffen darf. Wer ſo anfängt, kennt ſeine Stellung; er weiß, worauf er Anſprüche machen darf und will ſich nichts vergeben. Ein dankbarerer Stoff kann leicht die Fehler der Griſeldis vergeſſen machen, ohne größere, überraſchendere Schönheiten zu bieten.

Die Weißenthurn, die vor zehn Jahren noch viel schrieb, ist seitdem zu so hohen Jahren gekommen, daß wir wohl nichts mehr von ihr zu erwarten haben. Auch Holbein schweigt, Clauren's Zwillingsbruder.

Schreivogel, der auch in dem Zeitraum, den wir hier oberflächlich betrachteten, gestorben ist, Deinhardstein, Schenk, Zedlitz, Grillparzer, haben nie das Repertoir versehen; sie haben in langen Zwischenräumen Stücke geliefert, die gegeben wurden, und das kann sich bei den letztern wohl wieder ereignen.

Nach dieser Uebersicht aber stehen wir jetzt besser, als vor zehn Jahren, trotz der Todesfälle und des Aufhörens Einiger bei lebendigem Leibe. Aber die jugendlichen Dichter fehlen noch immer; junge Geister, die sich bewußtlos mit ihrer ganzen Kraft in die Bahn stürzen, nicht achtend, was sich ihnen in den Weg stellt, nur von Sieg und Beifall träumend. Immermann und Grabbe fingen stürmend an; das leidige Theater, wie es ist, hat ihren Flug gehemmt. Wenn ich einen jungen Dichter wüßte, der für das Theater schreiben wollte, ich könnte ihm Geheimnisse anvertrauen, die ihm die Augen öffnen sollten. Es ist eine Lüge, daß man sich der Bühne bequemen müsse; schreibt nur, die Bühne muß Euch folgen, sie gehört dem Dichter. Unser erbärmliches Theater mit seinen handwerksmäßigen Gebräuchen und Convenienzen wird wahrlich nie einen Dichter bilden, aber dem Genie ist es vorbehalten, uns eine neue Bühne und bessere Schauspieler zu geben, und Gott wolle, daß es bald geschehe!

## Mode.

Mit den Aermeln des achtzehnten Jahrhunderts machte man kürzlich den Anfang, jetzt ist man schon bei seinen Röcken; doch müssen wir die jetzige Mode deßhalb beglückwünschen, denn sie gewinnt dabei in der That. Zwar sind die hohen Besätze und offenen Kleider noch immer nicht allgemein, doch sind sie auch nicht mehr so selten, um auf der Promenade selbst Aufsehen zu erregen. Wie viele Frauen waren nicht trostlos darüber, daß Volans und Besätze verbannt waren! Auf der Promenade und bei Abendfesten ist die Menge der garnirten Kleider schon ziemlich beträchtlich, nichts bekränzt besser ein durchsichtiges Gewand als ein Volant, der selbst durchsichtig, trotz seiner vielen Falten, und zugleich leicht ist. Die offenen Roben tragen mehr als Alles den Stempel einer früheren Zeit, besonders wenn der Mousselinrock über einen farbigen Stoff gezogen und die offene Robe darüber von schwerer Seide ist. Eine Robe von gestreiftem Peking, welche den Rock von klarem Mousselin sehen ließ, wurde neulich bei einem großen Concert von einer der ersten Modedamen, der Vicomtesse E., getragen, und dies gefiel so sehr, daß alle jungen Damen in der Gesellschaft sich ähnliche Anzüge machen ließen. Die Frage der engen Aermel ist nun entschieden. Es ist darüber nichts mehr zu sagen. Zu Hüten wird rother und schwarzer Sammt verwendet. Eine hochrothe oder feuerfarbene Blume geht sehr gut mit dem Schwarzen. Genähte Stroh-Capotes werden nur noch für das Land gewählt; doch zieht man ihnen oft leichte Schweizer-Stroharbeit vor. Morgens seht man im Hause Tullehäubchen auf, mit farbigem Sammt garnirt.

Die Mantelets sind noch immer allgemein. Man sieht sie von schwarzer Seide mit angekraustem Rosaband oder von Sammt oder von Tulle mit Atlasfaveurs besetzt. Die weißen Mantelets, die früher so reich und elegant getragen wurden, sind jetzt zur Einfachheit zurückgekehrt; man trägt sie von Mousselin mit einer Reihe Tulle besetzt. Die Rosa-Sonnenschirme sind allerliebst; wir empfehlen sie dem Wohlwollen unserer Leserinnen. Auf dem Lande werden grauseidene Strümpfe von den Damen gewählt, die zu einem gefirnißten Schuhe gut passen! Im Hause zum großen Negligee werden Pantoffeln von rothem oder gelbem Saffian getragen.

— Die Herrenmoden zeigen in diesem Augenblick nichts Außergewöhnliches: Große Einfachheit ist die Losung.

Zu Fuß. Ein Ueberrock von Hugenotten-Farbe (rothbraun) mit einer Reihe Knöpfe und sehr kurzen Schößen; Gilets von Sommer-Kaschemir mit einer Reihe und Pantalons von weißem Sommerzeuge oder grauem Casimir.

Zu Pferde. Rock mit einer Reihe, lange breite Schöße, Taschen auf der Brust, Gilet von façonirtem Piqué, Pantalons von weißem Zwilch, Strohhut oder grauer Filzhut, Stiefel mit hohen Absätzen, vornen abgerundet.

## Schnäbel und Zähne.

Die mütterliche Natur, die uns in so mancher Rücksicht so gut behandelt hat, hat uns hinsichtlich unserer Kiefer keinen großen Beweis ihrer Liebe gegeben. Schon in der Wiege verursacht uns unser erster Zahn Schmerzen; im Alter der Scherze und Spiele bricht mit dem Zahnwechsel unser Gaumen auf und wir bluten gleich dem Seefahrer, der am Scorbut leidet. Milch- und Weisheitszähne bringen uns zur Verzweiflung; aber wie mehren sich erst diese Leiden, wenn wir älter werden, und erst wenn wir den letzten Zahn

verloren haben, können wir ſicher behaupten, von Schmerzen befreit zu ſeyn.

Die Menſchenfreunde haben lange über dieſe Unvollkommenheit unſeres Zuſtandes nachgedacht; alle Aerzte haben ſich angeſtrengt, ohne etwas zu erfinden, nur das Paraguay-Roux erſchien als Palliativ. Es zerſtörte zwar das Uebel nicht von Grund aus, es verhütete es eben ſo wenig, aber es milderte es doch; es war viel und doch ſo wenig. Es konnte die zukünftigen Geſchlechter nicht beruhigen. Da kam ein franzöſiſcher Arzt, Herr Achille Devoiſeau, wohnhaft in Paris, Rue Vivienne Nr. 36, auf einen glücklichen Gedanken. Seit zwanzig Jahren dachte er über das Thema nach, denn ſo lange war er Zahnarzt, und es iſt gräßlich, den Mann in dem Vorwort zu ſeiner Broſchüre das Bekenntniß ablegen zu hören, daß er mehr Blut als Nero und Caligula vergoſſen habe. Bei dieſem Blute ſchwur Herr Devoiſeau, den Zahnſchmerzen nun und für alle Zeit ein Ende zu machen. Es iſt vielleicht Leuten, die in Paris bekannt ſind, begegnet, Abends zwiſchen ſechs und ſieben auf dem Boulevard Montmartre einen noch ziemlich jungen Greis zu ſehen, mit ſchwarzen Haaren und auffallend weißen Zähnen in einem blauen Ueberrock mit breitem Kragen, der die Augen auf das Pflaſter gerichtet, den Zahnſtocher im Munde, einher ging, von einem einzigen Gedanken erfüllt, in dem Gedränge iſolirt wie in der Wüſte, gleich einem dem Laboratorium entkommenen Alchymiſten, der in dem Staube des Boulevards den Stein der Weiſen finden will. So kam er denn nach und nach zu folgender Betrachtung: Die Zähne der Löwen und Tiger verderben nie, denn es gibt meines Wiſſens keine Zahnärzte unter ihnen; das kommt daher, daß die Zähne der Löwen und Tiger einen Email haben, der zu den Speiſen dieſer Thiere paßt; unſer Email aber wird von der erſten Cotelette angegriffen, die wir nach unſerer Entwöhnung genießen; folglich müßten wir den Coteletts und anderen Leckerbiſſen entſagen und beſtändig Säuglinge bleiben, was doch aber nicht Jedermanns Sache wäre, und beſonders dem andern Geſchlecht beſchwerlich werden würde. Von dieſen Betrachtungen gerieth Herr Devoiſeau auf andere, z. B. auf den Zuſtand und die Lebensweiſe der Vögel. Er bemerkte ſehr ſcharfſinnig, daß Adler und Geier auch niemals Zahnſchmerzen hätten, inſonders da ſie nur Schnäbel beſitzen. Dies brachte ihn nun ſo in Harniſch, daß er die Natur läſterte, die den Menſchen ſo unvollkommen erſchaffen und ihm den Schnabel verſagt hatte.

So immer mehr von Folgerung zu Folgerung weiter ſchreitend, gerieth unſer Freund in den Laden des berühmten Drechslers Fleury und beſtellte bei ihm einen Schnabel von Elfenbein, geierförmig, mit Haken und Federn verſehen. Fleury nahm das Maß und drehte einen Schnabel, der dem ehemaligen Reichsadler Luſt gemacht haben würde. Devoiſeau ſchnallte ſich den Schnabel an und ging in das Café Anglais, um ihn an einem Beefſteak mit Erdäpfeln zu verſuchen. Wirth und Kellner prallten erſtaunt zurück, die Gäſte legten die Journale aus der Hand, aber Alles dieſes hinderte unſern Freund nicht, ſein Fleiſch im eigentlichen Sinne des Worts aufzuſchnabuliren, ſich dann einen Schnabelſtocher auszubitten, und nachdem Alles bezahlt war, fortzugehen, um über das geheime Werk der Verdauung ſorgfältig zu wachen.

Die Verdauung war gut, und Herr Devoiſeau ſchrie in der Freude ſeines Herzens: „Nieder mit den Kinnladen!“

Hierauf ging er gleich wieder zu ſeinem Drechsler und beſtellte hundert junge Schnäbel von Horn, etwa für Geier von ſechs Monaten. Der Drechslermeiſter hatte Haar auf den Zähnen und hielt ſich für myſtifizirt. Als er aber die fünf Louisd'or ſah, welche der ehemalige Zahnarzt auf den Tiſch als Drangeld hinzählte, ſo machte er ſich dran und lieferte die Schnäbel.

In Begleitung dieſer hundert Schnäbel begab ſich nun Herr Devoiſeau nach der Straße Thorigny in das Inſtitut des Herrn Sapolard, dem erſt kürzlich ein Kind am Ausziehen eines Zahnes darauf gegangen war, und der deßhalb mit Freuden ſeine Zöglinge zu dem Exveriment hergab, welches ihm ſein Freund vorſchlug.

Der Tag dieſer gaſtronomiſchen Schnabel-Ceremonie fand am vorigen Donnerſtag in Paris ſtatt. Die Eltern der Kinder waren alle eingeladen, und es war ein freudiger Anblick, dieſe liebe Jugend von zehn bis zwölf Jahren, an Tiſchen ſitzend und kampfgerüſtet, zu ſehen. Unſer Freund Devoiſeau hatte ihnen nämlich äußerſt geſchickt die Schnäbel angeſchnallt und auf ein gegebenes Zeichen fingen die unſchuldigen Gäſte an, die Speiſen aufzupicken, mit einer Geſchicklichkeit, die jungen Adlern keine Schande gemacht haben würde. Die Täuſchung war ſo vollkommen, daß die Mütter ſich einen Augenblick für Eier legende Geſchöpfe hielten, und die Väter, indem ſie in die Hände klatſchten, mit den Flügeln zu ſchlagen wähnten. Der große Erfinder ließ ſich auf einem Federbett herumtragen, und die liebe Schnabeljugend kletterte auf die Bäume und ſang zu ſeinem Lobe.

Dieſe Neuigkeit verbreitete ſich alsbald in Paris zur großen Freude aller Einwohner, bis auf die Zahnärzte. Die Drechsler können allen Nachfragen nach Schnäbeln nicht mehr genügen, und der Miniſter des öffent-

lichen Unterrichts hat entschieden, daß die Schnäbel in den königlichen Collegien eingeführt werden sollen. Die Ordonnanz wird nächstens im Moniteur erwartet, und das Corps der Zahnärzte macht sich bereit, dagegen zu streiten, dentibus et rostro.

## Einiges über die von Rußland nach Sibirien verwiesenen Verbrecher.

Adolph Erman, der im Jahr 1829 in Gesellschaft des bekannten norwegischen Naturforschers und Professors Hansteen, zu Erforschung der magnetischen Pole und anderer magnetischen Probleme, eine große dreijährige Reise unternahm, die er, als er in Sibirien sich von Hansteen getrennt, allein rund um die Erde fortsetzte, gibt jetzt die Beschreibung dieser, für die gesammten Naturwissenschaften, äußerst wichtigen Reise heraus, welche aus zwei Haupttheilen, einem streng wissenschaftlichen und einem historischen, bestehen wird. Der erste Theil des historischen Berichts, der uns von Berlin über Petersburg, Moskau, durch den Ural bis Tobolsk und noch weiter nördlich bis Obdorsk an der Küste des Eis-Meeres unter dem Polarkreise, d. h. unter 66½ Grad nördliche Breite gelegen, führt, enthält des Merkwürdigen und Neuen ungemein viel. Wir können uns nicht enthalten, eine Stelle aus demselben hier mitzutheilen, die uns von den nach Sibirien verwiesenen Verbrechern erzählt, und von deren dortigem Leben, wodurch wohl manche falsche aber allgemein hierüber herrschende Ansicht berichtigt werden dürfte.

Wir wollen den Professor selbst reden lassen: „Unter dem Namen der Unglücklichen vom 14. December *) hatte man uns schon früher in Sibirien von denjenigen Umtrieben gesprochen, welche in Folge der verunglückten Petersburger Revolution, gesetzlicher Ausspruch durch Nordasien zerstreut hatte, und von diesen begegneten wir hier in Beresow (am Ob unterm 64° nördlicher Breite), dem gewesenen Kavalleriegeneral Grafen Gorskji und den gewesenen Hauptleuten Focht und Tschernilow. Man sah sie meist in Ostjakischer Nationalkleidung — hier die zweckmäßigste — aber bei Staatsfesten, kaiserlichen Namens-Tagen u. s. w., trugen sie Europäische Ueberröcke, um die Spuren ehemals aufgenähter Orden zu zeigen. Uebrigens waren hier sehr verschieden gestimmte Männer nach einerlei Schiffbruch auf demselben Brette vereinigt. Nur den zwei jüngern war der Muth gebrochen, weil sie einem einseitigen Gedanken mit äußerster Verblendung ergeben gewesen, denn die von dem deutschen Tugendbunde ausgegangene und in Russischen Verbindungen traditionell erhaltene Aufregung hatte sie so vollständig ergriffen, daß die Armen auch jetzt noch die Theilnahme von ganz Europa auf ihr Unterliegen gerichtet glaubten. Aber den ältern und härtern Kriegsmann hatte nur ein tolltühner Hang zu verzweifelten Schlachten berauscht. Von den Verschworenen theils ungekannt, theils verachtet, trat er am Tage der Entscheidung in ihre Reihen, jetzt aber glaubte er sich nur durch Waffen besiegt, auch war ihm zu Beresow alles übrige genehm, nur nicht die Hindernisse, welche der hohe Norden dem Reiterleben entgegne. Die hiesigen Pferde vermögen ihn kaum zu tragen, und zum Trost habe er zwar Beresower Kosaken in der schulgerechten Reitkunst unterrichtet, aber durch tiefen Schnee und durch Sumpf werde die freie Ausübung im Winter wie im Sommer verhindert. — Einige andere Schuldige vergruben sich auch in Beresow zu noch vollständigerer Einsamkeit; man sagte, sie leben mit ihren Frauen, welche ihnen sofort nach Sibirien gefolgt waren. Gleiche Beispiele ehelicher Treue sind aber in der Geschichte russischer Verbannungen durchaus gewöhnlich."

„Es gehört zu den zahlreichen Mährchen, welche man im westlichen Europa von Sibirien erzählt, daß diese oder irgend welche Verbannte für Rechnung des Staates zum Zobelfang oder zu anderweitigen Jagd-Unternehmungen angehalten werden. Vielmehr sieht man zu Zwangsarbeiten Verdammte nur in den Uralischen und Nertschinsker Bergwerken, so wie in einigen andern ähnlichen Fabrikanstalten beschäftigt, auch hatten Mehre der hier in Beresow gesehenen Empörer bereits in Nertschinsk ein härteres Strafjahr erlebt. Alle übrigen und bei weitem die Mehrzahl Russischer Delinquenten verweist man zur Ansiedlung, und in sofern sie der arbeitenden Klasse angehörten,

*) Am 14/25 December 1825 brach nämlich bekanntermaßen in St. Petersburg, bei der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus, unter der Garde die gefährliche Empörung aus, bei der es für den jungen Kaiser Thron und Leben galt. Mit ungemein kühner Geistesgegenwart erdrückte jedoch der Kaiser mit Hülfe treuer Garden und Regimenter, als Vorstellungen nichts fruchten wollten, den Aufstand mit Gewalt, und ließ strenges Gericht über die Rädelsführer, ohne Ansehen der Person, ergehen, die meistens nach Sibirien verbannt wurden.

zu selbstthätiger Ernährung, jedoch so, daß ihnen anstatt bisheriger Leibeigenschaft nunmehr in jeder Beziehung die Lebensverhältnisse freier Westeuropischer Landleute zu Theil werden. Staatsverbrecher aber, welche in Rußland, wie überall, sich meist in den höhern, d. h. zu Handarbeiten ungeübten Ständen finden, werden zur Ansiedlung nur in Städte Sibiriens geschickt, weil es dort leichter ist, ihnen den auf Staatskosten verliehenen Lebensunterhalt zu sichern. — Auch von den denkenden Russischen Männern hörte ich oft als schwer zu erklärendes Paradoxon erwähnen, daß die zur Ansiedlung verurtheilten Bauern ohne Ausnahme und mit äußerster Schnelligkeit zu musterhaftem Lebenswandel sich bekehren, doch ist es sicher nur die Wohlthat persönlicher Freiheit, welche zu dieser Sinnesordnung veranlaßt. Um so mehr erscheint aber die Verbannung zur Kolonisation, anstatt enger gefänglicher Haft, als ein vortrefflicher Zug der Russischen Reichsgesetze, und wenn auch zu dem Bergwerksexile, als Surrogat der Todesstrafe, eben so wie zu vielen der weisern Sitten, die erste Anregung von Griechischen Lehrern kam (schon in uralter Zeit vielleicht), so ist doch die Besserung der Verbrecher durch Ertheilung persönlicher Freiheit ein eben so origineller als vortrefflicher Zusatz vaterländischer Gesetzgeber." R.

## Die Restaurationen in Constantinopel.

Unter die Seltenheiten Constantinopels gehört eine türkische Restauration. Bei einer Runde, die ich mit unserm Consul zur Besichtigung der vor Kurzem entdeckten Cisterne zu „tausend und einer Säule" machte, trafen wir gegen Mittag, nüchtern, gegenüber einer berühmten, an dem Sklavenmarkt gelegenen Restauration ein. Ich gestehe, der erste Anblick schien mir nicht einladend, und ich fühlte mich nicht sehr geneigt, meinen Appetit an einem solchen Orte zu befriedigen. Ein großer Türke, von Fett ganz glänzend, die Arme nackt bis an die Schultern, stand vor der Thür seines Ladens, und empfahl sich den Vorübergehenden, indem er mit dem flachen Theile eines breiten Messers auf die Seite eines abgestreiften Hammels schlug, welcher außen am Hause ihm zur Seite hing. Ein Gast erschien, unser Mann löste mit geschickter Hand ein Stück ab, schnitt es alsbald in kleine Theile, steckte sie an einen eisernen Fleischspieß, und setzte sie an's Feuer. Diese Speise nennt man in Constantinopel „Kibauds." Unser Consul kannte sie schon lange Zeit, er trat ohne Anstoß in die Restauration, und ich folgte ihm. Bei unserm Anblick erheiterte sich das Gesicht des großen Mezgers, er zog seine weiten Pantalons hinauf, befestigte seinen Gürtel, schnitt ein schönes Stück von seinem Hammel ab, und wünschte uns guten Appetit, indem er uns einlud, auf eine kleine Erhöhung zu steigen. Hier nahmen wir, so gut wir konnten, Platz, indem wir unsere Beine kreuzten und uns auf unsere Fersen setzten. Die schmackhaften Gerüche, welche vom Heerde zu uns drangen, fingen bereits an, meinen Magen mit meinen Augen auszusöhnen, als der Anblick der Zinn-Platte, auf welcher die „Kibauds" lagen, mich in neue Unschlüssigkeit versetzte.

Dieser berühmte Rostbraten war ganz dampfend, mit Salatblättern bestreut, und mit Stückchen Brod vermischt. Indessen war der Geruch desselben Appetit erregend; ich machte mich daran, der Geschmack entsprach dem Geruche, und meine Vorurtheile verschwanden vollständig. Diese „Kibauds" sind ein sehr gutes Essen, aber man muß, um zum Zwecke zu gelangen, sich schon entschließen, die Finger zu verschmieren, denn in den türkischen Restaurationen sind weder Messer noch Gabeln im Gebrauch.

Diese Restaurationen und die Kaffeehäuser versehen die Mittel- und die untere Klasse der Bevölkerung von Constantinopel mit ihrer Nahrung. Ihr Mittagessen besteht aus einer Platte „Kibauds" und mit einigen Tassen Kaffee erhalten sie sich den Rest des Tages. Zwei noch so hungrige Menschen wären nicht im Stande gewesen, mit unserer Platte fertig zu werden, die uns die bescheidene Summe von 18 kr. kostete.

## Der barmherzige Samariter.

Ein englisches Journal, der Globe, erzählt Folgendes:

Ein Mönch vom Orden der Trappisten wurde kürzlich von einem Polizeibeamten vor den Alderman Covan geführt. Der arme Mönch irrte um Towes-Hill umher mit allen äußern Anzeigen der Hülflosigkeit, jedoch ohne eine Klage vorzubringen oder eine Hülfe anzusprechen. Endlich schlüpfte er in den abgelegensten Ort, den er entdecken konnte, und wurde hier von einem Juden gefunden, in dessen Busen sich das Herz des wahren Samariters befand, der seinen unruhigen und fieberhaften Schlaf sorglich beobachtete. Der Jude, Namens Knight, rüttelte ihn und fragte, ob er keine Wohnung habe. Der Mönch machte ihm ein Zeichen und warf ihm einen Blick zu, der ihm von seinem Elende Kunde gab, allein er sprach nichts dazu.

Der Alderman Covan bittet den Juden,

ihm zu sagen, was er von dem armen Manne wisse.

„Ich bin in Frankreich geboren, berichtet Knight, und erkannte bald in dem armen Unglücklichen meinen Landsmann, der, dem Gebote des Stillschweigens unterworfen, nothwendiger Weise bald sterben mußte. Ich halte es für eine seltsame Art, sich bei dem Schöpfer alles Guten beliebt zu machen, indem man die Gaben und Eigenschaften, womit seine Gnade uns ausstattete, verwirft und verschmäht. So aber ist das Gelübde der Mönche von la Trappe und der Superior hatte jenes unglückliche Skelett verurtheilt, eine Bußfahrt nach England und Irland zu unternehmen, weil es eine Ordensregel überschritten hatte. Ich nahm den Armen bei mir auf, und that ihm Gutes, so viel ich konnte. Er wollte nur stets wenig Nahrung zu sich nehmen und verweigerte, sich in ein Bett zu legen, indem er nur stets den nackten Boden zu seinem Lager erwählte. Bevor er einschlief, betete er stets inbrünstig um Erbarmen. Dies konnte man nämlich aus seinen Seufzern und seinen gefalteten Händen abnehmen; denn niemals hörte man ein Wort von ihm. Am andern Morgen erfuhr ich, daß mein Gast einige Kleider in einem Wirthshause nächst der Londonbrücke zurückgelassen hatte, und lief zwei Tage, ohne den Ort finden zu können.

Der Alderman. Eure Aufführung gegen den armen Schwärmer ist sehr rühmlich, und ich glaube fest, daß viele Leute, die gewöhnlich die Juden mit Verachtung behandeln, nicht das Gleiche gethan haben würden.

Knight. Obgleich ich nur wenig brauche, so bin ich doch so arm, daß ich nur mit großer Mühe meinen Kindern ihr tägliches Brod zu verschaffen im Stande bin. Deßhalb war ich gezwungen, den armen Mann hieher zu führen, damit die Polizei ihm zum Auffinden seiner kleinen Habe behülflich sey, damit er die ihm auferlegte Wanderschaft vollbringen könne.

Der Alderman. Habt Ihr ihm gesagt, daß Ihr ein Jude?

Knight. Nein; denn ich fürchtete, daß so elend seine Lage auch war, er meine Hülfe zurückgewiesen hätte, wenn ich ihm ein Wort davon gesagt. Auch kümmert es mich nicht im Geringsten, ob er es wisse oder nicht, es sey denn, daß die Thatsache dazu beitragen könnte, Vorurtheile zu zerstören, die zum Glücke in diesem Lande nicht mehr stattfinden.

Ein Polizeibeamter erhielt den Auftrag, in allen Häusern der Nähe der Londonbrücke Nachsuchungen anzustellen, um die Effekten des armen Menschen wieder zu finden. Es gelang ihm, und er brachte einige ausgezeichnete christliche Werke, wie Origines, Thomas von Kempis u. s. w. in eine Mönchskutte eingeschlagen. Der arme Mönch schien zum erstenmal Freude zu empfinden, als man ihm seine Bücher einhändigte. Er grüßt den Alderman, indem er seine Hände über die Brust kreuzt und seinem wohlwollenden Wirthe die Hand schüttelt. Hierauf geht er hinaus, um seine Wanderschaft zu beenden.

## Luftfahrt in England.

Fast zu gleicher Zeit mit der Luftfahrt der Demoiselle Garnerin in Paris, von der wir in diesen Blättern Bericht erstattet haben, fand eine andere in England zu Bayswater statt. Auf die Nachricht, daß Madame Graham, die Frau des berühmten Aëronauten, aus dem Flora-Tea-Garden aufsteigen wollte, verfügten sich an 6000 Personen dahin, worunter Leute von großer Auszeichnung sich befanden. Um sechs Uhr bestieg Madame Graham die Gondel unter allgemeinem Zuruf. In der Hand hielt sie eine Fahne; sie nahm eine Taube mit sich, die sie im Augenblicke des Niedersinkens fliegen lassen wollte. Folgendes ist der Bericht mit ihren eigenen Worten:

Gegen ein Viertel auf sieben erhob sich der Ballon mit Schnelligkeit in der Richtung nach Norden. Ich flog über den Regents-Park; ich unterschied den zoologischen Garten und hörte das Geschrei des Gucucks und den Beifall der Menge, die mich in den Lüften gewahrte; ich bewunderte das prächtige Panorama, das sich unter mir ausbreitete: Kensingtons-Garden, die Kathedrale von St. Paul, alle Brücken und den ganzen Lauf der Themse. Ungefähr zwanzig Minuten später hatte ich die größte Höhe erreicht, ungefähr drei ein Viertel Meilen (englisch), nämlich anderthalb Meilen über den Wolken; aber ich hatte die Erde keinen Augenblick aus dem Gesichte verloren. Ich nahm meinen Flug über Hornsay-Wood, doch die ungeheuren Wälder nach dieser Seite hin hemmten meinen Lauf. Der Ballon war so gut gearbeitet und ich hatte so viel Ballast, daß ich noch viel weiter hätte gehen können.

Um sieben Uhr drei Minuten begann ich herabzusinken, und um sieben Uhr zehn Minuten erreichte meine Gondel eine Wiese, zwei Meilen von Barnet; einige Minuten später waren an zweihundert Einwohner auf dem Fleck, die mir alle mögliche Hülfe angedeihen ließen. Mein Gatte, welcher der Richtung des Ballons mit Postpferden gefolgt war, holte mich ein, und wir kamen etwas vor eilf Uhr nach Bayswater zurück. Ich nehme keinen Anstand zu erklären, daß ich mit einem Ballon von gehöriger Größe dreißig

Personen mit mir zu nehmen gesonnen bin, und daß ich sie ohne alle Gefahr wieder auf die Erde zurückzubringen verspreche. Meine dritte Luftreise mache ich nächstens in Gesellschaft der Madame Cheese.

## Rezept, um noch mit vierzig Jahren schön zu seyn.

Diana von Poitiers glänzte noch mit vierzig Jahren in ihrer vollen Schönheit, sowie später Ninon de Lenclos noch mit fünfzig Jahren mit allem Zauber der Verführung prangte. Wer im Louvre die Gruppe von Jean Gouson kennt, wo Diana abgebildet ist, der kann sich einen Begriff von ihren wundervollen Reizen machen.

Trotz ihres Alters gab es kein junges Mädchen, das so frisch aussah wie sie. Um zu sagen, wie die Farbe ihres Haares mit ihrer Gesichtsfarbe harmonirte, um den Reiz zu beschreiben, den ihre Züge selbst aus ihrer Unregelmäßigkeit zogen, ferner den Ausdruck ihrer Blicke, ihr Lächeln, alle Lieblichkeit ihrer beweglichen Physiognomie, die Anmuth ihrer geringsten Bewegungen, Alles was an ihr gefiel, was man an ihr liebte, wodurch sie bezauberte, dies läßt sich nur fühlen, aber durch Worte nie ausdrücken. Diana war groß und bewundernswerth gebaut. Ihre Augen leuchteten im schönsten Braun, und ihre Haare waren glänzend schwarz und gelockt. Sie hatte eine sehr weiße Haut, sehr schöne Zähne, eine allerliebste Hand und einen niedlichen Fuß.

Sie nahm alle Tage ein kaltes Bad; mitten im Winter wusch sie sich das Gesicht mit Brunnenwasser; sie gebrauchte nie eine Pommade; sie stand jeden Morgen um sechs Uhr auf, machte einen Spazierritt von zwei Stunden und legte sich dann wieder in's Bett, wo sie bis Mittag las.

Man versichert, daß dieser Lebensweise die fast wunderbare Erhaltung von Diana's Schönheit zuzuschreiben sey.

## Vermischtes.

Seit einigen Tagen spricht man in Paris von einer neuen Art mechanischer Besen, die zur Reinigung der Straßen angewandt werden sollen, und bei Vielen die Hoffnung erregen, daß die Stadt endlich von dem Schmutz befreit werden dürfte, der ihr seit Jahrhunderten eine so ärgerliche Berühmtheit verschaffte. Man hat schon auf den Boulevards eine ganze Brigade von der Autorität angestellter Straßenkehrer gesehen, welche mit den neuen Besen handthieren. Sie sind breit und dünn und werden von zwei Federn unterstützt, die ihnen Schwung und Schnellkraft geben. Sie sind nicht so ermüdend zu handhaben, als die ordinären Besen, und erregen keinen Staub. Es ist daher wohl auch anzunehmen, daß sie auch bei schmutzigem Wetter die Vorübergehenden nicht verunreinigen werden.

— Seit einigen Tagen hat sich eine ungeheure Menge von Ratten in dem Stadtviertel der Bibliothek zu Paris gezeigt. Sie sind so ausgehungert und dreist, daß sie den auf der Straße Arbeitenden das Frühstücksbrod auffressen. Man fürchtet, daß diese Gäste den Schätzen der Bibliothek verderblich werden können.

— In Paris läßt sich ein junger hübscher Mensch durch die Zeitungen heirathslustigen Mädchen antragen, und wählt hiezu den Weg einer Lotterie. Es wird hinzugefügt, daß er täglich von vier bis sechs Uhr in der Orangen-Allee der Tuilerien zu sehen seyn wird. Loose sind bei allen Rationen zu erhalten.

— Lamartine rüstet sich zu einer Reise nach Corsica; er wird Bastia, Ajaccio und Corte besuchen, wird in das Gebirge vordringen und die ungeheuren Granitbrüche bewundern. Man sagt, daß er sich zu einem neuen Gedichte dort begeistern wolle.

— Englisches. Am 10. Juli badeten mehre junge Leute in London in dem Serpentinfluß. Ein gut gekleideter Mann näherte sich dem Orte, wo die Badenden ihre Kleider hingelegt hatten und bemächtigte sich derselben. Alsbald sprangen zwei- bis dreihundert Schwimmer aus dem Wasser und liefen dem Dieb unbekleidet nach. Sie begnügten sich jedoch damit, ihn zur Strafe mehrmals in den Fluß zu tauchen. Nach dieser Operation, die man **ducking** nennt, ließen sie ihn laufen.

# Telegraph von Deutschland.

## Sendschreiben an den Beobachter an der Spree.

Lieber Beobachter! — Sie werden schonst manchmal einen jungen Jüngling mit knarrende Stiebeln und Jusikow-Posen bemerkt haben, er ist och verleicht schonst mit Federposen und Sieglack zu Sie gekommen; er hat einige Züge in sein Gesichte, worauf beinah deutlich zu lesen ist: „Ick weeß nich, wie mer is!“ Dieser junge Federposeneur ist wohnhaft bei dem Schneider Zirbelfichte als Schlafkomisol, und sein Lager von Flederwische ist in den Sattler Quellmoosen seine Wagenremise. Er hausirt auch anjetzt mit papiernes Bürgerglück und Menschenwohl. Er sammelt nemlich Subspirenten uf dr Brantweinblase, Verfertigung der Milchsuppe mit und ohne Brocken; ferners mit sehr gute Reh-Zöppe von Wurmkuchens zur Vermeidung der Quacksalberei.

Nun auf meine Wenigkeit zu kommen, so bin ich zwars anjetzt eigentlich noch in Dienst, doch will ich mich zu Johanni mit einem jungen Rasörens verheirathen, genannt Edeward, der liebenswürdige Schwätzer. Dieser mein Liebster ist durch den Mann mit die Federposen und das Bürgerglück gänzlich herunter gekommen. Denn weil er weiß, daß mein Edeward sehr wißbegierig ist, so hat er ihm ufgedrungen: 1) Toppbinders gemeinnützigen Drathgeber, 2) die Fechtkunst von Klinkendrücker, 3) die Mordkarimarischen Steifraten mit stählerne Kupperstiche, 4) die große Kosfee-Servations-Lexikon, 5) eenen praktischen Bierbrauer mit mehre Fuder Hopp und Malz, 6) Mitternachts is de Zeit um, 7) det große Speisehaus, wo man mit die Bilder speist, 8) Wespennester und Bienenkörbe, wo all die Mäuse anfangen, dran zu fressen, 9) Portische Krukedillsthränen, 10) Entdeckung mehrer öffentlicher Geheimnisse, 11) guter Rath, was de Tugend anfangen soll, wenn se in de Paddengasse loost, 12) der Zeitgeist uf die Rutschbahne, 13) des ganze neue Feld der Sitten, wo sie der alte Stroh dreschen.

Nu sitzt mein Liebster in die Papiere, wie ein Seidenwurm in die Wolle, vergeßt seine Kunden und kommt in Schulden und am Ende schnappt er über. Denn der Federposeneur bringt immer noch wat Neues und is schon so katzenköppig und triesle geworden, daß er man blos die Thüre een bisken ufmacht und ihm een ganz Paket Stahlstiche und Sittenspiegel in det Gesichte schmeißt. Zu mich findet mein Edeward, der angenehme Schwätzer, gar nicht mehr den Weg, seitdem er sich in die marmorirte Pappendeckels und finstre lange Jahrgänge verheddert, und wenn er einmal an mich schreibt, so setzt dieser Mottenjäger jedesmal eine Motto darüber.

Ich bitte also hiermit, dem Federposeneur öffentlich zu sagen, daß er meinen Edeward zufrieden lassen soll, widrigenfalls ich, wenn ich erst meinen Liebsten seine Frau bin, wohl werde die papierne Glückseligkeit uf immer ein Ende machen.

Charlotte, sie werden schon wissen, wer ich bin.

## Allerlei.

Das Leipziger Tagblatt, das sich durch seine ächt gemüthlichen Gastwirths-Anzeigen auszeichnet, bringt in seiner neuesten Nummer folgende:

Neue Häringe mit neuen Kartoffeln. Mit diesen Neuheiten werde ich das liebe Publikum, so lange es ihm nur gefällt, bedienen. Möge ich mich eines täglich zahlreichen Besuches erfreuen dürfen.

Schulze, in Stötteritz.

— Wiener Blätter enthalten Folgendes: Se. k. k. Majestät haben dem k. k. Hof-Schauspieler Ludwig Löwe gestattet, das Diplom anzunehmen, welches die königlich preußische naturforschende Gesellschaft in Görlitz ihm als correspondirendes Ehrenmitglied zugesendet hat. Löwe besitzt eine der bedeutendsten entomologischen Sammlungen im ganzen Kaiserreiche.

---

## Die artistischen Beilagen.

Wir übergeben unsern Lesern mit dem heutigen Hefte:

1) Die Alexander-Säule in St. Petersburg.
2) Original-Pariser-Modekupfer.

August Lewald.

# Einiges über die letzten Lebenstage des Kaisers Alexander.

## Aus bis jetzt ungedruckten Quellen.

Noch heute ſind die letzten Lebenstage des Kaiſers Alexander in geheimvolles Dunkel gehüllt, und die Meinung, die dieſen Fürſten an Gift ſterben läßt, iſt ziemlich allgemein angenommen. Jetzt iſt es uns vergönnt, aus dem Tagebuch eines Ruſſen, der am Sterbelager des Kaiſers zugegen war, manche Einzelnheit hierüber mitzutheilen, deren Wahrheit verbürgt iſt und die jeden Gedanken an irgend eine Vergiftung vernichtet. Wir hoffen, daß dieſer neue Bericht, der dem Anſcheine nach nur unbedeutende Umſtände erzählt, nicht ohne großes Intereſſe geleſen wird.

---

General Diebitſch hat bemerkt, daß, als der Kaiſer aus Petersburg abreiste, er dießmal die Quais, deren Pracht er ſonſt gern bewunderte, viel nachdenklicher und mit einer an ihm ſonſt nie wahrgenommenen traurigen Wehmuth betrachtet, auch lange den Kopf gewendet habe, um die Feſtung beſſer zu ſehen; dann ſey er in Gedanken verſunken, und habe erſt ſehr ſpät einige Worte an ihn gerichtet, ohne jedoch auch nur mit einer Sylbe des herrlichen Anblicks zu erwähnen.

Einige Tage vor ſeiner Reiſe in die Krimm arbeitete der Kaiſer bei ſchönem hellem Wetter in ſeinem Cabinet, da trat plötzlich eine Wolke vor die Sonne, und verurſachte eine ſolche Dunkelheit, daß Lichter unumgänglich nöthig wurden. Der Kaiſer klingelte und befahl, Kerzen zu bringen. Anicimoff tritt ein und kommt, als einen Moment ſpäter das Wetter ſich abermals ändert und die Sonne wieder hervorbricht, ohne Licht zurück. — „Du bringſt mir keine Lichter?“ fragt ihn der Kaiſer. „Haſt Du vielleicht gefürchtet, man möchte glauben, wenn man bei hellem Sonnenſchein brennende Kerzen

of the Bill of Rights, and the Constitution of the United States, to the end that the people may have confidence that no powers are exercised by the Government except those granted by the people, and that all of the principles of liberty and safeguards of the rights of the people embodied in the Constitution are preserved.

Second. That the Congress of the United States, by the two-thirds vote of both Houses, shall propose to the legislatures of the several States the following article as an amendment to the Constitution of the United States, which, when ratified by the legislatures of three-fourths of the several States, shall become a part of the Constitution of the United States, namely:

ARTICLE —.

Section 1. The right of citizens of the United States to vote shall not be denied or abridged by the United States or by any State on account of sex.

Sec. 2. The Congress shall have power to enforce this article by appropriate legislation.

Sec. 3. This article shall be inoperative unless it shall have been ratified as an amendment to the Constitution by the legislatures of three-fourths of the several States within seven years from the date of the submission hereof to the States by the Congress.

Mr. Speaker, I yield back the balance of my time.

The SPEAKER. The question is on the passage of the joint resolution.

The question was taken; and the Speaker announced that the ayes appeared to have it.

Mr. MANN. Mr. Speaker, I demand the yeas and nays.

The yeas and nays were ordered.

The question was taken; and there were—yeas 304, nays 0, answered "present" 1, not voting 85, as follows:

Digitized by Google

So lange der Kaiſer krank war, haben die Hunde in Taganrog, wie man bemerkt hat, auf eine furchtbare Weiſe geheult; einige von ihnen hatten ſich ſogar unter die Fenſter des kaiſerlichen Cabinets gelagert, und ihr Geheul klang noch viel Unglück-weiſſagender, als das aller andern. Dieſes Heulen war der Gegenſtand aller Geſpräche. Fürſt Wolkonsky ſagte mir, er habe binnen drei Tagen hundert und fünfzig müſſen tödten laſſen.

Am 20. Oktober reiste der Kaiſer ab, war ſehr munter, und ſprach viel in den erſten Tagen. Man ſah, wie zufrieden und glücklich er ſich fühlte. Am 25ſten bei der Abreiſe aus Simpheropol ſtieg der Kaiſer zu Pferde und legte fünf und dreißig Werſt zurück, um nach Yourſouff, auf der Südküſte gelegen, zu gelangen.

Die Equipagen hatten Befehl erhalten, ihn in zwei Tagen in Baydar zu erwarten. Der Maître d'Hôtel war mit dieſen Equipagen abgefertigt worden, und dies ſoll, nach Anſicht des Doktor Willie, eine der Haupturſachen von des Kaiſers Krankheit geworden ſeyn, weil die Lebensmittel, deren er ſich während dieſer beiden Tage bediente, ungeſund oder wenigſtens ſchlecht zubereitet waren.

Zu Yourſouff am 25ſten angelangt, ſpeiste er erſt ſpät zu Mittag; am folgenden Tage ging er nach Lupka, das dem Fürſten Woronzoff gehört. — Unterwegs beſuchte der Kaiſer den Garten in Nikita und ging viel zu Fuß, dann fuhr er nach Orienda, das er von Bezborodka erkauft hatte, von dort begab er ſich allein zur Fürſtin Galitzin. Diebitſch hat mich verſichert, daß zu dieſer Zeit die ganze Kolonie dieſer Fürſtin vom Fieber befallen geweſen ſey. Die Nacht brachte der Kaiſer bei einem Tataren zu. In Lupka angekommen, ſetzte er ſich erſt ſpät zur Mittagstafel, denn unterwegs hatte er Früchte geſpeist. Vor ſeiner Abreiſe aus Lupka ging er am folgenden Morgen viel ſpazieren, worauf er zu Pferde ſtieg und wenigſtens vierzig Werſt zurücklegte. Während dieſes Rittes war er ſehr übler Laune über ſein Pferd und ſehr unzufrieden mit ihm. Nun mußte ein ſehr ſteiler Gebirgszug erſtiegen werden, um auf Marderinoffs Güter im Innern des Landes zu gelangen. Noch nüchtern kam der Kaiſer in Baydar an, hatte aber ſtark geſchwitzt und war überhaupt ſehr angegriffen, als er endlich in den Wagen ſtieg, um nach Sewaſtopol zu gehen. Bei dem zwei Werſt von Balaklava liegenden Poſthauſe ſetzte er ſich abermals zu Pferd und ritt mit Diebitſch fort, um ein griechiſches, von Ravalliotti befehligtes Bataillon zu muſtern, frühſtückte dann bei dem Commandanten deſſelben und ſpeiste dabei eine ſtarke Portion ſehr fetten Fiſches. Bei dem Poſthauſe ſtieg er wieder in den Wagen, und ritt erſt von der letzten Station ganz allein fort, um ein griechiſches, dem heiligen Georg geweihtes Kloſter zu beſuchen, nahm aber weder Ueberrock noch Mantel mit, obgleich die Sonne ſchon untergegangen war und ein ſehr friſcher, rauher Wind blies. Zwei Stunden lang hielt er ſich ungefähr im Kloſter auf, dann ritt er zur Poſt zurück, ſetzte ſich in den Wagen und kam Abends zwiſchen

Lord and Lady Bellamont. Mrs. Mary Bellamont, their daughter, a child of about three years old. Mr. Richard Nash, a gentleman of Bath. Mr. Beau Nash, his son, a child of about two years old. Mr. Ralph Allen, a gentleman of Bath. Mr. Prior, a gentleman of Bath. Mr. Wood, an architect of Bath. Mr. Oliver, a gentleman of Bath. Mr. Lyttelton, a gentleman of Bath. Mr. Pope, a gentleman of Bath. Mr. Gay, a gentleman of Bath. Mr. Thomson, a gentleman of Bath. Mr. Quin, a gentleman of Bath. Mr. Garrick, a gentleman of Bath. Mr. Foote, a gentleman of Bath. Mr. Sheridan, a gentleman of Bath. Mr. Goldsmith, a gentleman of Bath. Mr. Johnson, a gentleman of Bath. Mr. Boswell, a gentleman of Bath. Mr. Reynolds, a gentleman of Bath. Mr. Gainsborough, a gentleman of Bath. Mr. Wedgwood, a gentleman of Bath. Mr. Josiah Wedgwood, a gentleman of Bath. Mr. Thomas

hätte. Hiebei geſchah es, daß er dem Arzte geſtand, wie er von einer ſtarken Diarrhoe befallen ſey, und wie er ſchon mehre Nächte ſehr übel zugebracht habe, doch ſetzte er hinzu: „Deſſenungeachtet brauche ich weder Sie noch Ihre Medikamente; ich verſtehe vollkommen, mich ſelbſt zu curiren.“ Willie antwortete: er habe ſehr Unrecht, ſo großes Vertrauen auf Thee und Rum und Brodwaſſer zu ſetzen; eine gute Doſis Rhabarber ſey beſſer, als alles dieſes zuſammen. „Laſſen Sie mich in Frieden,“ entgegnete der Kaiſer etwas ungehalten, „ich will keine Arznei und habe es Ihnen ſchon oft geſagt.“ Von dieſem Augenblick an bis zur Ankunft in Mariampol erhielt Willie, der ſich täglich nach der Geſundheit des Kaiſers erkundigte, ſtets die gleiche Antwort: „Ich befinde mich wohl; reden Sie mir nur gar nicht von Medicin!“ Von Baktſchiſſaray fuhr der Kaiſer in ſeinem offenen Wagen nach Kozloff und ſetzte ſich ſolchergeſtalt den furchtbaren Ausdünſtungen der dieſer Stadt nahe liegenden Sümpfe aus. In Kozloff beſuchte er die Kirchen, die Moſcheen, die Synagoge, die Kaſernen und die Quarantaine-Anſtalten. Er ließ einen türkiſchen Schiffskapitain, der keine Quarantaine gehalten hatte, an's Land kommen, unterhielt ſich ziemlich lange mit ihm, und wurde ſogar über Doktor Willie böſe, der ihm bemerklich machte, daß er hier nicht ganz klug handle.

Bei der Ankunft des Kaiſers in Mariampol am 4. November war es, wo er ſich krank fühlend, den Arzt rufen ließ und zum erſten Male ernſthaft über ſein Unwohlſeyn mit ihm ſprach. Willie fand ihn in einem heftigen Fieberanfalle mit blauen Nägeln; Froſt durchſchüttelte ihn heftig. Einige Tage darauf verließ ihn das Fieber, allein bis zu ſeiner Ankunft in Taganrog aß er faſt nichts und empfand ein ununterbrochenes Uebelbefinden.

Am 5ten kam endlich der Kaiſer nach Taganrog zurück. Fürſt Wolkonsky fragte ihn bei der Ankunft nach ſeinem Befinden. „Ich habe mir in der Krimm ungeachtet des ſo ſehr gerühmten Klima's doch ein Fieber geholt,“ antwortete der Kaiſer; „jetzt bin ich mehr als je überzeugt, daß wir ſehr gut gethan haben, Taganrog zum Aufenthalt für meine Gemahlin zu wählen.“ Er ſetzte hinzu: ſchon ſeit Baktſchiſſeray habe er das Fieber; er hätte dort zu trinken verlangt und Federoff ihm eine Schale voll ſauern Berberizen-Syrop gereicht, „da habe ich das ganze Glas getrunken und plötzlich äußerſt heftige Leibſchmerzen geſpürt; als ich in Perecop das Hoſpital beſucht, fühlte ich ein noch weit ſtärkeres Fieber.“ Wolkonsky bemerkte dagegen, er halte ſich nicht genug, in ſeinem Alter dürfe er ſich freilich nicht mehr erlauben, was er vor zwanzig Jahren ungeſtraft hätte thun können. Am folgenden Morgen befand ſich der Kaiſer noch weit übler und ſah ſich gezwungen, ſeine Arbeit mit Wolkonsky auszuſetzen; um drei Uhr ſpeiste er mit der Kaiſerin. Sein Kammerdiener meldete dem Fürſten, daß der Kaiſer ganz ungewöhnlich transpirire; er ließ hierauf den Doktor Willie holen, und Beide begaben ſich zu dem Kaiſer, den ſie auf dem Sopha ſitzend fanden, die Füße in eine Flanelldecke

gehüllt und vom Fieber ergriffen. Der Arzt beredete ihn, acht eröffnende Pillen zu nehmen; darauf wollte er seine Arbeit beginnen, doch brachte man ihn von diesem Vorhaben ab. Um sieben Uhr Abends fühlte er sich besser und bezeugte dem Arzte seinen Dank dafür. Der Kaiser ließ seine Gemahlin zu sich einladen, die bis zehn Uhr bei ihm verweilte.

Die darauf folgende Nacht brachte der Kaiser gut zu; um eilf Uhr Morgens nahm er eine Mixtur, die ihm sehr wohl that. Die Nacht auf den 8ten war schlecht, er hatte Fieber gehabt und konnte aus Furcht eines neuen Anfalls die Messe nicht besuchen; der Kaiser schien ganz erschrocken über die große Menge Papiere, die er vor sich hatte, Wolkonsky bestimmte ihn aber, erst seine vollständige Genesung abzuwarten, bevor er sich mit ihnen beschäftige. Der Kaiser ließ abermals die Kaiserin zu sich bitten, die bis zehn Uhr bei ihm blieb.

Am 9ten hatte der Kaiser eine leidliche Nacht gehabt; er erlaubte dem Fürsten Wolkonsky der Kaiserin Mutter und dem Großfürsten Constantin seine Krankheit zu melden.

Die Nacht auf den 10ten war gerade nicht schlecht gewesen, aber am Morgen fühlte er sich sehr übel. Um eilf Uhr hatte er eine sehr bedeutende Ohnmacht, den ganzen Tag über eine brennende Haut und Abends starken Schweiß. Er sprach fast weiter nichts, als wenn er etwas verlangte, und schien sich in einem Zustande der vollkommensten Erschlaffung zu befinden.

Am 11ten hatte der Kaiser gut geschlafen; er ließ die Kaiserin rufen, die bis zur Mittagstafel bei ihm verweilte; als er nur einige Minuten aufstand, bekam er eine neue Ohnmacht.

Am 12ten ließ er sich eine Orangen-Limonade machen, die ihm sehr schmeckte. Die Kaiserin brachte den ganzen Tag bei ihm zu. Am Abend fühlte er sich bedeutend erleichtert.

Der Arzt verordnete ihm am 13ten ein Abführungsmittel; die Hauthitze verminderte sich während einer kurzen Zeit, kehrte darauf aber viel stärker zurück und hielt die ganze Nacht über an. Den ganzen Tag über redete er kein Wort. Weil die Limonade ihm Ekel erregte, so reichte man ihm Kirschensyrup.

Am 14ten fühlte sich der Kaiser besser; er rasirte sich selbst, allein um die Zeit der Mittagstafel verspürte er einen sehr starken Fieberanfall. Man machte ihm den Vorschlag, Blutegel anzuwenden, allein er wollte von ihnen nicht einmal reden hören, und weil man fürchtete, ihn durch Widerspruch noch mehr aufzuregen, so wurde ihrer gar nicht mehr erwähnt. Als um acht Uhr eine starke Ohnmacht eintrat, sagte Willie zu Wolkonsky, daß der Kaiser in einer sehr bedenklichen Gefahr schwebe. Letzterer begab sich sogleich zur Kaiserin und sagte ihr, es sey kein Augenblick zu verlieren, wenn man den Kaiser noch veranlassen wolle, seine Pflichten als Christ zu erfüllen. Die unglückliche

Kaiserin fühlte sich muthig genug, sich sogleich zum Kaiser zu begeben, um mit ihm darüber zu sprechen.

„Befinde ich mich schon so schlecht?“ fragte er.

„Mein theurer Freund,“ entgegnete die Kaiserin, „Sie haben aber die Anwendung aller und jeder Mittel verweigert, lassen Sie uns nun mit diesem einen Versuch machen.“

„Von Herzen gern,“ erwiderte der Kaiser, ließ sogleich den Arzt rufen und sprach zu ihm:

„Ich bin also sehr krank?“

„Ja, Sire!“ antwortete Jener mit Thränen. „Sie haben meinen Verordnungen nicht folgen wollen, jetzt muß ich aber nicht als Ihr Arzt, sondern als ehrlicher Mann, als Christ Ihnen erklären, daß kein Moment zu verlieren steht!“

Der Kaiser drückte ihm die Hände, die er lange gefaßt hielt, und versank in tiefes Nachdenken. Nun wurde Willie befragt, ob es nicht möglich sey, die Beichte des Kaisers bis morgen zu verschieben, und dies gab er zu. Um eilf Uhr Nachts ersuchte der Kaiser seine Gemahlin, sich jetzt zur Ruhe zu begeben.

Zwischen vier und sechs Uhr Morgens am 15ten befand sich der Kaiser noch kränker, man meldete es der Kaiserin, die sogleich zu ihm ging. Der Beichtvater wurde gerufen. Der Kaiser sprach zur Kaiserin: „Man muß mich nicht allein lassen!“ Als er die Beichte abgelegt hatte, ließ er die Kaiserin wieder rufen und empfing das Abendmahl. Der Beichtvater und die Kaiserin warfen sich nun auf die Knie und beschworen ihn, sich Blutegel setzen zu lassen. Er versprach ihre Bitte zu erfüllen, dann wendete er sich gegen seine Gemahlin und sprach: „Niemals habe ich einen größern Frieden in mir empfunden, und dafür bin ich Ihnen unendlich dankbar.“ Man legte ihm darauf dreißig Blutegel an, die aber schlecht zogen und brauchte mehr als zwei Stunden dazu, um sie zum Anbeißen zu bringen. Von jetzt an fügte sich der Kaiser willig allen Anordnungen und nahm jede Arznei.

Die Nacht auf den 16ten war sehr schlecht und der Kaiser vollkommen erschöpft. Um zwei Uhr verlangte er Limonade, nahm einen kleinen Löffel voll davon, und befand sich den ganzen Tag über übel. Man legte ihm Senfumschläge auf, die Hitze der Haut verminderte sich aber nicht im Mindesten.

Am 17ten war die Nacht schlecht gewesen; um halb sieben Uhr setzte man ihm ein Cantharidenpflaster auf den Rücken. Um zehn Uhr kam er wieder zu sich, sprach Einiges und erkannte Jedermann. Er verlangte zu trinken und sagte zu Wolkonsky: „Edreau nisire.“ Worauf dieser fragte: „Tino? Nonackambe.“ Wolkonsky bemerkte aber wohl, daß er zum Gurgeln keine Kraft mehr besaß. Die ganze Nacht über schwebte er in großer Gefahr.

Am 18ten Morgens schien der Kaiser ziemlich kräftig zu seyn, und dies

Ich bin der Ansicht, daß es sich hier um eine Art von Schutzmaßnahme handelt, die sich gegen die Gefahr richtet, daß der Kranke sich selbst verletzt. Ich habe bei Kranken, die sich in Erregungszuständen befanden, oft beobachtet, daß sie sich mit den Händen ins Gesicht schlugen, sich die Haare ausrissen, sich kratzten und sich selbst Wunden beibrachten. Ich habe auch Kranke gesehen, die sich mit den Zähnen in die Hände bissen. Ich glaube, daß diese Handschuhe dazu dienen, solche Selbstverletzungen zu verhindern.

Ich habe auch Kranke gesehen, die sich mit den Händen ins Gesicht schlugen, sich die Haare ausrissen, sich kratzten und sich selbst Wunden beibrachten. Ich habe auch Kranke gesehen, die sich mit den Zähnen in die Hände bissen. Ich glaube, daß diese Handschuhe dazu dienen, solche Selbstverletzungen zu verhindern.

# Bekenntnisse eines Deportirten.

## I.

## Die Diebe von London.

Hier bin ich nun in Botany-Bay. Zweimal deportirt, zweimal verurtheilt, tausendmal schuldig; ich habe in dem langweiligen, wilden, feuchten und neuen Lande, das ich bewohne, wenn nicht Hochachtung, doch verhältnißmäßig Reichthum gewonnen. Das Gesetz hat mich mit ewiger Verbannung bestraft; vielleicht that es im Interesse der Einwohner von London und in meinem eigenen gut daran. Seit den fünf und vierzig Jahren, wo ich mitten in Sümpfen, Wiesen und dichten Wäldern in Australien vegetire, habe ich oft die gefahrvolle Unbeständigkeit meiner ersten Lebensjahre vermißt; das angenehme Kauderwelsch unserer Straßen, die tausend Hindernisse, welche den Thaten auf der Landstraße entgegen stehen; endlich das Drama des Zufalls, das mich noch zu guter Zeit zur Entsagung gezwungen hat. Jetzt, wo ich meinem sieben und sechszigsten Winter entgegen sehe, begreife ich recht wohl die Nothwendigkeit einer Moral, eines Gesetzbuches und einer Polizei; es wäre mir höchst unangenehm, meinen Pachthof durch die Wilden der angränzenden Wälder beraubt, meine Kühe weggeführt, und meine Kängarus umgebracht zu sehen. Indessen kann ich doch die lebendige und kräftige Erinnerung meiner ersten Gemüthsbewegungen nicht verscheuchen; sie verfolgen mich noch, und ich fühle das Bedürfniß, sie zu beschreiben, sie zu zergliedern, sie erkennen zu lassen, wäre es auch nur, um mich an ihrer Erinnerung zu erfreuen, und, wie man in Alt-England sagt, noch einmal unsere alten Schlachten durchzufechten und um die unselige Langeweile der Einsamkeit ein wenig zu vertreiben; denn nie erschienen mir noch die Stunden so lang, als seit der Zeit, wo ich Verurtheilte zu Dienern, rechtmäßige Söhne und Töchter, und eine tugendhafte, durch den Geistlichen mit mir und meinem Schicksale vereinigte Frau, kurz seit ich eine natürliche und legale Existenz habe.

Obgleich ich mich einer sehr beschwerlichen Arbeit hingeben mußte, um meine Freilassung zu gewinnen, die Früchte meiner Arbeit zu sammeln und Allem aufzubieten, um den beabsichtigten Zweck zu erreichen, so erhielt mich dies anstrengende Bestreben doch aufrecht und gewährte mir Unterhaltung. Jetzt bin ich am Ziele, und weiß nicht, was ich thun soll; so viele Stille und Ruhe setzt mich in Verlegenheit. Die Feder, dieses Werkzeug der Müßigen und der Geschäftvollen ist mein letzter Trost; vielleicht knüpfe ich an die Erzählung der einzelnen Thaten, die ich genau kenne, und die ich mit Begeisterung zu erzählen mich wohl im Stande fühle, einige persönliche Beobachtungen, die nicht ohne Interesse seyn werden. Sie beziehen sich überdieß auf Materien, über welche Betrachtungen anzustellen die meisten Leute kaum Zeit und Gelegenheit haben: ich will von dem Gang des Verbrechens und des Lasters in den großen Städten sprechen, und von der leidenden, erbärmlichen, kühnen Bevölkerung, welche gegen die gewerbsame oder reiche Krieg führt.

Man wird mir verzeihen, mir, einem Verwiesenen, jetzt einem Pächter; einem Sclaven, der sich von der Zwangsarbeit frei gemacht hat; einem Verbannten, der mehr Freiheit hat, als seine alten Mitbürger; einem einsam Lebenden, der kein anderes Vergnügen hat, als die Jagd in wildarmen Gegenden, verzeihen wird man mir die philosophischen Betrachtungen, die ich in meine Erzählung flechte. Auch wird man sich vielleicht erinnern, daß diese Philosophie nicht die der Gelehrten und der großen Städte ist, sondern die eines früheren Diebes, der eine Eremit wurde.

Von welcher Gegend ich sey? welchen Eltern ich angehöre? welches mein Geschlecht, mein Ursprung sey? Diese Fragen, so einfach sie auch sind, setzen mich in größere Verlegenheit, als alle andern, die man allenfalls an mich richten könnte. Ebenso wie der größte Theil von denen, die durch die Stadt existiren (wie man in London sagt), das heißt, die durch Stehlen ihre Existenz von ihr ziehen, kenne ich kein anderes Vaterland als das, durch das öffentliche Mitleiden erhaltene Waisenhaus. Ich wurde in einem Asyl, in dem Arbeitshaus von St. Gilles geboren. Von meinem ersten bis in mein zehntes Jahr hat nicht eines der Kinder Adams mich mit einem wohlwollenden Worte erfreut, mit Ausnahme des alten Schulmeisters, der von Zeit zu Zeit mir mit seiner Hand die Haare strich und lächelnd ausrief:

„Er wird es weit bringen; er wird es weit bringen.“

Mit eilf Jahren hatte ich noch nichts gehört, als traurige Drohungen und nicht minder traurige Gebete; ich hatte nichts gesehen als weiße und feste Mauern, blasse und weinende Kinder, verwünschte Aufseher, die ihre Zöglinge wieder verwünschten, einschläfernde Kaplane, die mit unbekümmerter Stimme die Anzahl Steigriemenhiebe zählten, die ausgetheilt werden sollten, alte Weiber, welche die Wäsche flickten und die, schlecht bezahlt, sich für ihre Langeweile dadurch rächten, daß sie uns mißhandelten. Das Wohlwollen des

oben erwähnten Schulmeiſters verſchaffte mir das Vergnügen, das Leben auf den Straßen flüchtig zu ſehen, und mich in das Gewühl zu miſchen, denn mit ſeiner Bewilligung begleitete ich den kleinen Laufbuben. Ach! wie athmete ich ſo frei in dieſen ſchmutzigen Straßen! Wie glücklich fühlte ich mich, als die Mauern des Gefängniſſes hinter mir lagen! Außerhalb unſerer Wohnung ſchien mir das Paradies, inderhalb die Hölle zu ſeyn; auch zitterte ich vor Vergnügen, als mein kleiner Begleiter eines Tages zu mir ſagte:

„Wenn Du mir folgen willſt, ſo entlaufen wir. Was thun wir in dieſem Armenhauſe? Welch' ein Glück erwartet uns daſelbſt? Komm Du mit mir, ich will Dir zeigen, was Leben heißt.“

Das Leben! Ich kannte noch nichts als das Leiden. Die Stimme, die mich zur Freiheit rief, war für mich die Stimme eines Engels. Nein, niemals werde ich den erſten Augenblick meiner Unabhängigkeit vergeſſen. Dieß iſt ein Gefühl, das nichts mir wiedergibt. Eine neue Schöpfung ließ mich auf's Neue entſtehen. Jetzt erſt fing das Leben für mich an. Bis daher hatte ich nur vegetirt, ohne Wünſche und ohne Freuden: Jetzt war ich im höchſten Grade aufgeregt, und lernte meinen menſchlichen Standpunkt begreifen. Welch' unvermiſchte Freude, welch' eine reine und flüchtige Wolluſt, die ich auch nur damals empfand! Ich war frei! Ach wenn die Geſetzgeber wüßten, welch' eine Wohlthat ſie den Armen und den Kindern der Armen erzeigen! Mögen ſie es von mir erfahren, der ich mich hinter dem Vorhang befand, der ich alle geheimen Federn dieſer Maſchine geſehen habe, der ich ein Kind des öffentlichen Mitleidens bin, der ich die Seelen verwunden und vorher beſchimpfen ſah, die Körper quälen, den Geiſt mit Bitterkeit erfüllen, der ich die Verbrechen vorbereiten, die Laſter ihre Lehrjahre machen, und das Volk der Gauner und der Banditen unter dem Schutze der Geſellſchaft und der Geſetze ſich bilden ſah. In die Seele des Armen, der vom Almoſen lebt, oder des Waiſen, der die unentgeldliche Erziehung erhält, dringt niemals auch nur ein Strahl von Dankbarkeit gegen Diejenigen, die ihn erziehen oder ihn unterſtützen. Eure Barmherzigkeit reizt ihn, erbittert ihn. Wenn er kann, wird er ſich für eine Demüthigung rächen, die Ihr für eine Wohlthat anſehet.

„Ich habe das Verbrechen begangen, geboren zu werden, und deßhalb ſehe ich mich mit der Verbannung beſtraft. Das erſte Brod, das Ihr mir zu eſſen gebt, iſt bitter; der erſte Trunk, der meine Lippen benetzt, vergiftet mich. Wenn Ihr mich wie ein armes Boot ohne Ruderer in die Welt hinaus ſchleudert, wo ſoll ich da anlanden? Was wird aus mir werden? Ich muß ſtehlen oder Hungers ſterben.“

Alle Jahre ſieht man aus dieſen Zufluchtshäuſern eine neue Generation, von Kopf bis Fuß gegen die Geſetze bewaffnet, austreten. Und wer bewaffnet

ſie? Ihr ſeid es. Es wäre beſſer, alle Kinder der Armen mit einem Streiche zu tödten, als ſie ſo für das Elend, den Diebſtahl und den Galgen zu erziehen; oder vernichtet ihre Fähigkeiten, die Energie ihrer Jugend, ihre heftigen Wünſche, ihre Bedürfniſſe, die dieſelben ſind, wie bei allen Menſchen, oder verſchafft ihnen Gelegenheit, ein ehrliches Handwerk zu erlernen. Macht, daß ſie ſich ehrlich fortbringen können, daß ſie mit einem andern Gefühle als dem der Verachtung aufgenommen, daß ſie nicht durch Schmach und Hunger zum Verbrechen gezwungen werden.

Der Leſer weiß bereits, daß ich das Unglück hatte, ein Philoſoph zu ſeyn, und vielleicht kommt er lächelnd auf den Gedanken, meine moraliſchen Bemerkungen mit meinem eingeſtandenen Handwerke zu vergleichen. Glaubt man denn, Diejenigen, welche mit der Geſellſchaft Krieg führen, denken nicht auch über die Geſellſchaft nach? Welch' ein Irthum! Die Menſchenfreunde behaupten, die Unwiſſenheit ſey die Mutter der Verbrechen. Dies iſt auch eine ſonderbare Täuſchung. Thomas May, der vor Kurzem ein kleines italieniſches Kind umbrachte, um den Leichnam zu verkaufen, war ein ſehr unterrichteter Mann. Aber mit Ausnahme einer Brodwiſſenſchaft und desjenigen, was man gemeiniglich Gelehrſamkeit nennt, beſitzt die Mehrzahl der Diebe eine ſehr verſchiedene und ſehr ſeltene Wiſſenſchaft: die Menſchenkenntniß, das Reſultat eines tiefen Studiums und fortwährender Beobachtungen. Der erfahrene Gauner kennt alle Schlupfwinkel und Schleichwege des geſellſchaftlichen Lebens und durchſchaut mit ſchnellem Blicke die verwickeltſten und dunkelſten Verhältniſſe großer Städte. Er ſchärft ſeinen Geiſt, um die Leute zu prellen, und ſtatt ſich unnützen Gewiſſensbiſſen zu überlaſſen, und gewohnt, die Geſellſchaft als ſeine Beute, das Geſetz als ſeinen Feind anzuſehen, betrachtet er ſeine Uebelthaten mit demſelben Blicke, welchen der Fiſcher auf ſein Netz wirft. Wundert Euch daher nicht, wenn der, der dieſe Zeilen ſchreibt, auch ſeine moraliſche Theorien, ſeine feſtſtehenden Anſichten, ſein philoſophiſches Syſtem hat, und wenn von alle dem nichts mit den Grundſätzen der Juſtiz und mit dem Syſteme der beſtehenden Geſetze in Harmonie ſteht.

Das Geſetz kennt nur das wirkliche Verbrechen, und erreicht und beſtraft es als ſolches. Aber woher kommt das Verbrechen? Iſt es nicht öfters mit Fähigkeiten und Tugenden verſchwiſtert? Wer wird die Bewegungsgründe in Anſchlag bringen, welche die Handlung beſtimmt haben; die tauſend Verzweigungen der äußeren Umſtände, die auf den Schuldigen Einfluß hatten, ſey es, um ihn vom Böſen abzubringen oder ihn zum Guten zu leiten; die Luft, die ihn gedrückt, eingeſchloſſen, umgeſtaltet hat; die Bildung ſeines Geiſtes und ſeiner Gewohnheiten; ſeine erſten Eindrücke, die Begriffe der Moralität oder Immoralität, die ſich von ſelbſt in das weiche Wachs ſeiner noch jungen Seele eingeprägt haben? Gott, der einzige gerechte Richter wird einſt dies Alles auf die Waage legen. Es klingt wie elender Spott, wenn man uns

die Stärke des menſchlichen Willens und die Freiheit unſerer Handlungen entgegen hält. Stand es bei mir, als Waiſe geboren zu werden, ohne Mutter, ohne Amme, ohne Brod, ohne Freunde; die Schande als mein erſtes moraliſches Gefühl, den Haß als meine erſte Warnung, das Bedürfniß zu ſtehlen als meinen erſten Wunſch kennen zu lernen? Ich will nicht die Straffälligkeit der Handlungen, welche die Geſellſchaft verpönt, ableugnen; ich behaupte nur, daß ſie ſie nicht ermuthigen ſoll, bevor ſie dieſelben beſtraft, noch diejenigen, die ſie unternehmen, dazu zwingen, um ſich dann an ihnen zu rächen. Wenigſtens ſollte man die Geſetze neu abfaſſen, und denjenigen doppelt beſtrafen, den ſeine Lage und ſeine Erziehung von laſterhaften Einflüſſen fern halten, und beim Rechnungsabſchluß alles das mit in Anſchlag bringen, was das wirkliche Verbrechen rechtfertigen oder entſchuldigen, bemänteln oder erſchweren dürfte. — Doch man verzeihe mir dieſe lange Abſchweifung!

Ich mag noch ſo ſorgſam alle Handlungen meines vergangenen Lebens prüfen, ſo finde ich doch keineswegs, daß ich dabei einen vollkommen freien Willen gehabt hätte. Ich hatte Hunger, ich hatte keine Grundſätze, Niemand liebte mich, ich hatte nichts gelernt; ich mußte dem zahlreichen Volke der Diebe der Hauptſtadt als Rekrute dienen; ein thätiges, gewandtes Corps, welches ſchon aus dem Gefühl der Selbſterhaltung kein Mittel vernachläßigt, die Lücken durch Neuangeworbene wieder auszufüllen, welche die Juſtiz täglich in ihren Reihen hervorbringt. Noth und Zufall brachten mich unter ihre Fahne; ich unterwarf mich meinem Schickſal. Jetzt macht es mir Freude, einen Blick auf die gefahrvollen Begebenheiten zurückzuwerfen, die ſich in Menge über meinem Haupte häuften, und deren klägliches Reſultat der Galgen oder die Deportation ſeyn mußten. Die Sitten, der Charakter, das Weſen dieſer mächtigen, mit der geſetzmäßigen Geſellſchaft ſtets im Krieg befindlichen Verbrüderung ſind nicht ſehr bekannt: ich will es verſuchen, die Hauptzüge derſelben zu entwerfen.

Die Menge der Diebe in London theilt ſich in zwei große Klaſſen. Die eingewurzeltſten, die verhärtetſten, deren Namen alle Polizeibeamten recht gut kennen, ſowie auch ihre Gewohnheiten und ihr früheres Treiben, bilden gewöhnlich kleine Gruppen von drei bis fünf Mann, die ſich faſt immer gegenſeitig verrathen, wenn das Verbrechen begangen iſt. Die „Craksmen“ (ſo nennt man ſie), welche bei einer Plünderung ſich an der Spitze befinden, weichen weder vor Mord, Gewalt noch Brand zurück: ſie ſind für die Geſellſchaft wahre Hyänen und ſetzen Alles an Alles. Sie zu fangen, iſt ein Leichtes. Da ſie bekannt, numerirt und an das Elend und das Verbrechen gebunden ſind, ſo legt die Polizei in dem Augenblick, wo einer von ihnen ungewöhnliche Ausgaben macht, ein neues Kleid trägt, ſich in Schenken aufhält, in der Ueberzeugung, daß ihm irgend ein neues Verbrechen beizumeſſen iſt, die Hand auf ihn.

Die andere, der ersten weit überlegene Abtheilung erhält die Bezeichnung „Swell Craksmen“ (große Diebe). Ihre Organisation ist eben so vollständig; ihr Corps ist eben so gut disciplinirt, als es die Armee Napoleons, des großen Conde oder Wellingtons nur seyn konnte. Man wird aus dem nachfolgenden Beispiele ersehen, welch' systematische Vollkommenheit bei allen ihren Einrichtungen herrscht. Diese Herren tragen Sorge, unbekannt zu bleiben: ein geheimnißvoller Schleier bedeckt sie. Ihre Agenten wissen nicht einmal ihre Namen, und niemals sieht man sie in Wirthshäusern sich vereinigen, wo die Polizei sie leicht auffinden und entdecken würde. Sie haben ihre Spione, welche aller Orten und gut gekleidet sind, und sich damit begnügen, günstige Gelegenheiten anzuzeigen, die verschiedenen Wechselfälle, die benützt werden können, die Gefahren, die zu vermeiden sind, die günstigen oder gefährlichen Augenblicke nachzuweisen, und welche niemals selbst ein wirkliches Verbrechen begehen. Die Häupter dieser Verbindungen (London zählt deren zwei oder drei) tragen dafür Sorge, daß die Mitglieder des ersten, zweiten und dritten Rangs ihrer Bande nie in eigentliche Geldnoth gerathen, wodurch sie in der Verzweiflung das gemeinschaftliche Interesse gefährden könnten. Meine Verbindungen mit einer dieser Banden haben mir Gelegenheit gegeben, ihre Hierarchie und ihre Disciplin kennen zu lernen, ohne mich um mehr als um die Namen der Häupter und der übrigen Theilnehmer zu bekümmern.

Ich gelangte nicht mit einem Sprunge zu diesem abenteuerlichen Handwerke, welches seine Reglements, seine Ehrenstellen, seine Thaten, seine Eroberungen aufzuweisen hat. Von meinem eilften bis in mein zwanzigstes Jahr trieb ich mehr als sechszigerlei Gewerbe, alle von gleich schlechtem Ertrage, alle erbärmlich und alle gleich sehr verpönt. Zuletzt war ich ein sogenannter Auferstehungsmann oder Verkäufer von Leichnamen, ein natürlicher Uebergang zum Diebsgewerbe.

Soll ich den nächtlichen Unfug, die abenteuerlichen Begebenheiten, die oft lächerlichen Thaten, durch welche eine solch' enge Vertraulichkeit zwischen mir und den Cadavern der meisten Kirchhöfe Londons entstand, wiederholen? Alle englischen Journale sind voll hievon, und sie würden den Leser nur ermüden; auch glaube ich, daß er mir sie gerne erläßt. Der Arzt, mit welchem ich am häufigsten zu thun hatte, war ein Mann von heftigem, aufbrausendem Charakter, welcher sehr gut zahlte, wenn er zufrieden war, der aber, sobald wir ihm nicht genügten, drohte, seine Kundschaft uns zu entziehen. Ein Leichnam, auf welchen er den größten Werth legte, und den er uns theuer bezahlen sollte, war uns für ihn bezeichnet. Dreimal versuchten wir vergebens, ihn der Erde zu entreißen, in der er begraben lag, immer verhinderten uns neue Zufälle an dem Vollbringen unseres unheiligen Werkes. Wir waren auf dem Punkte, diesen Kunden zu verlieren, als wir auf den Ausweg verfielen, die Bestechung zu versuchen, und dem Nachtwächter (Watchman) eine Summe

Geldes anzubieten, mit dem ich ſodann den andern Tag eine Zuſammenkunft in einer Schenke hatte. Kaum befand ich mich ihm gegenüber, als er mich packte, die Polizei herbeirief und mich feſtnehmen ließ. Man führte mich vor das kleine untere Tribunal von Bow-Street, wo mich der Friedensrichter nach einem Verweiſe wieder entließ. Ich war noch keine zwölf Schritte auf der Straße fortgegangen, als ein Mann, der den Verhandlungen beigewohnt hatte, zu mir trat, mich von Kopf bis zu Fuß maß, und dann zu mir ſagte: „In der That, für einen Mann von Euren Verdienſten iſt es ein ſchönes Handwerk, auf die Jagd von Cadavers auszugehen. Ihr ſeyd ſehr gut gekleidet, und habt vollkommen Recht, wenn Ihr ein gutes Kleid für den beſten Schutz in der Welt anſehet. Fahrt fort: ich kann Euch vielleicht dienen.“

„Aber woher und wie kennen Sie mich?“

„Ich kenne die ganze Welt, hauptſächlich aber die, welche, wie Ihr, gerne gut leben und vom Glück nicht begünſtigt ſind. Ich wurde beauftragt, den Verhandlungen von Bow-Street beizuwohnen und daſelbſt einen Mann aufzuſuchen, der Euch gliche. Ihr ſeyd gerade der, den ich brauche. Ich wiederhole es, ich werde Euch nützlich ſeyn. Wir wollen morgen zuſammen zu Mittag ſpeiſen. In einigen Tagen werde ich mich deutlicher erklären.“

Ich ſpeiste wirklich mit ihm, kam dann öfters mit ihm zuſammen, doch erſt als wir uns zum fünftenmale ſahen, erfuhr ich, wer er ſey. Als ein Spion beauftragt, Rekruten für ſein Corps zu werben, die in die Cadres der Armee eintreten ſollten, enthüllte er mir nach und nach ſeine Sendung, ſeine Abſichten, und was man von mir ſich verſpreche. Nie kamen wir in einer Schenke zuſammen; er führte mich entweder in ſeine Wohnung, die hübſch und gut eingerichtet war, oder zu ſeinen Freunden. Acht Tage ſpäter bat er mich, ihn auf die Seite von Chelſea zu begleiten; ich willigte ein. Am Ende der Straße Sloane näherte ſich ein gut gekleideter Mann meinem Führer und ſagte ihm:

„Sie können ſich jetzt entfernen. Was Sie, mein Herr, betrifft,“ fuhr er fort, indem er ſich an mich wendete, „ſo wollen wir, wenn es Ihnen gefällig iſt, in der Umgebung von London mit einander zu Mittag ſpeiſen.“

Mein erſter Begleiter folgte augenblicklich dem erhaltenen Befehle, und mein neuer Führer ließ mich eine Seitenſtraße einſchlagen: ich erwartete geduldig ſeine nähere Erklärung.

„Man hat uns viel Gutes von Ihnen geſagt, es iſt jedoch nothwendig, daß Sie erfahren, was man von Ihnen erwartet, und was Sie zu hoffen haben. Es iſt meine Pflicht, Ihnen dieſe Mittheilungen zu machen. Sie können ſich ſehr glücklich ſchätzen, an einträglichen und ſtets von gutem Erfolge gekrönten Spekulationen Theil nehmen zu dürfen.“

„Vergeſſen Sie nicht ein einziges meiner Worte, und prägen Sie ſich Alles, was ich Ihnen ſage, gut ein. Es handelt ſich von Ihrem Glück, viel-

leicht von Ihrem Leben; verzichten Sie auf heftige und grobe Genüsse, die Sie nur in Verlegenheiten setzen können, und die sich mit den neuen Verbindungen, die Sie eingehen werden, nicht vereinigen lassen. Besuchen Sie die Schenken und Tabagien nicht mehr, und brechen Sie mit Ihren bisherigen Freunden. An Geld soll es Ihnen nicht fehlen; suchen Sie von nun an nur mit Kaufleuten, Bürgern und Künstlern umzugehen, die einen guten Ruf haben."

Dies waren ungefähr die Rathschläge, die mir mein Gesellschafter auf der Straße ertheilte. Er war unerschöpflich, und hätte mir nicht seine Predigt die bestimmte Hoffnung auf eine schnelle und vollständige Verbesserung meiner Lage erregt, so hätte ich ihn wahrscheinlich nicht so lange angehört. Als wir in Fulham ankamen, kehrten wir in einem guten Gasthofe ein, wir aßen gut zu Mittag und mein Führer erneuerte seine väterlichen Ermahnungen. Namentlich verlangte er, daß ich keinen unbedeutenden Diebstahl begehe, daß ich mir persönlich von dem, was ich berühren werde, nichts aneigne, daß ich meine individuelle Ehrlichkeit unversehrt erhalte: ich sollte als ein Soldat von guter Disciplin blind den Befehlen meiner Vorgesetzten Folge leisten, ich würde mich gut dabei stehen, ich sollte tapfer in's Gefecht gehen, meine Thaten ohne Furcht vollbringen, und keinen Diebstahl zu meinem eigenen Nutzen versuchen.

Diese Bedingungen waren ein wenig hart, und der feierliche Ton dessen, der sie mir machte, wäre in dem Munde eines Ministers, der mit einem Gesandten verhandelt, nicht unpassend gewesen.

„In Zukunft," fuhr er fort, „werden Sie eine herrliche, leichte und einträgliche Arbeit haben, besonders wenn man sie mit ihrer bisherigen vergleicht. Wenig Gefahr, sicheren Gewinn, den Schutz einer mächtigen Verbindung, deren Zweige sich sehr weit ausbreiten: was halten Sie von diesem neuen Leben? Ist dies nicht ein Glücksfall? Ich werde Ihnen Jemand senden, der Sie über das, was Sie thun sollen, besser belehrt. Man wird Ihnen Alles auf's Genaueste bezeichnen und Sie Schritt vor Schritt führen. Seyn Sie treu, exact, gewissenhaft. Ueberliefern Sie sorgfältig alles Geld, was Ihnen in die Hände fällt. Die kleinste Veruntreuung würde man erfahren und bestrafen. Die Gesellschaft bewilligt ihren Dienern einen hinlänglichen Antheil, dagegen verlangt sie auch die genaueste und religiöseste Ehrlichkeit: führen Sie daher Rechnung über die kleinste, wie über die größte Summe. Unsere Maßregeln sind so gut genommen, daß Sie unserer Ueberwachung nicht entgehen können. Merken Sie sich, daß die kleinste Uebertretung dieses Gesetzes eine schnelle und schreckliche Strafe unnachsichtlich nach sich führt.

Ein Billet von zehn Pfund Sterling schimmerte in seiner Hand und glitt in die meinige, auch händigte er mir unter Anderem eine Karte ein, auf welcher folgende mit Bleistift geschriebene Worte standen:

„Morgen früh, präcis eilf Uhr, an der Thüre des Armenhauſes, gegenüber der Schenke zum Elephanten.“

Hierauf warf mein Mann eine blanke Guinee für das Mittageſſen auf den Tiſch. Mein Kopf war ganz voll von dieſen Drohungen und Verheißungen. Was konnte dieſe anonyme Geſellſchaft mit mir machen? War das Ganze nicht ein Scherz? Welchen Schrecken will ſie mir einflößen? Wie ſoll ſie die geheimen Uebertretungen ihrer Geſetze erfahren? Und hauptſächlich wie ſie beſtrafen?

„Bei Gott,“ ſagte ich endlich nach reiflicher Ueberlegung zu mir ſelbſt, „ich ſehe einen Lichtſtrahl. Die Geſellſchaft, in die man mich aufnehmen will, iſt im Kleinen ganz das, was die große Geſellſchaft iſt. Die Mächtigen bleiben im Dunkel und entgehen der Gefahr. Die Kleinen und Schwachen müſſen für ſie handeln und genau vollführen, was ſie wollen. Dies iſt die Geſchichte aller Verſchwörungen; die geheimen Fäden werden durch verborgene Hände geleitet. Diejenigen, welche auf dem Schauplatze erſcheinen, handeln und ſich opfern, ſind ärmliche, der Rache und dem Ehrgeiz dieſer Halbgötter gewidmete Werkzeuge. O! welch' herrliches Spiel, welch' bewundernswerthe Geſchicklichkeit! Sie, die am meiſten ſtraffällig ſind, wagen nichts dabei. Sie ſtellen uns wohin ſie wollen, und verfahren mit uns, wie mit den Steinen des Damenbretts. Kaum haben ſie nöthig, die Hand auszuſtrecken, um ſich zu rächen und uns zu verderben; den Strick, an den wir gehängt werden ſollen, haben ſie ſtets in ihrer Bereitſchaft. Sie wiſſen ſchon, welche Unternehmung uns in den gähnenden Schlund ſchleudern muß, und übertragen ſie uns dann.“

Ich glaubte der Sache auf den Grund zu ſehen.

Ich kehrte nach London zurück, voller Achtung für eine ſolch' enggeſchloſſene und weiſe organiſirte Geſellſchaft. Ihn, der mich zuerſt einführte, ſah ich nie wieder. In den Schenken, den Theatern, die er zu beſuchen pflegte, keine Spur dieſes Menſchen. Kaum hatte er meine Eroberung eingeleitet, ſo entfernte man ihn von London, und er wurde mit einer wichtigen Sendung durch dieſelbe Politik entfernt, welche nichts vergißt, welche an Alles denkt, und welche die europäiſchen Regierungen nachahmen dürften. Auf dieſe Art brach man jede Verbindung zwiſchen uns ab, und nahm ſeine Vorſichtsmaßregeln gegen unſere Unvorſichtigkeit oder unſern Verrath. Einmal angeworben, konnte ich nichts Beſſeres thun, als gehorchen.

Ich begab mich auf meinen Poſten. Ein Mann, deſſen Anzug und Haltung eine gute Erziehung anzukündigen ſchien, trat auf mich zu, gab mir als Erkennungszeichen eine der meinigen vollkommen ähnliche Karte, und ſagte zu mir:

„Wir haben mit einander zu plaudern, beſteigen wir den Wagen von Croydon, der jetzt vorbei paſſirt.“

Ich ſtieg mit ihm ein; tiefes Stillſchweigen bis zu unſerer Ankunft in

Struben, wo sich in einem Gasthof einkehren. Die erstaunte er mit der verbindlichen Miene der Verbindung, als ihre Verlobung, als ihre Heirath selbst, und der freundschaftliche Gastfreund ihrer Dankbarkeit, die alle ihre Schritte führt und lohnt.

„Sie sehn," sagte er zu mir, „unsre Ehe bleibt der „schöne Gewissheit" treu! antwortete. Einer unsrer Bekannten verbinden mehr als Neigung. Wir sind Beide so glücklich und wünschen. Niemand so sehnen der „Zweifelsucht" können helfen, beistehen. Es sind mir die gefährlichen und schlimmen Personen einer ausgebildeten Verstandlung. Struben und Verbindungen zu vermeiden, mit den Personen zu verbinden, die Gemeinschaft aufgehoben, die Gesellschaften zu verwirren, die Person zu verwirren. Es ist unglücklich, wenn er es bleibt. Ich, sich ist die Gesellschaft. Die haben Einigkeit mit Personen bösen Charakter und verwalten Ein mit der guten Gesellschaft. Ich bin eine Stimme, wo man verbindlichen Verbindlichkeiten hat. Die Ehen sind erwacht. Ich kenne sich gute Jahren Ehen. Ich kenne sich Ehen, wo Verbindlichkeiten sind. Ich kenne sich Ehen, wo sich sich die Gesellschaft sich Einigkeit bringen. Es ist ihre eigenen Verbindlichkeiten in gut Ehen. Ich, bei ich sind sagt, wo sich sich sich

Vertheilung der Arbeit iſt eine bewundernswerthe Einrichtung. Gegenwärtig macht man Zucker aus Kartoffeln und Eſſig aus Holz; die Verſicherungsgeſellſchaften nöthigen die Kinder, die Unkoſten ihres Wickelzeugs ſchon vor ihrer Geburt zu bezahlen, und unſere Diebsgeſellſchaft iſt beſſer organiſirt, als die Geſellſchaft der alten Römer. Mehr noch: wir eſſen die Gebeine unſerer Großeltern, zerſtoßen und geſtampft, man macht Fleiſchbrühe für die Enkel daraus, und die Leichname werden zu einer wahren Wohlthat für den Staat. Das iſt das letzte Reſultat der Civiliſation."

Er verließ mich.

Zu handeln nach dem Willen Anderer, ſich als Opfer herzugeben, und dabei zu denken, daß die Urheber des Verbrechens vor jeder Beſtrafung geſchützt und ſicher ſind, angegeben zu werden durch die, die noch ſtraffälliger ſind, im Dunkeln fortzuwandeln, ohne andere Ausſicht, als den Galgen, welch' ein Leben! welch' ein Weg! Und dennoch konnte ich keinen andern wählen. Ein ſtarker Appetit, anſpruchsvolle Jugend, völlige Unkenntniß in allen Gewerben, alles was ich als ſchutzloſe Waiſe erfahren und gelitten, das Herz durch Verdruß und Schimpf ſchon gekränkt, mein Wiſſen und meine Moral gleich Null — dies waren meine Steuermänner auf dieſem ſtürmiſchen Meere.

„Ihr ſeyd jetzt ein „Familienglied" geworden," fuhr der wieder zurückgekehrte Geſandte fort, der mir meine Inſtruktionen überbrachte (Familienglied nennt man denjenigen, der durch geheime Bande an die Familie der organiſirten Diebe gefeſſelt iſt). „Ich habe drei oder vier Unternehmungen vorzubereiten. Die Eure iſt leicht: einen öffentlichen Wagen auszuplündern und einige tauſend Thaler in die gemeinſchaftliche Kaſſe abzuliefern."

„Teufel? Und das nennen Sie leicht?"

„Es gibt nichts Leichteres. Thut, was man Euch ſagen wird, mehr nicht; folgt buchſtäblich Euern Inſtruktionen. Ihr braucht nichts als Acht zu geben. Alle Plätze im Innern gehören uns; die Unternehmung kann aber ohne Euch nicht gut vollführt werden. Nehmt dieſe zehn Pfund Sterling und dieſe geſchriebene Inſtruktion. Kauft einen Mantel mit großem Kragen, in dem Ihr Euer Geſicht verbergen könnt. Nehmt all' Euer Geld mit, man muß auf einen Unfall gefaßt ſeyn, der allerdings ſehr unwahrſcheinlich iſt, um auf das leiſeſte Zeichen ſeine Feinde ſechszig Stunden hinter ſich zu laſſen. Doch hier iſt nicht die geringſte Gefahr. Geht, um — wie man es Euch befiehlt — zu guter Zeit einen Platz nach Birmingham zu erhalten. Reiſet Donnerſtag von Birmingham zurück. Sprecht mit Niemand und laßt Euch durch Niemand zerſtreuen; das Uebrige wird ſich dann ſchon geben. Die zehn Pfund Sterling, die ich Euch gegeben habe, gehen auf Rechnung Eurer Einkünfte, die durch höhere Autorität werden geregelt werden. Keine Bemerkung; die Gehalte haben ihren Tarif. Seht nach Eurer Rückkehr nur honnette Leute. Laßt eine

volle Woche vorübergehen, und begebt Euch nach Verfluß dieſer acht Tage in Nro. 4 in der Straße Oxford. Fragt daſelbſt nach Briefen an Herrn Hudſon. Vielleicht übergibt man Euch ein Schreiben, und Ihr vollführt dann augenblicklich die Befehle, die es enthält. Im entgegengeſetzten Fall kommt den zweiten, den dritten Tag wieder, bis der Brief angekommen iſt. Stellt mir Eure Adreſſe zu, damit man Euch finden kann, wenn man Euch unverſehens ſollte brauchen können, dieß iſt jedoch ein ſehr ſeltener Fall. Lebt wohl, ſeyd klug, es wird Euch gut gehen. Vergeßt nur nicht, daß Klugheit die Mutter der Sicherheit iſt. Dies iſt der Wahlſpruch unſerer Brüderſchaft. Ich gehe jetzt nach Brighton."

Den andern Tag verließ ich London auf dem Wagen nach Birmingham. Ich behielt mir meinen Platz, wie mir befohlen war, auf den kommenden Donnerſtag bevor. Ich befolgte pünktlich alle erhaltenen Inſtruktionen, und als ich in den Wagen ſtieg, ſah ich daſelbſt zwei Perſonen ſitzen. Der Condukteur war ungeduldig, die andern Paſſagiere nicht ankommen zu ſehen. Ich nahm meinen Platz ein. Gleich darauf ſetzte ſich ein ziemlich reich gekleideter Herr neben mich; einer ſeiner Freunde nähert ſich ihm, ſagt ihm Lebewohl, drückt ihm die Hand, überblickt aufmerkſam das Innere des Wagens, und kündigt mit einem Zeichen des Kopfes an, daß Alles nach ſeinem Wunſche gehe. Ich verſtand dieſes Zeichen mit dem Kopfe; die Unternehmung ſollte vollführt werden, wie aber? — das war mir völlig unbekannt.

Ein Banquier von Birmingham ſchickte jeden Monat an einem beſtimmten Tage Geld und die nothwendigen Billete von Birmingham nach London, um ſeine in Cirkulation befindlichen Billete wieder einzulöſen. Durch ein, zwiſchen den Eigenthümern des Wagens und dem Banquier getroffenen Arrangement hatte man eine kleine eiſerne Geldkiſte unter dem Sitz angebracht, die mit zwei ſehr künſtlichen Schlöſſern verſehen war, zu welchen die Geſchäftsführer der Bank in London allein die Schlüſſel hatten. Die Häupter der achtbaren Geſellſchaft, zu welcher ich gehörte, hatten abſichtlich mehre Reiſen in dieſem Wagen gemacht, und es war ihnen gelungen, vermittelſt weichen Wachſes einen genauen Abdruck der Schlöſſer zu nehmen, die den koſtbaren Schatz bewahrten. Ein Schloſſer, der nur für die Geſellſchaft arbeitete und den man nach Gebühr belohnte, machte nach dieſen Abdrücken falſche Schlüſſel, und er war ſo gewandt, daß ſchon ſein erſter Verſuch vollkommen gelang. Das künſtlichſte der beiden Schlöſſer öffnete ſich ohne die geringſte Schwierigkeit.

Unter den zahlreichen marktſchreieriſchen Mitteln, mit welchen das Publikum betrogen wird, ſchenkt daſſelbe in ſeiner Einfalt keinen ein größeres Vertrauen, als den vielverſprechenden Ankündigungen des mechaniſchen Schloſſers. Er wird Euch ein Schloß verfertigen, das kein Menſch öffnen kann. Ein unendlich kleiner Schlüſſel, der nicht ſchwerer iſt, als eine große Stecknadel, ſoll Eure koſtbarſten Schätze gegen jede Unternehmung ſchützen. So erfahrt denn

ein für allemall, daß es gar kein Schloß gibt, das nicht bequem zu öffnen wäre. Ich habe die Riegel der bewundernswertheſten Schlöſſer ſpielen laſſen, und die koſtbarſten werden den in Ruheſtand verſetzten Gaunern, welche Newgate einſchließt, nicht widerſtehen. Nur ſehr maſſive Riegel ſind als ein wirkliches Hinderniß für den Dieb anzuſehen, und ihr Gewicht, ihre Stärke, ihre Haltbarkeit gewährt Schutz, nicht aber die Geſchicklichkeit des Schloſſers. Es war hinlänglich, dem Schloſſer der Geſellſchaft die äußeren Dimenſionen eines Schloſſes und den Abdruck des Schlüſſelloches zu bringen, wonach er ſodann drei Schlüſſel verfertigte, von denen einer jedesmal den ächten Schlüſſel erſetzte.

Unſer Anſchlag wurde auf die einfachſte Art vollführt. Einer meiner Reiſegefährten zog dreißig Meilen von Birmingham ſeine Schlüſſel heraus, öffnete die Geldkaſſe, eignete ſich deren Inhalt zu, ſteckte ihn in ein kleines Felleiſen, das er offen mit ſich führte, ſchützte in der Gegend von Oxford eine Unpäßlichkeit vor und verließ den Wagen; ein anderer Reiſender, welcher die Rolle eines menſchenfreundlichen Arztes ſpielte, bot dem Patienten ſeine Dienſte an; ſie ließen uns allein und nahmen den Schatz mit ſich fort. Ein Dritter hielt in Oxford ſelbſt, wo einer ſeiner angeblichen Freunde beim Ausſteigen aus dem Wagen ſich ihm näherte, und ihn einlud, bei ihm ein Paar Tage zu verweilen. Ich meines Theils bezeichnete, wie es mir meine Inſtruktionen vorgeſchrieben, Henley an der Themſe als den Ort meiner Beſtimmung. Hier ſtieg ich demnach aus, ſchlug einen Seitenweg ein, der mich nach Marlow führte, beſtieg den erſten Wagen, der hier ankam, und fuhr wieder nach London. Während der nächſten acht Tage erholte ich mich durch die leichte Beſchäftigung des Nichtsthuns von der Anſtrengung einer Unternehmung, die mich nichts gekoſtet hatte.

Welch' kommandirender General entwickelt mehr Vorausſicht, Aufmerkſamkeit und geſchickte Berechnung, als die Erfinder dieſer herrlichen Gaunereien. Die Chineſen und die Indianer, welche einen geſchickt vollbrachten Diebſtahl immer ſehr bewundern, hätten ihnen Altäre errichtet. Nach Verlauf der Woche begab ich mich in die Straße Oxford; ein Brief, an Herrn Hudſon addreſſirt, wurde mir abgegeben. Ich wurde darin erſucht, den andern Tag um zwei Uhr zu Hakney bei London, im Wirthshaus zur Syrene, mich einzufinden, was ich genau befolgte. Hier trat mir ein großer ſchwarzer Mann der eine Brille trug, an der Schwelle des Wirthshauſes entgegen:

„Habe ich nicht die Ehre, mit Herrn Hudſon zu ſprechen?“

Ich zauderte ein wenig mit der Antwort.

„Ach! Sie ſind es,“ rief er. „Alles hat ſich recht gut gemacht, das letzte Mal. Ihr Antheil macht achtzig Pfund Sterling; hier ſind ſie. Zwanzig Pfund Sterling, welche Sie ſchon erhalten haben, ſind davon abgezogen. Unſere Rechnung wird richtig ſeyn?“

„Ich meine doch in den Zeitungen geleſen zu haben," entgegnete ich, „der ganze Fang habe fünftauſend Pfund Sterling betragen?"

„Allerdings. Wir haben aber viele Leute zu bezahlen, und für die Mühe, die Sie bei der Sache gehabt haben, ſcheinen Sie mir nicht ſchlecht belohnt. Ich habe jetzt von einer andern Angelegenheit zu ſprechen."

„Ich höre."

„Dießmal müſſen Sie ſchon Etwas wagen. Sie werden ſich nach Were begeben, (eine kleine Stadt in der Grafſchaft Suſſex). Die Verbündeten wiſſen, daß ein Viehhändler dieſes Städtchens gewöhnlich eine Summe von ungefähr fünfhundert Pfund Sterling in ſeinem Gurte vom Markte nach Haus bringt. Sie ihm mit Gewalt zu nehmen, iſt unmöglich. Unſere Geſellſchaft gleicht der Kirche; ſie verabſcheut Blutvergießen. Der Mann, von dem ich ſpreche, wohnt mit einer alten Frau ganz allein im letzten Hauſe des Fleckens; hier iſt der Hausſchlüſſel. Dieſer zweite Schlüſſel öffnet die Commod-Schublade, in welcher er gewöhnlich ſein Geld aufbewahrt, wenn er ſich ſchlafen legt. Treten Sie leiſe ein, erwecken Sie Niemand, bringen Sie in das Schlafzimmer, wir wiſſen, daß Sie die Lehrſchule eines „Kriechers" (sneak) durchgemacht haben, und deßhalb erhalten Sie dieſen Auftrag. Sie werden an der Thür des Hauſes, in welchem Sie pfänden ſollen, eine Poſtchaiſe finden, die Sie mit der Geſchwindigkeit eines Vogels von Denen entfernt, die Sie allenfalls verfolgen könnten; übergeben Sie Dem, der den Kutſcher macht, die ganze Summe ohne einen Heller Abzug."

Dieſes zweite Abenteuer gefiel mir nur mittelmäßig. Wird der Viehhändler ſo gefällig ſeyn, feſt und tief zu ſchlafen? Werde ich als Sieger aus dem ungleichen Kampfe hervorgehen, der ſich entſpinnen kann? Ich dachte lange hierüber nach, doch die Furcht, die ich vor der Verbindung hatte, der ich angehörte, überwog alle anderen Beſorgniſſe. Ueberdieß war ich Fataliſt. „Rudert das Schiff vorwärts," dies iſt der Wahlſpruch der Diebe. Ich begab mich vorerſt in die Grafſchaft Eſſex, wo ich das Haus des Viehhändlers und überhaupt das Terrain neugierig beſichtigte; ſodann erwartete ich den feſtgeſetzten Tag. Unſer Mann hatte einen guten Handel gemacht. Als er heimkehrte, waren ſeine Taſchen voll Geld; Ale und Wein hatte er mehr als genug getrunken. Ich belauerte ihn neugierig, hielt meine Poſtchaiſe auf einiger Entfernung in Bereitſchaft, ſtellte einen Mann als Schildwache auf, um mir im Fall eines plötzlichen Rückzuges die Außenthüre zu öffnen und ſie hinter mir wieder zu ſchließen, um den Verfolgenden den Weg zu verſperren, und dann begab ich mich in das Haus. Der Händler ſchlief ſchon und ſchnarchte hörbar. Ich ſchlich leiſe die Stiege hinauf, ſchlüpfte in ſein Zimmer, überzeugte mich vor allen Dingen, ob ſeinem Schlafe auch zu trauen ſey, und band zu größerer Sicherheit einen mitgenommenen Strick über das Bett, wo ſeine müden Glieder ruhten, und zwar dergeſtalt, daß, wenn er aufwachen ſollte,

ihm das Aufſtehen nicht leicht werden würde. Alles gelang mir nach Wunſch. Die Schublade öffnete ſich leiſe, aber in dem Augenblick, wo ich das Geld zu mir nahm, fiel mir ein Geldſtück aus der Hand, wovon der Schläfer erwachte. In einer Minute war ich auf der Straße, dann in der Poſtchaiſe, die mich in außerordentlich ſchnellem Laufe dem kläglichen Geſchrei des ganzen Dorfes entführte. Ich gelangte deſſenungeachtet in einen ſichern Hafen, und die wichtige Rolle, welche ich bei dieſer Eroberung geſpielt hatte, mußte mir einen beträchtlichen Theil der Beute eintragen.

Das ſonderbarſte und ausgedachteſte Abenteuer, an welchem ich Theil nahm, iſt ohne allen Zweifel das, welches ich jetzt erzählen werde. Es iſt dasjenige, welches am meiſten Klugheit, Vorſicht und Geſchicklichkeit erforderte. Einer der Banquiers aus der Provinz, welcher durch die Journale in Schrecken geſetzt war, die den in dem öffentlichen Wagen von Birmingham nach London vollführten Diebſtahl in allen ſeinen Einzelnheiten berichteten, hatte den vortrefflichen Entſchluß gefaßt, die Summen, die er nach London zu ſenden hatte, ſelbſt zu escortiren. Er ließ ſich zu dieſem Zwecke ein kleines tragbares, ganz mit Kupfer und Stahl ausgerüſtetes Felleiſen machen, auf welchem ſeine Adreſſe und ſein Name mit großen Buchſtaben ſtand, das mit allen erdenklichen Schlöſſern und Vorlegſchlöſſern verſehen war. Zu größerer Sicherheit placirt er das mit baarem Gelde und Wechſeln angefüllte Felleiſen unter den Sitz der Diligence, und erhielt fortwährend ſeine Füße in einer ſenkrechten Lage; auch verließ er nie den Wagen, ohne ſeinen koſtbaren Schatz mit ſich zu nehmen. In den Gaſthöfen ſelbſt verliert er ihn nicht aus den Augen. So viele Vorſicht ſicherte ihm fünf Monate lang ſein Eigenthum; ſie hätte weniger Kühne oder weniger Gewandte abgeſchreckt, ſo aber lockte und reizte ſie nur die Häupter unſerer Geſellſchaft. Das Manöver verdient wohl eine detaillirte Beſchreibung.

Alle öffentlichen, zu demſelben Poſtcourſe gehörigen, Wagen ſind nach ein und demſelben Model erbaut. Man nahm daher vorerſt ein Maaß von demjenigen Theil unter dem Wagenſitze, wo gewöhnlich die Kaſſe des Banquiers aufbewahrt wurde. Nach dieſem Maaß ſchnitt man eine kleine, ziemlich dünne Platte, welche in ihrer Ausdehnung wenig Raum einnahm, und an welcher man eine ſtarke Schnur befeſtigte, durch welche die Platte unter dem Sitz von der Rechten zur Linken in Bewegung geſetzt werden konnte. Man hatte ausgedacht, daß eine Perſon, welche ſich neben den wachſamen Banquier ſetzen würde, durch eine in dem Sitze ſelbſt angebrachte Oeffnung, durch welche die Schnur laufen würde, die kleine Platte bewegen, ihre Lage verändern, und ſie ſammt den Gegenſtänden, welche daſelbſt hinterlegt wären, an ſich ziehen könnte. Der Banquier mußte, wenn er, wie vorauszuſehen war, den gewöhnlichen Platz für ſeine Geldkaſſe wählte, die durch den Sitz und ſeine Füße geſchützt war, dieſelbe nothwendig auf die, ſolchergeſtalt eingerichtete, Platte

Ehren. Diese waren aber sehr bescheiden, durch das Vorgehen Victor Amadeus', auch den Glanz, den sie hatte, von der Stirne zu nehmen.

Dieser war schon seit den Zeiten der Regierung Karl Emanuels II. seinen Unterthanen durch ein äußerst ceremoniöses Benehmen fremder, wenn auch der Eigenthümlichkeit gewöhnlich werther Manier, und mit mehr Scheu verehrfurchtig machten, aber doch herzlich ungern einmal besuchte Monarch. Man hielt jetzt die Etikette streng, machte sich, wenn man bei Hofe erschien, selbst unbequeme Kleider, etwa auch Perücken und mit heimlichen Flüchen Handschuhe zurechte; kam nur nicht hoch Gesandtschaft. Also aber hatte der kaiserliche Gesandte den Glanz in Turin wenig, gehört worden, etwa daß die hohen Prälaten, die den Titel Excellenz erhielten, sich unterwegs standen bekleiden? Wie verhielten sich Bürger, die sich allein durch meine Germanen hatte machen, einen hohen Rang dadurch, daß der Monarch sie mit einzelnen machte. Wie verhielten sich Ihre Excellenz Bürgermeister und machten mit einem ihrem Gehorsam sehr ähnlichen in dem Staat bei Thron. Durch diese Leute gegen mit Gehalten, die meist schlecht bezahlt wurden, und gegen über dem Thron Thor, wo das meiste Geschäft hinkommen hätte. Die Kammer war, indem sie die Etikette nicht annehmen, den Glanz Gehalten von der Stirne der Ämter, verschwendeten, indem sie sich, weniger Ehrenstellen mit Gehaltsstellen verwechselten, welche diese Stellen waren, dem Monarchen heute, und der Behörde sehr gemacht verschlossen. Der Monarch selbst, der Behörden waren neue Ämter, die Leute sah heute und morgen, ohne daß er dann und die Leute sich gefallen. Nur so mangen Gehalt. Die einer Minister gefallene ist von der Minister gar keine; die Minister sind, wie sie sind, die Leute selbst Minister, machen unabgesetzlich. Ihre Etikett hatte keinen Glanz gewonnen. Also unter Minister, wer die Größe und Gewalt seiner Behörde, welche sie haben, sie, welchen verschafft einen einzigen Hofbeamtungen der ersteren Etikett einen ihm gegründet Behörden Glanz gefunden wurden. Die Leute, die Gehalten, die Gehaltenen Gehalten wurden in die Größe der Gehaltenen gebracht, und der Monarch, welcher sich Monarch Gehalten die Gewalt Gehalten und Gehalten Gehalten, selbst Gehalten sich auf den Größe legte und mit den Ungen Gehalten, besonders er und Gehalten. Es hatte seine Meinung haben, daß die Leute sich bei der Stirne entgegenstellt wurde. Der wahre Glanz war ihnen weit weg. Leider Gehalten hatte ihnen den reellen Ehrenbestand benommen, aber sie hatten nicht mit sich zu nehmen, was er nicht mehr dem Glanzes hatten, während der Eigenthümer Gehaltsstelle. Diese Verwechslung trug neue Gehalt Gehaltige in Gehalt, und neue Gehalt in Aufbewahrung von Gehaltenen ein, welche letztere der Glanzer der Unterordnung sehr gerne gegen neue Gehalt haarst Gehalt eingestellen, weil sie der Gehalte zu sehr Gehaltenen, wo mit Gehaltung Gehalten selbständen gestellt sind.

Im Grunde sank mehr als eine Unterordnung leider der englischen, wenn sie nicht Gehaltsstelle wählte, daß die Unterordnung der angenommen Minister,

Digitized by Google

und der Zweck, nach dem wir ſtrebten, die ſinnreiche Erfindung dieſer Spitzbübereien verdunkeln würden. Worüber jedoch der Leſer in der Geſchichte meines Lebens, die ich fortſetzen werde, erſtaunen wird, das iſt der ſonderbare Ausgang meiner Abentheuer, und meine Verurtheilung für eine That, an der ich unſchuldig war. Wie habe ich die verſchiedenen Klaſſen der engliſchen Diebe durchgangen? In welchen Beziehungen ſtand ich mit der Polizei von London, und durch welch' ſonderbare Vertraulichkeit lernte ich die Geheimniſſe eines ſo ſchrecklichen, ſo gefürchteten Mannes, des Scharfrichters, kennen? Hievon werde ich ſpäter ſprechen. Meiner Philoſophie genügt dieſe kleine Anzahl von Anekdoten nicht: das Publikum ſoll erfahren, wie die großen Spitzbuben der Strafe entgehen, und wie die kleinen Diebe gehängt werden; welches die beſondere Sprache der Gauner iſt, wie ſie entſtand, aus welchen Wörterbüchern ſie ſich bereichert; endlich welche Stellung die Frauen der Diebe in der großen, verderbten Geſellſchaft einnehmen, die aus der anerkannten Geſellſchaft entſteht, und ihrer Mutter ſo viel Böſes zufügt.

Die „Schlupfwege" der Geſellſchaft ſind es hauptſächlich, welche allen Blicken entgehen. Bald verſuchen es die Romanenſchreiber, den Leſer mit einigen luſtigen Streichen zu unterhalten, die ſie aus denſelben ſchöpfen, bald ſind es die Schauſpieldichter, welche für ihre Dramas einige erdichtete Thaten benützen, die ſie aus den Journalen entlehnen. Aber wie ſich das Verbrechen geſtaltet, ſeine Genealogie, das Leben derjenigen Klaſſen, die ſich demſelben hauptſächlich hingeben, alles dies iſt der Welt noch lange nicht genug bekannt: wie aber will man Uebel heilen, deren Quelle verborgen iſt? Wie ein, allerdings verdorbenes Volk, wieder zum Rücktritt in die große Geſellſchaft veranlaſſen, das noch Niemand recht kennen gelernt und ſtudirt hat?

Welch' geringe und ſchwache Wirkung haben Moral, Grundſätze, Predigten (ich habe deren mehr als tauſend in meinem Leben gehört, Dank ſey es den verſchiedenen Gefängnißanſtalten, in die ich geſetzt wurde) wenn auf der andern Seite Hunger, Beiſpiel, Gewohnheit, und oft Strafloſigkeit zum Verbrechen treiben.

Philoſophen! ihr wollt die Anzahl der Verbrechen vermindern. Richtet doch vorher die Geſellſchaft ſo ein, daß man ſich ſein Brod ohne Laſter erwerben kann, und von Jedermann geachtet wird. Nichts iſt gegenwärtig ſchwerer: es gibt für einen armen Teufel, der auf ſeine Ehre hält, und den ſeine Geburt ſchon an den Abſturz des Verbrechens ſtellt, nichts Folgerechteres, als zwanzig Jahre vorher das zu vollziehen, was der Scharfrichter zwanzig Jahre ſpäter vollführen würde. Der Strick, eine Kugel durch den Kopf, ein kecker Sprung in's Waſſer, dieſe Wahl bleibt, einen andern Ausweg bietet ein ſolch' trauriges Leben nicht. — „Halt' ein, ruft aber der Geiſtliche, der Selbſtmord iſt ein Verbrechen. Beſtrafe Dich nicht ſelbſt, erwarte den verhängnißvollen Streich. Die Erde iſt die Pflanzſchule des Himmels, und wenn Du hierunten auch

viele Sünden begehst, so kann Dir Gott auch vieles verzeihen.“ Wie soll ein menschliches Gehirn, von so fremdartigen Beweisgründen bestürmt, sich vor der Verwirrung schützen, welche durch die unbestimmten und nichtigen Grundsätze erzeugt wird, die das besondere Gesetzbuch der Diebe enthält? Alles kam von meiner ersten Situation her: aber hatte ich sie gewählt?

Gesetzt meine Mutter, vielleicht die Kammerjungfer irgend eines vornehmen Hauses, oder vielleicht auch eine Ladenjungfer, wurde durch ein Parlaments-Glied verführt; war das dann mein Fehler? Sie kann, nachdem sie die Frucht ihrer Schwachheit vielleicht in einen kleinen Korb gelegt, und ein unzusammenhängendes Gebet für mein Wohl neben mir verrichtet hat, das Zeitliche mit dem Ewigen verwechselt haben, oder in ein Tollhaus aufgenommen worden seyn; während mein verehrungswürdiger Vater, indem er im Parlament gegen die allgemeine Sittenverderbniß donnerte, und voll von Mitleiden gegen die Armen und Unwillen gegen die Verbrecher, neue Gesetze zur gesellschaftlichen Verbesserung schmiedete, dabei vergaß, daß er in seinen schwachen Augenblicken die Hauptstadt mit sechs oder sieben kleinen Banditen bereicherte, denen durchaus nichts anderes zu thun blieb, als zu stehlen, und sich hängen zu lassen. Ach! meine Herren! würde ich zu den Gesetzgebern sagen, wenn ich die Ehre hätte, in ihren Kreis einzutreten, füllt diese unseligen Lücken aus! erschwert den schlüpfrigen Weg zum Abgrunde.

# Spanisches Theater.

(Aus dem zweiten noch ungedruckten Bande des ästhetischen Lexikons von Ignaz Jeitteles. *)

Wenn hier, so weit Raum und Anlage dieses Werkes es gestatten, vom spanischen Theater die Rede seyn soll, so kann sich dies nur auf Charakter und Form desselben beziehen, indem die Geschichte dieses Literaturzweiges an andern Orten und in genügender Ausdehnung für den Dilettanten bei Blankenburg, Bouterweck, Wahler u. a. zu finden ist.

Zum Charakter des spanischen Theaters gehört aber vor allen andern seine entschiedene und vollkommene abgegränzte Nationalität. Es gibt außer dem Theater der Griechen keine weitere Nationalbühne, die ganz aus sich selbst erwachsen, aus ihren eigenen Wurzeln gediehen wäre. Von nirgend hier entlehnt, auf keine andere theatralische Erscheinung fußend, ist sie auf heimischem Boden entsprungen, aus den Nationalsitten, Geschichten und Liedern unmittelbar hervorgegangen, und stellt diese auch auf eine Art und Weise dar, wie sonst nirgendwo zu finden. Diese Nationalität hat sich so ganz und gar der

*) Wir haben des ersten Bandes dieses trefflichen Werkes (Wien, bei Gerold) bereits rühmend Erwähnung gethan. D. R.

ſpaniſchen Theaterdichter bemächtigt, daß ſie in einzelnen Hervorbringungen bis zur äußerſten Spitze gediehen und wie natürlich in Carrikatur übergeht. Denn ſelbſt da, wo ihre Dichtung in fremde Regionen hinüberſpielt, andere Völker und Sitten, Geſchichte und Fabel zur individuellen Anſchauung bringen ſollte, ſteht und ſpricht der ſpaniſche Ritter unverändert als Grieche und Römer, als mythologiſche Perſon ebenſo, wie als Bewohner des hohen Nordens. Von dieſer bis in's Aeußerſte getriebenen Idealiſirung der Nationalanſchauung iſt ſelbſt der beſonnenſte und feinſte dramatiſche Dichter Spaniens, Calderon, nicht frei zu ſprechen. Sein Coriolan in Las armas de la hermosura, ſein Alexander und Diogenes in Darlo Zodo, y no dar nada ſind durch und durch verfehlte Erſcheinungen, die in geſpreizter Ritterlichkeit eher die Parodie, als die wahre Darſtellung römiſchen und griechiſchen Heldenthums verkanſchaulichen. Haben wir den Grundtypus des ſpaniſchen Theaters in vollendeter Nationalität angegeben, ſo ergibt es ſich von ſelbſt, daß Religion, Ehre und Liebe die Punkte ſind, um die ſich mit entſchiedenſtem Uebergewichte dieſe Bühne bewegt, und es dürfte ſchwer halten, bei der ausgebreitetſten Bekanntſchaft mit der dramatiſchen Literatur der Spanier nur ein einziges Werk aufzufinden, indem nicht um eines dieſer drei Motive die Handlung des Ganzen ſich bewegte. Mit Verherrlichung der Nationalreligion bis in die Geheimniſſe und Feier der Sacramente, mit Darſtellung der Liebe in ihren edelſten und erhabenſten Erſcheinungen und vor allen mit einem bis zur ſpitzfindigſten Dialektik ausgeſponnenen Cultus der ritterlichen Ehre, iſt die Nationalbühne der Spanier unausgeſetzt beſchäftigt. Auch hier wird bis zum Uebermaß potenzirt und das äußerſte Ende dargeſtellt, wie ſo viele verfehlte Produktionen darthun, die das Leben der Heiligen und dogmatiſchen Erörterungen zum Vorwurfe haben, ja ſelbſt der kirchliche Cultus wird in dieſen Kreis gezogen, mit dem hunderte von ſpaniſchen Theaterſtücken auf eine für uns befremdliche Weiſe überfüllt ſind. Die Verwicklungen aber, die aus dem Zuſammenſtoß von Ehre und Liebe entſtehen, ſind es vor allem andern, die auch nach unſerer gegenwärtigen Anſchauungsweiſe die Herrlichkeit des ſpaniſchen Theaters charakteriſiren. Die Anzahl aller hier möglichen Conflicte iſt dem Scharfſinne der ſpaniſchen Dichter nicht entgangen, und ſo iſt eine Fülle von Produktionen entſtanden, in denen Ehre und Liebe die einzigen Hebel der wahren Handlung ſind, die an's Unglaubliche gränzt. Freilich ſind nicht alle dieſe Dichtungen von gleichem oder auch nur einigem Werthe, indeſſen iſt des Trefflichen ſo viel da zu finden, daß der Spreu ohne Groll bei Seite gethan und überſehen werden kann. Daher das Intriguenluſtſpiel in Spanien die vollendetſten Meiſterwerke in großer Zahl aufzuweiſen hat. Italiener, Franzoſen und Engländer haben dies hinlänglich erkannt, indem ſie aus dieſer reichen Fundgrube geſchöpft, und viele der vorzüglichſten Luſtſpiele der genannten Nationen ſind nichts als Ueberſetzungen oder Bearbeitung ſpaniſcher Schauſpiele. — Mit der Feſtſtellung,

wie das ſpaniſche Theater aus den höchſten Intereſſen der Menſchheit, aus Religion, Liebe und Ehre ſeine Motive wählt, iſt auch die höchſte Bedeutung dieſer Bühne vindicirt, und kann ihr wohl vor allen andern das Epitheton der poetiſchen mit vollem Grunde zuerkannt werden. Bei der großen Maſſe von ſpaniſchen Theaterſtücken, von denen gar viele die wunderlichſten Fratzen auf eine faſt alberne Art behandeln, iſt doch kein einziges zu nennen, welchem wenigſtens das Streben nach poetiſcher Bedeutung mangelte, nirgends tritt die Handlung in den Kreis des Gemeinen. Die Plackerei der Alltäglichkeit iſt dieſer Bühne vollkommen fremd, und ein Schauſpiel, in dem es ſich um einen Kaſſendefekt, um das Bedürfniß einiger hundert Thaler, einen geſtohlenen Silberlöffel handelte, iſt im Bereiche des ernſten oder komiſchen Schauſpiels der Spanier nirgends zu finden. Selbſt da, wo die niederen Intereſſen des Lebens hervortreten, wie z. B. in Dineros son calidad (Geld iſt Würde) von Lope de Vega iſt die Armuth in ihrer tragiſchen Bedeutung aufgefaßt und erhebt die Handelnden, ſtatt ſie zu erniedern. Auch die Sittlichkeit iſt ein hoher Glanzpunkt dieſer Bühne. Wo Liebe und Ehre ſich gegenſeitig tragen und ſtützen, kann die gemeine Liederlichkeit, wie in ſo vielen unſerer neueſten dramatiſchen Produktionen, nicht nachkommen, noch weniger als ſchön oder vorzüglich dargeſtellt werden. Daher man wohl nicht ſo leicht ein ſpaniſches Schauſpiel finden wird, wo, wie in einigen deutſchen Bühnen-Stücken, die Untreue, der Ehebruch mit weinerlicher Sentimentalität ſich umhüllen, um poetiſch zu erſcheinen noch, wie in der neueſten dramatiſchen Schule der Franzoſen, dieſe Dinge als reiner Spaß zum Gelächter oder als falſcher Pathos zur Apotheoſe dem Publikum vorgeſtellt werden. Wo die gemeine ſinnliche Liebe als Hebel der Handlung erſcheint, tritt ſie auf der ſpaniſchen Bühne mit voller brutaler Kraft auf, als ein Laſter gegen Gott und Menſchen gleich verſündigend, und der Strafe oder der Buße verfallen, wie auf unvergleichliche Weiſe in Molino's großartigem El burlador de Sevilla (der Spötter von Sevilla, unſer Don Juan) oder in Calderons wunderbarer Andacht zum Kreuze, in deſſen Richter von Zalamea, ſo wie in Roberto el Diablo von Viceno, beiläufig geſagt, ohne gerade vorzüglich zu ſeyn, doch noch ein viel beſſeres Schauſpiel, als all' die Komödien, die aus dem alten Volksbuche mit grober Axt in neueſter Zeit gezimmert wurden. Schon dadurch, daß kein ſpaniſches Theaterſtück ſeit Lope de Vega anders als im poetiſchen Gewande, alſo in mehr oder minder vollendeter metriſcher Form, geſchrieben wurde, beurkundet ſich das Streben nach poetiſcher Erhebung und der albernſte Spaß das Gracioſo wird durch die gebildetere Form gemildert. — Dies die innere Weſenheit des ſpaniſchen Theaters, obgleich nur in kurzem Umriſſe, nun auch einige äußere Differenzen, die dieſer Bühne eigen. — Die Spanier unterſcheiden nicht zwiſchen Trauerſpiel und Luſtſpiel, jedes Theaterſtück heißt Comödia (im Druck gewöhnlich comoedia famosa oder gran comoedia). (Blos das Drama

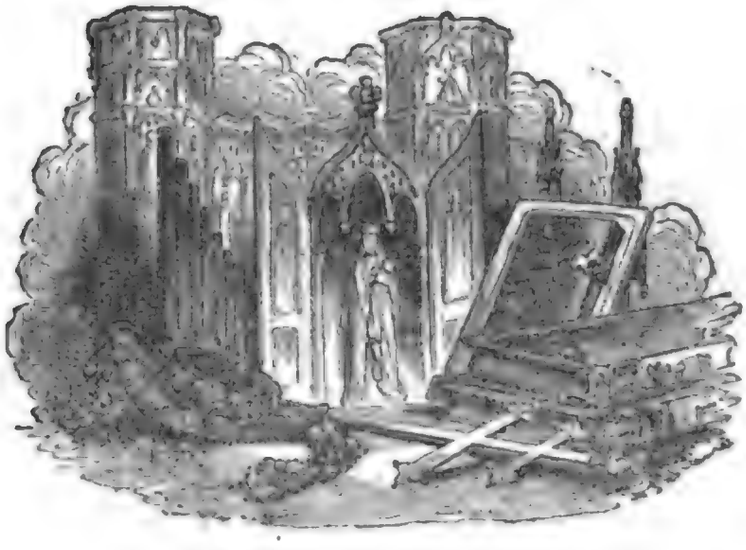
los siete infantes de Lara von Hurtado Velardo hat die Ueberschrift gran tragoedia). Jedes dieser Stücke ist in drei Akte eingetheilt (blos Calderons opernhaftes Lustspiel von: El jas jardin de Falerina hat zwei Akte). Diese Akte heißen Jornada (Tagereise oder Tagewerke) und der letzte schließt gewöhnlich mit einer kurzen Anrede an das Publikum, die um Beifall oder Nachsicht bittet. Ferner ist der Gracioso, die lustige Person, eine feststehende Erscheinung in allen spanischen Theaterstücken, er fehlt in keinem derselben, auch in der tiefst tragischen nicht, er stellt die Parodie der Handlung vor, und ergießt sich in größten Theils sehr ungesalzenen, komischen Betrachtungen über die ernsten Personen des Stückes. Schlegel nennt den Gracioso den lustigen Bedienten. Diese Benennung ist jedoch zu eingeschränkt, denn der Gracioso ist nicht immer ein Bedienter, doch meist aus den unteren Ständen, gewöhnlich ist er reflektirend und den Gang der Handlung mehr aufhaltend als fördernd. Moreto gebührt unstreitig das Lob, den Gracioso in die Handlung unmittelbar eingreifend dargestellt, ja ihn gewissermaßen zum Träger des ganzen komischen Elements seiner Lustspiele erhoben zu haben. Von Gracioso unterscheidet sich der Figuron, er ist gewöhnlich aus den höheren Ständen, ein Gecke, Tölpel, Glücksritter, wie Don Diego in Moreto's El lindo Don Diego (der schöne Diego). — Wie bereits eben bemerkt, sind alle dramatischen Produktionen der Spanier metrisch abgefaßt. Vor Lope de Vega war dieß nicht durchgängig der Fall. Der heitere Lope de Rueda, Dichter und Schauspieler zugleich, hat in Prosa geschrieben. Die vier uns bekannten Lustspiele dieses genialen Vorgängers Lope de Vega's, unter welchen die Donna Armelina voll echter Komik ist, sind in schöner, klarer und gebildeter Umgangssprache abgefaßt, an der so mancher unserer Prosaiker ein würdiges Beispiel zur Nachahmung fände, und den deutlichsten Unterschied zwischen edler Natürlichkeit des Dialogs und roher Pöbelsprache auf der Bühne gründlich studiren könnte. Von Lope de Vega hört jedoch der Dialog in Prosa auf und ein mehr oder minder künstliches oder gekünsteltes Metrum ersetzt dessen Stelle, doch sind die vierfüßigen Trochäen mit vollständiger Assonanz (Redondillas), die das spanische Drama von der Volksromanze entnommen, die Grundlage des Dialogs, in den dann der Dichter andere gereimte lyrische Formen nach Bedürfniß einwebt. Am kunstreichsten, mannigfaltigsten und zierlichsten ist auch hierin der große Meister Calderon. Als Schema, nachdem die Schauspiele der Spanier naturgemäß eingetheilt werden können, dürften ungefähr folgende zehn Klassen aufgestellt werden. 1) Schauspiele aus der spanischen Geschichte und Sage. Die Maurenkämpfe, die innerlichen Zwiste der kleineren Fürstenthümer aus der Zeit von Ferdinand dem Katholischen, die Heldenthaten einzelner, der hohe Ruhm ganzer Familien begeisterte viele Dichter, und so entstanden historische Schauspiele, die zwar nicht in dem Sinne, wie die neuere Schule von Shakespear's mißverstandenem Vorgange will, die Geschichte mit ängstlicher Treue

auf die Bühne interpretirten, doch mit echter Vaterlandsliebe einzelne Momente aus der Geſchichte Spaniens vornahmen, und zum Ruhme des Vaterlandes bearbeiteten. Hieher gehören vorzugsweiſe: der Eid von Guillon de Caſtro, nach dem größtentheils Corneille ſein berühmtes Trauerſpiel geſchrieben, von Lope de Vega, mehr als hundert Stücke, wie aus Lord Hollands Verzeichniß erſichtlich, eine große Anzahl Schauſpiele von Calderon, Guevara, Roxas ꝛc. 2) Schauſpiele aus der Geſchichte und Sage fremder Länder. Dieſe Produktionen ſind, wie erwähnt, höchſt willkührlich nach ſpaniſcher Nationalſitte behandelt und ſelten von beſonderem Werthe, wie z. B. Montalbans Eſſex ꝛc. (La tragedia mas lastimosa) Calderons Zenobia ꝛc. 3) Schauſpiele aus dem Sagenkreiſe und den Ritterromanen. Hierher gehören viele ſchöne Dichtungen Calderons, wie ſeine Brücke von Mantible, Argenis und Poliarcto, nach dem gleichnamigen politiſchen Romane, ferner Matos Fragoſo's Feſtſpiel El major Parde los Doze (der größte Theil der zwölf Pairs) ꝛc. 4) Mythologiſche Feſtſpiele. In dieſen ſteht Calderon unübertroffen, da ſein Ni Amor se libra de Amor — (auch Amor muß lieben — Amor und Pſyche) ſeine Natur des Prometheus, ſein Perſeus und Andromeda übertreffen alles, was in dieſer Gattung bei allen Nationen geleiſtet wurde. Was Lope de Vega, Solis Roxas in dieſer Art geliefert, verſchwindet gegen dieſe bis zur höchſten Vollendung geſteigerten Dichtungen. 5) Heiligen-Schauſpiele. — Dieſe beſitzt das ſpaniſche Theater in Unzahl von ſehr ungleichem Werthe. Mit beſonderem Eifer hat König Philipp IV. dieſe Dichtungsart cultivirt, es finden ſich viele dramatiſche Legenden, die von ihm gedichtet ſind, mit der Bezeichnung de un ingenio de la Corte, wie z. B. El falso nuncio de Portugal, El Capuchino espagnol etc. Auch Lope de Vega hat hier Vorzügliches geliefert, ſein Animal Profeta (die Legende vom heiligen Julian) iſt eine gelungene Dichtung mit draſtiſchem Effekte, Moreto's Leben des heiligen Alexius, ſeine Siete dormientes y mas dichosos hermanos (die ſieben ſchlafenden und glücklichſten Brüder) ſind wunderbare Conceptionen, wo in dem Letztern ſogar das Jeſuskindlein die Bühne betritt. Calderons wunderbarer Magus, das Fegefeuer des heiligen Patricius ſind auch in Deutſchland bekannt und bewundert. Hierher gehören auch gewiſſermaßen Schauſpiele mit dem Stoff aus dem alten Teſtamente. Calderons Abſolon, König Philipps IV. Complir le à Dios la palabra (Gott ſein Wort halten — Jephta). Guevara's Schönheit der Rachel in zwei Theilen ſind beſonders zu nennen, 6) Schauſpiele, die Valentin Schmidt mit Recht ſymboliſche nennt. Das Leben, ein Traum; die Tochter der Luft ſind das Höchſte, was in dieſer Art die ſpaniſche Bühne beſitzt. Vergebens ringen alle ſpaniſchen Dichter mit Calderon um den Kranz in dieſer Gattung. Moreto's Hasta el fin nada es dichoso (bis an's Ende iſt Niemand glücklich) El mejor amigo el muerto (der Todte, der beſte Freund) von Roxas und Belmonte (es war

in Spanien, wie gegenwärtig in Frankreich, nicht selten, daß zwei, drei Dichter sich zur Bearbeitung eines Schauspiels verbanden), sind wie viele Andere nur schwache Nachkömmlinge des hohen Gesangs der Calderonischen Muse. 7) Heroische Schauspiele. In diesen tritt der spanische National-Charakter am lebendigsten hervor, sie behandeln größtentheils den Conflikt der Liebe mit den Ritter- und Unterthanspflichten. Ein schönes Beispiel in dieser Gattung haben wir in Lope de Vega's Stern von Sevilla, bis auf die äußerste Spitze ist die Idee getrieben und dargestellt in Calderons Amigo amorte y bal (Fürst, Freund, Frau nach Malsburgs Uebersetzung). 8) Intriguenstücke. In der Kunstsprache heißen sie Degen- und Mantelstücke, nach der Tracht, in der sie gespielt wurden. Sie sind die eigentlichen Conversationsstücke der Spanier, voll lebendiger, oft verworrener Handlung und haben den spätern Dichtern aller gebildeten Nationen vielfachen Stoff zu ihren Lustspielen geliefert. In diesem Genre steht Moreto würdig neben Calderon, ist aber von den Franzosen so häufig, wie die meisten spanischen Lustspieldichter, benutzt worden, daß wenig Neues mehr bei ihm zu finden. Antonio Solis hat nicht minder Ruhm im Intriguenspiel erworben, El amor aluso (die Liebe nach der Mode) ist in vielfachen Umstaltungen auf dem Theater heimisch. Von ihm stammt auch ursprünglich die auf dem deutschen Theater immer gern gesehene Präciosa, nur ist sein Zigeunermädchen von Madrid minder graziös, natürlicher und voll innerer Tüchtigkeit. 9) Possen. Bei der Gravität des spanischen Charakters konnte die durch und durch tolle Laune, die sich Selbstzweck seyn soll, wohl nicht recht gedeihen, daher es nur wenige dergleichen Stücke geben mag. Calderons Cephalo y Procris und Durandarte y Belerma von dem wahrscheinlich pseudonimen Guillen Pierres. Beide gehören ganz der Parodie an. 10) Die Loas sind kleine Vorspiele Entremeses (Zwischenspiele, Saynetes Nachspiele mit Gesang und Tanz). Cervantes hat mehre sehr ergötzliche kleine Stücke dieser Art geschrieben, unser Bettelstudent ist ursprünglich ein Produkt dieses großen Dichters. Wenn wir die Autos sacramentales (Frohnleichnamsstücke) hier übergingen, geschah es größtentheils deßhalb, weil wir sie für eine Dichtungsart halten, die mit den gewöhnlichen Schauspielen blos den Ort ihrer Erscheinung gemein haben. In dem Auto des Lope de Vega El nombre de Jesus fragt die Bäuerin ihren Mann: was ist ein Auto? worauf dieser antwortete: ein Schauspiel zur Ehre und Verherrlichung des heiligen Altarsacramentes. Dies zeigt deutlich, daß dergleichen Dichtungen nicht den gewöhnlichen Theaterstücken angereiht werden können. Calderon hatte hier den höchsten Schwung erreicht, der für den Dichter möglich. Jedes Wort ist hier Andacht in der höchsten Bedeutung, und eine höhere Poesie als Verklärung gibt es ja nicht.

Diese Andeutungen über das spanische Theater beziehen sich nur auf dessen frühere Periode im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert. Mit der Herr-

ſchaft der Bourbone in Spanien drang auch der franzöſiſche Geſchmack über die Pyrenäen, die Nationalität erloſch nach und nach bei den neueren Dichtern und die Nachahmung des nicht verſtandenen Alterthums und darnach geſchraubter franzöſiſcher Muſter, wurde in Spanien, wie im größten Theile von Europa, heimiſch, wie dies Comella, der ſpaniſche Kotzebue und ſelbſt der geprieſene Moratin, der ſogenannte ſpaniſche Moliere, beweiſen, eigenthümlichen Humor entwickelte blos Ramon de la Cruz y Cano in Saynetes. Ob die neuere Zeit beſſere Geburten hervorzubringen im Stande ſeyn wird, ſteht noch zu erwarten. In Martinez de la Roſa iſt wenigſtens das Streben nach Rückkehr zur alten guten Zeit nicht zu verkennen. Seine Wittwe des Padilla iſt voll herrlicher Anklänge aus den ſchönſten Tagen ſeiner vaterländiſchen Bühne.



# Briefe aus Wien, an eine Dame in München,

von

## J. G. von Eberlieder.

### I.

„Ich weiß, die Sonne, die goldene Treiberin, lockt mich!“ — Wenn Ihnen, meine Verehrteste, meine Briefe eine etwas kleine Weitläufigkeit haben, so bitte ich, mich zu verzeihen, daß ich beim Beginn von meinem Zweck abweiche, und daß leider Tag der Schilderung anderer Gebräuche ist. Denn, wie Sie wollen, beginnt mit dem ersten Juli der sogenannte theatralische Sommer; der Schauspieler Urlaub erhält, und freilig Tage zu ihrer freien Verwendung. Eine Ortsbeschreibung, wenn aber ihrer eigentlichen wahren Bestimmung schon entfernt, kann, obwohl sie von einem Dichter Ortsbeschreibung genannt, und also poetischen Ton hat, mit den heutigen Wienern, bestimmt wenig, so bald der sogenannte Sommer eingetreten, anmuthig sein. Ich bedarf der Sommerer Ortsbeschreibung, meine Verehrteste, nicht, weil ich jeden andern Ort kennenlernter Freiheit wähle. Wende ich mich in der sogenannten Ortsbeschreibung in sich, und in eingelnen Reisen, und ich bin auch hierin Ortsbeschreibung mit meiner ersten wählen, ohne, über Ortsbeschreibungen ich mein Wesen zu klären, Freiheit wirkende jenen Ausschließenden, welche bei beider Gelegenheit einige meinen ausgezeichneten ersten Absicht Freunde besuchen, Ruhe zu erhalten. Da ich weiß, daß Sie, Verehrteste, nicht und an den besuchlichen Ausschließungen, Ausschließungen auch an ihren Gedichten Vorliebt nehmen, so werde ich Ihnen auch, meiner Neigungen heute selbstlichen Zugeständ bleibt Ihr genommen haben, ihre meine Freunde und Verehrter werden für ein Schauspiel haben beginnen. Die tragische Muse, Madame Schröder, verehrte sich beim Abschied, so, nach Dramburg, dort auch so für Jahr bereits interessiren lassen, meine und Ihr Interessiren Zeit hatten, in der Welt große tragische Künstlerin, und wir Kenntnis den

freien Stadt Hamburg geziert, auf der Bühne erschien. Denselben nördlichen Weg schlug auch unser ausgezeichneter jugendlicher Liebhaber Herzfeld ein. Nicht in der Absicht, durch sein Talent das Publikum zu erfreuen, sondern nur seine Verwandten zu begrüßen, welche ihn, so hoffe ich wenigstens, uns wieder senden, und das Gerücht widerlegen werden, daß er an Lebrüns Stelle zum Mitdirektor des Herrn Schmidt ernannt sey. Unser erster Held Löwe, welcher in zehn Jahren nur einen Ausflug in das Ausland machte, zu Ihnen, nach München, um dort in aller Eile Lorbeern zu sammeln, wird in diesem Jahre zu Dresden und Leipzig gastiren. Mit großem Interesse sieht man dem Erfolg entgegen, worunter ich keineswegs das sogenannte Gefallen, Vorrufen, Bekränztwerden u. s. w. verstehe. Künstler, welche auf der Wiener Hofbühne für die ersten gelten, haben dadurch ihren Ruf in ganz Deutschland so fest begründet, daß derlei Spielereien weder nützen noch schaden. Ich verstehe vielmehr im Prüfen, Abwägen ebenbürtiger Kämpfer, oder wenigstens solcher, die es werth sind, neben einander gestellt zu werden, wenn sie auch nicht derselben Bühne angehörten; dieser Fall trat ein, als Seydelmann zu Berlin gastirte. Ein Gastspiel, das in gewisser Beziehung als das würdigste pendant zu jenem Löwe's gelten dürfte. Ich berichte Ihnen nun noch die weiteren Ausflüge unserer Hofschauspieler nach dem In- und Auslande, die sich nach allen Winden richteten. Das Ehepaar Rettich wallfahrtete über Mariazell nach Grätz, um nach zurückgelegter frommer Pilgerschaft die Grätzer durch sein Gastspiel zu erfreuen. Unser erster Liebhaber Fichtner reiste nach Prag, wo er eine neue, doch gewiß um so erfreulichere Erscheinung seyn wird, als die ersten Liebhaber schon der Seltenheit wegen immer mehr an Werth steigen. Es ist sonderbar, daß die jungen, schauspielenden Herren sich außer der Bühne in das Liebhaberfach recht gut zu finden wissen, und es meistens ihren Geliebten zu Danke spielen, auf der Bühne aber für dieses Fach verdorben sind. Herr Wilhelmy, ein alter und sehr großer Liebling des Prager Publikums, reist in Fichtners Gesellschaft dahin, und wird mit ihm zugleich erscheinen. Carl La Roche gastirt zu Linz, Mlle. Zeiner zu Pesth, Mlle. Wildauer zu Preßburg, Herr und Madame Anschütz zu Nürnberg. Herr Costenoble begab sich nach Preußen, Herr Lukas nach Ungarn, Herr Schwarz nach Grätz, Mlle. Teimer nach Prag. Herr Heurteur sollte zu Großwardein einige Gastrollen geben, allein ein höchst trauriges Ereigniß verhinderte es. Den neunzehnten vorigen Monats brach dort Feuer aus, mehr als hundert Häuser wurden ein Raub der Flammen; ein paar Tage darnach wiederholte sich dieses Unglück, und über fünfhundert Häusern wurde dasselbe schreckliche Loos zu Theil.

Außer diesen eben genannten Künstlern und Künstlerinnen reisten noch Madame Brede, Mlles. Müller, Peche und Bandini, so wie Herr

Herr, zur Verhütung ihres Verderbens in die Hölle von Christenhand und Zahl. Nur Frau von Weißenthurn, Adressen Wien, Frau Schirrer und Frau Hellwig, Pfeffer und Salzgasse 7 wirken hier segenreich, um obige hungernde Daseinlosen den körperlichen Tod zu thun. Wenn Ihr Euch christlich dünkt nennt, „Christ Christ" nennt, Gutes wollet, so thut es in Wahrheit, daß Euch Niemand bei den Christen des heidnischen Christenthums, bei jenen Christen d. h. die selbst d. h. von sich selbst Christen nennen nicht mehr gesehen, nicht als solche bezeichnen. Da von Gleiche leiden gleichen Wiederung, daß nicht Christen, heißt es Euch hier, Euch, Christen, Euer Christ sind bei Weib, und zwar nach Verordnung, wo sie sich zweifel Christen eingeschlossen werden. Man schändet abgesondert, daß Euch Christen auch in dem heiligen Christen Christen Christen Christen. Es soll ist gewiß, daß bei Einem Christen in anderen Hauptsächer ausgeschlossen werden soll, daß Euch Christen ist es doch eine eigene Sache, man muß es ist ein ausgeschlossen, ist man ein Christ ist Jungs, ja gibt es, ein, daß in Christen Christen Christen. — Im Christenthum Christen ist weniger Christ existiren, als bei dem Umstand zu verwandten gewissen Leben, daß sich nicht von Christen Christenthum Christen und Christen zugleich besitzen, heißen daß auch auch in Christen Christen ein anderen Christenthum war man Christen gefallen ist. Im Christen der Christen einst von Christen Christen gefallenen Christen einst Christen Christen Christen, so werden ich auch der Verwandtschaft. Christ auch von Christ der von verwandtschaft Christ Christ Christen Christen Christen Christen

ſuchte Schwierigkeiten, um durch deren Ueberwindung bei ſeinem erſten Ausfluge ſeine volle Kraft zu bewähren. Es iſt ihm herrlich gelungen. Ein immer gleich enthuſiaſtiſcher Beifall, ein gedrängt volles Haus, bei Kälte und Hitze, das Zuſtrömen aller Klaſſen des Publikums, ſo wie die Thränen, welche der Dulderin Griſeldis gezollt werden, ſind die ſicherſten Bürgen des innern Werthes. Nachdem aber beinahe ganz Wien ſich von dem Erfolge überzeugt hatte, ſchreibt ein Anonymus in einer auswärtigen Zeitſchrift: „Das Schauſpiel Griſeldis wurde von dem Publikum im Burgtheater nur mit Achſelzucken aufgenommen!!!“ — Was ſagen Sie dazu? Lügen der Art gehören in eine eigene Rubrik, ſie ſollten daher von Zeit zu Zeit in das Gedächtniß gerufen werden. Den Klagen über den Verfall der Literatur, über die Gemeinheit des Tones mancher anonymen Korreſpondenten u. ſ. w. wäre leicht abzuhelfen, man dürfte nur dieſer Gattung Scribenten die Pflicht auferlegen, wenigſtens alle Jahre einmal ein Examen zu beſtehen, aus dem Werke von Knigge: „Ueber den Umgang mit Menſchen.“ — Nach dieſem Seitenſprunge, welchen mir Herr Halm vergeben möge, komme ich auf ſein neueſtes Werk, welches uns für den nächſten Herbſt verſprochen iſt, es heißt: Der Adept. So viel von dem Inhalt bekannt wurde, hat ſich der geiſtreiche Verfaſſer auch hier einen Stoff erwählt, deſſen Behandlung eine kühne Idee zu nennen iſt. Man ſieht ihm, wie natürlich, mit großer Erwartung und Spannung entgegen. Früher ſind mehre Luſtſpiele zur Aufführung beſtimmt: „Der Oheim.“ Die hohe Verfaſſerin deſſelben iſt allgemein bekannt, eben ſo, daß dieſem Schauſpiele ein ſehr guter Ruf vorangeht. „Ich bleibe ledig!“ von Töpfer. „Die Gunſt des Augenblickes,“ von dem königlich preußiſchen Hofſchauſpieler Devrient; wahrſcheinlich wird dieſe Neuigkeit die erſte nach den Ferien ſeyn. Ich wage es nicht, mich in ein weiteres Aufzählen deſſen einzulaſſen, was da kommen wird, und für jetzt noch in der Zeiten Hintergrunde verborgen liegt, denn ein Dienſteifer der Art kann einen Berichterſtatter leicht zu weit und dadurch auf unrichtige Wege leiten. Etwas dergleichen ereignete ſich bei der letzten Darſtellung des Tell; die Einnahme war zu Schillers Denkmale beſtimmt. Die Prinzen von Orleans und Nemours ſandten Tages zuvor dreißig Louisd'or, und waren Willens, die Vorſtellung mit Ihrer Gegenwart zu beehren; allein der Todesfall des Königs von Sachſen hinderte, wie es Ihnen bekannt iſt, die hohen Gäſte an dem Vollbringen. Sie konnten daher Ihre Zufriedenheit mit der Darſtellungsweiſe dieſes Schauſpiels nicht äußern, wie es irriger Weiſe in einer franzöſiſchen Zeitung berichtet worden. Sie beſuchten nur ein Mal das Burgtheater, bei welcher Gelegenheit Sie Raupachs Schleichhändler ſahen. Obgleich die Darſtellung dieſer witzigen und beliebten Poſſe ſehr lobenswerth war, und auch die hohen Gäſte viel lachen machte, ſo bietet ſie doch weniger Gelegenheit dar, die Vorzüge unſerer Schauſpieler in ihrem eigentlichen Glanze zu zeigen. Die Bekenntniſſe von Bauernfeld, welche

in dem Hoftheater zu Schönbrunn zur Aufführung kamen, waren in der Beziehung passender, und wurden von unsern ersten Künstlern wie gewöhnlich, folglich meisterhaft gespielt. Einige Zuseher wollten eine Art Befangenheit, ein minder ungezwungenes Spiel bemerken. Das schien mir nicht, ich glaube aber, daß das Interesse an dem, was während der Vorstellung vor sich ging, das Interesse an der Vorstellung selbst verdrängte; diese wurde, statt wie sonst Hauptsache zu seyn, hier nur Nebensache. Das Hauptaugenmerk waren die hohen Gäste, welche man aber nicht mit der gewöhnlichen Neugierde betrachtete, denn diese war ja schon während der acht Tage Ihres Hierverweilens befriedigt; man nahm ein höheres, ich darf sagen, edleres Interesse, als das der gewöhnlichen Schaulust, einen Antheil, der sich während Ihres ganzen Aufenthaltes nicht nur erhielt, sondern vermehrte. Eine natürliche Folge war, daß man sich in allen Klassen, ihre Ansichten und Meinungen mochten noch so verschieden seyn, in dem Ausspruch über die Liebenswürdigkeit dieser Gäste begegnete; eben so, daß der Eindruck, welchen Sie zurückließen, ungemein günstig seyn mußte. Merkwürdig war es, zu beobachten, daß die Wiener, welche die kleine Schwachheit haben, bei jeder Gelegenheit ein, wenn auch nur ganz harmloses bonmot in Bereitschaft zu halten, daß diese hier au bout de leur latin waren. Man fand nur zu loben, zu bewundern, ohne sich darüber zu verwundern. Dieser Umstand, daß man Ihre Vorzüge so natürlich fand, daß man gewissermaßen glaubte, es könne nicht anders seyn, ist für Sie eben so schmeichelhaft, als die Bemerkung, welche ich einigemal hörte: „Die Prinzen hätten gar nichts Französisches an sich.“ — — Letzteres heißt eigentlich so viel, als: Die Prinzen haben gelernt, sich überall so zu benehmen, als ob Sie keiner Nation mehr angehörten, als der andern. Am Schlusse dieser Zeilen erwähne ich des galanten Ausspruches der Fürstin Lieven, welche die hohen Reisenden so bezeichnete:

Des hommes, comme il y en a peu,
Des princes, comme il n'y en a plus.

# Feuilleton.

## Kleine Zeitung.

München, den 31. Juli.

Sehnsuchtsvoll, und so recht wie Juda's Volk nach seinem Messias, hat die hiesige musikalische Welt, und auch das Völklein der Musiker, der Ankunft des hier neu angestellten Kapellmeisters Lachner gewartet: Er ist erschienen und wird, wenn Zeit und Umstände das ihrige dazu beitragen, in Kürze dem tiefgesunkenen hiesigen Musiktreiben einen kräftigen Impuls zu geben wissen: Bald werden die weiten Räume unseres Opernhauses und die verödete Säulenhalle des Odeons von den Tönen längst vermißter neuerer und älterer klassischer Opern, Symphonien und Oratorien widerhallen. Wir wollen sehen, ob das Publikum allein Schuld sey an dem Verfalle unserer Conzerte, und ob sich nicht vielmehr das ewig wahre Wort Schiller's abermals bewähre: „Zu allen Zeiten ist die Kunst durch die Künstler gefallen.“ Seyd einträchtig, Ihr Priester Euterpens, schaart Euch muthig um Euern neuen kräftigen Hort, liefert dem Publikum gute Werke gut gegeben, und Ihr werdet Euch überzeugen, daß Euer Bemühen belohnt wird, wofern Ihr nicht den Lohn Eures Strebens ausschließend nur nach dem 24 fl. Fuße, sondern nach der eines ächten Künstlers würdigen Ansicht berechnet: daß bei gemeinsamen Unternehmungen einer ganzen Künstlerkorporation zum wenigsten die Hälfte des Gewinns in der beifälligen und ehrenden Anerkennung des gebildeten Publikums bestehe, und daß bei einer um so größern Anzahl theilnehmender Künstler der Geldgewinn für den Einzelnen nothwendig um so kleiner ausfallen müsse.

Von dem Bestehen eines Gesang-Vereines in unserer Stadt haben auswärtige Blätter unseres Wissens noch keine Kunde gegeben, vielleicht weil unsere Tagesblätter, die meist die unbedeutendsten Erscheinungen der Kunst mit dem Nimbus von Großartigkeit bekränzen, noch nichts von diesem schönen gemeinnützigen Institute erwähnten. In der That aber besteht dieser Verein, größtentheils aus Dilettanten gebildet, seit einem Jahre unter uns; ein Chor von sechszig bis achtzig Individuen, Damen und Herren, produzirt jeden Monat klassische Werke von Händel, Mozart u. s. w., und zwar unter der Leitung des hier allgemein geachteten Hofsängers Lenz. Wenn gleich Mißgunst, Neid und Vorurtheil diesem schönen Institute manches Hinderniß in den Weg legen, und die Zahl der Mitglieder sich noch nicht so vermehrt hat, wie man es bei einer so bedeutenden Einwohnerzahl vermuthen dürfte, so ist doch anzunehmen, daß dieses einmal so schön begonnene Unternehmen nicht nur nicht untergehe, sondern siegreich sich Bahn breche als eine wahrhaft gute Sache.

Carlsbad.

Die neuesten Walzer von unserem Musikdirektor Labitzky unter dem Titel: „Die Verschwender,“ erfreuen sich bei ihren öffentlichen Aufführungen eines solchen Beifalls, daß selbe mehre Male nach einander wiederholt werden müssen; allgemein sagt man: daß dieselben die gelungenste Composition von diesem Componisten sind.

Dem Vernehmen nach ist Hr. Labitzky bereits engagirt, während der Krönung in Prag die Hofbälle zu dirigiren.

## Literarische Uebersichten

von

**K. G.**

### VI.

Eine neue Produktion vom Verfasser der Hohen Braut wird immer der regsten

Theilnahme des Publikums gewärtig seyn. Dieser Roman entwickelte so viel poetische Schönheiten und steckte so viel philosophische Lichter über die Fragen der Zeit auf, daß man ihn mit Scipio Cicala vergleichen, ja in Betracht mancher Anforderung sogar dieser reifen Leistung eines gescheuten Mannes vorziehen konnte. Heinrich König hatte lange versucht, sich die Theilnahme des Publikums zu erwerben; er schrieb Mancherlei, was von freier Gesinnung und einem poetisch spekulativen Kopfe, der jener zu Hilfe kam, zeugte; doch, lag es nun im Tone seiner Bücher oder in ihrem Stoffe, sie erregten kaum mehr als eine lokale Aufmerksamkeit, die statt Theilnahme eher Verfolgung nach sich zog. Herr König kämpft schon seit Jahren mit allen Waffen der Poesie gegen die Entartung des Katholicismus, zu welchem er sich durch seine Geburt bekennt. Er spannte in seinem Rosenkranze eines Katholiken gegen die Gebrechen der Kirche bald den Bogen der Satyre, bald ergoß er sich in Jeanpaulismen über das Ewige in der Religion, das Bleibende und die verhüllten inneren Kerne. Man konnte nur Etwas an seinem Rosenkranze aussetzen: eine allzu abschüssige Neigung nach denjenigen Lichtern der Rede hin, die man nicht mehr ziehende, sondern gerissene Witze nennen muß; eine Neigung, die den Verfasser noch immer nicht verlassen hat und sowohl den Ernst wie den Scherz seiner besten Einfälle verdirbt. Die Combinationen des Verstandes arten bei Hrn. König immer in Wortwitze aus, die man leider nur trivial nennen kann. Ich erinnere an die Doppelmaden (Diplomaten) des alten Romans und die Verwechselung der Grete und Kröte in dem neuen, von welchem wir in Folgendem den Bericht erstatten wollen.

Erst durch die Hohe Braut erhob sich das verdiente Renommée des Verfassers und wird seither immer in Anschlag gebracht, wenn von dem geistigen Durchschnitts-Kapitale unserer Literatur die Rede ist. Wir besitzen an ihm einen Freidenker und einen Dichter, der sich durch sich selbst ergänzt, der einen Fehler der Poesie durch einen Vorzug der Gesinnung, und einen Irrthum oder ein Vorurtheil durch einen schönen poetischen Gedanken vergessen machen kann. So müssen wir es auch mit dem neuen Romane des Verfassers, mit den Waldensern, halten. Sie befriedigen die Willens-, nicht die Urtheilskraft. Sie erheben das menschliche Herz, ohne der Phantasie auch nur die geringste Nahrung zu geben. Sie belehren, wenn man gleich gestehen muß, daß sie Niemand unterhalten werden.

Nach dem Vorgang der Hohen Braut konnte man viel von ihrem Verfasser erwarten. Aber die Waldenser sind nur der ohnmächtige Nachfluß einer vorangegangenen schweren Geburt, dasjenige, was man eine Nachgeburt zu nennen pflegt. Sie füllen kaum den Schatten aus, den der erste Roman in Deutschland geworfen hat. Die hohe Braut ist ohne einen Bräutigam geblieben, der ihrer würdig wäre. Diese Waldenser, vom ästhetischen Gesichtspunkte aus, oder auch nur vom Unterhaltungs-Gesichtspunkte, stehen auf einer so niedrigen Stufe, daß ich, als ein Verehrer der König'schen Muse, über eine Degeneration so schwächlicher Art aufrichtig erschrocken bin.

Um dies harte Urtheil zu rechtfertigen, bedürft' es nur einer Verweisung auf die eigene Lektüre des Buches. Man beginnt es ohne Erregung der Phantasie, man wird in Kreise versetzt, die der Verfasser erst allmälig bevölkert, man hört viele theatralische Reden, ohne daß irgend eine überraschende Handlung die Aufmerksamkeit plötzlich ergriffe, die Erwartung auf einen bestimmten Punkt hinlenkte und jene spannengen, labyrinthischen Anakoluthien eröffnete, die zum Wesen eines jeden gut disponirten und angelegten Romanes gehören. Hier fährt Alles im Paradeschritt vor, das Buch mit seinem Stoffe rollt sich wie eine Leinwand allmälig ab, das Ganze macht den Eindruck der Malerei eines Panorama's mit Lampen- statt Sonnenschein. Fast alle Charaktere des Buches haben einen Anstrich von Unrealität, es sind Figuren, auf Pappe gezogen, keine freien, aus leuchtenden Augensternen blickende Gestalten. Die Subjektivität des Verfassers, die sich in Wortwitzen und kleinen Frivolitäten, besonders aber durch die polemischen Anzüglichkeiten niemals verläugnet, tödtet die geringe Wahrheit dieser Charaktere vollends, denn wenn man immer einen leitenden, sich vordrängenden und starken Geist bei der Lektüre wittert, wenn der Souffleur zu laut spricht oder wohl gar eine Hand von oben in das Puppenspiel hineingreift, so hört alle Täuschung auf und wir glauben uns in eine bretterne Welt versetzt, statt mitten inne im fleischigen und strotzenden Leben der Wirklichkeit uns zu fühlen.

Es ist nicht schwer, die Ursache des verfehlten Romanes anzugeben. Sie liegt im Stoff, und in der Behandlung wenigstens so weit, als sie durch den Stoff bedingt ist. Nimmermehr wird ein Roman von Interesse seyn, der keinen Helden mit einem festen Ziele vor Augen zum Gegenstand hat. Hier gebricht es an einem solchen Helden. Konrad, ein junger Ritter, soll die Hauptperson seyn, aber was will Konrad, was erstrebt er? Die Hand eines Mädchens! Darum ein Roman in zwei Bänden? Darum

ein ſo großer Apparat von Zeitgeſchichte und polemiſcher Tendenz? Aber nicht allein Konrad thut nichts: ſondern Niemand von allen Perſonen in dem Buche thut etwas oder will etwas thun. Mehre Leute werden hier waldenſiſch (im Fuldaiſchen nämlich) ohne Abſicht und Einſicht, nur durch Anſteckung werden ſie es: wo iſt hier dramatiſches Motiv? Wo iſt ein Wille, ein kämpfender, ſiegender oder unterliegender Wille? Nirgends. Nur Begegniſſe flechten hier eine Art Fabel zuſammen: Begegniſſe aus der Zeit, aus dem Zufall, Begegniſſe durch einige untergeordnete Nebenfiguren, die zu ſehr Romanſtereotypen ſind, als daß ſie beſonders anziehen könnten. Aus einem Stoffe, der nichts iſt, kann nichts werden. Die Behandlung renkt Das, was krumm iſt, nicht wieder gerade. Nur das iſt ein Vorwurf, daß der Dichter ſogleich an der Mattigkeit der Behandlung nicht gemerkt hat, daß hier etwas morſch und leck ſeyn müſſe. Der Vorwurf iſt der, daß ſich der Dichter nicht beſann und ſeinen Stoff änderte, da er ſo wenig geſtaltbare Seiten abwarf. Der Verfaſſer mußte fühlen, daß Unterredungen wie zwiſchen Mergardis und Agnes gleich im Anfange des Buches, Unterredungen über den künftigen Geliebten, ſo etwas poetiſch Unnatürliches und Fades vorſtellen, daß jeder Federſtrich daran verſchwendet wird. Dialoge kann der Roman nur im äußerſten Nothfalle dulden, wenn eine Kataſtrophe dadurch herbeigeführt oder ſonſt ein Hebel dadurch gehoben wird: aber Dialoge als ſceniſche Malerei, Dialoge als Expoſition, das widerſpricht dem ganzen Charakter der epiſchen Dichtungsart! Und Mergardis erröthete und Agnes lachte, und Mergardis drohte mit dem kleinen Finger und Agnes ſagte: Sieh, dort kommt der Ritter durch das Burgthor gegangen — — entſetzlich, wenn ſolche Faſeleien aus der Feder eines geiſtreichen Mannes kommen. Das ſind ja Paſſagen, wie ſie ſich nur in den kindiſchen Romanen eines Duller finden!

Jeder Roman ſoll mit einer Theſis anfangen, einer Thatſache, einer Handlung, einem Charakter, kurz mit etwas, das erklärt werden muß. Allmäliges Zuſammenſpinnen und Buchſtabiren, hier iſt A, hier iſt B, dann kommt C, dieſe Manier erzeugt Gähnen. Ein Roman ſoll im Anfange nicht zuſammenſetzen, nicht auf- ſondern abwickeln, ein Knäul ſoll hinausgeworfen werden; den löſe erſt auf, und dann ſtricke weiter! Die Waldenſer beginnen, als wüßten ſie nicht, wie ſie enden würden; wenigſtens ahnt ein Leſer, der Achtung vor dem Verfaſſer hat, nimmermehr, daß er hier eine Geſchichte leſen wird, deren Hauptſache die Heirath der Dame Mergardis entweder mit Konrad oder mit Manegold ſeyn wird. Was macht uns denn Mergardis ſo intereſſant? Was gibt ihrer Hand und ihrer Wahl die gränzenloſe Wichtigkeit? Nichts, als höchſtens, daß ſie ein — Frauenzimmer iſt. Das iſt blutwenig, um Intereſſe einzuflößen: mit aller Ehrfurcht für die Frauen ſey es geſagt!

Die Abfaſſung dieſes Romans kann dem Verfaſſer nur inſofern Freude gewährt haben, als Fulda, wo die Fabel ſpielt, ſeine Heimath und er ein Eiferer gegen den Katholicismus iſt. Alles Uebrige, was zur Sache ſelbſt gehört, war ihm wahrlich eine Pein! Er quetſchte den Stoff heraus aus ſeinem Nichts, ſo gut es eben ging, der Faden wurde langſam fortgeſponnen, der Finger wurde oft befeuchtet, die Dialektik in der ganzen Intrigue muß dem Geſchmacke des Verfaſſers oft widerſtanden haben, wie z. B. im zweiten Bande, wo Mergardis ſich mit Konrad berät, was zu thun ſey? Wie und wo und wann und dies ohnmächtige Geſchwätz ſo fort. Wenigſtens kann ein Verehrer des Herrn König nicht anders glauben. Ich würde erſtaunen, wenn der Verfaſſer über dies Buch ein zufriedenes Gewiſſen hätte, nämlich vor der Kritik, nicht vor den Fuldenſer Bezüglichkeiten, die allerdings zufriedenſtellend genug für ihn ſeyn mögen. In poetiſcher Hinſicht reibt er ſich unmöglich wohlgemuth die Hand.

Die Geiſtesfreiheit dieſes Autors iſt bekannt. Alles Raiſonnement, das ſich im Buche findet, iſt tief und ehrlich gedacht. Das Vertrauen auf den Genius der Menſchheit hat in ſeiner Bruſt feſten Anker geworfen. So oft der Denker und der freie Mann ſpricht, weht uns eine Luft von Oben an und hebt uns über die wirklich unbeſchreiblich mittelmäßige Materie des Buches empor, über Scenen und Perſonen (Delhoyt, Wilwirk, Raymundus), die nur mitleidiges Lächeln erregen können. Möge mir der Verfaſſer, den ich wahrhaft ſchätze, meine aufrichtige Beurtheilung nicht mißgünſtig deuten, ſondern verſichert ſeyn, daß ich der Erſte kommen und eine neue, ſeines Namens würdige Production begrüßen möchte.

## Dramaturgiſche Ueberſichten

von

**A. L.**

### VI.

In Lauchſtädt, dem Theater, für das Schiller und Göthe kleine Stücke und Prologe dichteten, ſpielen jetzt im Sommer herumziehende Geſellſchaften. Sie geben auch größere Sachen. Eine Demoiſelle Mansfeld, die ſich vom Darmſtädter Hoftheater nennt, ſang und

ſpielte dort kürzlich den Romeo von Bellini. Nun weiß man aber, daß Darmſtadt gar kein Hoftheater hat; nehmlich nicht, was man ſo benennen kann. Es iſt ſeit der Abdankung des Hofraths Küſtner, nunmehrigem Intendanten in München, das Theater in ſeinen alten Verhältniſſen aufgelöst worden, und es wird jetzt nur dann und wann im Winter von zuſammengewürfelten, Engagementsloſen Schauſpielern ein dürftiges Repertoir erſchaffen, womit die Einwohner von Darmſtadt, der einſtmaligen Pracht und Herrlichkeit gewohnt, nicht zufrieden ſind. Ein ſolcher Titel, wie ihn ſich jene Dem. Mansfeld nun beilegt, könnte eher von Kennern zu ihrem Nachtheil gedeutet werden. Es wird in der Theaterwelt großer Mißbrauch mit dergleichen getrieben. Ein Choriſt, den man in Frankfurt entließ, nannte ſich ganz dreiſt, nur wenige Stunden davon entfernt, Sänger des Frankfurter Stadttheaters; Andere ziehen Jahrelang umher und können ihrer Talentloſigkeit wegen weder einen günſtigen Theaterchef, noch ein günſtiges Publikum finden, vor denen ſie ihre Streiche machen dürfen, und müſſen ſich daher damit begnügen, bei kleinen Geſellſchaften ein elendes Daſeyn zu friſten, aber ſtets behalten ſie ihren Titel, „Königlicher Hofſchauſpieler, Kaiſerliche Hofſängerin“ u. ſ. w. bei, wenn ſie gleich nur vor vielen Jahren einmal auf kurze Zeit irgend einer ſolchen Anſtalt angehört haben. Noch Andere giriren ſich nach ausländiſchen Bühnen und ſuchen eine fremdartige Herrlichkeit um ſich zu verbreiten. Es iſt jedenfalls ſehr einfältig, wenn ſie dadurch glauben, deutſchen Kunſtkennern ein X für ein U zu machen. Wir haben erſt vor Kurzem das Beiſpiel gehabt von einem Ehrenmitgliede der philharmoniſchen Geſellſchaft in Bologna, Bergamo, Breſcia u. ſ. w., und von einer andern Theaterprinzeſſin, die einmal in Madrid ſang und ſich Mitglied jener Bühne oder von dem K. Hoftheater in Madrid nannte. Lächerliche Eitelkeit und doppelt lächerlich, wenn ihr von wirklichen Hoftheatern gefröhnt wird. Dieſe Marktſchreiereien ſollten aufhören; ſie riechen ſtark nach der kleinen Stadt; wir können nicht verhindern, daß unſere Straßenjungen griechiſch gekleideten Fremden nachlaufen, aber eine Kunſtanſtalt ſoll nicht glauben, daß der gebildete Theil des Publikums herbeilaufen wird, um eine Sängerin aus Madrid zu hören, die weiter nichts vorläufig zu ihrer Empfehlung vorzubringen weiß, als daß ſie dort war.

Vor Kurzem erſt kam mir ein Beiſpiel von Frechheit ſolcher Art vor Augen. Im Mindener Sonntagsblatt finde ich die Anzeige aus Bückeburg, daß Herr Julius Grove, Königlich Würtembergiſcher Hofopernſänger, unterſtützt von der fürſtlichen Hofkapelle, ein großes Vokal- und Inſtrumental-Conzert geben werde. Niemand hier in Stuttgart wird von dieſem Sänger etwas wiſſen. Nie hat er durch ſeinen Geſang unſere Ohren erfreut. Ich erkundigte mich darnach und erfuhr, daß er im vorigen Herbſte hier nach langem Solliciriren eine Anſtellung im Chore erhielt, dann aber unbrauchbar befunden und entlaſſen wurde. Man denke ſich nun die Bückeburger, weil ſie am Rande der Lüneburger Haide wohnen, nicht als Wilde. Sie haben Bildung wie wir, und es gibt deren, beſonders in der fürſtlichen Hofcapelle, die ein feines muſikaliſches Gefühl und Kenntniſſe beſitzen. Was werden nun dieſe Bückeburger, wenn ſie zufällig nicht gereiſte Leute ſind und das Stuttgarter Muſikweſen vom eigenen Hören kennen, für einen Begriff davon bekommen? Was werden ſie zuerſt von unſerm Lindpaintner denken, deſſen Namen jeder Muſikfreund in Deutſchland kennt, der ſo etwas zu dulden im Stande iſt, und welchen Begriff werden ſie von uns bekommen, die wir Herrn Grove ertragen haben und einen Lindpaintner dazu, der ſich Chef dieſer Kapelle ſtolz benennen läßt? Aber Bückeburg möge es wiſſen: ein abgedankter Choriſt hat kein Recht, ſich K. Würtemberg'ſcher Hofopernſänger zu nennen, und jener Herr Grove hat das Publikum myſtifizirt. Die Geſcheidten werden es dort ohnehin ſchon gemerkt haben.

In Lauchſtädt ſpielte auch ein anderer Gaſt, Herr Carl Unzelmann. Er machte es Jerrmann nach und gab Carl und Franz Moor zuſammen. Ja, wenn dieſes Doppelſpiel Mode werden ſollte, ſo könnte man nicht zufrieden damit ſeyn. Faſt ſteht es zu beſorgen, denn ich, der ich ſo ziemlich alle Theaterzettel Deutſchlands erhalte, habe auch einen Herrn Bechtold und Andere ſich mit dieſer Aufgabe befaſſen ſehen. Als ein curioſer Verſuch eines genialen Künſtlers, der mehr den Umfang ſeiner pſychiſchen als ſeiner körperlichen Kräfte daran erproben wollte, mochte es hingehen; ſehr gründlich und verſtändig hat Jerrmann ſelbſt darüber in den Fragmenten aus ſeinem Künſtlerleben Rechenſchaft gegeben; wenn nun aber umgekehrt die Sache zum Paradepferd werden ſoll, um ſtarke Lungen zu prüfen, ſo iſt es Schnellauf und Boxen, ein Schauſpiel, von dem ſich ein gebildeter Geſchmack mit Abſcheu wegwendet.

Es iſt Schade um das Talent, das in Lauchſtädt dieſe Kraftanſtrengung verſuchte. Es gab eine Zeit — und es iſt noch nicht gar lange her — da ſtand Herr Carl Unzelmann im Wiener Burgtheater neben den erſten Zierden der deutſchen Bühne. Man erſchöpfte ſich in ſeinem Lobe; Schreivogel ſelbſt nannte ihn ein geniales Talent. Dann

in Weimar ward er von Göthe beschützt, und die natürlichen, freimüthigen Rollen gab er unnachahmlich. So machte er nach und nach die Runde bei allen bedeutenden Theatern, überall füllte er ehrenvoll seinen Platz eine Zeitlang aus, dann ward er gezwungen, den Ort zu verlassen. Ursachen außerhalb der Bühne waren stets die Veranlassung dazu. Dies soll hier nicht gesagt werden, um dem Künstler wehe zu thun, im Gegentheil, es soll der Ausdruck des Bedauerns seyn, den jeder Theaterfreund empfindet, wenn ein entschiedenes Talent seine Laufbahn durch solche Ursachen verfehlt. Zuletzt verfolgten wir Herrn Unzelmann auf dem Steinstraßentheater in Hamburg in seinen Leistungen und sahen dadurch, daß er es noch immer versteht, sich geltend zu machen. Der Weg nach den Hoftheatern scheint ihm nun für immer versperrt zu seyn, und beim Anfangen seiner Laufbahn konnte er unter den Hoftheatern wählen. Ein trüber Wechsel!

Dies Mißgeschick bringt uns auf ein Anderes. Herr Hölken in München, der einst an dieser Bühne, namentlich unter der Intendanz des Herrn von Poißl, die ersten tragischen Rollen, wie Egmont, Essex, Clavigo, Carl Moor, Posa, Leicester u. s. w. spielte, ist jetzt in untergeordnete Sphären zurückgedrängt. Hierüber läßt sich eine bescheidene Klagestimme im Münchner Tagblatt vernehmen. Wir wollen daran eine Betrachtung anknüpfen. Niemand erfährt den Wechsel alles Irdischen leichter als der Schauspieler. Herr Hölken war in seiner Jugend ein schöner Mann, der besonders durch eine stattliche Gestalt neben dem kleinen Urban imponirte. Herr Hölken war fleißig, konnte jedoch niemals eigentlich poetische Rollen genügend darstellen. Das Münchner Publikum ist jetzt ein Andres als vor fünfzehn Jahren; jetzt füllen junge, feurige Künstler und Studenten das Parterre, wovon damals noch keine Spur vorhanden war. Herrn Hölken's äußere Vorzüge haben sich indeß eben so sehr verändert. Man könnte hier ausrufen:

„Zum Teufel ist der Spiritus,
Das Phlegma ist geblieben!"

Allein darin hat die Klagestimme im Tagblatte Recht, daß man diesen Schauspieler noch immer mit Vortheil in ältern, geraden, biedern Rollen, als Militärs, Förster, wie überhaupt im bürgerlichen Drama verwenden könnte, und daß es ein Mißgriff war, ihn kürzlich mit der verschrobenen Heldenfigur eines Ynguld zu belasten, die Eßlair, ihr früherer Repräsentant, jetzt nicht mehr spielen wollte.

Ein anderes Beispiel von der Wandelbarkeit des Schauspielerglücks ereignet sich in diesem Augenblicke in Hamburg. Herr Jost, dieser vortreffliche Charakterspieler, der in gewissen Rollen der Liebling des dortigen Publikums ist, scheint in der Gunst der Direktion von Herrn Döring aus Mannheim verdrängt worden zu seyn und wird wahrscheinlich die Hamburger Bühne, welcher er durch zehn Jahre seine besten Kräfte gewidmet, verlassen. Wir können jedem Theater Glück wünschen, welches diesen Künstler gewinnt. Herr Jost steht übrigens noch im vollsten Genusse seiner Kraft, die namentlich zu gewissen von ihm gegebenen Rollen, wie Franz Moor, Abdallah u. s. w. erforderlich ist.

## Talleyrand's Memoiren.

Hat der alte Diplomat Memoiren niedergeschrieben oder nicht? Das ist seit langer Zeit die Frage. Ladvocat, der bekannte Buchhändler und Verleger der berühmtesten Memoiren unserer Zeit, hat vor ungefähr vierzehn Tagen eine Reise nach Valençay angetreten, um darüber in's Klare zu kommen. Der Patriarch der Diplomatie empfing den Buchhändler sehr artig und sagte zu ihm: „Ich habe nur Geschichte geschrieben und die steht im Moniteur. Was meine Memoiren betrifft, warum sollte ich sie schreiben? Kein Mensch würde daran glauben." Der Buchhändler bot 500,000 Franken und zeigte dem Prinzen das Portefeuille, das diese Summe enthielt oder doch enthalten konnte. Aber der Prinz lächelte und blieb dabei, daß er keine Memoiren geschrieben habe. „Aber man hat doch gesagt, ja selbst drucken lassen," sagte ferner der Buchhändler, „daß Sie sie Jemanden vermachen wollten." — „Und wem denn?" — „Herrn Thiers." Und der alte Diplomat lachte wieder. „Und warum sollte ich sie Herrn Thiers lassen als einen Gegenstand der Spekulation? Das hat er nicht nöthig, sein Glück ist gemacht. Hätte ich Memoiren niedergeschrieben, wie Sie und die Zeitungsschreiber behaupten, und wollte ich Jemanden ein Geschenk damit machen, so wäre es Jakob, mein Kammerdiener, der seit dem Jahre III. bei mir in Diensten steht."

Dies waren die letzten Worte des Prinzen, dem die Unterhaltung beschwerlich zu fallen schien. Der Buchhändler entfernte sich etwas verwirrt und die Frage über die Talleyrand'schen Memoiren bleibt mithin noch unentschieden; doch wenn etwas im Stande ist, an ihrem Vorhandenseyn nicht zweifeln zu lassen, so ist es das, daß Herr von Talleyrand gesagt hat, sie existirten nicht.

## Spielhäuser.

Man hat zuverlässig berechnet, daß die Pariser Spielhäuser ein Jahr in das andere

in die verſchiedenen Detentions-Häuſer und Bagno's des Reiches 2630 Individuen liefern. Die Selbſtmorde, die durch das Spiel herbeigeführt werden, ſollen ſich in Paris auf 229 belaufen. Unter den Hingerichteten, die von der Spielbank in die Laufbahn eingingen, die ſie zum Schaffotte geführt hat, nennt man in den letzten Jahren: Aſſelineau, Lacenaire, Lhuiſſier und David. Es gibt wohl keinen einzigen Handel Treibenden und Niemanden, auf dem eine pekuniäre Reſponſabilität laſtet, den die Spielhäuſer nicht in Angſt verſetzen. Der Unglückliche iſt ſtets im Kampfe mit ſeinen eigenen Wünſchen, ergriffen von der Heftigkeit der ſchrecklichſten der Leidenſchaften, gegenüber einem Verbrechen, von trügeriſchen Hoffnungen umgeben; und wenn die Geſellſchaft ihn nicht entſchuldigen kann, wenn ſie ſtrenge den untreuen Beamten beſtrafen zu müſſen glaubt, ſoll ſie nicht eben ſo von ihm die gefährlichen Verlockungen entfernen, die ihn umringen, wenn er zwiſchen dem Luxus der Stadt und dem Köder einhergeht, den die Spielbanken ſelbſt bis auf die Straßen auswerfen. Nach den Berichten, welche bei der Deputirtenkammer eingelaufen ſind, ſoll die Adminiſtration der Spielhäuſer ſich ſogar den Launen der Spieler herleihen. Wir führen nachfolgende Fälle an, welche dem der Deputirtenkammer überreichten Memoire entnommen ſind.

Lord Thorney hatte gewünſcht, allein zu ſpielen. Es wurde ihm bewilligt, und er blieb eine ganze Nacht im tête-à-tête mit den Banquiers. Am andern Morgen hatte die Adminiſtration eine Million 500,000 Franken gewonnen. Bei dieſer Gelegenheit ſprachen die engliſchen Journale ſehr übel von der Bank und ihren Agenten.

F..., ein reicher Viehmäſter in der Normandie, beſaß den Ehrgeiz, ſeinen Sohn die Rechte ſtudiren zu laſſen. Dieſer hatte es bis zum erſten Schreiber eines berühmten Advokaten gebracht und ſtand auf dem Punkte, ſich ein Notariat zu kaufen. Der Vater kommt nach Paris mit 150,000 Franken als Abſchlagzahlung auf den Handel. Er trug dieſe Summe in Bankbillets bei ſich. Indem er durch das Palais Royal geht, kommt es ihm in den Sinn, einmal ein Spielhaus zu ſehen, und er geht in Das Nr. 154. Der Garçon verweigert ihm den Eintritt: unſer Freund wird grob; der Chef des Hauſes erſcheint und bemerkt, daß man, ohne vorgeſtellt zu werden, nicht eintreten könne; aber der Landmann zeigt ſtatt aller Antwort ſeine Brieftaſche mit den fünfzehn Bündelchen Banknoten. Sogleich wird dieſem Talisman die bereitwilligſte Achtung gezollt. Man reicht dem Herrn Erfriſchungen und bietet ihm einen Seſſel. — Um drei Uhr Morgens verläßt der Greis das Spielhaus, das eigentlich ſchon um Mitternacht hätte geſchloſſen werden ſollen, und hatte nicht ſo viel Geld, um einen Fiaker zu bezahlen. Andern Tags hatte er 200,000 Franken aufgenommen; vier Tage ſpäter waren ſeine Güter verkauft und ſein Sohn als Stellvertreter für einen Conſcribirten eingetreten, um ſeiner ehrwürdigen Mutter von dem Gelde eine Unterſtützung zu geben, nachdem er in der Morgue den Leichnam ſeines Vaters erkannt hatte, auf den er ſeit mehren Tagen mit Ungeduld gewartet.

Der Adjutant des Paſcha's von Aegypten wollte gleich Thorney allein ſpielen; er ſpielte die ganze Nacht und am andern Morgen war das Reſultat daſſelbe.

R... war der Vormund eines jungen Menſchen von zwanzig Jahren, der ein hübſches Vermögen beſaß, das ihm nach erlangter Großjährigkeit ausgehändigt wurde. Er erfuhr, daß ſein ehemaliges Mündel ſpielte und viel verlor. Er eilt mit Poſtpferden nach Paris, ſucht den jungen Menſchen in Nr. 129, findet ihn dort und bittet um die Gefälligkeit, daß ihm in Zukunft der Einlaß verweigert werden ſolle. Der Chef des Hauſes, ein ſehr höflicher Mann, verſichert ihm, daß er die Vorkehrung deßhalb treffen werde. Und in der That, es wurde am Eingange der Befehl gegeben, ihn nicht mehr einzulaſſen.... den Vormund nämlich. In dieſem Augenblick iſt der junge Menſch ruinirt und dient als Gemeiner in einem Strafbataillon.

Dies ſind die ſchrecklichen Reſultate des öffentlichen Spiels, die man oft in Zweifel zu ziehen geſucht hat. Wie ſchrecklich iſt der Gedanke, daß es in Frankreich noch bis 1838 beſtehen ſoll. In zwei Jahren können dadurch noch 5260 Individuen dem Bagno und der Schande Preis gegeben werden, und 458 Individuen einer gränzenloſen Verzweiflung. Spielhäuſer ſind eine Geißel, welche die ſociale Ordnung, die Familie, das Leben, die Ehre und das Vermögen der Bürger bedrohen.

## Die Schweiz und die Börse.

In den letzten Tagen des Juni war eine glänzende Equipage in dem Hotel des gentilshommes zu Bern angekommen, und mit ihr ein Engländer, ſeine Frau, zwei junge Damen, eine Kammerfrau, ein Mohr und ein Bedienter. Man kann denken, wie freundlich der Wirth ſie aufnahm. Aber bald darauf erſchien in demſelben Hotel ein franzöſiſcher Wechſelagent mit Polizeidienern, und der faſhionable Fremde mußte ſeine Zimmer im Gaſthofe mit einem vergitterten Kerkergemache vertauſchen. Es ſcheint, daß der arretirte Engländer in Staatspapieren ſpekulirt hatte, daß er darin viel verloren, aber daß es ihm

gelungen war, ſich die Deckungen herausgeben zu laſſen, ohne die Differenz zu berichtigen. Der engliſche Spekulant ſchrieb indeß an Herrn Morier, den engliſchen Geſandten, der ſogleich herbeieilte, um ſeinen widerrechtlich arretirten Freund frei zu machen; denn in Frankreich dürfen bekanntlich dergleichen Börſengeſchäfte nicht gerichtlich verfolgt werden. Seine Bemühungen wurden mit Erfolg gekrönt, und der Gefangene wurde den dritten Tag in Freiheit geſetzt. Herr Morier wurde auf dieſe Weiſe der Ponſonby dieſes neuen Churchills, aber jener konnte dem Einen eben ſo wenig die Stockſchläge vergüten, als dieſer dem Andern die drei Tage lange Einkerkerung. Es iſt im letztern Falle aber nicht die Rede davon geweſen, den Bern'ſchen Reis-Effendi abzuſetzen.

## Neue Reliquien.

Folgende Gegenſtände kamen in der Verſteigerung des Doktor O'Meara in London vor und gingen zu beigeſetzten Preiſen weg: Der prächtige Säbel, den Napoleon in Aegypten getragen, zu 15 Guinees; eine ſilberne Tabaksdoſe, herrlich gearbeitet, zu 21 L. St. 2 Sh. (264 Gulden); ein ſchönes Miniatur-Bild von Napoleon, 2 L. St. 2 Sh. (27 Gulden); ein Miniaturbild auf Elfenbein, eine Anſicht des Grabes von St. Helena, 6 L. St. 6 Sh. (83 Gulden); ein goldenes Beſteck mit dem kaiſerlichen Wappen nebſt einem Certificat von Joſeph, daß dieſes Geſchenk dem Doktor für deſſen Napoleon bewieſener Treue gemacht worden ſey, 14 L. St. 14 Sh. (200 Gulden); der Löffel, deſſen ſich Napoleon auf St. Helena bedient hat, 5 L. St. 5 Sh. (68 Gulden); ein Dutzend Theelöffel, deren man ſich auf St. Helena bediente, jeder zu 30 Sh.; ein Modell der Vendomeſäule in Bronce, welches der Doktor von der Prinzeſſin Caroline erhalten, 7 L. St. 7 Sh. (ungefähr 100 Gulden); einige Linien von Napoleon geſchrieben, eine vertrauliche Mittheilung von demſelben an den Prinzen Eugen, die O'Meara in ſeinem Schuh nach Europa brachte. Jemand, der bei der Verſteigerung gegenwärtig war, überſetzte ſie aus dem Italieniſchen: „Ich bitte meine Verwandten und Freunde, Herrn O'Meara in ſeinen perſönlichen Unternehmungen beizuſtehen und ihm Alles zu glauben, was er über meine gegenwärtige Lage und meine Geſinnungen mittheilen wird.“ Hiezu fanden ſich viele Liebhaber und der Zettel wurde zu 11 L. St. 11 Sh. (ungefähr 150 Gulden) losgeſchlagen; eine goldene Medaille auf die Krönung; Napoleon und Marie Louiſe ſtehen vor dem Altar; es ſind nur zwei und zwanzig ſolcher Medaillen für die Familienglieder Napoleons und die regierenden Häupter in Europa geſchlagen worden. Ein Advokat ſoll ſie für 35 L. St. (410 Gulden) gekauft haben. Ein Prieſterring, ein Amethiſt mit dem Chriſtus-Kopfe in Gold gefaßt, den der Doktor von dem Kardinal Feſch erhalten hat, für 12 L. St. 1 Sh. verkauft (150 Gulden); eine kleine Haarlocke von Napoleon; die Haare ſind ſehr weich und hell kaſtanienbraun; man würde glauben, daß ſie von einem Kinde herrühren, 2 L. St. 10 Sh. (37 Gulden); ein Zahn Napoleons unter Glas und vollkommen gut conſervirt; es iſt einer von den dreien, die der Doktor dem Kaiſer auf St. Helena ausgezogen; den erſten erhielt die Mutter, den zweiten einer ſeiner Brüder, den dritten ſein Freund, der Doktor, verkauft für $7\frac{1}{2}$ Guineen oder 94 Gulden; das Inſtrument, deſſen ſich beim Ausziehen bedient wurde, 3 L. St. 3 Sh. (ungefähr 42 Gulden). Es waren bei dieſer Verſteigerung viele alte franzöſiſche Offiziere zugegen, denen man es anſah, wie bitter ſie es kränkte, nicht reich genug zu ſeyn, um ſich dieſe Reliquien ihres Kaiſers anſchaffen zu können.

## Eine Hochzeit in Samogitien.

Graf Krasinsky, ein polniſcher, in Frankreich lebender Flüchtling, hat ſo eben einen intereſſanten Roman: »la Bataille de Kirolm« in Paris erſcheinen laſſen, woraus wir folgende pikante Sittenſchilderung unſern Leſern hier mittheilen.

. . . . Vor dem Niedergang der Sonne verſammelten ſich Alle, um der angekündigten Hochzeit beizuwohnen, die mit dem im Lande üblichen Ceremoniell abgehalten werden ſollte.

Wenn in Samogitien ein Junggeſelle ſich in ein Mädchen verliebt, und ſie heirathen will, ſo verſammelt er Verwandte und Freunde und eröffnet ihnen ſein Vorhaben. Wenn dieſe ſich nun von dem Charakter und der Geſundheit der Geliebten überzeugt haben, ſo gehen ſie ſogleich, von einem Geiger begleitet, zu den Verwandten der Bäuerin und fordern ſie zur Ehe, indem ſie zugleich bitten, den mitgebrachten Branntwein zu trinken. So bald die Gläſer an einander geſtoßen werden, bedeckt ſich das Mädchen, die wohl merkt um was es ſich handelt, die Augen mit den Händen und entflieht, was ſtets für ein gutes Zeichen genommen wird. Wenn der Antrag von den Eltern des Mädchens gut geheißen wird, ſo ſchicken ſie ihrerſeits ihre vertrauteſten Freunde nach dem Hauſe des Freiers, um ſeine Getreidevorräthe zu unterſuchen, die Anzahl ſeiner Kleidungsſtücke, die Ordnung ſeines Haushaltes, die Größe und Bequemlichkeit ſeiner Wohnung. Hierauf kehrt die Deputation zurück, um einen treuen Bericht

Ehre des Gesichtsinns und Geschicklichkeit der Augenmuskulatur eingeübten Blicken Platz machen. Ich erinnere mich, daß ich in meiner Jugend, bei den Fahrten durch Tirol, Salzburg, Oberösterreich und der angrenzenden Steiermark, mit Vorliebe die Gipfel der Berge zu messen versuchte, und zwar in Klaftern, nicht in Metern, da ich die Umrechnungsziffer damals nicht kannte. Ich schätzte die Höhe des Großglockners, des Ankogels, des Hochgolling, des Dachsteins, des Traunsteins, des Schafberges, des Hochkönigs, des Watzmanns, des Untersberges, des Tännengebirges, des Hochkalters, des Wilden Kaisers, des Rettenstein, des Großvenedigers, des Hochgall, des Hochfeiler, des Ortlers, des Monte Cristallo, des Sorapis, des Antelao, des Marmolata, des Langkofels, des Schlern, des Rosengartens, des Latemar, des Monte Cristallo, des Sorapis, des Antelao, des Marmolata, des Langkofels, des Schlern, des Rosengartens, des Latemar, des Monte Baldo, des Adamello, des Ortlers

dabei: „Fort, fort, Du bist nicht würdig, unter uns zu weilen!“ Die Ruthen pfeifen, man schlägt aus allen Kräften auf sie los, sie schreit um Hülfe und ihr Mann erscheint, empfängt sie mit flammenden Augen in seinen Armen und sagt: „Wer wagt es, so meine Frau zu schlagen? Ihr Leib ist mein Leib, ihre Seele ist fortan meine Seele. Fort Ihr selbst von hier! Ich will allein in meinem Hause seyn.“

Sogleich werfen die Mädchen die Ruthen weg und entfliehen. Die Gäste verlassen das Haus und der Mann zieht seine Frau in das Brautgemach mit sich fort. Unter dem Fenster machen die Musikanten noch einen Tusch, den sie, sich entfernend, zu verschiedenen Malen wiederholen.

## Vermischtes.

Ein Mechaniker hat in diesem Augenblick ein neues Ringelspiel erfunden; die Bewegung wird in gerader Richtung stattfinden. Man weiß, daß die kreisförmige durch den Schwindel, den sie erregte, viele Leute, besonders Damen, von dieser Unterhaltung zurückhielt.

— Ein sechs und achtzig Jahr alter Greis in einem Versorgungshaus in Paris hat sich kürzlich erschossen, weil er der Meinung war, daß ein Mensch, wenn gleich complet gesund und an nichts Mangel leidend, nicht über achtzig Jahre leben sollte.

— Den 22. Juli Abends gegen halb acht Uhr trug sich ein Meuchelmord und ein Selbstmord im Hotel der Diligence in Brüssel zu. Ein junger Mensch Namens van der Putte, der so eben aus Paris zurückkam, hatte eine Geliebte in Brüssel. Seine frühere Geliebte in Paris, die dies erfahren hatte, war ihm nachgereist, schoß ihn todt und erschoß dann sich selbst.

— Vor einigen Tagen erschien ein gut gekleideter, sehr schöner Mann, dem Anscheine nach vierzig Jahre alt, in dem Palais de Justice zu Paris mit einem schriftlichen Befehl, daß der Fürst Polignac, Gefangener in Ham, binnen einer Stunde in Freiheit zu setzen sey. Im ersten Augenblick erregte er Verwirrung; bald zeigte es sich aber, daß er übergeschnappt habe, und er wurde nach kurzem Scandale fortgebracht.

— S. M. der König von Neapel, begleitet von Sr. K. H. dem Prinzen von Salerno, ist den 30. Juli in Stuttgart eingetroffen und hat andern Tages die Stadt wieder verlassen.

## Nekrologe.

Die Kunst hat einen neuen Verlust erlitten. Der junge Spanier Gomis, Componist der Opern: der Teufel in Sevilla, das Gespenst und der Lastträger (letztere auch in Deutschland durch Cornets Uebersetzung vortheilhaft bekannt), ist am 27. Juli in Paris an einem Katharrfieber gestorben.

— Herr Blacque, Redakteur des Moniteur Ottoman, ist auf der Reise nach Frankreich auf Malta gestorben. Seine Wittwe erhält auf Lebenszeit eine Pension von dem Sultan, bei dem der Verstorbene in großem Ansehen stand.

— Der Freiherr Nathan Mayer v. Rothschild, Chef des berühmten Londoner Bankhauses, ist im 59sten Jahre in Frankfurt mit Tod abgegangen.

# Telegraph von Deutschland.

## Neuere Dichter.

### An S.

Nach K....., leicht und zart,
Stand oft Dein lockrer Sinn;
Verschrumpfter Pfannenkuchen Art,
Nahmst Du verklärt auch hin. —
Dies freute den Anonymus —
Er sendet Dir der Wittib Gruß!

(Leipziger Tagblatt.)

## Literatur.

Herr S. Maas gibt in der Frankfurter Glocke eine Revue der dortigen Journalistik. Wir heben Folgendes über das Conversationsblatt heraus:

Das Conversationsblatt ist der Salon des Hauses, der Vereinigungspunkt aller Fremden von Rang, die gastlich darin aufgenommen werden, und in dem ein anständiger, würdig gehaltener Ton die Unterhaltung charakterisirt und die Gesellschaft belebt. Deßhalb war es wohl ein Witz, als neulich Jemand zu mir sagte: das Conversationsblatt sey ein Fremdenblatt, aber es war ein Witz, über den die Redaktion nicht zu erröthen hat. Sie verdient sogar Dank dafür, daß sie mit den edelsten Pflanzen der vaterländischen und fremden Literatur ihren Boden bereichert und uns

mit ausgezeichneten Geistern in Berührung bringt, die wir sonst entweder gar nicht oder nur höchst mühsam, theuer, auf weiten Umwegen und daher nur verspätet kennen lernen würden. Die Conversation müßte sich erschöpfen, wenn nicht fremde Gäste sie belebten.

Die eigenen und Lokal-Artikel des Dr. Schuster haben in neuerer Zeit an Wachsthum, Umfang und Kern bedeutend gewonnen. Der Redakteur wußte im verwichenen Semester mit besonderer Rücksicht für die Lücke zu entschädigen, welche durch den frühern Mangel an Frankfurter Berichten fühlbar geworden war. Alles, was dem Gebildeten aus unserer Vaterstadt zu erfahren wünschenswerth und ersprießlich seyn konnte, wurde darin mit Klarheit beleuchtet und gründlich erschöpft. Das Conversationsblatt war aber nicht allein ein Spiegel für die Bühne des Lebens, sondern auch ein Spiegel für das Leben der Bühne. Die Verhältnisse unseres Theaters wurden auf eine freisinnige und mit Sachkenntniß gepaarte Weise darin geschildert, die Vorstellungen mit billigen Rücksichten beurtheilt, die Liebe der Künstler zu ihrem Stande nicht erstickt, sondern erweckt und genährt. Somit entsprach das Conversationsblatt allen Ansprüchen, die an ein Blatt von dieser Farbe gemacht werden konnten, und es bleibt nichts zu wünschen, als daß die Redaktion auf der mit so entschiedenem Erfolg betretenen Bahn beharren und sie nicht wieder verlassen möge.

## Theater.

Von der Bechtold'schen Schauspielergesellschaft wurden am 10. Juli in Burghausen (Baiern) Schiller's „Räuber" im Freien gegeben. Herr Bechtold spielte den Carl und Franz Moor zugleich, und stellte sich, in dieser Beziehung wenigstens, dem Herrn Kunst zur Seite. Das Arrangement soll im Ganzen recht gut gewesen seyn; neu aber war es, daß eine Amalie weder vorkam, noch überhaupt ihrer erwähnt wurde!

— Die Redaktion der allgemeinen Theater-Chronik fordert die Theaterunternehmer auf, sich um das Leipziger Theater zu bewerben. Der Pacht des gegenwärtigen Unternehmers ist nämlich so weit abgelaufen, daß er zu bevorstehendem Michaelis gekündigt werden muß, soll er die Direktion nicht auf neue sechs Jahre behalten.

Es steht fest, daß eine Bühne, welche bei einem mehrjährigen Durchschnitt jährlich 66,000 Thaler Einnahme gab, und für die seit jener Zeit durch bedeutendes Wachsthum der Stadt, Vermehrung ihrer Einwohnerzahl und Vergrößerung ihres Verkehres, noch günstigere Verhältnisse eingetreten sind, einem Privatunternehmer Aussicht auf einen sehr anständigen Gewinn gibt, selbst wenn er nicht blos auf seine Kasse Rücksicht nimmt.

## Allerlei.

Zur Nachahmung! In Bayreuth ist vor Kurzem eine Magd begraben worden, die von der ganzen Stadt betrauert wurde. Sie war vier und siebenzig Jahre alt und hat sechszig Jahre in derselben Familie bei dem Kupferschmied Amos und seinem Sohne gedient. Aber auch die Herren müssen Ehrenmänner seyn, denn in demselben Hause sind vor einiger Zeit zwei Arbeiter in hohem Alter gestorben, von denen der eine siebenzig, der andere achtundzwanzig Jahre in demselben Hause gedient hatte. — —

## Die artistischen Beilagen.

Wir übergeben unsern Lesern mit dem heutigen Hefte:

1) Monsieur J. J. — In dieser sehr ähnlichen Charge erblicken unsere Leser den liebenswürdigen Schriftsteller, den sie schon lange kennen und der selbst bei uns bald mit Heine, bald mit Jean Paul verglichen wird, obgleich er mit Beiden eine nur sehr oberflächliche Aehnlichkeit zeigt. Die sarkastischen Feuilletons, die er für das Journal des Debats liefert, haben ihm unzählige Feinde zuwege gebracht, die es an nichts fehlen lassen, seinen Credit zu untergraben. Hauptsächlich hat er die meisten Feinde unter den schlechten Schauspielern und Vaudevillisten, wegen seiner freimüthigen Urtheile. Die Federn, die sich gegen ihn in Bewegung setzen, bringen ihn jedoch nicht aus seiner Lage. Er wohnt in seinem fürstlichen Hotel in der Rue du Tournon, fährt in seinem prächtigen Landau, lebt bald auf dem Lande, bald in der Stadt, hält Bediente u. s. w. Die andern Feuilletonisten haben das nicht, und Neid erregt Galle, wie man weiß. Obgleich Jules Janin oftmals sein schönes Talent zur Fabrikarbeit anstrengt, und auf Bestellung schreibt, um dem Aufwande zu genügen, worin er sich gefällt, so bleibt in jedem seiner Artikel doch immer so viel Pikantes und Geistreiches, um es den andern jetzt lebenden Schriftstellern dennoch darin zuvorzuthun.
2) Composition aus Grisar's neuer Oper: „Sarah".

August Lewald.

# Das groſse Liederfest und Schifferstechen in Ulm.

Den 25. Juli 1836.

Es war der ſchöne Abend eines wetterwendiſchen Tages, als wir auf der Höhe von Ulm ankamen. Der höchſte Punkt der Frauensteige gewährte uns die herrlichſte Ausſicht in die von der Abendſonne vergoldeten Donau- und Illerthäler, und über die uralte Stadt hin verlor ſich der Blick in die weiteſten Gegenden Oberſchwabens. Als wir zum Thore einfuhren, lachte uns die belebteſte Scene entgegen. Eine bunte Menge geputzter Menſchen wallfahrtete heraus, um theils die ankommenden Fremden, theils die Anſtalten in den auf dieſer Seite gelegenen Gärten zu betrachten, wo man heute ſchon muſikaliſche Uebungen vornahm, denn morgen ſollte ja das große Liederfeſt gefeiert werden, und den Ulmern, welche ſich immer noch des Stolzes auf ihre alt-berühmte Reichsſtadt bewußt ſind, ſollte allenthalben nachgeſagt werden müſſen, daß ſie „Geſchmack“ haben und ihre Arrangements alle bisherigen Leiſtungen dieſer Art in Qualität und Quantität übertreffen. In der That war auch Alles herrlich angelegt und zum freudigſten und herzlichſten Willkomm bereitet. Die Thore hatte man mit Laubgewinden verziert, ſie prangten gleich Triumphbogen zum Einzug. Deſſelben Schmuckes erfreute man ſich an mehren öffentlichen Gebäuden und Plätzen; insbeſondere wetteiferten die Gaſthöfe, wo man ſich auf den Empfang recht vieler Gäſte gerüſtet hatte, an Blumen- und Laub-Zierrathen miteinander.

Die Erwartung der gaſtfreundlichen Ulmer wurde faſt noch übertroffen. Am Sonntag Abend und während der Nacht füllte ſich die ganze Stadt und jede Herberge mit Akteurs und Zuſchauern für die künſtleriſche Produktion, welche am folgenden Tag in dem Münſter Statt finden ſollte. Gegen dreißig Liederkränze ſtellten ſich nach und nach aus den benachbarten und ſelbſt weiter entfernten Städten ein. Sie hielten ihren Einzug meiſt auf großen Wagen und Omnibus, welche gleichfalls mit Blumen- und Laubgewinden umzogen waren und ihre Fahne als Vordermaſt aufgeſteckt hatten.

Zwar begünstigte der Himmel die Feier nicht, denn schon während der Nacht und an dem Feiertage selbst fiel ein, nur durch wenig Sonnenblicke unterbrochener, Regen. Allein der Mensch ist hartnäckig in der Ausführung dessen, wozu er schon alle Anstalten getroffen hat, und der innere gute Muth ersetzte hinlänglich die äußere Widerwärtigkeit.

Ulm ist, Stuttgart ausgenommen, die interessanteste Stadt in Würtemberg, so wie die größte; sie enthält ein Wunder der Baukunst, das Münster. Seine ungeheure Kirchenhalle, welche ohne Ueberladung über zehntausend Menschen zu fassen vermag, war zum Festlokale bestimmt. Ein ungewöhnliches Leben und Treiben regte sich von früh Morgens an in der ganzen Stadt. Aus allen Theilen derselben strömten Theilnehmer und Neugierige dem alterthümlichen Rathhause zu, in dessen unterem Raume sich die Liederkränze zum solennen Zuge bildeten. Eine vortreffliche türkische Musik, unter Mitwirkung des Linienmilitärs ausgeführt, verkürzte den Harrenden angenehm die Zeit, während man zugleich vor dem Gebäude die berittene Bürgergarde und das Jägercorps der Stadt sich in Reihe und Glied stellen sah. Sofort begann die Procession: voran die Bürgersoldaten mit Fahnen und Musik, ihnen folgend die Brigademusik und ein Knabenchor, hierauf erst die vielen Sangvereine, deren man in Ulm allein sechs zählt, (einer derselben führt noch den mittelalterlichen Namen Meistersänger); außer zwanzig würtembergischen hatten sich noch fünf bairische angeschlossen, und jedem derselben wurde ein eigenthümliches Banner mit allerlei Insignien und Inschriften vorgetragen. Der Festzug zählte über tausend Theilnehmer, und begab sich in Begleitung einer ungeheuern Volksmasse durch die Hauptstraßen der Stadt in die Münsterkirche. Das bürgerliche Jägercorps stellte sich in zwei Reihen in dem Gange der Kirche gegen den Chor hin auf, welcher sich vermöge seiner erhabenen Lage zur Aufnahme der Sänger und Ausführung der Musikstücke besonders eignete. Die gewählten Sujets waren religiöser und feierlicher Natur, und machten auf alle Zuhörer, deren viele Tausende sich eingefunden hatten, einen gewaltigen und ergreifenden Eindruck. Eine für diesen Zweck gedichtete und von dem Musikdirektor Panny aus Wien componirte Hymne an den Schöpfer wurde mit manchfaltigen Variationen namentlich von den Ulmer Sängern meisterhaft ausgeführt. Für den Liebhaber des Kirchengesanges wird das von 900 Stimmen gesungene: „O sanctissima“ unvergeßlich bleiben. Zwei Festreden, eine nach dem ersten, die andere vor dem letzten Liede gehalten, hatten sich zur Aufgabe gemacht, die hohe Bedeutung des Gesanges in ästhetischer, sittlicher und religiöser Beziehung hervorzuheben.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß nicht nur die Kunst, sondern vornämlich das öffentliche und gesellige Leben in Deutschland durch solches Zusammentreten für einen geistigen Zweck eben so sehr gewinnen muß, als das commercielle Leben durch die Handels-Einigung und andere Vereine für materielle

Zwecke gewonnen hat. Man mag über unſere Zeit urtheilen, wie man will, ſie iſt dennoch der Anfang einer neuen ſocialen Epoche. Nachdem das politiſch-demagogiſche Element in ſeinen rein ſtaatlichen Tendenzen zurückgedrängt worden, ſtellt ſich nun der Aſſociations-Trieb, das Schiboleth unſerer Generation, in anderen und vielleicht ſolideren Formen dar. „Aufklärung“ und „Wohlſtand“ ſind die Namen, welche an die Stelle von „Freiheit“ und „Republikanismus“ traten. Sie haben Das voraus, daß ſie ſich innerhalb der Schranken der beſtehenden Geſetze halten können, ohne darum den Charakter des Fortſchrittes zu verlieren. Sie ſind aber nichts deſto weniger die Vorläufer einer neuen Aera, wie auch hier im Kleinen und Einzelnen die gemeſſene Feier des Liederfeſtes nach allen Regeln obrigkeitlicher Vorſicht geordnet, der Vorläufer zu einem wahren Volksfeſt und zu geſelliger, ungebundener Heiterkeit war. Zwar bewegte ſich um die Mittagsſtunde der Zug noch einmal langſam und gemeſſen aus der Kirche, aber der Nachmittag war den Genüſſen der Geſellſchaft, der Freude des Wiederfindens von Bekannten und Freunden, der Luſt der Töne in den für dieſen Zweck eingerichteten und geſchmückten Gärten vor der Stadt gewidmet. Hier reihten ſich die einzelnen Liederkränze an dem für jeden beſtimmten Platze zuſammen, und manches ſchöne Lied, das ſie zu Hauſe eingeübt, wurde, mit der Inſtrumental-Muſik abwechſelnd, bald von dieſem, bald von jenem Vereine der hörluſtigen Menge preisgegeben. Man blieb bis tief in die Nacht auf dem ſchön beleuchteten freien Platze, an deſſen Ende eine Ehrenpforte errichtet war, auf welcher die Muſik ſpielte. Auch der in Ulm äußerſt populäre Herzog Heinrich von Würtemberg hielt den Reſt des Abends trotz der ungünſtigen Witterung unter einem offenen Zelte aus, wo ihn die Menge mit herzlichem Lebehoch begrüßte. Namentlich waren es die Schiffer, welche ihre höchſte Begeiſterung an den Tag legten für die außerordentliche Freigebigkeit, mit welcher er ſie an dieſem Tage, wie wir ſpäter ausführen werden, bedacht hatte. Wir kommen damit auf den andern Theil der Feierlichkeit, welcher als eigenthümliche Volksbeluſtigung für unſere Leſer noch intereſſanter ſeyn dürfte, als das Liederfeſt ſelbſt, und indem wir letzteres verlaſſen, geben wir eine Beſchreibung des anziehenden Schifferſtechens, welches uns ein paar Stunden des Nachmittags angenehm verkürzte. Die Genauigkeit unſerer Angaben können wir verbürgen, da wir ſie nicht nur aus dem eigenen Anblick, ſondern auch aus dem Munde des Vorſtehers der Schifferzunft erhalten haben.

## Das Schifferſtechen zu Ulm.

Die Schiffer der ehrwürdigen weiland Reichsſtadt bilden der That nach noch eine eigene Innung, welche geachtet und wohlhabend iſt. Sie haben

Vieles von ihren altherkömmlichen Sitten und Gebräuchen beibehalten, und bewahren schätzenswerthe Andenken aus früheren Perioden. Man zeigte uns sogar in einem Gasthofe an der Donau die mit lebhaften Farben gemalten Brustbilder der Zunftmeister dieser Innung, vom sechszehnten Jahrhundert an. Eben daselbst sahen wir einen Pokal, aus welchem sie bei feierlichen Gelegenheiten den „Willkomm“ trinken, und woran viele Schaustücke hängen, die ihnen theils von Zunftgenossen gestiftet, theils von hohen Herrschaften zum Dank für geleistete Dienste verehrt worden sind. Eines derselben, von Silber, in der Form eines Herzens, trägt die wohlgeprägten Brustbilder von Franciscus und Maria Theresia neben einander. Darunter steht geschrieben: „1745 den 19. Oktober hat eine erbare Mayſterschaft beide Kaiserliche Majestäten mit 34 Schiff von Ulm abgeführt und sind den 27. Oktober erfreulich in Wien angekommen.“ Ein anderes zeigt an, daß die Schiffsleute von Ulm den Herzog Carl von Würtemberg mit bedeutendem Convoi nach Linz geführt haben, 1758. — Es ist noch heute ein gesunder und kräftiger Menschenschlag, der in seinem ganzen Wesen das Mittelalterliche und Reichsstädtische nicht verläugnet und die deutsche Biderbheit repräsentirt.

Die junge Mannschaft dieser Schiffer hält bisweilen ein Wasserturnier, Schifferstechen genannt, das schon seit Jahrhunderten besteht, und während der reichsstädtischen Periode, als die Zunft noch reicher war, alle zwei Jahre abgehalten wurde. Damals verwendete sowohl die Innung als auch der Einzelne viel Geld auf diese mannhafte Belustigung. Seit Ulm würtembergisch ist, kehrt sie nicht in regelmäßigen Terminen wieder, sondern wartet eine besonders festliche Gelegenheit oder anderweitige Aufforderung ab. In den letzten 20 Jahren zählte man nur 3 Schifferstechen, nämlich Anno 1818, 1822, 1832. Das dießmalige wurde auf den Wunsch der Ulmer Liederkränze angestellt.

Folgendes war der Hergang der Sache:

Zuerst zogen die kampflustigen Jünglinge mit ihren weiß gekleideten und bekränzten Mädchen (es soll der schönste Mädchenschlag der Gegend seyn) in ihre „Herberge.“ Hier legten sie ihre malerischen Kostüme an und begannen nun den Zug durch die Stadt, in Begleitung der türkischen Musik. Ihnen vorangetragen war „das Hauptspeer“, wie sie eine große Lanze nennen, an welcher mehre Zinken angebracht sind, welche zur Aufnahme der Geschenke dienen, die den Kämpfern während dieses Umzugs von den Einwohnern der Stadt gemacht werden. Die Geschenke sind in der Regel werthvoll und bestehen aus Uhren, silbernen Pokalen, Ringen, silbernen Leuchtern und Löffeln, seidenen Halstüchern, Bändern u. s. w. Bei der gegenwärtigen Gelegenheit wurden sie von vielen Seiten reichlich bedacht; besonders zeichnete sich durch seine Liberalität gegen sie Herzog Heinrich aus, der ihnen nicht nur zuvor ein bedeutendes Geschenk machte, sondern auch seine kostbare Pfeife, aus der er eben rauchte, als der Zug an ihm vorüberkam, eigenhändig an das Hauptspeer

ſteckte. Sie haben ihn auch wegen ſolcher Popularität ſo ſehr in Affection genommen, daß er, nach ihrer Verſicherung, Leib und Leben von ihnen fordern dürfte.

Ueber die Donau war an dem Platze, wo das Stechen vor ſich gehen ſollte, eine Schiffsbrücke geſchlagen, auf welcher diejenigen Zuſchauer, welche die beiderſeitigen Ufer nicht faßten, Plätze fanden. Maleriſch ſchön nahm ſich die Wilhelmshöhe auf dem würtembergiſchen Ufer aus, welche mit Neugierigen überſät war und während eines einfallenden Regens den buntfarbigen Anblick mehrer tauſend entfalteter Regendächer darbot. Um die Schiffsbrücke lehnte ſich ſtromabwärts ein Halbkreis von Kähnen an, innerhalb deſſen der Kampf geſchehen ſollte.

Der Umzug in der Stadt hatte lange gedauert. Endlich nahte ſich der Zug von der Wilhelmshöhe herab, und die Kämpfer ſo wie auch ihre Mädchen beſtiegen beſondere Kähne. Es waren 13 Streiterpaare; ſie hatten folgende Charaktermasken gewählt:

1) 2 Arlequins.
2) Ein Bauer und eine Bäuerin.
3) 2 Mohren.
4) 2 Türken.
5) 2 Neapolitaner aus der Stummen von Portici.
6) 2 Tyroler.
7) 2 Ritter.
8) 2 Banditen.
9) Ein Herr und eine Dame aus der Zopfzeit.
10) 2 Griechen.
11, 12, 13) 3 Paar Weißfiſcher.

Die Koſtüme waren ſämmtlich wohl gewählt und nahmen ſich recht gut aus. Ueber die Wahl der Masken (natürlich kämpft zuerſt gleich mit gleich) kommen ſie mit einander überein; wäre dies unmöglich, ſo entſcheidet das Loos. Ebenſo verlost werden die Ufer, da das bayriſche mehr Strömung gegen das würtembergiſche hat, folglich dem Kämpfenden den Vortheil gewährt, daß er einen ſtärkeren Stoß führen und ſeinen Gegner leichter zuerſt über Bord werfen kann; weiterhin iſt es gleichgültig, da mit jedem Umgang das Ufer gewechſelt wird. Je drei Umgänge hält jedes Kämpferpaar unter ſich. Die nicht Gefallenen — nach ihrem Kunſtausdruck: „die Trockenen“ — ſtreiten ſofort ſo lange mit einander, bis alle in's Waſſer gefallen ſind. Sollte Einer mit Allen der Reihe nach den Umgang gemacht haben und doch trocken bleiben, ſo iſt er König des Feſtes, d. h. er darf auf dem Ball, welchen Abends die Schiffer ihren Mädchen geben, in ſeinem Koſtüm erſcheinen und tanzen. Einen andern Preis gibt es nicht, damit „die gute Harmonie“ unter den Geſellen erhalten werde. Dagegen werden die Geſchenke am Hauptſpeer unter

allen Kämpfern verlost, so daß Jeder Etwas gewinnt, nur mit dem Unterschied des Werthes. Auch hängen zu dem Stechen die Mädchen ihren Freunden alte Medaillen von Gold oder Silber an seidenen, bunten Bändern an, deren uns mehre gezeigt wurden. Sie sind sinnreich geprägt aus dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert mit Wappen und Inschriften, ohne Zweifel Geschenke der Reichsstadt an die Innung. Auf einem derselben sieht man Ulm mit dem Münster und die Aufschrift: Ulma praesidio numinis tutissima. (Ulm, unter dem Schutze Gottes sicher stehend.) Auf einem andern steht: Pro patria cuncta et facere et ferre parati (für das Vaterland Alles zu thun und zu leiden bereit) 1622. — Wie diese Geschenke von Generation an Generation übergehen, so auch die Rüstungen. Heuer war es der Fall, daß nach achtzehn Jahren zwei Söhne in demselben Kostüm wie die Väter einander gegenüber standen.

Ihre Waffen sind lange hölzerne Speere, unter dem Arm mit einem Anhalt und vorn mit einer runden hölzernen Kappe versehen. Die Ritter tragen schwerere Lanzen, die eben deßwegen an der Spitze mit Leder gepolstert sind.

Von weiß gekleideten Ruderern nach Leibeskräften getrieben, stoßen die Kähne, welche die feindlichen Kämpfer tragen, gleichzeitig vom entgegengesetzten Ufer. Der Hauptvortheil ist Schnelligkeit und Stetigkeit im Rudern; das Boot darf so wenig als möglich schwanken: denn die Gegner stehen auf dem äußersten, nur 1 Fuß breiten Hintertheile. Wenn sie sich einander nähern, erheben sie langsam die Waffen und stoßen sich auf die linke Brust; dann muß der Speer schnell zurückgezogen werden, weil nicht nur der Stoß des Gegners, sondern der Gegendruck des eigenen Stoßes aus der Haltung bringen kann. Liegt Einer zu weit vor, so hat er zu befürchten, in den eigenen Kahn hineinzufallen, was schmählich und gefährlich ist. Gewöhnlich stürzt der Ueberwundene seitwärts rücklings in den Fluß, und wird schwimmend von seinem Boote aufgenommen. Hat sich ein Neuling sehr schlecht gehalten, so erhält er beim Heraufziehen von den Ruderern einige Schläge auf die nassen posteriora. Oft geschieht es, daß beide zugleich die Haltung verlieren und mit einander fallen.

Recht ergötzlich ist es, wie sie ihren Rollen getreu bleiben. Die Arlequins z. B. schnitten ihre Gesichter, machten Faxen und drehten sich künstlich auf dem schmalen Kiel, stießen dagegen, gleichsam um das Publikum zu täuschen, nicht auf einander, sondern parirten die fingirten Stöße mit dem Speere. Besonderen Spaß machten die Masken aus der Zopfzeit. Die Dame mit ihrem Fächer verneigte sich fort und fort coquettirend und repräsentirend vor den Zuschauern, und der alte Philister, der schon zitternd heranfuhr, ließ sich gutwillig von seiner Hälfte hinunterstoßen, worauf sie mit den lächerlichsten Gebärden ihren Triumph feierte, während der Gemahl jämmerliche Fratzen schnitt, und nur mit Mühe das Boot erklettern zu können schien.

Indeſſen wurde nicht immer Spaß getrieben. Die kräftigen Burſche verſetzten ſich im Verlauf des Spiels recht lebhafte Stöße, und es galt, ihre Kunſt und Gewandtheit zu bewundern. Die zwei Ritter hielten trotz ihrer ſchweren Lanzen dreimal ohne Erfolg den Umgang, und unter den Weißfiſchern bewies beſonders Einer glänzende Tapferkeit. Von ihm wurde der ſiegreiche Ritter auf ſeinem fünften Umgang hinabgeſtoßen, wobei indeß Beide fielen.

Am Schluſſe des Stechens warfen ſich Alle zumal in's Waſſer, um nach ſolcher Anſtrengung ihre Kunſtfertigkeit im Schwimmen zu zeigen. Wie übrigens die Kraft des Menſchenalters dennoch abgenommen hat, beweist der Umſtand, daß noch vor einigen Decennien von den Rittern mit ſpitzen Lanzen in eiſernen, 60 Pfund ſchweren Harniſchen gekämpft wurde, was jetzt des Schwimmens wegen für zu gefährlich gehalten wird.

Wir verließen mit einer unzähligen Menſchenmenge recht vergnügt und befriedigt das Ufer der Donau, um auf der andern Seite der Stadt das leichtere Spiel der Stimmen zu vernehmen.

Es wäre nur zu wünſchen, daß dergleichen Volksfeſte in Deutſchland immer mehr verbreitet und auf verſchiedene Arten von Wetteifer in körperlicher und geiſtiger Hinſicht angewendet würden. Ein neues Olympia freilich kann nimmer erſtehen: aber dennoch manches Talent, manche Kraft durch den Sporn der Oeffentlichkeit ſich entfalten, und ein gemeinſames Streben nach Vorzügen aller Art erwachen.

E . . . . .

# Van Dyk im Palaste Brignole.

In den Tagen ihrer Herrlichkeit hatte ſich die Stadt Genua erhoben, um der Hochzeit des Grafen Brignole beizuwohnen. Im Hafen herrſchte tiefe Stille; der Wehrdamm vor der Fontaine von San Chriſtophoro war verlaſſen und verödet, die Galeeren ſchlummerten in den ſanften, blauen Gewäſſern, in denen ſich der Säulengang des Palaſtes Doria ſpiegelte. Alles Geräuſche hatte ſich nach der Straße San Luca hingezogen. Das Volk aus der Umgebung der Banchi wandte ſich gegen die Kathedrale San Lorenzo, die ganze Einwohnerſchaft ſtrömte durch die engen, gekrümmten Gaſſen, welche die gothiſche Pracht der Kirche mit ihren ſchwarzen und weißen Marmorgevierten erſtickend umſchließen.

Die Genueſerinnen ſind ſchön, aber die Gräfin Brignole war ſchöner, als jede Genueſerin; ſie zählte achtzehn Sommer; nie ſah man auf einer ſo himmliſch reinen Stirne ſchönere ſchwarze Haare, nie einen blendenderen Teint auf ſolchem Engelsantlitz; zur Zeit, da Italien ſeinen Künſtlern ſo viele Frauen als Modelle zu bieten hatte, führte man die Gräfin als das glänzendſte Muſterbild an. Der Graf Brignole, der Verbündete der Durazzo und Doria-Turſi, hatte in der Strada Balbi einen Palaſt, würdig, die gefeierte Gemahlin aufzunehmen, erbauen laſſen.

Die Kathedrale von San Lorenzo ſtrahlte von tauſend Kerzen glänzend beleuchtet. Der ganze Adel drängte ſich im Schiffe und am Sanctuarium; die reiche Bürgerſchaft hielt die Seitenhallen beſetzt, während die neugierige Menge dicht gepreßt auf dem engen Vorhofe unter dem Portikus und an allen Eingängen ſtand. Niemand war herbeigekommen, um zu beten; die Königin des religiöſen Feſtes nannte ſich Gräfin Brignole; kniete ſie vor dem Altar, ſo war ſie nur für wenige ſichtbar, aber wenn ſie ſich erhob, den Schleier zurückwarf, und ſich einen Augenblick nach dem Schiffe umwandte, dann ſtieg ein bewunderndes Gemurmel mit den Noten des gregorianiſchen Geſanges zu den Gewölben empor, und man wußte nicht mehr, ob die Menge eine Lobhymne an die Gräfin oder an die Jungfrau dell' Aſſunziene richtete. Der Tag dieſer Feier war der fünfzehnte im Monat Auguſt.

Unferne vom Treppengeländer des Sanctuarium gewahrte man einen jungen Mann, der durch edle Geſichtsbildung, durch Blick und Haltung ſich weit vor den Umſtehenden hervorthat; er trug weder die Kleidung des Adels, noch die der Handelsherrn, noch die des Bürgers. Er hatte ſich die Form ſeines Gewandes aus ſchwarzem Sammet und ſchwarzer Seide ſelbſt erfunden; ſein Antlitz war blaß; ein loſer Schnurrbart ſchwärzte die Lippe; der Spitzbart hing über das Kinn. Er kniete nicht nieder, betete nicht und ſetzte ſich nie. Immer und immer nur betrachtete er die Gräfin mit Augen, in denen ein tief geheimnißvoller Ausdruck lag. Unbeweglich lehnte er an einem Pfeiler; mochte auch der lebhafteſte Aufruhr ſeine Seele peinigen, auf ſein Aeußeres trat keine Regung; wer ihn in dieſer Stellung erblickte, der hätte ihn für ein aus dem Rahmen gefallenes, auf einem Pfeiler von San Lorenzo incruſtirtes Portrait halten können. Dieſer junge Mann war der Maler Van Dyk.

Erſt in dem Augenblicke ſchien er ſich zu beleben, als die Paniere und Fahnen der Brüderſchaften vom Sanctuarium in das große Schiff der Kirche zurückkehrten, und die ſilberne Statue der Jungfrau, von vier Matroſen der Galeere Doria getragen, quer durch die Menge hinzog, als glitte ſie über die Häupter der Verſammelten. Nach der Hochzeits-Ceremonie begann die Prozeſſion. Die Gräfin Brignole ging hinter der Jungfrau; der Neuvermählte folgte ihr mit hoffährtiger Miene. Dem Grafen gebrach es an der Geiſtigkeit, welche der Mehrzahl der Italiener von der Natur verliehen iſt. Als er vor Van Dyk vorüberkam, ſprach der große Künſtler zum Grafen Pallavicini: „Mein Leben für eine Viertelſtunde von dieſem Menſchen!“ Niemand hatte dieſe Worte vernommen; ſie verloren ſich in einem gewaltigen Salve Regina, welches das Volk mit tobender Heftigkeit anſtimmte, während es mit ſeinen glühenden Blicken die Gräfin Brignole verzehrte, welche eben reiche Spenden in die Becken aller Klöſter legte.

Van Dyk miſchte ſich unter den Zug der Edeln und begab ſich mit der Prozeſſion nach der Sanct Peter Vorſtadt. Der Abend brach herein; die Sonne neigte ſich zu den ſchönen Wogen des liguriſchen Golfs herab; die Hügel erglänzten in ſanfter Beleuchtung; alle Glocken wurden geläutet; die Schiffe begrüßten die zwei triumphirenden Jungfrauen mit ihrem Geſchütze; die Wimpel flatterten im Winde; Ginſter und Weihrauch ſchwängerten die Luft mit ihren Wohlgerüchen; und als ſich aus dem freudigen Lärmen, aus den würzigen Düften von Meer und Hügel, aus den wehenden Panieren im mächtigen Chore ein Ave maris stella emporſchwang, da fühlte Van Dyk ſeine Glieder beben und heiße Thränen ſtürzten über ſeine Wangen. Die Pforten des Palaſtes Doria öffneten ſich für die Geiſtlichkeit von San Lorenzo. Das Ave maris stella erſcholl unter den Säulenhallen, die ſich nach dem Meere hin erſtrecken; auf allen benachbarten Galeeren wiederholte man die jungfräuliche Hymne; es war, als ob Himmel und Erde und Meer in unermeßlichem

Chore die junge Gattin begrüßen wollten, welche unter dem marmornen Portikus des herrlichen Palaſtes Doria wie ein prachtvoll Geſtirn erglänzte.

Van Dyk verließ die Reihen und ſtieg hinauf zu den einſamen Gärten, die ſich ampitheatraliſch hinter dem Palaſte auf der Seite der Statue des Rieſen erheben. Hier ſammelte er ſeine Gedanken, um ſich auf das vorzubereiten, was er auszuführen hatte. Er liebte die Gräfin, nicht in gemeiner Liebe, ſondern mit der vollen Leidenſchaft einer Künſtlerſeele; er liebte ſeit zwei Jahren dieſe ſchöne Blume, die er in den Nympheen des Palaſtes Turſi unter Springquellen und ſchattigen Citronenbäumen hatte erblühen ſehen. Der Maler konnte den genueſiſchen Familien Nichts bieten, die mit ihren Reichthümern die Schätze der Könige verdunkelten; er beſaß weder marmorne Paläſte noch Galionen im Hafen; deßhalb hatte er das Geheimniß ſeiner Liebe vor den Augen der Welt verborgen gehalten. Einen Einzigen, einen edeln und edelmüthigen Herrn, hatte er in ſein Vertrauen gezogen; das war der Graf Pallavicini, der Van Dyk willig ſein Vermögen gegeben haben würde, aber ſein Palaſt und ſeine prachtvolle Villa hatten ihn völlig zu Grunde gerichtet.

Der Feſtzug, der Geſang, das Glockengeläute, die rauſchende Menge waren wohl geeignet geweſen, den Maler einigermaßen zu zerſtreuen; aber in der Einſamkeit des Weingarten der Doria drang der ganze peinigende Schmerz ſeiner Leidenſchaft auf ihn ein. Er blickte hinaus auf das Meer und betrachtete dieſes hehre Schauſpiel, das wohl das Gemüth zuweilen in düſtere Stimmung verſetzt, dem Herzen aber nie tröſtende Labung bringt; er betrachtete das ſtolze Genua, wie es ſich im Sonnenſcheine über die Hügel hin ausbreitete und mit den luftigen Glocken ſeine Töne verband, dieſes ſtolze Genua, das auf einem Berge das düſtere Kloſter und die Villa voll üppiger Sinnenluſt trug. Van Dyk ſchloß die Augen und ſchlug ſich vor die Stirne. Ein Windzug führte ihm der Prozeſſion entfernte Melodie zu, deren ſanfter, ſterbender, im Raume geläuterter Ton gleich einem, den Lippen der anbetungswerthen Gräfin Brignole enthauchten, italiſchen Worte ſein Ohr berührte. Mit gepreßter Bruſt ſprang Van Dyk auf und ergriff den Degen, den er an einem Aloeblatte aufgehängt hatte.

Der Maler ſtieg vom Gipfel des prächtigen, pyramidenartig abſchüſſigen Garten hinab, ging über die Brücke, welche von dem Weinlaubengang nach dem Palaſte führte, und trat in die Gallerie, wo er den Grafen Pallavicini gelaſſen hatte. Die Gallerie war leer. Van Dyk würdigte weder die nationalen Fresken des Perino di Vaga, noch die Statuen des Philippo Carlone eines Blickes; auf einem mit Blumen beſtreuten Wege folgte er der Prozeſſion auf den zurückgelaſſenen Spuren. Die Geiſtlichkeit von San Lorenzo war längſt zur Kathedrale zurückgekehrt; die Menge hatte ſich wieder nach ihren Wohnungen begeben; nur auf einem freien Platze unterhielten ſich noch zahl-

reiche Gruppen von dem heutigen Hochzeitfeste. Während Van Dyk durch die Haufen hinſchritt, hörte er den Namen der Gräfin nennen, und ihre Schönheit mit jener geräuſchvollen, anſteckenden Begeiſterung preiſen, die ſich bei den ſüdlichen Völkern in allen Geſprächen unter freiem Himmel kundgibt. Ohne ſtille zu ſtehen, ging er nach der Straße Balbi. Welch' ſchreckliches Gefühl mußte ihn erfaſſen, als er den Palaſt Durazzo in der glänzenden Beleuchtung, im prangenden Schmucke, auf allen ſeinen Teraſſen und auf dem Balkon ſeiner beiden luftigen Pavillons mit ſchönen Damen beſetzt ſah. Der Ball hatte nach der Prozeſſion begonnen; den prachtvollen marmornen, reich mit Feſtons verzierten, mit herrlichen Colonnaden und geſchmackvollen Treppen ausgeſchmückten Palaſt erſchütterte ſchon die Tanzwuth der Verſammelten. Van Dyk ſtützte ſich auf die Mauer des Palaſtes Serra und blieb wie vernichtet in tiefe Betrachtung verſunken ſtehen. Jener Künſtlerſchmerz nagte an ihm, den kein Wort, kein Zeichen, keine Sprache auszudrücken vermögen; jener Schmerz wühlte in ſeinem Innern, welchen die Natur ſo grauſam erfunden hat, um die Auserwählten zu beſtrafen, denen die hohen Gaben zu Theil geworden ſind, um die ſie die alberne Menge beneidet, welche Nichts zu leiden hat.

Aus ſeinem Brüten erwachte er erſt, als er beim Fackelſcheine den Gräfen Pallavicini erblickte, der die große Treppe herabkam; lebhaft ergriff er ihn beim Arm und zog ihn in die kleine Straße San Ciro. „Erzähle mir von dieſer Frau; ſage mir, haſt Du ſie geſehen?"

„Ich habe ſo eben mit ihr getanzt!" entgegnete Pallavicini mit kaltem Tone.

„Reich mir Deine Hand, daß ich ſie küſſe, denn ſie hat Deine Hand berührt."

„Künſtler, Du biſt verrückt."

„Ich bin in Verzweiflung."

„Die Zeit wird Dich heilen."

„Nie."

„Mich hat ſie geheilt, und ich habe doch mehr als eine Frau, ich habe zwei Paläſte verloren."

„O! Für einen Kuß von dieſem Engel gäbe ich die ganze Straße Balbi."

„Würde die Straße Balbi Dir gehören, ſo möchteſt Du Dich doch wohl ein wenig bedenken."

„Ich gäbe mein Leben hin."

„Das geht leichter an. Aber was willſt Du nun thun? Dieſe Frau iſt bereits verheirathet...."

„Noch nicht."

„Ah! ich verſtehe... Nun, auf San Carlo ſchlägt es eben zehn Uhr. In zwei Stunden wird ſie verheirathet ſeyn."

„Ach, ja, Fluch über dieſen albernen Grafen. Eh! was macht er denn?“

„Er — er ſpielt den Ehegatten; er folgt ſeiner Frau bei allen Quadrillen; er verſchlingt ſie mit den Augen; er ziſchelt ihr in das Ohr; er ſieht alle Minuten auf ſeine Uhr; er hat die Pendeluhr im großen Ballſaale um eine halbe Stunde vorrücken laſſen; er iſt ſelig, er iſt verrückt.“

„Und die Frau?“

„Die Frau tanzt mit Entzücken; ſie tritt eben aus dem Kloſter und würde die ganze Nacht und den folgenden Tag tanzen.“

„Scheint ſie Liebe für ihren Gatten zu fühlen?“

„Sie tanzt, ſage ich Dir; wenn eine junge Frau tanzt, denkt ſie nur an ſich, ihre Toilette und ihren Tänzer.“

„Wahnſinnige!... Und für ſolche Geſchöpfe entflammt ſich unſere Bruſt, verzehrt ſich das Mark in unſeren Gebeinen, für ſolche Weſen verlieren wir den Geiſt, brechen wir die Kraft unſeres Körpers. Und dann ſagen ſie noch, ſie lieben beſſer als wir!... Hohn der Hölle!... Ihre Geliebtenliebe iſt nur eine Selbſtliebe, ihre Gattenliebe eine Toilettenverſchwörung, ihre Mutterliebe ein gemeiner Naturtrieb. O! ich könnte toll werden; mein Kopf brennt; halte mich, oder ich zerſchmettere mir meinen Schädel auf dem Pflaſter.“

„Armer Freund!“

„O! Ich habe einen unerträglichen Gedanken in meiner Stirne feſtgenagelt, einen Gedanken, der zu einem Feuerbrande wird, den ich nie zu löſchen vermag!... In zwei Stunden!...“

„Höre, ſprechen wir von andern Dingen. Haſt Du das Seeſtück von Arazzi geſehen, das man in der Villa Scoglietto aufgehängt hat?“

„Nein... Arazzi macht Seeſtücke? In zwei Stunden! Ein Mann....“

„Er zeichnet ſich in den Seeſtücken nicht aus.“

„Er zeichnet ſich in nichts aus.“

„Ah! Eine Künſtlerungerechtigkeit. Seine Schlacht vom Palaſte Doria iſt ein Meiſterſtück.“

„Sein Colorit iſt unrichtig. Horch! horch! Die Muſik ſpielt nicht mehr. Der Ball iſt zu Ende! Kehren wir zur Straße Balbi zurück.“

„Man kann nicht immer tanzen! Das iſt nur ein Ruhepunkt; man wird bis zum Tage tanzen.“

„Ja, die Andern; aber ſie?“

„Sie, ſie auch vielleicht. Wie gefallen Dir die Fresken des Perino di Vaga? Liebſt Du dieſes Talent.“

„Nein, das iſt gemeines Zeug, plump in der Ausführung. Nun, die Muſik beginnt nicht wieder... Es iſt aus, ganz aus...“

„Es wird wieder anfangen. Ich will Dir ein Geſchenk machen; das letzte Gemälde, welches mir übrig geblieben iſt, eine Jungfrau von Giordano...“

„Komm, laß uns nach dem Palaſte Durazzo eilen.“

„Was ſagſt Du zu Giordano?“

„Ein Schmierer ... Ein Galeerenmaler; behalte Dein Gemälde! Mein Gott, welch' ſchrecklicher Tag! ... Die Kirche, der Weihrauch, die Blumen, das Ave maris stella, die See, das Gebet, die Tollheiten, der Ball, die Liebe, die unerbittliche Liebe! Für mich iſt dieſer Tag mit den Flammen der Hölle geheizt, für die Andern von den Balſamdüften aus Paradiesroſen durchzogen! Komm, eilen wir zu Durazzo!“

Die Freunde gingen durch die Straße, welche ſich von San Ciro jäh hinabzieht, und ſetzten ſich auf einen Marmorblock, den man für den Palaſt Serra bearbeitete. Abermals erſcholl die Ballmuſik, aber auf den Teraſſen ging es bereits minder geräuſchvoll zu.

„Das iſt der Todeskampf der Tanzluſt,“ ſprach Van Dyk mit dumpfer Stimme, „das iſt auch mein Todeskampf.“

Plötzlich ſprang er auf.

„Halt! Sieh; ſieh dieſe vier Fenſter, die man eben ſchließt. Weißt Du, was das für ein Zimmer iſt? Ich weiß es, es iſt das Gemach des Herrn! Graf Pallavicini, ſeyd Ihr mein Freund?“

„Deine Freundſchaft iſt Alles, was mir von meinem Vermögen geblieben iſt, darum halte ich ſo feſt daran.“

„Wohl; höre. Die Nacht eilt; die Stunde entflieht; das Blut droht mein Herz zu zerſprengen; ich bin des Todes, wenn Du mir nicht beiſtehſt. Begib Dich in den Palaſt Durazzo, verlange den Grafen insgeheim zu ſprechen, mag er im Saale oder in ſeinem Gemache ſeyn. Sage ihm, der Feind ſeines Vaters, der Marcheſe von Gippino erwarte ihn mit Degen und Dolch am Brunnen im Thale des Erebino; Gippino begebe ſich eilig nach Florenz, und halte ſich nur einen Augenblick unter den Wällen von Genua auf, um dieſen Zweikampf auf Leben und Tod zu beſtehen; Weigerung von ſeiner Seite wäre Ehrloſigkeit, jede Zögerung eine Feigheit. Eile, die Lichter erlöſchen; die Frauen geleiten die Gräfin zum Ehebette; keine Antwort, gehe.“

„Ich gehe,“ entgegnete Pallavicini ruhig.

Brignole empfing eben die Abſchiedsgrüße einiger jungen Edelleute ſeiner Bekanntſchaft, als er Pallavicini eintreten und ein Zeichen mit dem Finger machen ſah. Sie zogen ſich in einen der Pavillons zurück, von denen die Straße beherrſcht wird. Pallavicini nahm eine ernſte Miene an und ſprach zum Grafen:

„Kennt Ihr den Marcheſe Gippino.“

„Ich kenne ihn nicht,“ entgegnete der Graf, „aber ich weiß, daß mein Vater und er ſich tödtlich gehaßt haben.“

„Sein Sohn erwartet Euch an dem Brunnen im Thale des Erebino; er hat mich zum Sekundanten gewählt, wählt Euch den Euern, ehe Eure Freunde ſich alle entfernen.“

Graf Brignole blieb ſtumm.

„Graf Brignole, ſind meine Worte nicht deutlich genug?“

„Ich verweigere einem Gippino die Genugthuung nicht; morgen ſoll ſie ihm werden.“

„Morgen wird ſich Euer Feind auf der Straße nach Florenz befinden und überall Eure Schande bekannt machen.“

„Ein ſonderbarer Augenblick für eine Ausforderung. Gut! Es ſey, ich verlange nur eine Stunde....“

Damit wandte er ſich gegen ſein Gemach; die Kammerfrau der Gräfin trat eben lächelnd heraus.

„Eine Stunde,“ ſprach Pallavicini und hielt ihn zurück, „ich darf Euch keine minutenlange Friſt vergönnen; wir haben jetzt ſchon viel Zeit verloren.“

„Aber doch wenigſtens, bis ich meine Gattin umarmt habe.“

„Nichts; nur ſo viel Zeit, um die Waffen zu nehmen; jede ablaufende Minute gilt ein Gran Gold für Euer Wappen.“

„Unfaßliche Tyrannei! Daran erkenne ich die Gippino, wie ſie mir mein Vater hundertmal geſchildert hat. Hier iſt mein Degen; vorwärts.“

Er wandte ſich nach der Gruppe der Freunde, die er eben verlaſſen hatte, und ſprach:

„San Gallo, ich bitte Euch, mich bis zur Kirche della Conſolazione zu begleiten.“

„Ihr wollt an ſehr entferntem Orte beten, ehe Ihr Euch zur Ruhe begebt,“ entgegnete San Gallo lachend.

„So iſt es,“ ſprach der Graf mit kaltem Tone; „wollt Ihr mich begleiten?“

San Gallo, der die Sache wohl halb begriff, ging ſchweigend der Treppe zu.

Alle drei begaben ſich auf die Straße und wanderten, ohne ein Wort zu wechſeln, bis zur Schlupfpforte; hier fanden ſie einen Mann dicht verhüllt in dunklem Mantel, der ſie zu erwarten ſchien: „Das iſt ohne Zweifel unſer Gegner,“ ſprach der Graf Brignole. „Er iſt es,“ entgegnete Pallavicini. „Ihr kennt alſo Gippino?“ „Durchaus nicht; er begegnete mir in der Straße Balbi, fragte mich, ob ich ein Edelmann ſey, erklärte mir ſeine Angelegenheit und ich zeigte mich willig.“ „Daran habt Ihr wohl gethan; in Euch haben wir wenigſtens keinen hinterliſtigen Auflauerer zu befürchten.“ „So habe ich auch gedacht.“ „Danke Euch.“

Man zog nach dem freien Felde; Van Dyk ging zwanzig Schritte voraus; in einem kleinen Tamarindengehölze, deſſen Zweige die Dunkelheit der Nacht noch vermehrten, blieb er ſtehen. „Hier alſo, Graf Gippino, wollt Ihr mit meinem edeln Hauſe in die Schranken treten?“ Van Dyk griff ohne zu antworten nach dem Degen. „Ich ſage Euch zum voraus, daß ich mich kräftig vertheidigen werde, denn ich will nicht in der erſten Nacht meiner Ehe eine Wittwe machen.“ Van Dyk ſprang auf den Platz und legte ſich aus. Alsbald

banden die beiden Gegner ihre Klingen. Der Kampf dauerte nicht lange; Van Dyk bekam einen gewaltigen Stich in den rechten Arm; von ſchwachem Körperbau, bereits von der Auszehrung heimgeſucht, die ihn in jungen Jahren hinnahm, erſchöpft durch die Leiden des ſchrecklichen Tages ſtürzte er kraftlos zu Boden. „Ich werde Euch einen Wundarzt ſchicken," rief Graf Brignole froſtig aus, und begab ſich mit San Gallo zurück.

Pallavicini war mit der zarteſten Sorgfalt um den Künſtler bemüht. „Mein Freund," ſprach Van Dyk, „ich habe Geld genug, um Deinen Palaſt und Deine Villa wieder zu kaufen. Ich gebe es Dir; lauf dieſem Menſchen nach, ſchlage Dich für mich mit ihm; Du wirſt glücklicher ſeyn, als ich, Du wirſt ihn tödten."

„Dein Blut entſtrömt; ich muß es ſtillen; beruhige Dich."

„Laß' es entſtrömen; laß' mich ſterben. Weißt Du wohl, daß er im Triumph nach ſeinem Palaſte zurückkehrt; welche Freudenthränen, welche Liebkoſungen, welch' glühende Umarmungen harren dort ſeiner! Ihm öffnet ſich das Paradies, mir die Hölle! Gehe, ſage ich, hole ihn ein, ehe er die Wälle erreicht hat."

„Beruhige Dich! beruhige Dich! Morgen wollen wir wieder anfangen. Ich will Dich verbinden."

„Ach! Du haſt wohl Furcht!"

„Nun ſchmäht er mich am Ende noch!"

„Gut, ich will ihm ſelbſt nachlaufen, laſſ' . . . laß' . . . ich will — Fluch — . . ."

Er ſank ohnmächtig zurück.

Als er wieder zu ſich kam, begann der Tag die Gipfel der Apenninen zu färben. „Welch' fürchterlicher Traum!" waren ſeine erſten Worte.

Mit wirren Blicken ſchaute er auf der Landſchaft umher und benetzte Pallavicini's Hände mit ſeinen Thränen; dann deutete er mit dem Finger nach dem blutigen Boden, verzog das Geſicht zu einem bitteren Lächeln, und ſchlug die Augen mit einem Ausdrucke gen Himmel, den nur große Seelen in den Stunden voller Verzweiflung ihrem Antlitz zu verleihen vermögen.

„Fühlſt Du Dich ſtark genug, um in die Stadt zurückzukehren?" ſprach Pallavicini.

„Wohl, aber was ſoll ich in der Stadt thun? Alles iſt verloren. Sieh', wie ſich die Sonne lachend erhebt; wie freudig die Natur ausſieht. Ich habe dieſen Morgen im Traume die Lerche ſingen hören. Welche Ironien gibt uns Gott! Was geht die Natur mein Mißgeſchick an? Müßte ſie wegen jedes leidenden Geſchöpfes den ſchwarzen Schleier nehmen, ſo würde die Trauer ewig dauern. Gut! gut ſo, kleide Dich in Azur und Gold, ſchöner Himmel Italiens, das mildert die Leiden Deiner Kinder."

„Ich glaube, wir können zurückkehren," ſprach Pallavicini.

„Du biſt von Marmor, wie die Villa, welche Du haſt erbauen laſſen. Haſt Du je geliebt?“

„Wohl hundertmal, aber nie mit ſolcher Gewalt, wie Du.“

„Haſt Du Weiber geliebt, die Dir Liebe zeigten, und dennoch ſich mit Andern verheiratheten?“

„Gewiß.“

„Was haſt Du dann gethan?“

„Ich habe mich getröſtet.“

„Halt', das iſt ſonderbar; Deine Rede beruhigt mich. Du erzeigſt mir eine Wohlthat, reiche mir Deine Hand, daß ich ſie drücke!“

„Gott ſey es gedankt, Du biſt in der Beſſerung begriffen. Nimm mich beim Arme, ſchlendern wir ſachte zur Stadt zurück. Höre, die Gräfin Bri.....“

„Sprich' mir ihren Namen nicht mehr aus.“

„Wohl die Gräfin iſt ſchön, hinreißend ſchön, das iſt wahr; ſie hat den durchſichtigſten Roſenteint, leuchtende Augen azurblau, wie der Golf von Genua, Korallenlippen, Zähne, wie Perlen, einen Hals, wie Elfenbein, plaſtiſch geformte Schultern, eine Taille, oh, eine Taille! Ich kenne nur eine Frau von ſolcher Taille; das iſt die Venus Deines Freundes Titian von Venedig. Von ihrem Geiſte, von den Eigenſchaften ihres Herzens, ihrer Seele haſt Du nie mit mir geſprochen; ich ſehe, Du kümmerſt Dich wenig darum. Gieb mir vier und zwanzig Stunden, und ich gebe Dir eine andere Gräfin Brignole.“

„O! ſchweige, ſchweige, das iſt unmöglich!“

„Unmöglich? Ich will Dir etwas Beſſeres geben, als die Gräfin Brignole. Ich habe meinen Palaſt verloren, bietet man mir einen andern, ſo tröſte ich mich alsbald, auf Edelmanns Wort! Gut .. Du lachſt. Laß' die ſingenden Lerchen und die Natur bei Seite, die Deiner ſpottet; ſprechen wir vernünftig. Mein Freund, alle Gräfinnen Italiens ſind das Blut nicht werth, das ſo eben aus Deinen Künſtleradern gefloſſen iſt.“

„Nun aber, von welcher andern Frau willſt Du ſprechen?“

„Gebenedeiet ſey die wunderthätige Mutter Gottes, die in der Straße wohnt, in welche wir eben eintreten. Wir ſind geheilt. Intereſſirſt Du Dich bereits für eine andere Frau?“

„Bloße Neugierde.“

„Ich verſtehe. Die Liebe eines Künſtlers iſt, glaube ich, nur eine ſonderbare Neugierde. Wäre die Venus der Villa Adriani tauſend Fuß unter der Erde verborgen, Du würdeſt ſie bei vollem Sonnenſcheine ausgraben, um ſie zu ſehen, und zuerſt zu umarmen.“

„Allerdings.“

„Ihr ſeyd Menſchen, die ſich von ihren Sinnen beherrſchen laſſen; Eure Unbeſtändigkeit iſt zum Sprichworte geworden; Ihr legt ein Geliebtinnen-Muſeum, wie ein Gemäldekabinet an; es gehört zu Eurem Handwerk, Ihr

ſtudirt die Natur, und wo ein anderer Menſch den idealen Gegenſtand ſeiner platoniſchen Träume, ſeiner unvergänglichen Leidenſchaft ſehen würde, da ſehet Ihr nur ein ſchönes Modell. Nun, ich will Dir ein Modell geben, welches Venus Aphrodite in ihrem Bade dazu bringen könnte, ſich aus Neid zu verhüllen.“

„Ihr Name?“

„Du ſollſt ihn morgen erfahren. Heute heile Dein Fieber und ruhe.“

Unter ſolchen Geſprächen waren die beiden Freunde bis zur Thüre ihrer Wohnung gelangt. Die Stadt lag noch in tiefem Schlafe. Ein Wundarzt wurde gerufen; er fand die Wunde unbedeutend, obgleich viel Blut gefloſſen war, und verordnete nur vier und zwanzig Stunden Ruhe.

Am andern Tage erſchien ein Diener in der Livree der Brignole mit einer Botſchaft in dem Zimmer des Van Dyk. Pallavicini kleidete den Künſtler an, der noch ſehr ſchwach war und blaß ausſah. Der Graf Brignole erſuchte Van Dyk, ſich in ſeinen Palaſt zu begeben.

„Ein ſonderbarer Fall,“ ſprach der Künſtler; „was will der Graf von mir? Er kennt mich nicht, hat mich nie erblickt...“

„Man muß ſehen,“ ſagte Pallavicini. „Soll ich Dich begleiten?“

„Gewiß, ich werde nicht allein gehen. Das iſt eine teufeliſche Falle, die man mir legt. Der Graf hat eine Vermuthung. Geſchwinde, geſchwinde, nach dem Palaſte Durazzo.“

„Das iſt ſchlimm. Ich fürchte einen Rückfall für Dich. Du wirſt ſie wieder ſehen und....

„Sie, ſie wieder ſehen! Nie! Nie! Ich werde den Grafen ſehen; ich brauche nur den Grafen zu ſehen. Ich würde vor ihr vor Schaam, Eiferſucht und Verzweiflung vergehen. Komm'.“

„Du biſt nicht ruhig genug, um den Beſuch wagen zu können. Wir ſollten bis morgen oder wenigſtens bis heute Abend warten.“

„Keine Minute mehr.“

„Bei Gott, bereits ein Rückfall!“

„O! Du kennſt mich nicht. Es iſt vorbei, ſage ich Dir. Es iſt nur noch eine Erinnerung, ein ſchmerzlicher Traum. Vorwärts zu Durazzo.“

„Vorwärts.“

Van Dyk hatte ein prächtiges Kleid angelegt, aber der Glanz des Gewandes vermochte ſein Leiden und die Aufregung ſeines Gemüthes nicht zu verbergen; ſein Geſicht war zum Entſetzen blaß, ſein Gang, dem er vergebens eine gewiſſe Feſtigkeit zu geben bemüht war, ſchwankend, wie der eines Wiedergeneſenden. Die Hand ſeines verwundeten Armes hatte er in eine Spalte ſeines Wammſes geſteckt, als ob das ſeine natürliche Haltung wäre. Mit dem andern Arme ſtützte er ſich auf das marmorne Geländer an der Treppe des Palaſtes; ſeufzend folgte ihm Pallavicini.

Man führte die Freunde in die Gallerie; der Graf ließ nicht lange auf ſich warten. „Herr Van Dyk“ ſprach er, indem er raſch auf den Maler zuging, „entſchuldiget meine Unbeſcheidenheit; ich habe vernommen, Ihr ſeyet in unſere Stadt zurückgekehrt; bei Eurem erſten Aufenthalte in Genua hatte ich nicht die Ehre, Euch zu kennen, diesmal aber beeile ich mich, Euch meine Freundſchaft und meinen Palaſt anzubieten. Durazzo iſt das Gaſthaus der großen Künſtler, nicht wahr, Graf Pallavicini?“

Dieſer Empfang brachte Van Dyk in Verwirrung, er neigte ſich ohne zu antworten.

„Ich bitte die Herren, ſich Stühle zu nehmen,“ fuhr der Beſitzer des Palaſtes fort; „mit Euch, Herr Van Dyk, habe ich über ein kleines Anliegen zu ſprechen. Ich habe mich vorgeſtern verheirathet, nnd kann ohne Heucheln behaupten, es war eine Neigungsheirath, die ich geſchloſſen; unſer inniger Zuſammenhang ſoll ſich unter ſolchen Eures Talentes und meiner Glücksgüter würdigen Auſpicien bilden; ich wünſchte, Ihr maltet das Portrait meiner Frau. Würde ich Eure Leinwand auch mit Zechinen bedecken, ich bliebe darum immer noch Euer Schuldner.“

Van Dyk neigte ſich abermals. Dieſes Schweigen deutete man als Künſtler-Schüchternheit dem vornehmen Herren gegenüber.

„An welchem Tage wollt Ihr über das Modell verfügen?“

„Heute; ich bin bereit,“ antwortete Van Dyk mit ſchwacher Stimme.

„Ihr entzückt mich, Herr Künſtler; Ihr kommt meinen Wünſchen zuvor. In meinem Atelier findet Ihr bereitete Leinwand; ich wünſchte eine Knieſtück, wie Euer Bild der Gräfin Velletri, das ich für ein Meiſterſtück halte, wie Alles, was Ihr malt.. O, ſagt mir doch, Graf Pallavicini, wie habt Ihr unſern Gegner vom Cerbino verlaſſen? Gebt mir Kunde von ihm.“

„Er iſt dieſen Morgen nach Florenz abgereist.“

„Es war nur ein von den Gippino bezahlter Raufer, das habe ich wohl gewußt. Gut ausgedacht — meine Feinde wollten mich am Hochzeittage ermorden laſſen. Meine Herren, haben Sie die Güte, hier einen kleinen Augenblick auf mich zu warten, ich will Ihnen meine Gattin bringen.“

Mit dieſen Worten ging er in ſein Gemach zurück.

Sprachlos ſchauten ſich Van Dyk und Pallavicini eine Zeit lang an.

„Willſt Du einen guten Rath, Van Dyk?“

„Ja.“

„Entferne Dich ſchleunig.“

„Unmöglich! Was würde der Graf ſagen?“

„Was geht das Dich an?“

„Er würde glauben, ich ſey ein Narr.“

„In einer Viertelſtunde wirſt Du es ſeyn.“

„Ich überlaſſe mich meinem Geſchicke zur Führung.“

„Bedenke doch, daß Du verwundet biſt, daß Deine Hand den Pinſel nicht regieren kann.“

„Ich werde mit der linken Hand malen.“

„Du biſt blaß, Du leideſt, Du ringſt mit dem Tode und wirſt bei der Arbeit unfehlbar ſterben.“

„Deſto beſſer.“

Die Thüre öffnete ſich und die Gräfin trat ein.

Es war, als beleuchtete ſie die Gallerie mit den Strahlen ihrer blendenden Schönheit. Selbſt Pallavicini mußte einen Ausruf des Erſtaunens niederkämpfen, denn ſo ſchön hatte er ſie nie geſehen. Sie trug ein Kleid von ſchwarzem brochirtem Seidenzeuge; der dunkle Stoff erhöhte das glänzende Weiß der entblößten Schultern und Arme. Mit himmliſchem Lächeln begrüßte ſie die beiden Fremden, wandte ſich dann gegen Van Dyk und ſprach mit unvergleichlicher Anmuth: „Meiſter, ich ſtehe zu Euern Befehlen, und ſchätze es mir zur großen Ehre, Euch ſitzen zu dürfen.“

„Gehen wir in das Atelier,“ ſagte der Graf Brignole, „Herr Van Dyk wird Palette, Pinſel und Leinwand ausſuchen.“ Alle vier begaben ſich in das Atelier, welches unmittelbar an die Gallerie ſtieß.

„Jetzt ſeyd Ihr zu Hauſe,“ fuhr der Graf fort, „erlaubt Ihr, daß wir bleiben?“

Van Dyk gehörte nicht mehr der Erde an; er antwortete nicht, Pallavicini aber, den ein gewaltiges Mitleid mit ſeinem Freunde ergriff, ſagte kaltblütig zu dem Grafen: „Ich kenne Van Dyk; man muß ihm ſeine Bequemlichkeit verſchaffen; er malt nicht gerne vor Zeugen, gehen wir.“

Die Gräfin und Van Dyk blieben allein im Atelier.

„Ich kenne nichts ſo Schönes, als Euer Portrait der Marcheſa Velletri,“ ſprach die Gräfin in vertrautem Tone, als wollte ſie auf leichte Weiſe ein Geſpräch anknüpfen.

„Ich werde Allem aufbieten, Euer Lob zu verdienen,“ entgegnete der Maler ſchüchtern.

„Das habt Ihr Euch jetzt ſchon erworben. Ich kenne die Marcheſa von Velletri nicht. Wie iſt ſie?“

„Ich habe ſie nie geſehen, Donna.“

„Wie? Ihr habt ihr Porträt gemacht.“

„Ach! die Marcheſa... Entſchuldigen Sie, Signora, ich bin ganz bei meiner Palette, bei meinen Farben... Ziemlich gut, glaube ich.“

„Es ſcheint, Ihr vergeßt Eure Modelle ſehr leicht... O! Ihr wollt mich ſitzend malen; ich liebe das nicht. Ich wünſche ſtehend, lachend, eine Blume in der Hand gemalt zu ſeyn.“

„Gefällt Euch dieſes Kleid?“

„Nein, Signora.“

„Ach! Ihr findet es vielleicht zu düster?“

„Ich würde den Anzug vorziehen, den Ihr im vorigen Jahre bei dem Feste im Palaste Doria getragen habt.“

„Waret Ihr am Feste der Rogazioni im Palaste Doria? Ich habe Euch nicht gesehen.“

„Ich hatte die Ehre, mit Euch zu tanzen, Euch zu sprechen. Es scheint, Ihr vergeßt eben so leicht Euere Tänzer, als ich meine Modelle.“

„Das ist schön; ich habe so viele Tänzer gehabt.“

„Und ich so viele Modelle.“

„Ihr scheint gereizt, Signor Van Dyk, verzeiht einen Scherz.“

„Wenn wir aber immer plaudern, so wird es mit meinem Portrait nicht vorwärts gehen.“

„Euer Portrait ist fertig, Signora.“

„Fertig! Ihr habt nicht einen Pinselstrich gethan.“

„Fertig seit einem Jahre. Wir können gehen.“

Van Dyk stand auf, verbeugte sich vor der Gräfin und ging nach der Thüre zu.

„Ihr entfernt Euch im Ernste?“ sprach die Gräfin.

„Ich gehe und Ihr erlaubt mir, den Schlüssel vom Atelier zu mir zu nehmen; ich will diesen Abend wiederkehren und die letzte Hand an Euer Portrait legen.“

„Muß ich dazu sitzen?“

„Es ist unnöthig; das Portrait ist fertig.“

„Wann werdet Ihr mir dieses Räthsel lösen?“

„Morgen.“

„Soll ich meinem Gatten Etwas davon sagen.“

„Wie Ihr wollt.“

„Ich werde Nichts sagen.“

„Das wird besser seyn.“

Van Dyk verschloß die Thüre des Ateliers und begab sich zum Grafen Pallavicini auf die Terrasse. „Eine sehr kurze erste Sitzung,“ sprach Graf Brignole. „Diesen Abend wird die letzte stattfinden,“ erwiderte der Maler. „In der That, eine wunderbare Leichtigkeit.“

Van Dyk und Pallavicini traten aus dem Palaste. Als sie an der San Carlo-Kirche vorüber waren, fragte Pallavicini seinen Freund:

„Nun, wie befindest Du Dich?“

„Geheilt.“

„Völlig?“

„Es fehlt mir nur noch das Mittel, von dem Du gesprochen hast.“

„Du sollst es haben.“

„Eine dem Kloster entkommene Närrin. Eine Thörin, die Einen mit

jedem Worte tödtet .... Zwei Tage verheirathet und bereits das Benehmen einer Cokette von vierzig Jahren.“

„Gut, gut; bleibt es aber auch bei dieſer Bekehrung?“

„Oh! ſey ruhig. Wie heißt die Perſon, von der Du geſprochen?“

„Heute Abend ſehen wir ſie, das verſpreche ich Dir.“

„Dieſen Abend alſo; erwarte mich um ſieben Uhr vor San Carlo; ich habe noch eine Angelegenheit zu ordnen.“

Van Dyk lief nach Hauſe und nahm von der Wand ſeines Alkoves ein verſchleiertes Bild ohne Rahmen; es war das Kniebild der Gräfin Brignole, ein herrliches, aus dem Gedächtniſſe im Rauſche einer glühenden Leidenſchaft ausgeführtes Meiſterwerk; nur bemerkte man daran, daß die ſo feſte Hand des Künſtlers am Buſen des bewunderungswürdigen Weibes gezittert hatte, und daß die Aufregung des Liebenden zur Verrätherin an dem gewöhnlich ſo kräftigen Pinſel geworden war.

Van Dyk hüllte ſich in dieſe Leinwand, wie in ein Kleidungsſtück, warf ſeinen Mantel darüber und kehrte zum Palaſte Durazzo zurück. Ohne ſich melden zu laſſen, ſchritt er raſch durch die Gallerie, öffnete das Atelier und ſtellte das Portrait der Gräfin in einen Rahmen. Dann rief er einen Bedienten herbei und ſagte: „Verkündet dem Grafen, das Portrait ſeiner Gemahlin ſey vollendet.“ So verließ er den Palaſt.

Einige Tage ſpäter heirathete er die Tochter des Lord Ruthven, Grafen von Goree; dieſe improviſirte Ehe hatte er den thätigen und klugen Unterhandlungen Pallavicini's zu verdanken. Aber der arme Künſtler war tief im Herzen verwundet worden; in einem Alter von vierzig Jahren ſtarb er an der Abzehrung. Die Frauen haben manchen Künſtler getödtet; die Künſtler aber haben nie eine Frau getödtet.

Das iſt die Geſchichte, die man mir eines Tags im Palaſte Durazzo in Genua vor dem von Van Dyk gemalten Portrait der Gräfin Brignole erzählte.

Mery.

# Der Pariser Hampelmann in den Julitagen.

..... Stellen Sie ſich vor, am Dienſtag den 27. Juli Abends.... ich ſaß ruhig bei Tiſche, ich hatte einige gute Freunde zu Gaſt..... es war nämlich mein Namenstag, und gewiß und wahrhaftig, wenn uns Jemand durch das Schlüſſelloch hätte zugucken können, wie wir da ſaßen, es hätte ſich Keiner träumen laſſen, daß es ein paar Augenblicke ſpäter biff! baff! bauf!..... Aber das ſoll Nichts ausmachen..... Alſo ich laſſe eben, es denkt mir, wie wenn's heute wäre, den Stöpſel von einer Flaſche Champagner ſpringen, paff!.... da geht auf einmal auf der Straße drunten ein gewaltiger Spektakel los: he! holla! heda! ho!..... Ich mache ſachte: ſeh — ſeh — ſeht!..... wir ſpitzen Alle die Ohren. Im nämlichen Augenblick fängt meine Dogge zu bellen an: wau! wau! wau!..... Halt's Maul, Sultan!..... Aber mein Sultan hatte Recht; es pochte unten an die Hausthüre, pochſt du nicht ſo gilt's nicht: pok! pamm! pok!..... Ich, nicht faul, nehme mit der einen Hand ein Licht, mit der andern ein Meſſer, 's iſt nur für alle Fälle, und gehe hinunter, um nachzuſehen. Kommt mir zum Deichſel mein Hund zwiſchen die Beine und brrrdaudſaſſa — heult mir auf der einen Seite der Hund: ajaoh-uh-ajuu-oooh!.... auf der andern purzelt mein Leuchter: zimm! bimm! zimm! di bimm! — und ich — rumpedipump! hagle Ihnen auf dem Rücken die Treppe hinunter, Stufe für Stufe, wie ein Brunnenputzer im Taglohn. Aber das ſoll Nichts ausmachen!.... Bei dergleichen Gelegenheiten, Sie wiſſen es ja, könnte man ſich das Hirn einrennen und merkte es nicht!

Alſo ich wieder auf und rufe: Wer da? — Von draußen herein antwortet es: Ich bin's! — Aber Sie wiſſen, wie's geht, mit einer wahrhaft unterirdiſchen Stimme! „Ich bin's!“ Die Stimme erkannt ich gar nicht in der pechſchwarzen Finſterniß, aber das ſoll Nichts ausmachen, wie es ſagt: „Ich bin's!“ ſo denke ich, es kann kein Spitzbube ſeyn. Alſo ich ſchließ' die Thür' auf: krik!... krak!... da war's mein Bruder. — Was, biſt Du's? — Ja, ich bin's. — So, Du biſt's. — Und ſo fort, hinüber und herüber, was man ſo in der Dunkelheit zu einander ſagen kann.

Wir taſten uns alſo in der Dunkelheit hinauf, und wie wir droben und drinne ſind: Ah, ſagt er noch ganz außer Athem, Ihr wißt noch nicht.... Freunde....

was vorgeht .... in Paris .... der Teufel iſt los .... wie ich ſage .... die Gendarmen .... die Schweizer .... die Garde .... haben Feuer .... haben Feuer gegeben .... da habt Ihr die Beſcheerung .... Still einmal! .... Hört Ihr's? ....

In der That, man hörte Etwas in der Ferne, ſo wie wenn ein Pelotonfeuer losgeht: brrrrrtſch! brrrrrtſch! ..... Und dann wieder ſo eine Art von dumpfem Sumſen über die Dächer hin: hhhhuhhhh! hhhhuhhhh!

Sie können ſich vorſtellen, wie uns da zu Muthe ward, — gerade beim Nachtiſch! Die Weiber beſonders, die waren ganz in der Gänſehaut; von den Kindern gar nicht zu reden. Das war Ihnen ein Schreien, und ein Heulen, und ein Geſchluchze: Ach du lieber Gott, was ſoll daraus werden? .... Papa! ... Mama! ..... Lieber Mann! Du darfſt mir nicht aus dem Hauſe! Du haſt Nichts dort verloren! Du biſt nicht der Mann dazu! Was haſt Du vom Fechten gelernt! Und ſo fort, einen ganzen Sack voll dummes Zeug, daß es einem Stein hätte zu Herzen gehn müſſen. Es hat weiter Nichts auf ſich, man darf ihnen das nicht übel nehmen. Aber laſſen Sie mir Weiber und Kinder aus dem Spiel bei dergleichen Gelegenheiten! Das will gleich den Hals brechen, gehn Sie mir weg!

Aber das ſoll Nichts ausmachen! ..... Wir Männer, natürlich, wir waren anders gefattelt, wie das die Regel gibt. Wir redeten ihnen dann auch glücklich Vernunft ein und nun ging Jeder beherzt ſeines Weges nach Hauſe, mit der Vorſicht jedoch, daß ſie ſich hart an den Häuſern hin hielten, von wegen des verteufelten brrrrrtſch! brrrrrtſch! das ſich in der Ferne immerfort hören ließ.

Was mich anbelangt, ſo ſchloß meine Frau mich ein, und meiner Treu, ſie that wohl daran, ſonſt wär' ich ihr, fhttt noch einmal! davon gelaufen, wie ein Haſe.

Alſo legt' ich mich langen Wegs der Naht nach in mein Bette; aber ich konnte kein Auge zuthun. Die ganze Nacht Patrouille auf Patrouille: trapp! trapp! trapp! und dazu noch ein verfluchtes kleines Dings da, ich weiß nicht was für eines, ein Inſekt oder ſo Etwas, das ſich hart an meinem Kopfkiſſen in dem Getäfel feſtgeſetzt hatte und in Einem fort gerrr! gerrr! gerrr! machte. Kurz, das erſte Grauen des Tages fand mich aufrecht im Bette und ich hörte zum erſtenmal in meinem Leben den Hahnenruf: kikerikih! ... kikerikoh! .... Ja, mein Herr, *den* Hahn vergeß ich mein Lebtage nicht. Es war eine Vorbedeutung, das fiel mir ſiedheiß ein, wie ſie nachher eintraf.

Aber das ſoll Nichts ausmachen! Wie ich alſo auf war, wollt' ich hinunter auf die Straße und mich erkundigen, was es gegeben hatte. Das hielt ich für meine Pflicht als ein guter Bürger. Glauben Sie, meine Frau hätt' es *gethan*? Ums Leben nicht! Sie ſagte, mein Bart wäre zu lang, und ich würde mich ja wie ein Poſſenreißer ausnehmen in all' dem Durcheinander da drunten. In *einem* Stück hatte ſie meinetwegen Recht, und es war etwas Wahres d'ran, obwohl im Grunde ein Bart mehr oder weniger — pah! bei dergleichen Gelegenheiten! ..... Aber das ſoll Nichts ausmachen. Ich fange alſo an, mich zu raſiren, aber ich habe noch keine drei Striche gethan, ſo geht

der Spektakel drunten wieder los: pok! paum! pok!.... Ich laufe halbraſirt, wie ich bin, an's Fenſter, und ſehe — was meinen Sie, daß ich ſah?.... den Laden ſtürmen, der mir gegenüber liegt — den Laden eines Büchſenmachers — einen Laden, der ſuperb war!

Ei du mein gutes Gottchen, dachte ich bei mir ſelber, wie unbeſonnen! Es dürfte jetzt nur ein Polizeiſpion mit darunter ſtecken!..... Und weiter hin waren Andere, die machten ſich einen Spaß daraus, die Schilde der Tabaks-händler auf das Pflaſter herunter plotzen zu laſſen: plumpadadrah!..... von wegen der Lilien d'rauf. Die gingen auch nicht ſchlecht auf's Eis, das müſſen Sie zugeben!..... Die Inſignien des Königthums herunter zu reißen!..... Eidbrüchig hin, eidbrüchig her, ſo viel Sie's haben wollen, aber bei alle dem war es erſt neun Uhr Vormittags.

Aber das ſoll Nichts ausmachen! Kam auf einmal ein Poſtwagen daher gefahren: klik-klak! klik-klak! Ja, wart' ich will dir mit deinem klik-klak! — „Poſtwagen, halt!“..... „Als bei, ihr Leute!“..... „Habt Ihr's?“.... „„Ja!““..... „Zu denn!“..... „Hahupp!“ und brrrdauz, liegt mein Poſt-wagen auf der Seite, wie ein Nußſack.

Auf das ſprengen die Lanzenreiter zu Pferde d'rauf ein, im geſtreckteſten Galopp: quadabram, quadabram, quadabram! Ich hatte mir's wohl eingebil-det, ſapperlott! Glücklicher Weiſe knallen ihnen von allen Seiten die Flinten entgegen: biff! baff! bauf! und *eine* war darunter, die vergeß' ich in meinem Leben nicht wieder, ſo einen beſondern, ganz originellen Knall hatte ſie an ſich, ungefähr wie: buinnn! buinnn! Und dann hätten Sie ſehen ſollen, was für ein mordmäßiger Hagel von Möbelſtücken..... Seſſel..... Tiſche..... Schränke..... Bummkatlaklaps!..... Es war ein wahres Gemetzel. Was mich anbelangt, ich konnte mich nicht mehr halten; ich nehme das Erſte-Beſte, was mir unter die Hand kommt.... es war meine Bartſchüſſel, glaub' ich..... und buff!..... Es war ein extrafeines Porzellan..... aber Sie wiſſen, bei dergleichen Ge-legenheiten..... da heißt's: Sieg oder Tod!

Aber das ſoll Nichts ausmachen! Ich will nicht läugnen, daß ich eine Sekunde lang verteufelt Angſt hatte..... Ich war ein Bischen angegriffen davon.... Ich hörte nämlich hart an meinen Ohren vorbei ein: ſchwrrrrtt! ſchwrrrrtt! daß ich nicht anders glaubte, als die Kugeln thäten mir um den Kopf ſauſen..... Im Uebrigen verſpürte ich keinen Schaden an mir, und ſo dachte ich denn: Es iſt Nichts, dachte ich; es wird mit den Kugeln ſeyn, wie wenn der Donner einſchlägt: wer hin iſt, der hört Nichts mehr davon. Das hab' ich mir ſagen laſſen von Leuten, die dabei geweſen ſind, und das mehr als einmal. Den Beweis dafür hatt' ich gleich ſelber weg, denn ich hörte das nämliche Sau-ſen noch einmal, gerade wie vorher: ſchwrrrrtt! ſchwrrrrtt!..... und wie ich aufgucke, was war's?..... Schwalben waren's, nichts Anderes wie Schwalben, Herr, welche an dem Stückwerk weiter oben ihre Neſter hatten. Auch hab' ich

mir nachher ſagen laſſen, daß die Kugeln nicht ſchwrrrrtt!....ſchwrrrrtt! machen, ſondern vielmehr: dſiiiiiii!..... dſiiiiiii! was ſich auch weit martialiſcher ausnimmt.

Aber das ſoll Nichts ausmachen! Der Spektakel ging als da ſeinen Trab weiter. Nun legten ſich auch die Glocken darein: domm!..... domm!..... domm!..... domm!..... domm!..... Das war das Sturmläuten. Lieber Himmel, dachte ich, wie müſſen jetzt die armen Kranken undPatienten übel daran ſeyn!.... Und dann vollends die Kanonen, welche den Kontrabaß aufſpielten: bammff!.... bammff!.... das war auf dem Greveplatz..... bammff! — Das heißt, es machte nicht: bammff! ..... ſondern eigentlich: baumff!..... baumff!..... So war's; es denkt mir, wie wenn's heute wäre.

Aber das ſoll Nichts ausmachen! Ich wollte mich alſo auch auf der andern Seite raſiren..... ich ſuche und ſuche, nämlich meine Bartſchüſſel, und dachte immer nicht d'ran, daß ich ſie ja..... denn Sie wiſſen wohl, bei dergleichen Gelegenheiten..... Auf einmal: raudadaplau!... raudadaplau!.... raudadaplau!... Das war die Extrommel der vormaligen Nationalgarde. Teufel noch einmal, ſag' ich zu meiner Frau, da muß 'was Beſonderes vorgehen. Das geht mich auch an, denn ich war mit dabei, bei der Nationalgarde. „Warum nicht gar, Alterle" — erwiderte ſie und that mir ſchön mit ihrem Schmeichelgeſicht, Sie wiſſen ja!..... „Was ſoll denn vorgehn?" — „Es wird ein Marktſchreier ſeyn, ein Bärenführer oder ſo Etwas. Und außerdem, lieber Mann, biſt Du ja nur halb raſirt."

O die Weiber! die Weiber! was das pfiffig iſt, diplomatiſcher Weiſe, und ſinnreich in ihrer Zärtlichkeit!

Aber das ſoll Nichts ausmachen! Ich ſetze meinen Kopf auf und klingle der Jungfer: klingeling! klingeling! klingeling! — Fränzel, hol' Sie mir meine Flinte! — „Ihr' Flinten, Herr?...." (denn ſie war vom Land herein). — Ja, meine Flinte, dummes Ding! — „Aber d'Flinten, Herr, des wais i net, wu ſe — n — iſcht." — Net, wu ſe — n — iſcht, net, wu ſe — n — iſcht! Ich werde doch, weiß Gott! nicht in's Gefecht gehn ſollen ohne Wehr und Waffen?.... Wo die Flinte iſt, will ich wiſſen.... Die Flinte kann doch nicht von ſelber zum Teufel gegangen ſeyn? hm? — „Potz Wetter, Herr, jo, i glab', i hab ſe in Keller trage müſſe, d'Frau hat me's g'heiße." — Meine Flinte in den Keller!.... Was das für ein vertrakter Einfall iſt. (Ja, die Weiber! die Weiber!.... Das nimmt Ihnen nicht ſo viel Rückſicht auf die Kriegskunſt!) Aber das ſoll Nichts ausmachen! So holt man ſie eben aus dem Keller. Beſſer dort, als gar nirgends.... Nu, auf was wartet Sie noch? — „Wegen, Herr, i trau mer's net." — Ei ſo ſeh' mir Einer an, jetzt getraut die ſich nicht in den Keller..... Wenn man ſo alt iſt und noch ſo furchtſam!.... Pfui, pfui, ich thäte mich ja blutroth ſchämen an Ihrer Stelle!..... — „Aber wegen, Herr, ſo höre Se nur, was es vor Zeiche thut." — Was wird's denn für Zeichen thun?... Das ſind keine Zeichen weiter..... Hoho, Mädel, gib' Acht, es werden gar Gendärmen im Keller ſeyn!.... Ich glaube, Du fürchteſt Dich, hm?.... Da ſieh 'mal mich an!.... Wo iſt denn bei mir 'was von Furcht?.... Da ſieh her, ob ich mich nicht breit zum Fenſter heraus lege, guck!....

Dieſes Beiſpiel von Kühnheit ermuthigte ſie endlich, — um ſo mehr, als in unſerer Straße Alles ſtille geworden war. Und eine Viertelſtunde d'rauf hatt' ich richtig meine Flinte, aber leider Gottes wie!!.... Verroſtet, wie ein Nagel in der Gaſſe!.... Meine Frau fiel in Ohnmacht, wie ſie die Flinte ſah.... Ja, die Weiber! ſie ſind einem überall im Wege bei dergleichen Gelegenheiten..... Jetzt heirathe mir Einer und nehme ſich eine Frau!.... Laſſen Sie's bleiben, Ihr Leben lang, ich rath' es Ihnen!

Aber das ſoll Nichts ausmachen! Ich geh' alſo friſchweg daran und putze ſie mit feiner Aſche, und reibe ſie hin, und reibe ſie her: riſch! hitſch! ruſche! riſche!.... Ich brauchte den ganzen übrigen Tag dazu. Aber am Abend konnt' ich mich auch damit hören laſſen, wie ſie hell anſchlug. Schultert..... 's Gewehr!.... Eins, zwei... dſeng! — Fällt..... 's Gewehr!.... Eins, zwei... dſeng! — Bei Fuß..... 's Gewehr! ..... Eins, zwei, drei..... Bromm!..... Und ſo Alles..... es war eine helle Freude.

Ich wollte demnach ausgehen und mich zum Morgenappell ſtellen, als meine Frau, und diesmal hatte ſie Recht, mich aufmerkſam machte, daß es ſtockfinſtere Nacht war. Das muß wahr ſeyn, bei Nacht kann man ſich nicht ſchlagen, wie's in der Ordnung iſt, auf die offene Gefahr hin, ſich ſelber zu treffen — beſonders unſereins, der kein Handwerk d'raus macht. Ich blieb alſo einſtweilen daheim, — und überdies hatten wir auch bereits das Stadthaus genommen. Ja, Herr, das Stadthaus! Das Stadthaus war unſer! Nur das Louvre war noch in der Gewalt der für immer geſtürzten Regierung..... Aber Geduld, morgen iſt auch ein Tag!....

Und ſo ſchlief ich denn dieſe Nacht wie ein Mehlſack, die ganze Nacht diesmal. Nur daß ich ſchreckhafte Träume hatte. Ich nahm, von Allen der Vorderſte, Etwas im Sturm .... ich habe mich nie d'rauf beſinnen können, was es geweſen iſt, aber der Item iſt der, daß ich focht wie der eingefleiſchte Teufel .... immer mit dem Bajonet: flitſch!.... fletſch!.... ich trug den Tod in ihre Reihen! flitſch!.... ich thürmte Mauern von Leichnamen vor mir auf: fletſch!..... ich hatte in eigener Perſon drei Fahnen erobert, ich war verwundet, mein Blut floß in Strömen, aber das ſoll Nichts ausmachen: flitſch!.... fletſch.... Denn Sie wiſſen ja, bei dergleichen Gelegenheiten....! Kurz, wie ich mich ſo abrackere, pumps! wach' ich auf und liege platten Wegs auf dem Boden. Das paſſirt Niemanden ſo, wie mir; ja, meine Träume, das iſt etwas Merkwürdiges!....

Aber das ſoll Nichts ausmachen! Es war heller, lichter Tag. Ich ſehe auf meine Uhr, hebe ſie an's Ohr: Nichts zu hören! Kein Tik-Tak!.... Ich hatte ſie aufzuziehen vergeſſen, das war begreiflich!.... Bei dergleichen Gelegenheiten!.... Glücklicher Weiſe hob gerade im Nebenzimmer die Wanduhr aus und fing an zu ſchlagen: tick-dom!.... tick-dom.... bum! bum! Und ſo zählt' ich bis auf zehne.

Jetzt war's hohe Zeit: es war richtig 10 Uhr. Ei du meine Güte, rief ich, ſie nehmen am Ende das Louvre, ohne daß ich dabei bin!.... Die Schwernöther!.... ſie ſind's im Stande!.... Ich tummle mich alſo und zieh' mich an; aber, wie es zu gehen pflegt, je mehr man preſſirt, deſto öfter hapert's. Zuerſt zieh' ich meine

Hoſen verkehrt an, fahre wieder heraus, ſchlüpfe von Neuem, und jetzt, in der Geſchwindigkeit: krrrak! reiß' ich ſie von einander von oben bis unten hinaus.... Ach du gerechter Himmel, wenn ich daran denke! Und wie ich ausſah! Mit meiner Bärenmütze, meinem Civil-Oberrock, meinem Wehrgehänge ohne Säbel d'rin, meinem halbraſirten Geſicht (denn von dort her ſtammt noch mein einer Schnauzbart, nicht der da.... der andere) und meinen geplatzten Hoſen.... Aber das ſoll Nichts ausmachen! denn Sie wiſſen wohl, bei dergleichen Gelegenheiten...! Und überdies, wir waren Alle ſo, der Eine wie der Andre. Aber das erſte Mal, wo Sie zu mir kommen, will ich ihnen die Hoſen zeigen: ich habe ſie aufgehoben, der Curioſität wegen, zum ewigen Andenken.... Aber wo bin ich ſtehen geblieben?.... Ja, richtig! Ich ſchicke mich alſo an, fortzugehen, dieweil meine Frau nicht daheim war. Sie war zu einer Nachbarin gegangen, und ich hörte, wie ſie zuſammen klatſchten: tſchtſchiwi, tſchtſchipi, tſchtſche, tſchtſche, tſchtſche! .... Ja, die Weiber! das muß immer und ewig geplaudert haben.

Ich war bereits unten, den Deihenker auch, da fällt mir ein, daß ich in der Eile vergeſſen habe, mein flanellenes Leibchen anzuthun, — ich, der ich ein flanellenes Leibchen trage ſeit unfürdenklichen Zeiten! Dergeſtalt, daß ich bei der Hitze damals, und im Gefechte dazu, mir eine gefährliche Erkältung dabei hätte holen können. Da war Nichts zu beſinnen. Ich ſpringe wieder hinauf, immer vier Staffeln auf einmal, kleide mich um, mache mich fertig, und bin im Begriff, meinen Marſch anzutreten, da treibt der Teufel ſein Spiel mit der Milch, welche meine Frau am Feuer ſtehen hatte, und ich höre ſie brühheiß überlaufen: ſiſchſchſch! ſiſchſchſch! ſiſchſchſch! Ich hin, reiße ſie weg, blaſe darauf: hffu! hffu! da kommt meine Frau dazu, welche inzwiſchen heimgekommen war. Jetzt wär's eine Kunſt geweſen, nüchtern in's Gefecht zu gehen. Ich laſſe mich alſo bereden, geſchwind vorher ein Gabelfrühſtück zu nehmen, wohlverſtanden nämlich.... ja, ſicherlich, Herr!.... Aber kaum hab' ich eine Scheibe von unſerer geſtrigen Hammelskeule hinunter, da geht auf der Straße wieder ein koloſſaler Spektakel los. Ich horche näher zu; da war's die Marſeillaiſe:

„Allons, enfans, domm, domm, domm, domm de domm,
Tra-la-la, la, la, la, la, la, Tra, lala, la:
Traſa domm, domm, domm ....."

Es iſt nicht mit Worten zu ſagen, Herr, wie mich das in Enthuſiasmus verſetzte. Das Louvre war genommen! Wir waren Sieger! Sieger auf der ganzen Linie! Und was die Krone von Allem war: Sieger in drei Tagen!.... Allein im Vorbeigehen bemerkt, ſo war das kein Wunder..... Sie können ſich wohl denken, — wenn Alles und Alles mitmacht!....

Aber das ſoll Nichts ausmachen. Das waren Zeiten, Herr! Und es iſt ein Umſtand bei der Geſchichte, der geht mir heute noch im Kopf herum.... ich meine die Wetterhexe von Flinte, wiſſen Sie noch?.... mit ihrem verteufelten Buinne! ...Buinne!... Ja, Herr, wer ſo Etwas erlebt hat: das ſind Geſchichten, die einem auf lange hinaus nachgehn und in ein ganzes Menſchenleben hinein Epoche machen!

# Versuch über die englische Literatur.

Der Vicomte von Chateaubriand hat nach langem Schweigen die Wel wiederum mit einem Produkte seiner Muse erfreut und so eben eine neue Uebersetzung von Miltons verlorenem Paradiese herausgegeben. Die mancherlei Erinnerungen, die erhabenen und doch schwermüthigen Gefühle, die aus der Zusammenstellung dieser beiden Namen hervorgehen, sind zu zahlreich, zu naheliegend und doch wieder zu verschieden, als daß wir bei ihnen verweilen dürften; Chateaubriand selbst war aber weit entfernt, die strahlenden Funken, die seiner Feder — durch den Contact mit Milton hervorgerufen — entsprühten, der Welt entziehen zu wollen. In zwei Bänden voll Betrachtungen über den Geist und Charakter der Menschen, der Zeiten und der Revolutionen hat er in jenem magischen Style, der Menschen und Dinge in unvergängliches Erz zu gießen versteht, die neuesten und auffallendsten Bemerkungen gesammelt und mit vollen Händen ausgestreut. Auf ihn selbst ist sein eigener Ausspruch über einen jungen und loyalen Publicisten anzuwenden: „Sein Styl dringt in das Mark und trifft das Herz!“ Mag ein Anderer unserer Collegen das in Frage stehende Buch mit angemessener Sorgfalt und Ueberlegung prüfen, wir wollen uns heute mit einigen Fragmenten begnügen, die selbst meistens Bruchstücke nur jener Memoiren sind, die erst jenseits des Grabes veröffentlicht werden sollen und die folglich in dieser Hinsicht uns doppelt merkwürdig erscheinen müssen.

Lassen wir zuerst eine Schilderung Mirabeau's, Cromwells und Napoleons an uns vorüber gehen.

„Mirabeau, durch seine Unsittlichkeit und durch die wechselvollen Zufälle seines Lebens hineingeworfen in die größten Ereignisse der Zeit und in Verbindung gebracht mit Verbrechern und Abenteurern aller Art, er, der Aristokratie feindlich gesinnter Tribun, der Demokratie Abgeordneter, vereinigte in sich den Charakter eines Gracchus und eines Don Juan, eines Catilina und eines Guzman d'Alfarache, der Kardinäle Richelieu und Retz, eines Roué der Regentschaft und eines blutdürstigen Wilden der Revolution; dabei floß in

ihm das Blut der Mirabeau's, eines verbannten Florentiner Geſchlechts, das fortwährend Etwas von ſeinen alten burgartigen Paläſten und jenen großen, von Dante verherrlichten Unruheſtiftern in ſich fühlte, einer ſpäter in Frankreich naturaliſirten Familie, in welcher der republikaniſche Sinn des italieniſchen und der Geiſt des Feudalweſens unſeres Mittelalters in einer Reihenfolge außergewöhnlicher Männer ſich vereinigt fanden.

„Mirabeau's Häßlichkeit, verpflanzt auf die ſeinem Stamme eigenthümliche Schönheit, ſchuf in dieſer Vereinigung eine Figur, die den gewaltigen Geſtalten glich in Michel Angelo's — des Landsmannes der Arrighetti's — jüngſtem Gerichte. Die von den Blattern in das Geſicht des Redners eingegrabenen Furchen ähnlichten weit mehr von Flammen hinterlaſſenen Brandmalen. Die Natur ſelbſt ſchien ſeinen Kopf für ein Reich oder für einen Galgen, ſeine Arme zum Erdroſſeln eines Volkes oder zum Entführen eines Weibes geſchaffen zu haben. Schüttelte er, auf Volkshaufen ſchauend, ſeine Mähnen, ſo gebot er ihnen dadurch Halt, erhob er ſeine Tatzen und zeigte er ihre Krallen, ſo verſetzte er den Plebs in wüthende Haſt. Mitten in der furchtbarſten Unordnung einer Sitzung ſah ich ihn finſter, häßlich, unbeweglich auf der Tribüne ſtehen, er erinnerte an Miltons eiſernes und formloſes, im Mittelpunkte der Verwirrung ſchwebendes Chaos.

„Zweimal traf ich mit Mirabeau bei großen Feſtmalen zuſammen, einmal bei Voltaire's Nichte, der Marquiſin Villette, das andere Mal im Palais Royal mit den Deputirten der Oppoſition, mit denen Chapelier mich bekannt gemacht hatte. Chapelier wurde mit meinem Bruder und Herrn von Malesherbes auf einem und demſelben Karren zum Schaffote geführt.

„Beim Heimgehen vom Diner kam das Geſpräch auf Mirabeau's Feinde. Als ein ſchüchterner, von Niemand gekannter junger Menſch ging ich an ſeiner Seite und hatte kein Wort geſprochen. Starr ſah er mich mit ſeinen Augen, aus denen Laſter und Genie funkelten, an, und, ſeine breite Fauſt mir auf die Schulter legend, ſprach er: „Nie werden ſie mir meine Ueberlegenheit verzeihen!“ Noch heute ſpüre ich den Druck ſeiner Fauſt, es war, als ob Satan mich mit ſeiner Feuerklaue gepackt hätte.

„Zu früh für ſich ſelbſt, zu ſpät für den Hof, verkaufte ſich Mirabeau dem Hofe, der den Handel einging. Seinen ganzen Ruf ſetzte er gegen eine Penſion und eine Geſandtſchaft auf's Spiel; auch Cromwell ſtand im Begriff, ſeine ganze Zukunft für einen Titel und den Hoſenbandorden herzugeben, doch hielt er ſich, ſeines Hochmuths ungeachtet, dazu nicht würdig genug. Später ſtellte Ueberfluß an Geld und Stellen den Preis der Gewiſſen höher.

„Das Grab befreite Mirabeau von ſeinen gegebenen Verheißungen und ſchützte ihn vor den Gefahren, die er wahrſcheinlich nicht zu überwinden vermocht hätte; längeres Leben würde ſeine Schwäche im Gutesthun bewieſen haben, ſein Tod ließ ihn in vollem Beſitze ſeiner Macht im Böſen.

„Cromwell vereinigte in ſich den Prieſter, den Tyrannen und den großen Mann; ſein Genie erſetzte ſeinem Vaterlande die Freiheit. Seine Kraft war zu groß, als daß er eine andere Macht als ſeine eigene hätte ſchaffen ſollen. Er riß die Inſtitutionen nieder, die ihm in den Weg traten oder die er ſelbſt geben wollte, gleich Michel Angelo, der den Marmor unter ſeinem Meißel zerbrach.

„Würde der Beſieger der Irländer und Schotten, auf Napoleons Schauplatz verſetzt, wohl auch Sieger über Oeſtreich, Preußen und Rußland geworden ſeyn? Cromwell ſchuf keine Inſtitutionen wie Napoleon, er hinterließ keine Geſetzgebung und keine Verwaltung, durch welche Frankreich und ein Theil von Europa noch jetzt regiert werden. Napoleon wirkte mit übertriebener Kraft, doch gilt ihm die Nothwendigkeit, die Verwirrung zu hemmen, zur Entſchuldigung; ſein mächtiger Arm handhabte zu kraftvoll ſein Schwert, und ſo durchbohrte er die hinter der Anarchie ſtehende Freiheit.

„Die unterjochten Völker nannten Napoleon eine Zuchtruthe; Gottes Strafgerichte bewahren aber ſtets Etwas von der Ewigkeit und der Größe des Zorns, aus dem ſie entſpringen: Ossa arida . . . . . dabo vobis spiritum et viveris! — „Euch, ihr ausgebrannten Gebeine, werde ich meinen Athem einhauchen und Leben wird in euch fahren!“ Ein ſolcher lebenverleihender kräftiger Hauch war ſtets in Napoleon zu finden, ſo lang er athmete. Geboren auf einer Inſel, um auf einer andern außerhalb der Grenzen der drei alten Kontinente zu ſterben; mitten hineingeworfen in Meere, wo Camoens ihn in prophetiſchem Geiſte erblickt zu haben ſcheint, als er dem Genius der Stürme dort ſeine Wohnung anwies, vermochte Bonaparte auf ſeinem Felſen nicht die leiſeſte Bewegung zu machen, ohne daß wir wie durch einen Erdſtoß davon benachrichtigt worden wären. Ein Schritt des neuen Adamaſtor wurde von einem Pole zum andern empfunden. Wenn Napoleon ſeinen Kerkermeiſtern entflohen, in die vereinigten Staaten gegangen wäre, würden ſeine auf den Ocean gerichteten Blicke hingereicht haben, alle Völker der alten Welt in die höchſte Aufregung zu verſetzen. Seine Anweſenheit allein an dem amerikaniſchen Ufer des atlantiſchen Meeres hätte Europa gezwungen, bewaffnet am entgegengeſetzten Geſtade zu lagern.

„Als Napoleon Frankreich zum zweiten Male verließ, meinte man, er hätte ſich unter die Trümmer ſeiner letzten Schlacht begraben ſollen. Lord Byron ſagte in ſeiner ſatyriſchen, gegen Napoleon gerichteten Ode:

To die a prince — or live a slave,
Thy choice is most ignobly brave.

(Ob zu ſterben als Fürſt, ob zu leben als Sklav,
War Deine Wahl ſchmachvoll brav!)

Dies hieß aber die Macht der Hoffnung in einer an Herrſchaft gewöhnten

und Alles noch von der Zukunft erwartenden Seele ſchlecht beurtheilen. Lord Byron glaubte, der Dictator der Könige habe ſeinen Ruf mit ſeinem Schwerte niedergelegt, und wolle in ſtiller Vergeſſenheit erſcheinen, allein er hätte wiſſen ſollen, daß Napoleons Laufbahn, gleich allen großen Geſchicken, von einer Muſe geleitet wurde und dieſe Muſe vermochte wohl durch eine neue unerwartete Löſung des Knotens, die ihre Helden erneuert und verjüngt hatte, die verfehlte erſte Entwicklung zu verbeſſern. Die Einſamkeit des Verbannungsortes und des Grabes Napoleons hat über ein ſtrahlendes Andenken eine neue andere Art von Täuſchung ausgegoſſen. Alexander ſtarb nicht unter den Augen der Griechen, er verſchwand in den prächtigen Fernen Babylons. Bonaparte iſt nicht unter Frankreichs Augen geſtorben, er verlor ſich unter dem mächtigen Horizonte heißer Zonen. Gleich einem Einſiedler oder einem Paria ſchläft er den langen Schlaf unter einer Weide, in einem engen, von zackigen Felſen eingeſchloſſenen Thale, am Ende eines verlaſſenen Fußwegs. Die großartige ſtille Ruhe, die ihn deckt, gleicht dem unermeßlichen Geräuſch, das ihn umgab. Der Vogel der Tropen, *an den Sonnenwagen geſpannt*, ſagt Buffon erhaben, ſtürzt ſich in das Lichtmeer des Geſtirns und ruht nur einen Augenblick auf der Aſche, deren Laſt den Erdball aus dem Gleichgewicht rückte.

„Bonaparte durchſchnitt den Ocean, um ſich an ſeinen letzten Verbannungsort zu begeben und bekümmerte ſich wenig um jenen herrlichen Himmel, der Chriſtoph Columbus, Vasco und Camoens erfreute. Auf dem Verdecke des Schiffes gelagert, bemerkte er nicht, daß über ſeinem Haupte unbekannte Sternbilder erglänzten; zum erſten Male begegneten ihre Strahlen ſeinen mächtigen Blicken. Was bekümmerten ihn Geſtirne, die er nie in ſeinen Bivouacs geſehen, die nicht über ſeinem Reiche aufgegangen waren! Und doch fehlte ſeinem Lebenslaufe kein Stern, die Hälfte des Firmaments beleuchtete ſeine Reize, die andere Halbſchied ſollte ſein Grab umglänzen.“

Mit dem Scharfblicke des Philoſophen, der ſchnell die ſich von ſelbſt darbietenden Aehnlichkeiten der engliſchen und der franzöſiſchen Revolution umfaßt, gibt uns Chateaubriand eine energiſche Schilderung der revolutionären Klubbs des Jahres 92. Nach großen hiſtoriſchen Figuren folgt die namenloſe Maſſe.

„Auch in England gab es Factionen und Parteien, was bedeuten aber die *Meetings* der Heiligen, der Puritaner, der politiſchen Gleichmacher, der Agitatoren gegen die Klubbs unſerer Revolution? An einer andern Stelle (*Genie du Christianisme*) habe ich geſagt, daß Milton in ſeiner Hölle ein Bild geliefert hat von den Verkehrtheiten, deren Zeuge er war; welches Gemälde würde er hinterlaſſen haben, hätte er geſehen, was ich im Sommer 1792 in Paris ſah, als ich von Amerika zurückkehrte und Frankreich durchreiste, um meinem Geſchick entgegen zu gehen?

„Neben der Nationatribüne waren zwei andere mit ihr wetteifernde Tribünen erwählt worden, die der Jakobiner und die der Cordeliers, der damals

katholischen Kirche, und in der katholischen Kirche Germanus Nikolaides und Bischof zum heiligen Synodos leiden.

Der Kindes des Lesbiers verkommende Ich in jenen Kindes, beim Kinder unter der Regierung, bei heiligen Kindes und Kinder, bei Kinder und Kinder Kinderkommen im Kinder jenen Kinder Kinder Kinder, im Kinder Kinder Kinder

Clément mit dem Geheimniſſe der Menſchwerdung, eben ſo wie Marat ſpäter mit dem Heilande der Welt verglichen wurde? Schrieb Karl IX. nicht an die Gouverneure der Provinzen, ſie möchten die Metzeleien der Bartholomäusnacht nachahmen, eben ſo wie Danton von den Patrioten die Wiederholung der September-Maſſakrirungen verlangte? Die Jacobiner waren nur elende Nachäffer, und zeigten ſich noch als ſolche, wie ſie Ludwig XVI. nach Karls I. Beiſpiele opferten. Weil Verbrechen ſich der gegen Ausgang des letzten Jahrhunderts entſtandenen ſocialen Aufregung beigemiſcht fanden, ſo kamen einige geiſtreiche Männer ſehr ungeſchickter Weiſe auf den Gedanken, daß nur aus dieſen Verbrechen die Großartigkeit der Revolution hervorgegangen ſey, von der ſie doch nur gräuelvolle aber nutzloſe Anhängſel geweſen; von einer ſchönen leidenden Natur hat man nur die krampfhaften Zuckungen bewundert!

„Zu einer Zeit, in welcher Kinder zum Spielzeuge kleine Guillotinen, um Vögel zu köpfen, erhielten, in der ein Mann mit rother Mütze die Todten auf den Kirchhof fuhr, zu einer Zeit, in der man jauchzte: „Vivat die Hölle! Vivat der Tod!“ in der man luſtige Orgien aus Blut, Stahl und Wuth zuſammengeſetzt feierte, und in der man auf das Wohl des Nichts anſtieß, zu einer ſolchen Zeit mußte man, um die Rechnung zu ſchließen zum letzten Feſtgelage, zu der letzten Poſſe des Jammers endlich gelangen.

„Danton fing ſich in ſeinem eigenen Netz; vor das Tribunal, ſeine eigene Schöpfung, geführt, nützte es ihm nichts, ſeinen Richtern Brodkügelchen auf die Naſe zu ſchnellen, muthvoll und edel zu antworten, das ganze Revolutionsgericht in Verlegenheit, den ganzen Konvent in Angſt und Schrecken zu ſehen, und philoſophiſch über Schandthaten zu reden, durch welche ja die Macht ſeiner Feinde geſchaffen worden war.

„Es blieb ihm jetzt nur noch übrig, ſeinem eigenen Tode eben ſo unbarmherzig entgegen zu treten, wie er Andere hineingeſchickt hatte, und ſeine Stirne noch über das in der Luft ſchwebende Meſſer zu erheben. Als er auf der Bühne des Schreckens, wo ſeine Füße feſtleimten in dem am vorigen Abende vergoſſenen und jetzt geronnenen Blute, mit einem verächtlichen Blicke die Menge überlaufen hatte, ſprach er zum Nachrichter: „Zeige meinen Kopf dem Volke, er iſt es wohl werth!“ Dantons Kopf blieb in den Händen des Strafvollziehers, während ſein kopfloſer Schatten ſich den geköpften Schatten ſeiner Schlachtopfer beigeſellte: auch hier herrſchte noch Gleichheit.“

So zeigt ſich uns der Politiker, der Hiſtoriker! Hören wir jetzt den Kritiker, den modernen Kritiker, wie er die Uebertreibungen ſeiner Zeitgenoſſen freimüthig und ausführlich beurtheilt. Dieſes merkwürdige Urtheil, in welchem Shakespeare und Racine ſo einfach und natürlich einander gegenüber geſtellt werden, liefert den Beweis zu jenem Axiome Chateaubriands, daß Schreiben eine Kunſt ſey.

„Shakespeare führt uns zu einer und derſelben Zeit vor das Trauerſpiel

im Bund, das Aufsicht auf der Straße, er stiftete seine eigentümliche Macht und Schönheit, wie in der weiblichen Welt mehr in Klang und Ton, Haltung und Geberde, Blick und Hauch, Berührung und Verschwinden scheinbar Nichtiger seine Gewalten. Die unendlichen Intrigen darüber, in einem Land wie Frankreich, wo Ehre, Vermögen, Leben von Hofgunst und Hofungunst abhängen, wo Ehrsucht, Habsucht, Furcht, Neid, Haß, Rache, Liebe, Verzweiflung, Leichtsinn, Tollheit, Laune, Eigensinn, Ausgelassenheit, Ernst, Spiel, Scherz, Ironie, Sarkasmus, Witz, Geist, Dummheit, Bosheit, Tücke, Arglist, Verstellung, Offenheit, Treue, Redlichkeit, Ehrlichkeit, Tugend, Laster, Sünde, Verbrechen, Mord, Selbstmord, Hölle und Himmel, Gott und Teufel, Alles, Alles, Alles, was Menschen und Menschliches, was Gott und Teufel, was Himmel und Hölle, was Alles und Nichts ist, was Alles und Nichts sein kann, was Alles und Nichts sein soll, was Alles und Nichts sein will, was Alles und Nichts sein muß, was Alles und Nichts sein darf

machen, das kleinſte Mädchen nimmt es in dieſem Punkte mit den beſten Meiſtern auf. Ganz gewiß würde es für Racine eine wahre Kleinigkeit geweſen ſeyn, jene Dinge, die ſein guter Geſchmack ihm wegzulaſſen rieth, in Scene zu ſetzen! Hätte er gewollt, ſo würde Theſeus Gattin in der Phädra vor den Augen des Parterre einen Angriff auf Hippolyts Keuſchheit unternommen haben; anſtatt der herrlichen Erzählung des Theramen hätten wir Franconi's Roſſe und ein furchtbares Ungethüm von Pappe bewundert; im Britanicus hätte Nero vermittelſt einiger leichter Kouliſſenvorrichtungen vor den Augen der Zuſchauer die Junia geſchändet, im Bajazet hätte man den Kampf dieſes Bruders des Sultans gegen die Verſchnittenen geſehen u. ſ. w. Racine ließ von ſeinen Meiſterſtücken nicht mehr weg, als was gewöhnliche Geiſter hinzugeſetzt haben würden. Das abſcheulichſte Melodrama kann tauſendmal mehr Thränen entlocken als die erhabenſte Tragödie. Aechte Thränen ſind nur ſolche, die von Orpheus Lyra hervorgerufen werden, und in welche ſich eben ſo viel Bewunderung als Schmerz miſcht. Die Alten gaben ja ſelbſt den Furien ein ſchönes Geſicht, weil in Gewiſſensbiſſen ſogar eine moraliſche Schönheit zu finden iſt.

„Jene Liebe für das Häßliche, die uns ergriffen, jener Abſcheu für das wahrhaft Schöne, jene Leidenſchaft für eckelhafte Krüppel jeder Art, jene Zärtlichkeit für Warzen, Runzeln und ſonſtige gemeine Formen können nur für eine Depravation des Geiſtes angeſehen werden, und eine ſolche ward uns von jener ſo hoch gerühmten Natur nicht verliehen. Wenn es ſich ereignet, daß wir irgend eine Art von Häßlichkeit lieben, ſo geſchieht es nur darum, weil wir in ihr eine gewiſſe Schönheit finden. Sehr begreiflicher und natürlicher Weiſe ziehen wir ein ſchönes Weib einem häßlichen, die Roſe der Diſtel, den Meerbuſen von Neapel der Ebene von Montrouge, das Parthenon einem Schweinſtalle vor; gleiche Grundſätze gelten für die moraliſche Welt. Fern von uns alſo dieſe *verthierte* (animaliſirte) und *materialiſirte* Schule, die uns endlich ſo weit bringen würde, einen durch irgend eine Maſchine bewirkten Abdruck unſeres Geſichtes mit allen ſeinen Fehlern höher zu ſchätzen, als unſer durch Raphaels Pinſel hervorgezaubertes Bildniß.

„Uebrigens hege ich keineswegs die Anmaßung, Zeiten und Revolutionen die durch Gewalt erzwungenen Veränderungen entreißen zu wollen, die ſie in literariſchen wie in politiſchen Meinungen hervorbringen, ſolche Veränderungen aber rechtfertigen niemals die Verdorbenheit des Geſchmacks, ſie deuten höchſtens nur auf eine ihrer Urſachen hin. Wenn Sitten ſich ändern, ſo erleiden natürlich auch die Formen unſerer Leiden und Freuden Abänderungen.

„Inneres Schweigen herrſchte in der abſoluten Monarchie während der kräftigen Regierung Ludwig XIV. und während der Schlafſucht ſeines Nachfolgers; weil es an innerer Aufregung fehlte, ſuchten die Dichter außerhalb nach einer ſolchen, und entlehnten ihre Kataſtrophen aus Rom und Griechenland,

um eine Geſellſchaft in Thränen zu ſtürzen, die ſo unglücklich war, in lauter heitern, luſtigen Umgebungen leben zu müſſen. Einer ſolchen, an tragiſche Ereigniſſe ſo wenig gewöhnten Geſellſchaft durfte man nicht einmal zu blutige obwohl erdichtete Scenen vorführen, ſie würde vor ſo Schauervollem zurückgeſchaudert ſeyn, hätte es ſich auch ſchon vor dreitauſend Jahren ereignet, und wäre es durch das Genie eines Sophocles geweiht geweſen.

„Heutigen Tages aber, wo das Volk ſelbſt mitreden darf und gleich dem Chor in dem griechiſchen Trauerſpiele ſeinen Platz in unſerer Regierung eingenommen hat, wo furchtbare, aber wirklich ausgeführte Dramen ſeit vierzig Jahren uns beſchäftigt haben, da ſtrebt die der Geſellſchaft mitgetheilte Bewegung ſich auch dem Theater mitzutheilen. Das claſſiſche Trauerſpiel mit ſeinen Einheiten und ſeinen unbeweglichen Dekorationen muß nothwendig kalt erſcheinen; von Kälte aber zur Langenweile iſt nur ein Schritt. Hieraus erklären ſich, ohne deswegen als Entſchuldigung zu dienen, die Uebertreibungen der modernen Bühne, das Facſimile aller Verbrechen, die Erſcheinung von Galgen und Henkersknechten, die Vorſtellungen von Mord, Nothzucht, Blutſchande, von Kirchhöfen, unterirdiſchen Gewölben und alten Schlöſſern.

„In jetziger Zeit exiſtirt weder ein Schauſpieler, der im claſſiſchen Trauerſpiele aufzutreten im Stande wäre, noch gibt es ein Publikum, um ein ſolches zu verſtehen und zu würdigen. Unſer Geiſt iſt durch die Nachläßigkeit und den Eigendünkel des Jahrhunderts ſo verdorben, daß, wäre es möglich, die anmuthigen Geſellſchaften einer Lafayette, einer Sévigne oder einer Geoffrin und der damaligen Philoſophen wieder hervorzurufen, ſie uns ſicher höchſt geſchmacklos erſcheinen würden. Vor und nach der Civiliſation, wenn man entweder noch gar keinen Geſchmack für geiſtige Genüſſe beſitzt, oder über einen ſolchen Geſchmack ſchon wieder hinaus iſt, ſucht man ſich mit Vorſtellungen ſinnlicher Gegenſtände zu ergötzen. Völker beginnen und endigen mit Gladiatoren und Marionetten; Jugend und Alter ſind kindiſch und grauſam.“

R.

# Feuilleton.

## Kleine Zeitung.

Mainz, im Juli.

Mit den Festen bezüglich der Säkularisation der Erfindung der Buchdruckerkunst und der Enthüllung der Statue Gutenbergs, worüber man so Vieles in den Zeitungen gelesen hat, ist es in diesem Jahre nichts, und wir müssen uns schon mit dem nächsten Jahre trösten! An die Säkularfeier dachten wir nämlich schon mehre Monate lang nicht mehr, weil wir nicht Lust haben, uns, nach einer falschen historischen Ansicht, als sey schon im Jahre 1436 die Buchdruckerkunst erfunden worden, die Ehre der Erfindung selbst zu rauben. Es ist über allen Zweifel von dem tüchtigen Geschichtsforscher Wetter bewiesen, daß erst 1450 die vollkommene Erfindung gemacht worden sey, folglich auch erst im Jahre 1850 die Säkularisation zu begehen. — Die Vertagung des Enthüllungsfestes hat aber einen andern Grund. Die Statue ist vollendet, gelungen, und in Paris zum Absenden bereit; auch das Fundament ist fertig und ragt bereits kräftig über die Erde hervor, so daß man auf der Stelle das Denkmal aufstellen könnte. Nur das Piedestal kann nicht zur versprochenen Zeit abgeliefert werden, da sich, wie man vernimmt, eine Beschädigung des ersten Marmorblocks, den man zum Fußgestelle verwenden wollte, zugetragen hat, und man sich erst nach einem unversehrten zweiten Marmorblocke umsehen muß, der aber an dem Orte (im Nassauischen), wo das Piedestal verfertigt wird, eben nicht sehr leicht zu finden seyn mag. Daher die Vertagung bis zum Juni nächsten Jahres, welche Vertagung uns sehr überraschend kam, da wir uns bereits sehr lebhaft in die Mitte der Festivitäten versetzten! —

Im nächsten Monate gibt die hiesige Liedertafel ein großes Conzert, dessen Ertrag für das in Bonn für Beethoven zu errichtende Denkmal bestimmt ist. Auch die hiesigen Musikcorps der preußischen Regimenter geben nächstens ein Conzert zu gleichem Zwecke. Das ist schön! Wenn man in Deutschland einmal anfängt, gegen seine unsterblichen Meister sich dankbar zu zeigen, dann ist die Morgenröthe einer bessern Zeit mit Sicherheit hereingebrochen! Daß es gerade unserem Decennium vorbehalten ist, einige der größten Männer aller Zeiten zu verewigen, mag uns mit gerechtem Stolze erfüllen; es zeigt, daß wir in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts für die Größe und für den Ruhm, die beide nicht auf den Schlachtfeldern blühten, die meiste Empfänglichkeit haben! — Das Unternehmen unserer geschätzten Liedertafel findet übrigens lebendigen Anklang, und man ist überzeugt, daß das große Conzert, im Interesse der Monumentssache, ein glückliches Resultat haben wird. Nur die Wahl der Musikstücke mag etwas schwierig seyn, da man natürlich nur Beethovensche Musik executiren will, und des Schönen und Himmlischen hier so viel vorhanden ist, daß man im Auswählen fast in Verlegenheit kömmt. Indessen bauen wir in dieser Beziehung auf den verständigen Sinn und den Geschmack des Direktors der Liedertafel, des tüchtigen Pianisten Messer. Derselbe wird uns einen der Sache würdigen Genuß zu bereiten wissen! — Mit der Wiedereröffnung des Theaters soll auch eine Vorstellung zu Gunsten des Monuments für Schiller gegeben, und dazu eines seiner besten Dramen gewählt werden. Auch dafür einstweilen unsern Dank. Es ist eigen! Für unsere Gutenbergische Monumentsache war die Theilnahme in der Beziehung in Deutschland ziemlich kalt. Wo hörte man von Vorstellungen, von Conzerten für dieses Unternehmen? Man dachte wahrscheinlich, das „goldne“

Klima und bald wieder Europa genug. Jene Stadt hat auch 250 Aerzte und — spricht.

Wenn die Regierung wissen könnte, in welchem Grade sie sich durch Ausschluß der Presse in den Augen der Gebildeten der Verachtung aussetzt, so würde sie diesen Schritt nicht thun. Wenn sie aber wissen könnte, daß sie durch ihn nur Einzelnen die Gelegenheit, sich zu bereichern, nicht aber dem Staate Vortheil verschafft, so würde sie ihn gewiß nicht thun. Ich verschweige jene Vortheile, welche die Presse dem Staate bringt, ich verschweige, daß sie ihm Millionen einbringt, ich verschweige, daß sie ihm Millionen erspart, ich verschweige, daß sie ihm Millionen erhalten hilft, ich verschweige, daß sie ihm Millionen erwirbt, ich verschweige, daß sie ihm Millionen erwerben hilft, ich verschweige, daß sie ihm Millionen erwerben kann, ich verschweige, daß sie ihm Millionen erwerben muß, ich verschweige, daß sie ihm Millionen erwerben wird, ich verschweige, daß sie ihm Millionen erwerben will, ich verschweige, daß sie ihm Millionen erwerben könnte, ich verschweige, daß sie ihm Millionen erwerben würde, ich verschweige, daß sie ihm Millionen erwerben könnte, würde, müßte, will, muß, kann, wird, will, könnte, würde, müßte, will, muß, kann, wird, will, könnte, würde, müßte, will, muß, kann, wird, will,

ausdrücken wollte, auf eine siegreiche, beinahe ergötzliche Weise widerlegt ist.

Der Unterschied zwischen beiden Ansichten ist der, daß Herr Diesterweg das Uebel in den Professoren, Herr Leo in den Studenten findet. Der Erste wirft den Professoren Unfähigkeit, Gemeinheit, Egoismus vor; der Letztere dieselben Eigenschaften den Studenten. Herr Leo sagt: Wir bekommen die Studenten aus den Hauptstädten und der Provinz, aus der untern Sphäre sehr oft versteckte, gemeine und aus dem Halse riechende Charaktere; aus der höheren verzogene, längst schon sinnlich erregte, oft bereits liederliche Charaktere; wie soll man auf Menschen wirken, die sich schon in dem Grade Selbstständigkeit zutrauen, daß sie die ihnen mißfallende Aeußerung eines Professors mit Fenstereinwurf bestrafen? Herr Diesterweg wird wahrscheinlich darauf antworten, daß man den Studenten den Raum nehmen müsse, ihren gemeinen Sinn auf eine solche Weise kund zu geben; daß man die Universitäten in höhere Lehranstalten mit pädagogischer Disciplin verwandeln, und in einem Staate, wo Alles gehorche, auch diese Uebermüthigen zum Gehorsam zwingen müsse. Dies stellt Herr Leo vielleicht nicht in Abrede, beklagt aber dann, daß mit der Veränderung der bisherigen Gestalt der Universitäten auch den jugendlichen, für das öffentliche Leben sich bildenden Gemüthern die Möglichkeit einer festen Charakterentwickelung genommen würde, die Möglichkeit, gut und gescheidt zu werden durch sich selbst.

Die Intention des Herrn Diesterweg ist wahrlich lobenswerth. Er verlangt Turnplätze, Korporationen, große Ideen, die das Gemüth der Studenten ergreifen müßten. Er spricht mit humaner Wärme und Entschuldigung über die Verirrungen der Demagogie, er ist für Religion und Sittenreinheit schwärmerisch eingenommen. Allein die Blößen seiner Schrift liegen in einer Angewöhnung, die er seinen Beiträgen zur pädagogischen Literatur verdankt. Diese Herren Philanthropen und Volksschulen-Seminardirektoren schreiben sich bei ihren meist für sehr beschränkte Köpfe bestimmten Büchern in eine eigene Ansicht und Behandlung der Dinge hinein. Das ewige Constituiren, Verfassen von Schulplänen, das Classificiren gewöhnt an eine vorschnelle und dreiste Art, das Vorhandene zu negiren und im schwärzesten Lichte zu sehen. Ein Autor für Schullehrer hat immer eine polemische Miene, ist immer Diktator, baut, reißt ein und pflegt sich in seine Felder fast immer zu verschwatzen. Den guten Schneidern und Leinewebern, die plötzlich auf die Idee kommen, Schullehrer zu werden, muß man die Dinge ziemlich klein zerschneiden, bis sie sie herunterbringen; man muß ihnen immer sagen, erstens, zweitens, drittens, man muß, um ihnen Begeisterung zu geben, das Trivialste in die Form einer neuen Erfindung kleiden und von der Deklination und der Conjugation immer so sprechen, als wenn das Heil der Welt davon abhinge. Denn ohne den Enthusiasmus eines Feldzuges gegen das Vorhandene kann man auf diese bleiernen Menschen nicht wirken; das Licht, welches man ihnen aufstecken darf, muß immer eine Brandfackel seyn, sonst kommen sie nicht in rechten Athem und schonen ihre Lungen. Man nehme alle Schriften von Türk, Zerrenner, Diesterweg, Harnisch, Denzel u. s. w., man wird hier immer einen Ton antreffen, der gefährlich ist, wenn er die Sphäre der Schule verlassen und sich auf höhere Fragen werfen wollte. Die Polemik entsteht hier zuletzt immer freilich aus einer guten moralischen Intention. Diese stürmt aber, stolz auf ihr gutes Gewissen, auf eine Welt einher, die plötzlich voller Mißbräuche steckt, und konstituirt dann in's Blaue hinein eine Menge von Abhülfen der vermeintlichen Uebel. Herr Diesterweg macht es so mit den Universitäten. Er bricht den Gegenstand so ziemlich über's Knie und macht sich, wo man seinen guten Eifer redlich anerkennen muß, durch die taschenspielerische Geschwindigkeit lächerlich, mit welcher er in fünf Minuten das deutsche Universitätenwesen organisirt. Da heißt es: 1) Christlicher Sinn muß eingeführt werden, 2) Herablassung der Professoren, 3) Sittlichkeit der Studenten und solcher Abstraktionen mehr, die sich freilich erzielen lassen, aber nur durch konkrete, ihnen zu gebende Unterlagen. Herr Leo hat diesen Nebulismus mit gerechtem Eifer gegeißelt.

Wenn man sich aus beiden Schriften ein Resultat ziehen soll, so wird man immer sagen müssen: So lange unsere Verhältnisse in Kirche und Staat keine Umgestaltung des Erziehungswesens erlauben oder verlangen, so lange wird man immer von einem annäherungsweisen Verfahren sprechen müssen, wenn einmal eingestanden ist, daß es entweder ein zukünftiges Ziel für die Universitäten gibt, oder doch, daß sie in ihrer gegenwärtigen Lage einige Veränderungen erleiden müssen. Wer wie ich davon überzeugt ist, daß moralische Tugenden, z. B. Gemeingeist, Religion, innerer und äußerer Anstand sich nicht durch rhetorische Hebel, durch Paränesen, durch Lamentationen und Preisaufgaben, sondern nur durch eingreifende Fakta und allgemeine Tendenzen erzeugen lassen, der wird immer darauf zurückkommen müssen, daß für's Erste die Universitäten einer solchen Einwirkung sich nicht zu gewärtigen haben, und daß es schon alles Mögliche ist, wenn man das Ueberwuchernde von diesen Anstalten fortschneidet,

und ihre schädlichen Wirksamkeiten auf ein Minimum reduzirt. Herr Diesterweg spricht von Hochbildern, Hochideen — das sind Riesen, die wir nicht aus dem Aermel schütteln können, sondern die von selbst in die Welt einziehen müssen. Die Universitäten sind keine isolirten Anstalten, sie können sich keine Separatbegeisterungen produziren, sie müssen das Große und Entzündende aus den Kreisen um sie her entlehnen, wenn sie auch die Fähigkeit haben, es schöner und edler darzustellen, als irgend andere Korporationen. So lange diese eingreifenden Momente fehlen, soll es aber wenigstens möglich seyn, sie der Wissenschaft zu entlehnen. Die Neuheit des Wissens, ein tiefes Philosophem, ein glänzender, entweder auf das Gedächtniß oder die Willenskraft der jungen Männer wirkender Vortrag, kann wenigstens momentan ersetzen, was sonst nur die Wirkung einer großen Zeitidee ist. Kenntnisse, Sitten und Anstand werden überall folgen, wo man den Stolz des Lernens und des Wissens empfindet. Und weil das Schwierige nur das ist, daß das Feuer gar bald verfliegt und der jugendliche Aufflug selten weiter als bis zum nächsten Berge kömmt, so sollten die Lenker der Universitäten darauf bedacht seyn, dem Idealismus Stützen zu geben, positive Unterlagen, die in Vereinen und mancherlei Hülfsmitteln, über die man wird nachzudenken haben, bestehen müßten. Man gebe dem Leben der Studenten Beziehungen, man veranstalte Versammlungen, kurz man suche die Indolenz gefangen zu nehmen und das Gute, was sich doch in der Mehrzahl finden wird, so zu absorbiren auf gemeinschaftliche Zwecke hin, daß selbst das Böse und Träge sich dem Anschlusse nicht entziehen darf und kann. Die Formen für dies System können wir hier nicht angeben; allein diese Aufgabe ist es, die man sich stellen muß, wenn man nicht anders der Meinung ist, daß die Universitäten nicht besser seyn können, wie sie sind.

Der größte Nachtheil, den Herr Diesterweg in Vergleich mit seinem Gegner hat, ist der Mangel an psychologischem Blick. Es ist das auffallend an einem Manne, der sein Leben der Jugenderziehung gewidmet hat. Es scheint, als versehe er sich nur mit Schwierigkeit in den Gedankengang eines jungen Mannes, der die Universität bezieht. Es ist gerade nicht die Freiheitslust, die wir in Schutz nehmen, da wir nicht einsehen, warum ein zwanzigjähriger Student eine größere Freiheit genießen soll, als ein zwanzigjähriger Commis; aber die Art, wie man lernt, wie man Etwas wird, wie man jene Uebung der Denkkraft erhält, welche von Herrn Diesterweg doch so eifrig beantragt wird, dieser ganze Prozeß in der Seele des Jünglings scheint ihm unbekannt zu seyn. Er verlangt, daß der Student durch den Dialog lerne; aber diese Form des Unterrichts ist dem Studenten durch seine Gymnasiallaufbahn so verleidet, und die Fähigkeit dazu in ihm schon so platt getreten, daß er sich beim Beginn seiner akademischen Laufbahn gerade nach recht viel Positivität und Systematik sehnt, daß er gerade durch das Heftschreiben Ueberblicke und Standpunkte gewinnt. Dazu kommt, neben der Lust am Systeme, in diesen Jahren eine oft fieberhafte, dialektische Sucht. Nach dem ersten Semester wird der fähige Student gewiß immer ein rechter Klopffechter mit Worten werden, ein polemischer Zänker, der überall anbindet, und zu zweifeln und wunderlich zu kombiniren beginnt. In dieser Periode täglich mit ihm zu debattiren und all' sein Studium in die Debatte zu setzen, hieße recht eigentlich ihn zum Confusionair und Windbeutel machen. Man höre nur in den philologischen und theologischen Seminaren das bittere und erhitzte Disputiren; man beobachte die Winkelzüge und Seitenschliche der Opponenten gegen die, welche eine Thesis zu vertheidigen haben, und den ängstlichen Moment, wenn sich die Parteien verbeißen und starr an einem Satze festkleben, den man so weit herumgezerrt und verdreht hat, daß der Professor selbst nicht anders kann, als statt ihn zu lösen, ihn zu durchhauen, so wird man froh seyn, daß der Streit hier von jungen Männern ausging, die drei Jahre lang vor dem Katheder des Professors geschwiegen, gelernt und mit mehr oder weniger Vertrauen sich an die Passivität eines Systemes gewöhnt haben. Dies nicht zu wissen, verräth keinen Scharfsinn und läßt glauben, daß Herr Diesterweg seine Studentenzeit längst vergessen hat. Er scheint die Vorstellung zu haben, daß die Studenten gute, fromme und wißbegierige Kinder sind, und übersieht dabei, daß die ganze Aengstlichkeit unserer gelehrten Erziehung, wie sie bis zum Abiturienteneramen fortgeführt wird, dies Quälen und Niederdrücken der erwachenden Jugendkraft, dies ewige Tagelöhnern, Präpariren und Gerüffeltwerden, endlich wie glühender Wein den Boden des Fasses ausschlägt und der Jugendseele Luft verschafft. Für die gescheidtesten Köpfe ist die Universitätszeit selten mehr gewesen, als endliche Ruhe, endliche Gelegenheit, Luft zu schöpfen und zu lernen, und zu werden, wie und was man will. Man belegt die Vorlesungen des Professors und hält selten bis zum Schlusse aus. Man fängt schon an, sich mit Freiheit in die Bücherwelt hinein zu arbeiten, und wird bald anfangen, sich zu sagen: daß der Professor, wenn er etwas Neues entdeckt hat, gewiß nicht wird unterlassen haben, es in einem Buche, das

man ja zu Hause lesen kann, zu veröffentlichen. Wenn diese Schlußfolgerung auch nicht richtig ist, so muß Herr Diesterweg doch bei seinem Mangel an pädagogischer Psychologie erstaunen, daß sie fast immer von den Köpfen gemacht wird, die sich in Zukunft als die besten bewähren.

Der Raum hindert uns, Bemerkungen dieser Art hier weiter fortzuführen. Wir machen aber jeden Freund der Bildung zur Humanität auf den Streit aufmerksam, der durch die Schrift des Herrn Diesterweg veranlaßt und durch die geistreiche Entgegnung des Herrn Leo recht eigentlich auf den Punkt gebracht ist, eine allgemeinere Debatte zu werden.

# Dramaturgische Uebersichten

von

## A. L.

### VII.

In Hamburg geht ein Regierungswechsel vor. Das dortige Theater sollte eigentlich nach Schröder's Gesetzgebung rein monarchisch regiert werden. Schröder selbst führte die Zügel mit Kraft und war Alleinherrscher im eigentlichsten Sinne des Wortes. Man ließ es sich gefallen; denn er war ein großer Mann, aus dessen Genie nicht nur das Hamburger Theater, sondern unsere ganze moderne Bühnen-Einrichtung entsprang. Er duldete nicht einmal einen Regisseur, dieses nothwendige Uebel, diesen faulen Knecht der gewöhnlichen Intendanten, der sich mit den Handwerksgebräuchen abzufinden versteht, und das Mittelding zwischen aristokratischer und künstlerischer Anmaßung bilden soll. In Hamburg besteht nur „der Wöchner", als scenischer Handlanger dem jedesmaligen Direktor beigegeben, um nach seinen Aufträgen dies und das zu besorgen oder zu bewerkstelligen, während Jener selbst das Regiescepter allein schwingt. Herr Friedrich Ludwig Schmidt, der Schröder's Unterricht in der Kunst, ein Theater zu regieren, noch genossen hatte, waltete bis jetzt in diesem Sinne. Die Engagements und alle Anordnungen umschleierte stets ein diplomatisches Dunkel, er legte die dramaturgischen Eier und brütete sie auch aus, ohne selbst seinem Mitdirigenten oft nur das Geringste darüber mitzutheilen.

Dieser Mitdirigent war nun Herr Carl Lebrün, ein gewandter und in gewissen Rollen sogar ein ausgezeichneter Schauspieler, der sich früher als Mitglied des zweiten oder des „Apollotheaters" viele Freunde im Publikum zu erwerben gewußt hatte. Als er nach dem Tode des alten Herrn Herzfeld durch reiche Verwandte, die für ihn die erforderliche Caution von 35,000 Mark Hamburger Banco leisteten, zu der Würde eines Mitdirektors emporstieg, mußten einige ältere Mitglieder, die wohl gerechtere Anwartschaft auf diesen Posten hegen mochten, abgefunden werden. Es waren dies die Herren Lenz und Schäfer; jener das Fach der Helden- und Charakterrollen, dieser — vormals Sänger — das der edeln Väter vorzugsweise ausfüllend, Männer, die in künstlerischer wie in gesellschaftlicher Beziehung sich des gerechtesten und allgemeinsten Ansehens erfreuten. Die Herren Lenz und Schäfer wurden nun bei der Standeserhöhung des Herrn Lebrün mit dem Titel „Regisseur" begnadigt, jedoch ohne dessen Funktion zu übernehmen, aber mit einer Gehaltsvermehrung von 900 Mark Hamburger Courant. Diese Ueberschreitung der Schröder'schen, dort noch immer gültigen Theatergesetze, wurde durch den Drang der Umstände entschuldigt, und mit der Ertheilung des Titels glaubte man sie auch eigentlich nicht so recht überschritten zu haben.

Herr Lebrün war zehn Jahre Direktor; er leistete als solcher wohl nur wenig; die Eigenmächtigkeiten des Herrn Schmidt mögen ihm oft hinderlich gewesen seyn. Ein unglücklicher Hang, den vielleicht die intellektuellen Kräfte des Mannes nährten, die einer starken Anreizung von Außen bedurften, gab mehrmals Veranlassung zu unangenehmen Erörterungen, die aus dem Innern der Direktionsstube bis in das Publikum transpirirten; die Rede ging schon oftmals, daß Herr Lebrün von den Geschäften der Bühnenleitung freiwillig-gezwungen zurücktreten würde, und nun endlich, nach dem Ablauf der zehnjährigen Kontraktzeit, ist dieser Moment wirklich eingetroffen. Herr Lebrün wird zugleich als Schauspieler zu wirken aufhören, und nur noch ein Jahr als solcher dem Hamburger Theater angehören. Dies Letztere ist ein Verlust; denn wie sorgsam man auch dort bemüht ist, zu rekrutiren und jedes Fach genügend zu besetzen, so wird doch so leicht Keiner gewonnen werden können, der einen Ersatz für Lebrün böte. Wer seinen Schneider Franciscus in den Mänteln, Carl XII. im Törfer'schen Lustspiel, Linden in den Quälgeistern, Perin in Donna Diana, Mercutio in Romeo und Julie, Schnifflinski, Spiegelberg, Wahlen in „Stille Wasser sind tief", und die französischen Vaudevillerollen der leicht humoristischen Gattung gesehen, wird gewiß meiner Meinung seyn und Lebrün in die Reihe der ersten deutschen Schauspieler setzen. Durch seinen Austritt verliert das Hamburger Theater offenbar mehr, als wenn Herr Schmidt ausgetreten wäre, der stets nur in beschränkterem Kreise Vorzügliches

wirkte und jetzt zu so hohen Jahren gekommen iſt, daß er beſſer thäte, das Kombdienſpiel an den Nagel zu hängen.

Unter den Candidaten für Lebrün's Stelle ſtand auf dem engern Wahlzettel des Comité's Herr Adolf Herzfeld, ein Sohn des ehemaligen Direktors und jetzt Mitglied des Wiener Burgtheaters. Ein junger Mann von geſchicktem Talente. Allein Herr Schmidt ſoll dieſen achtbaren Bewerber refüſirt haben. Hierauf wurde ein Herr Uetz in Vorſchlag gebracht, ein mittelmäßiger Sänger und noch mittelmäßigerer Schauſpieler, der ſich erſt ſeit Kurzem in Hamburg befindet. Er iſt dafür aber ein recht glücklicher Portraitmaler und hat den Herrn Direktor Schmidt mit ſeiner ganzen ſehr zahlreichen Familie nach und nach abkonterfeit. Es iſt daher kein Wunder, wenn der Familienrath ihm in geheimer Sitzung ſeine Stimmen ertheilte.

Die Bedingniſſe ſind folgende: der Inventariumsantheil Lebrün's wird auf 60,000 Mark feſtgeſtellt, wozu noch der Gewinn von dieſem Jahre mit 15,000 Mark kommt, was zuſammen 75,000 Mark beträgt. Der eintretende Direktor muß 10,000 Mark baar erlegen, das Uebrige mit 5 Prozent verzinſen und alle Jahre eine gewiſſe Summe — je nach dem Betrage des Gewinnes — vom Kapitale abzahlen, und zwar ſo, daß innerhalb zehn Jahren die ganze Summe liquidirt iſt. Da nun jetzt ſchon das ganze Inventarium (alſo wie viel weniger die Hälfte) die Summe von 60,000 Mark nicht mehr werth iſt, ſo kann man leicht denken, wie viel ſolches in zehn Jahren werth ſeyn wird. Trotz dieſer trüben Aſpecten hat nun Herr Uetz dennoch den Muth, den Handel einzugehen und ſich von Herrn Direktor Schmidt dem Comité proponiren laſſen. Es iſt ihm übrigens nicht zu verdenken, daß er darnach ſtrebt, Direktor des Hamburger Stadttheaters zu werden, da er doch dadurch in der Theaterwelt einige Bedeutung erhält, die ihm ſonſt durch ſeine Kunſt zu erreichen nie gelungen wäre.

Ein früheres Project des Herrn Schmidt, ſeinen Sohn, einen praktiſchen Arzt in Hamburg, zum Mitdirektor zu erhalten, wurde demſelben von den Aktionären rund abgeſchlagen, weil dieſe Herren darin etwas zu erblicken glaubten, was einem Monopol nicht unähnlich ſah, und Monopole in der alten Hanſeſtadt mehr als Alles gefürchtet werden. Lange wird jedoch Herr Schmidt die Direktion nicht mehr führen können, da er den Siebzigen nahe iſt.

Madame Lebrün, die Frau des ehemaligen Direktors, hat ein zehnjähriges Engagement mit 3000 Mark erhalten.

Herr Uetz ſoll übrigens nur einen Kontrakt mit einjähriger Kündigung abſchließen. Eine ſonderbare Klauſel! Welche Verbeſſerungen kann ein Direktor, der noch dazu durch einen Nebendirektor in ſeinem Wirken beſchränkt iſt, in einem Jahre bewerkſtelligen? Und kann der beſte Direktor nicht im Anfange einen Mißgriff machen, oder eine verſteckte Demarche zu machen gezwungen ſeyn, die wie Mißgriff ausſieht, oder ſo ausgelegt werden kann?

Wir wünſchen zu dieſer Veränderung alles Glück! Das Hamburger Theater hat für die deutſche Schauſpielkunſt eine hiſtoriſche Wichtigkeit, und war der Heerd alter Traditionen und einer heiligen Kunſtflamme, es wäre zu wünſchen, daß Beides erhalten würde, und daß neue Eindringlinge nicht zu viel fremdartige Elemente dorthin verpflanzten, die dem Alten Schaden brächten.

Fortſchritt iſt jedoch hier wie überall wünſchenswerth, und eingefleiſchtem Eigenſinn ſollte die Macht gebrochen werden, ſich ihm widerſetzen zu können. — Mein Hamburger Freund, der mir dieſe Details mittheilte, hegt die Beſorgniß, daß die neue Geſtaltung dem Fortſchritte nicht förderlich werden dürfte.

## Pariſer Moden.

Nie hat man eine Einfachheit des Negligé's recherchirter geſehen, als in der gegenwärtigen Mode. Dies findet hauptſächlich in dem Schnitt der Roben und in den Nebendingen ſtatt. Ein kurzer Aermel, ein entblößter Buſen und ein Volant als Beſatz werden gewöhnlich zur Halbtoilette getragen, wenn man zu Hauſe bleiben will und keinen Beſuch erwartet. Man verwendet hiezu ſchöne façonirte Mouſſeline, durchſichtig weiß auf weiß. Die ſchönſten werden Mouſſeline Sainte-Anne genannt. Dieſe zarten Stoffe können jedoch nicht anders als mit hohem Beſatz und kurzen Aermeln getragen werden. Man wählt ſie auch zum Empfange auf dem Lande und in den Bädern.

Mouſſeline de laine in matten Farben vertragen auch noch Volants und halblange Aermel; da dieſer Stoff aber vorzugsweiſe zum Negligé gewählt wird, ſo muß jeder Schein von Putz dabei vermieden werden. Die Sevignés, die breiten Falten, die glatten ſpitz zulaufenden Leibchen werden nur zum Putze genommen und mithin nur ſeidene Kleider ſo gemacht, jedoch kann man auch Seide zum Negligé verwenden. Trotz der hohen Beſätze werden die Röcke noch immer ſo weit getragen. Zu den Halb-Toiletten des Abends wählen einige Damen eine ſogenannte Pente, doch darf dies nicht mit den Schleppkleidern unſerer Großmütter verwechſelt werden. Es iſt weiter nichts, als daß der Rock mit allen

ſeinen Falten nach hinten zu ein wenig länger als vorne iſt. Vorne muß der Rock den Fuß berühren, hinten auf die Erde ſtoßen.

Sammt fängt an, an die Stelle der Juwelen zu treten. Man ſchlingt ihn um Arm und Hals, und hängt oftmals ſelbſt ein Medaillon aus.

## Londoner Moden.

In Hofanzügen beſteht der Rock aus weißem Krepp; vorn hängen zwei kleine Schnüre von Roſenkränzen und Roſen hinab, die Schleppe iſt von grünem, mit Blonden beſetzten Atlas. Zum Kopfputz dienen grüne und weiße Strauß-Federn, ein Bandeau und Ohrringe mit Brillanten. Peleriné und Manſchetten ſind von Blonde.

Morgenanzüge reichen bis an den Hals. Man trägt dabei Mantillen von Moda mit blaßrothem Futter und einem Beſatz von ſchwarzen Spitzen. Sie beſtehen aus Batiste écrue oder aus gedrucktem Wollen- und Seiden-Mouſſelin mit türkiſchen Muſtern oder farbigen Blumen auf grauem oder ſtaubfarbenem Grunde. Dazu wird häufig ein italieniſcher Strohhut mit einer Straußfeder getragen.

Schärpen ſind bei Anzügen zum Ausfahren (carriage dresses) ſehr gewöhnlich und beſtehen größtentheils aus ſchwarzen Spitzen. Auch ſah man venetianiſche Schärpen von indiſchem Mouſſelin, verbrämt mit weißen Spitzen. Letztere werden über Kleider mit hohen Leibchen getragen, bilden hinten eine Mantille und ſind auf dem Buſen drappirt, während die Zipfel wie die eines breiten Gürtels hinabhängen.

Einige neue Moden ſah man im Beſatz der Reisſtrohhüte. Dieſe hatten breite Ränder, waren blau eingefaßt, und im Innern mit Jasmin und blauen Maasliebchen geſchmückt. Ein Schößling von Wintergrün war — nach Art der Thränenweiden hinabhängend — an dem Kopfe befeſtigt. An Andern iſt der Kopf von einem kleinen Blumengewinde dicht an der Spitze umgeben.

Falbeln ſind bei Diner- und Abendkleidern (dinner and evening dresses) ſehr gewöhnlich. Bei Einigen beſtehen ſie aus Brüſſeler Spitzen. Iſt das Kleid von Seide, ſo beſtehen ſie aus denſelben in Feſtons zugeſchnittenen Stoffen, oder aus ſchwarzen Spitzen; letztere ſieht man jedoch am Gewöhnlichſten.

Bei den durch die Mode jetzt allgemein gewordenen Frühſtücken in größerer Geſellſchaft (public breastfeasts) erſcheinen die Damen gewöhnlich in geſticktem oder gedrucktem Mouſſelin, mit einem Unterkleide von pou de Soie. Auch ſah man dort weiße geſtickte Tullkleider mit Beſatz von roſafarbener Gaze.

Man ſieht kurze, eng anliegende Aermel, die aber mit Spitzen oder anderem Beſatz verbrämt ſind, ſo daß ſie wie voll dem Ausſehen nach erſcheinen. Weite Aermel ſind häufig an den Schultern mit Spitzen oder einer andern Verbrämung, die den Borden des Kleides entſpricht, beſetzt.

Bei den Blumen und dem Beſatz der Strohhüte iſt roſenroth und weiß am Gewöhnlichſten.

## Literariſches aus England.

Mrs. Trollope hat jetzt nach dem im vergangenen Jahre von ihr erſchienenen Roman Tremordyn cliff ſich noch einmal in faſhionabler Erzählung verſucht. Ein neuer Roman the life and adventures of Jonathan Jefferson Whitelaw iſt von ihr unter der Preſſe. Auch von Kapitain Marryat, dem wegen der Schilderung des brittiſchen Seelebens ſo beliebten Schriftſteller, iſt ein neuer Roman in demſelben Genre, worin er ſich ſchon mehre Male mit Glück verſuchte, unter dem Titel: Rattlin the Reefer angekündigt.

Unter den kürzlich in England erſchienenen Werken iſt bemerkenswerth:

Cooper's excursions in Switzerland

und

Schloss Hainfeld or a winter in lower Styria by Captain Basil Hall.

Bei dem Intereſſe, welches Spanien gegenwärtig erregt, ſind einige Reiſebeſchreibungen durch die Halbinſel angekündigt. Ein Werk mit dem Titel:

Spanish sketches by J. F. Lewis

iſt bereits erſchienen.

## Ein kleines Geſpräch zwiſchen zwei Pariſer Literaten.

— Lieber Freund, ich brauche tauſend Franken; kannſt Du ſie mir leihen?

— Sehr gern; auf wie lange?

— Auf ein Jahr.

— Auf ein Jahr, gut. Aber Du weißt, daß wir uns darin nicht ähnlich ſehen; ich lege das Geld nützlich an, was mir meine Theaterſtücke einbringen.

— Das weiß ich wohl.

— Doch ich bin weder Banquier noch Wucherer, das wirſt Du auch wiſſen. Du zahlſt mir mäßige Intereſſen von zehn Procent; mein Geld muß doch etwas tragen.

— Gewiß, da haſt Du recht.

— Das macht im Jahr hundert Franken. Du gibſt mir alſo eine Obligation von tauſend Franken und ich will Dir neunhundert Franken ſogleich auszahlen? Was meinſt Du dazu?

— Ganz wohl, ich erwartete es nicht anders von Deinem guten Herzen. Aber da fällt mir etwas ein. In einem Jahr könnte ich vielleicht nicht im Stande seyn, zurückzuzahlen. Wenn es Dir nichts ausmachte, so würde ich Dich auf zwei Jahre darum bitten.

— Du hast recht, ein Jahr ist bald dahin; gut also zwei Jahre, um Dir gefällig zu seyn. Dann erhältst Du achthundert Franken gegen Deine Obligation von tausend. Ist Dir's recht so?

— Ja, aber höre, wenn ich das Geld statt auf zwei auf vier Jahre nehmen würde, so könnte ich Dich noch sicherer bezahlen.

— Herrlich, hier hast Du sechshundert Franken; schreibe den Wechsel auf vier Jahre.

— Weißt Du was? Wenn ich Alles wohl überlege, so schreibe ihn lieber gleich auf zehn Jahre, und dann hast Du gar nichts mir zu geben nöthig.

Der Verleiher des Geldes war einen Augenblick überrascht, dann aber rieb er sich lustig die Hände und sagte: „Ich verliere nichts bei dem Spaß, ehe eine Woche verstreicht, benütze ich diese Scene für eines meiner Vaudevilles."

## Industrie.

Die Bereitung des Gases macht alle Tage neue Fortschritte und auch die Anwendung dieses Beleuchtungssystems verbreitet sich immer mehr. In diesem Augenblicke wird in Lamb-Lane ein Gasometer erbaut, welcher 152,681 Kubikfuß Gas enthalten wird, und auf der Themse bewaffnet man ein Dampfboot, welches nach dem Systeme des Lieutenants Engledue beleuchtet werden soll. Eine Vorrichtung, aus zwei Retorten bestehend, wird zwei Stunden vor Anbruch der Nacht an dem Heerde der Dampfmaschine angebracht werden und wird genug Gas enthalten, um das Verdeck, die Kajüte, die Maschinenkammer und die Zwischendecke zu beleuchten. Diese Verbesserung, die sehnlichst erwartet wurde, wird sicher manche Unfälle abwenden.

## Statistik.

Frankreich zählt 32,569,223 Einwohner, welche an öffentlichen Lasten 1,126,279,000 Franken zu tragen haben. Die Zahl der Grundeigenthumsstücke ist 10,896,682. Es gibt in Frankreich 15,940,105 Männer, worunter Kinder und Nichtverheirathete 8,866,422; Verheirathete 6,047,841; Wittwer 722,611; Soldaten 303,231. Ferner gibt es 16,629,118 Frauen, worunter Kinder und Unverheirathete 9,069,923; Verheirathete 6,056,836; Wittwen 1,502,359. Der jährliche Zuwachs an Bevölkerung beträgt 172,084 Seelen; die Zahl der jährlich abgeschlossenen Ehen ist 239,467; die der Findelkinder 33,628. In Hinsicht der Geburten findet folgendes Verhältniß im Jahre statt: auf 17 Knaben 16 Mädchen, 13 eheliche Kinder auf ein uneheliches, unter 28 Geburten ein ausgesetztes Kind. Wenn man dieses Verhältniß betrachtet, nämlich unter der Bevölkerung von 32,569,223 Seelen 2,324,722 natürliche Kinder und unter diesen wieder 1,092,910 Individuen, welche den öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten überantwortet werden, wie kann man sich da über Armuth und Verbrechen wundern. Die Totalsumme aller Lasten der Abgabepflichtigen erhebt sich zu der Summe von 1,052,679,762 Franken, welches auf die Gesammtzahl von 32,569,223 Einwohnern, wovon ungefähr 2,000,000 Bettler, Vagabunden, Galeerensclaven u. s. w. abzuziehen sind, ungefähr 34 Franken 50 Centimes für den Kopf macht.

## Die Grundstein-Legung des grosen Triumphbogens an der Barrière de l'Etoile.

Wer würde wohl glauben, daß zu dem mit gewaltigem Pompe aufgedeckten, Triumphbogen an der Barrière de l'Etoile, zu dessen Einweihung noch weit größere Feierlichkeiten angesagt waren, die aber zugleich mit der großen Revue abbestellt wurden und an dem mit einem Aufwande von neun Millionen Franken, dreißig Jahre lang gebaut wurde, wer würde wohl glauben, daß zu diesem großartigen Monumente kein Grundstein mit irgend einer Feierlichkeit gelegt worden ist, wo doch heutiges Tages fast kein Hühnerstall gebaut werden kann, ohne daß man gewaltig hochtrabende Reden aller Art hält und auf das Feierlichste der Grundstein gelegt wird? Und doch geschah es also. Dieser Triumphbogen, der die Siege der französischen Heere zu verherrlichen bestimmt war, wurde ganz ohne Sang und Klang begonnen. Zum Glück für die Nachkommen fiel es den an demselben beschäftigten Arbeitern ein, den 15. August, der gerade eintrat, zu verewigen. Schon waren vier Steinschichten in den Grund gesenkt, als dieser gute Gedanke ihnen kam; sie richteten nun einen Stein in Form eines sechseckigen Schildes zu, und gruben folgende Inschrift auf ihn ein, mit der sie ihn einsetzten: „Im Jahre 1806, am 15. August, als am Geburtstage Sr. Majestät Napoleons des Großen. Dieser Stein ist der erste, der in den Grund dieses Monuments gelegt wurde, unter Champagny dem Minister des Innern." Uebrigens liefert dieser Triumphbogen den Beweis, daß auch aus einem ohne große

Ceremonie angefangenen Bauweſen etwas Tüchtiges und Großartiges werden kann. Seine ganze Höhe beträgt 152, ſeine Breite 139, ſeine Dicke 68 Fuß. Die Höhe des Hauptbogens bis zum Schlußſtein mißt 90, die Breite deſſelben 45 Fuß. Der Querbogen iſt 57 Fuß hoch und 25 Fuß breit. Vermöge dieſer Dimenſionen kann ſich dieſes Monument kühn an die größten ähnlichen, uns vom Alterthume überlieferten, ſtellen.

## Die Boxerin.

So wie es Frauen gibt, welche Bücher ſchreiben, ſo gibt es nun ſogar welche, die boxen. London zeigt uns in dieſem Augenblick ein merkwürdiges Beiſpiel dieſer Abart des weiblichen Geſchlechts. Miß Eliſa Michel, ein junges und ſchönes Weib, ungefähr drei und zwanzig Jahre alt, geſchmückt mit allen Reizen der Natur und der Toilette, iſt ſehr berühmt in der Kunſt des Fauſtkampfs. Sie beſitzt zu gleicher Zeit die Gaben, Herzen zu verführen und Gegner in den Staub zu boxen. Vor wenigen Tagen wollte ſie mit Gewalt zu Lord Lowther in Cleveland-Wood eindringen und überließ ſich der ganzen Lebhaftigkeit ihres Naturells, als ein Conſtable erſchien und ſie vor das Polizeibureau führte. John Dawſon, das arme Opfer von Miß Eliſa Michels Kunſtgewandtheit, bringt ſeine Klage in folgenden Worten vor:

„Mademoiſelle kam dieſen Morgen und verlangte, anfänglich ſehr höflich, meinen Herrn zu ſprechen. Dem erhaltenen Befehle gemäß ſagte ich ihr, daß er ausgegangen ſey. Sie blieb aber dabei, daß ſie ihn ſprechen müſſe, weil ſie die Ueberzeugung habe, daß er zu Hauſe ſey. Ich wiederholte ihr, daß ſich mein Herr wahrſcheinlich von ihr nicht wolle ſprechen laſſen, worauf die Dame Miene machte, mit Gewalt einzudringen. Ich ſtellte mich alſo gleich vor die Thüre und ſtützte meine beiden Hände auf die Knie. Wie erſtaunt war ich aber, zu bemerken, daß Mademoiſelle Schirm, Hut, Shawl und Handſchuhe ablegte, die Aermel aufſchürzte, ihre kleinen weißen Hände in die Lage eines determinirten Boxers brachte und mich nach allen Regeln angriff. Zuerſt lachte ich, da ich es nur für Spaß hielt; aber ſie überzeugte mich bald, daß ſie bittern Ernſt machte. Mit der einen Hand hielt ſie mich bei den Haaren, während ſie mit der andern mein Geſicht auf eine mehr als unangenehme Weiſe zerarbeitete. Dies dauerte ſo lange, bis der Conſtable mich befreite.“

Miß Eliſa wurde unter ſtarkem Verweiſe zu einer Geldſtrafe verurtheilt. Man ſagte während der Verhandlung dieſer Sache, daß die Boxerin Braut ſey. Der arme Mann iſt wahrlich keiner kleinen Gefahr ausgeſetzt.

## Franzöſiſcher Gerichtshandel.

— Ihr Alter?

— Fünf und dreißig Jahre.

— Ihr Stand?

— Student der Medicin.

Der Kläger. Ja, es iſt wahr, er iſt Student; er iſt das bemooſte Haupt.

Der Präſident. Kennen Sie den Kläger?

Der Student. Ja, Herr Präſident. Er iſt der Regiſſeur des Hotel garni, das ich bewohne. Ich habe mehr als zweihundert Mal mit ihm gefrühſtückt.

— D. Kl. Auch das iſt wahr; zur Stunde der Collegien ſetzten wir uns regelmäßig zum Frühſtück, und das währte bis zum Mittageſſen, wenn es anders nicht der Herr vorzog, in ſein Zimmer hinaufzugehen, um ein kleines Schläfchen zu machen.

D. Pr. Sie ſind verklagt worden, den Kläger hier geſchlagen zu haben. Welch' einen Beweggrund hatten Sie zu dieſer ſträflichen Handlung?

D. St. Beweggrund, Herr Präſident? O genug, ich darf nur wählen. Herr Victorin hier iſt zuerſt von einem ſehr galligten Temperamente, und wird dadurch zu einem ewigen Widerſprecher in allen Dingen, die unſere Converſation während des Frühſtücks behandeln könnte, ſey es Religion, Moral, Politik oder Wiſſenſchaft. Er hat nie eine homogene Meinung mit einem andern Menſchen, beſonders aber iſt er mir entgegen und hauptſächlich, was Medicin betrifft, in der Therapeutik, da er eine ausſchließliche Bewunderung für das Syſtem Leroy's hegt, das ich nur bei ſehr wenigen Fällen annehme, wie es auch alle Mitglieder der Fakultät thun, und ich es gegen Jedermann zu behaupten übernehme, da die Verſchiedenheit der Temperamente und der verſchiedene Gang der innern Affectionen hinlänglich bew....

D. Pr. Ihre Meinung mag vor einer mediciniſchen Jury allerdings von großem Gewicht ſeyn, hier aber, vor der Corrections-Polizei, iſt Ihre Discuſſion ſehr überflüſſig. Antworten Sie daher kurz auf unſere Fragen. Kommt Ihr Streit von der Verſchiedenheit Ihrer gegenſeitigen mediciniſchen Meinung?

D. St. Nein, Herr Präſident, obgleich meine Studien auf dieſe Gegenſtände hingelenkt haben, ſo kann doch das ganze Quartier latin bezeugen, daß ich darauf kein Gewicht lege.

D. Pr. Schon gut. Nun aber ſagen Sie mir, was Sie dahin bringen konnte, Ihren Freund ſo ſchlecht zu behandeln?

D. St. Sogleich, Herr Präſident. In dem Hauſe, das wir Beide bewohnen, iſt im Erdgeſchoße ein Garkoch, bei dem ich gewöhnlich zu eſſen pflege. Ich darf ſelbſt, ohne mir ſchmeicheln zu wollen, behaupten, daß ich in ihm einen meiner intimſten Freunde verehre. Nicht wahr, Emanuel? (Emanuel, der neben ihm ſitzt, nickt mit dem Kopf, und Student und Garkoch drücken ſich brüderlich die Hand.) Sie ſehen, Herr Präſident, daß ich der Juſtiz nichts vorlügen will. Hinter dem Ladenſtübchen, das ſich hinten im Hauſe befindet, genießt Emanuel die Benützung eines kleinen Hofraums, worin er auf meinen Rath einen Speiſeſchrank errichtete, da ich bemerkt hatte, daß die ſonnigen Strahlen des Tagesgeſtirnes nicht dahin dringen und eine gewiſſe Friſche ſich in dieſem Hofraum verbreitete, die von gewiſſen Ausdünſtungen des Salpeters herrührte, eines Neutralſalzes, wie Jedermann weiß, das aus Pottaſche und Salpeterſäure hervorgebracht zu werden pflegt.

D. Pr. Ich erſuche Sie nochmals, nicht ſo umſtändlich zu ſeyn.

D. St. Vollkommen einverſtanden, Herr Präſident, ich werde abkürzen. Hierauf, nachdem Emanuel in meine Idee eingegangen und in dieſem Hof die Speiſeſchränke hatte ſetzen laſſen, um dort Fleiſch und Fiſche in einem Zuſtand aufzubewahren, welcher dem hygieniſchen Ruf ſeines Etabliſſements nicht nachtheilig zu wirken verſprach. Jetzt aber werden Sie die Bosheit des Herrn Victorin erkennen, der auf mein Ehrenwort eher verdiente, auf der Bank der Angeklagten zu ſitzen, als ich, wegen der von ihm erfundenen Umtriebe, um Emanuel wie mir und allen Abonnenten Emanuels Schaden zuzufügen. Nicht wahr, Emanuel? (Hier erfolgt ein abermaliges Janicken Emanuels und ein zweiter kraftvollerer und längerer Händedruck.) Nach einer Menge von dummen Späßen, die Herr Victorin gegen uns in Ausübung ſetzte und die den Stand unſerer Geſundheit bedeutend compromittiren konnten, wie z. B. uns ganze Eimer Waſſer in das Bett zu gießen, oder in unſere Stiefel Vitriol zu inſinuiren, welches aus metalliſchen, ſehr heftigen Oxiden beſteht — ich muß um Verzeihung bitten, daß ich in ſolche Details gerathe — alſo hat dieſer Schelm ſich unterſtanden, uns aushungern zu wollen, indem er jeden Morgen aus ſeinem Fenſter eine gewiſſe Baſe leerte, die mehr oder minder flüſſige faulende Subſtanzen enthielt, und zwar, wie geſagt, in den kleinen Hof, wo mein Freund Emanuel auf mein Anrathen Fiſche und Fleiſch in dem Speiſebehälter aufbewahrt hat. Sie fühlen wohl, meine Herren, was daraus entſtehen mußte. Ich bin nicht eben ſehr ekel in dieſen Dingen, aber ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ſo gut auch Emanuel ſeine Saucen zu verändern verſtand und die pikanteſten Dinge hinzufügte, dennoch immer ein gewiſſer peinlicher Beiſchmack verblieb, den ich ſelbſt mehrmals chemiſch unterſucht habe und auf meine Ehre die Verſicherung ertheilen kann, daß das Daſeyn von Stercus unwiderlegbar dadurch erwieſen wurde. Nicht wahr, Emanuel? (Emanuel verneigt ſich; ein dritter Händedruck.) Nachdem wir volle Ueberzeugung hatten, machten Emanuel und ich dem Herrn Victorin einige Bemerkungen, worauf er uns mit einem gewiſſen ſprichwörtlichen Redeausdruck bediente, der zu bekannt iſt, als daß ich ihn hier wiederholen ſollte, und überdies legte er uns noch an demſelben Abend eine Falle, deren Opfer ich geworden wäre, hätte ich mich nicht zur Defenſive bequemt und ihm eine Correction ertheilt, die er vollkommen wohl verdient hatte. Nicht wahr, Emanuel? (Vierter Händedruck.)

D. Pr. Hierin jedoch hatten Sie Unrecht. Man darf ſich nicht ſelbſt Recht ſchaffen und beſonders darf man nicht ſo handgreiflich verfahren. Sie haben den Menſchen arg zugedeckt; er ſchwamm in ſeinem Blute, und die Zeugniſſe der Aerzte beſtätigen, wie heftig Sie ihn geſchlagen haben.

D. St. Das iſt wahr, Herr Präſident. Ich ſchlug aus gutem Herzen zu und Victorin iſt keiner der ſtärkſten. Ich eſſe zehn wie er zum Frühſtück. Warum ſtellte er mir die Falle? Hätte er ſich damit begnügt, unſern Speiſen eine eigene Würze ertheilen zu wollen, ſo würden wir immer Freunde und gute Cameraden geblieben ſeyn.

Hierauf wird der Student der Medicin zu ſechstägigem Gefängniß verurtheilt. Er wendet ſich gegen Emanuel und ſtreckt mit einer leichten Bewegung dieſem ſeinen rechten Arm entgegen, wodurch Garkoch Pylades Gelegenheit erhält, ihm zum fünften und letzten Mal noch die Hand zu drücken.

## Vermiſchtes.

General Allard hatte in der Pariſer Münze eine Sammlung Medaillen aus der Zeit Napoleons im Werthe von 10,000 Franken beſtellt. Sie ſind jetzt fertig und werden in eine ſchöne Küſte von Paliſſanderholz verpackt, die mit dem Wappen der Stadt Paris geziert iſt. Das erſte Kriegsſchiff, das nach Bengalen unter Segel geht, ſoll ſie nach Lahore mitnehmen.

— Meyerbeer hat von dem König von Belgien den Verdienſtorden erhalten.

# Telegraph von Deutschland.

## Neuere Dichter.

Die Breslauer Zeitung enthält: In diesen Tagen ist ein kleines Geistesprodukt, benannt: „Feldblumen, gepflückt von Friedr. Sch. ꝛc. ꝛc. in einigen Häusern Breslau's bekannt geworden; da es jedoch schwerlich zur Kenntniß des größeren Publikums kommen dürfte, so glaubt Einsender dieses durch Mittheilung einer kleinen Probe den Freunden der Naturdichtungen einen Gefallen zu erweisen. Jenes Schriftchen enthält vier Gedichte, von denen das erste folgendermaßen lautet:

### „Auf den Diebstahl der Armenbüchse des reformirten Hospitals, am 14. Juli 1836."

Trauert, Götter, über des Heiligthums Entweihung!
Was man der Armuth geschenkt,
Nahm uns die Raubsucht hinweg!
Nicht der liebliche Spruch konnte den Räuber bewegen,
Nicht das erflehete Geld, welches der Armuth gehört!
Glaub' mir, einst erhältst du den Lohn,
Wenn nicht in Welten, doch Oben,
Fordert ein rächender Gott die Bezahlung zurück."

Referent findet es so unnachahmlich naiv, daß die Dichterin den heidnischen Göttern zumuthet, sie sollen über einen im christlichen Heiligthume verübten Diebstahl trauern, daß er versuchen will, durch die Mittheilung dieses ersten Gedichts den Appetit der verehrten Zeitungsleser auf die drei übrigen zu reizen. Wegen Befriedigung, selbst der kühnsten Erwartungen, wird Gewähr geleistet.

## Unglücksfall.

Marienwerder. Das traurige Geschick des Grafen Klingkowström auf Neuendorf im Rosenberger Kreise hat allgemeine Theilnahme erregt. Derselbe wollte am 7. Juni, begleitet von einem Diener, dem Gärtner und einem Knaben, auf einem Fischerkahne nach der in dem dortigen Daulner See belegenen Insel in der Absicht übersetzen, um dort verschönernde Parkanlagen anzuordnen. Der Kahn schöpfte Wasser und schlug ungefähr auf der Mitte des See's um. Der Graf, sonst ein geübter Schwimmer, wurde durch seine schweren (Wasser-) Stiefeln verhindert, sich frei zu bewegen und das Ufer zu erreichen. Er erlag seinen Anstrengungen und wurde, nachdem Hülfe, jedoch zu spät, herbeigeeilt war, in der Nähe des Ufers im Schilfe entseelt gefunden; der Gärtner, des Schwimmens ganz unkundig, theilte sein trauriges Loos, und nur dem Diener gelang es, sich und den Knaben, welcher sich beim Umschlagen des Kahns krampfhaft an ihn geklammert hatte, mit der größten Anstrengung aus dieser Lebensgefahr zu retten.

## Allerlei.

Die Leiche des in Frankfurt verstorbenen Freiherrn Nathan v. Rothschild wurde fast von sämmtlichen anwesenden Familiengliedern begleitet, zu Lande nach Mainz gebracht, um auf dem eigends zu diesem Zwecke gemietheten und bereits eingetroffenen Dampfschiff „Prince Wylhelm" nach Rotterdam, und von da nach London zur Beisetzung in die Familiengruft gebracht zu werden. — Nathan v. Rothschild war am 16. September 1777 geboren, und lebte seit 1798 zu London. Von den fünf Brüdern, welche die kräftige Quintupel-Allianz im Gebiete der Finanzen bildeten, leben jetzt noch vier; nämlich: Anselm, geboren den 12. Juni 1773, wohnhaft zu Neapel: Salomon, geboren den 9. September 1774, wohnhaft in Wien, Carl, geboren den 24. April 1788, wohnhaft zu Frankfurt; und Jakob (James), geboren den 15. Mai 1792, wohnhaft in Paris.

— Am zweiten Tage des Musikfestes in Braunschweig gerieth bei einem großen Ball im Schauspielhause, auf welchem sich über 800 Personen befanden, eine Dekoration am Proscenium in Brand, doch wurde das Fest dadurch nur auf kurze Zeit gestört und das Feuer bald gelöscht.

— Man meldet aus Hamburg: Ein junger Handlungsdiener, einziger Sohn einer Wittwe in Leipzig, der am Donnerstag von W. hier eintraf und am Freitag eine Stelle auf einem angesehenen Comptoir antrat, ritt am Sonntag Nachmittage außer dem Damm-Thore spazieren; in der Grindelallee fiel er vom Pferde, blieb im Steigbügel hängen und zerschmetterte an einem Eckstein den Hinterkopf. In einer Droschke von Herbeigekommenen weggebracht, gab er schon unterwegs den Geist auf.

— Aus Prag. Unter der Masse von Berichten und Eingaben, die eine in unserer Hauptstadt befindliche Behörde, von vielen ihr Untergebenen tagtäglich erhält, befand sich unlängst auch eine mit folgender Ueberschrift:

„Es wird die gehorsamste Anzeige erstattet, daß hierorts kein Mann, welcher entseelt seyn dürfte, vermißt wird." (Bohemia.)

— Folgendes sind die alten Biernamen Deutschlands, wie sie noch im vorigen Jahrhundert gäng und gebe waren, als Leipziger Nastrum, Hallescher Puff, Wittenberger Guckguck, Breslauer Scheps, Halberstädter Breihan, Gardelegischer Garley, Goslarische Gose, Styrither Mord und Todtschlag, Braunschweig'sche Mumme, Güstrower Kniesenack, Ratzeburger Rummeldaus, Weltiner Keuterling, Delitzscher Kuhschwanz, Osnabrücker Buse, Herforder Jamma, Eiblenförder Cacadulie, Broyhenburger Biet den Kerl, Königslutter Dongstein, Münster'sche Kolte, Kieler Witte, Jenaischer Dorfteufel, Helmstädter Klappit, Eisleben'scher Krabbel an der Wand, Lübecker Israel, Brandenburger Alter Klauß, Kolberger Black, Werningeroder Lumpenbier, Zerbster Würze ꝛc. ꝛc.

## Nekrologe.

Am 25. d. M. starb in Berlin in seinen besten Jahren der Schriftsteller Wilhelm Albrecht. Nicht unerwartet, denn schon mehre wiederholte Nervenschläge hatten ihn an sein Abscheiden gemahnt, und er sah mit einer gewissen heitern Ruhe, die ihn sein ganzes Leben durch in den traurigsten Wechselfällen desselben begleitete, und ihn denen, welche ihn näher kannten, so werth machte, dem Tode entgegen. Erst im reifen Mannesalter, nachdem er als geschickter Chemiker mehren Fabrikgeschäften, erst fremden, dann einem eigenen vorgestanden und das Glück ihn verließ, wandte er sich zur Literatur, in die er bis da nur dilettantische Streifzüge gemacht. Dieser Uebergang zu einer ganz fremdartigen Beschäftigung in einem Alter, wo die elastische Jugendkraft vorüber ist, gab ihm Gelegenheit, eben jene angedeutete Kraft zu zeigen, welche ihn bis in die letzten Momente nicht verließ.

— Aus Ungarn. Nach den Hazai Tudósitások vom 2. d. M. starb an diesem Tage in Pesth Se. Exc Herr Joseph Szilassy von Szilas und Pilis, k. k. wirklicher geheimer Rath, königl. ungarischer Kronhüter, Obergespan des Torner Comitats, Ritter des königl. ungarischen St. Stephansordens und Oberkurator der reformirten Gemeinden, an Altersschwäche im 82sten Jahre seines Alters. Er stand über fünfzig Jahre in öffentlichen Aemtern.

## Die artistischen Beilagen.

Wir übergeben unsern Lesern mit dem heutigen Hefte:

1) Eine historische Scene: Herzog Ulrichs von Würtemberg Abbitte vor dem Kaiser; Stahlstich nach P. E. Geißler's Zeichnung von Carl Mayer.

(Herzog Ulrich von Würtemberg hatte schwere Bedingungen in einem Vertrage zu Heilbronn eingehen müssen, z. B. die Reichsacht an den Bundeshäuptern (worunter sein Vetter Philipp) vollziehen zu helfen. In Ulm sollte Ulrich den im Vertrag bedungenen persönlichen Fußfall vor dem Kaiser thun, half sich aber, da er schwach zu Fuße und Auf- und Absteigen ihm sehr beschwerlich war, auf eine seltsame Art heraus. Er ließ ein Pferd so abrichten, daß es auf ein gegebenes Zeichen sich mit den Vorderfüßen niederließ, und mit diesem ritt er nun vor den Kaiser, worauf das Pferd, nicht er, den Kniefall that. Dieser Scherz gefiel dem Kaiser so, daß er dem Herzog den eigenen Fußfall erließ. [4. März 1547.])

(K. W. Böttiger, Geschichte des deutschen Volkes und des deutschen Landes. Zweiter Theil, S. 82.)

2) Original-Modebild aus Paris. Herren-Moden: Jagd- und Promenade-Kleidung. Jagdflinte nach der neuen Erfindung des Herrn Robert, Rue du Faubourg-Montmartre, 17, in Paris.

Zwei zu dem Artikel: Das große Liederfest und Schifferstechen in Ulm, gehörende Lithographien konnten, unbeschadet ihrer guten Ausführung, von den Künstlern zur heutigen Lieferung nicht fertig gebracht werden; mit der nächsten aber werden wir dieselben unsern verehrten Abonnenten unfehlbar übergeben können.

August Lewald.

# Reisen eines Einsiedlers

von

**Edgar Quinet.**

---

## Italien.

### I.

Nach meiner löblichen Gewohnheit begann ich, Albert, meine Reise, ohne Dir und Andern Lebewohl zu sagen. Vergib mir; am Saume unserer Wälder wird mir das Leben eine Bürde. Du fühltest noch nicht das Entsetzen, welches die gewaltigen Wälder in ihrem Schooße bergen, wenn die Schatten des Herbstes auf den Teichen sich sammeln. Zugvögel kamen von den Bergen herab; an jeglichem Morgen flogen ihre Schaaren vor meiner Thüre vorüber; ich dachte mir die Gegenden, Thäler und Meere, denen sie zueilten. Mich ergriff unaussprechliche Angst; wie sie empfand ich das Bedürfniß, den Thau meiner Träume abzuschütteln; wie sie bedurfte ich eines kräftigen Flügelschlags, meiner eigenen Erinnerung zu entfliehen. Als ich in den Sälen des alten Schlosses umherirrte, fand ich unheilvolle Schatten, die ich verlassen mußte.

Du kennst noch nicht die Gefühle, welche dann entstehen, wenn man nur das Echo des eigenen, umherschweifenden Gedankens vernimmt. Die Kraft meiner Jugend ward aufgerieben in unfruchtbarer Liebe der ganzen Schöpfung. Ich versank in einen Ocean ohne Form und Ufer. Ergriff ich nicht den Entschluß, mich ihm zu entreißen, so war ich verloren, denn dies Land, so düster es auch ist, besitzt so manchen Reiz. Es hält Euch an unsichtbaren Fäden zurück, gleich den Wasserblumen ohne Wurzeln, die kein Sturm loszureißen vermag. In der Leere, die mich umgab, entwickelten sich grenzenlos meine Gedanken, und Alles mangelte mir, sie auszudrücken. Ich verbrachte Tage, wo ich schwur, zum Dichter geboren zu seyn, wo ich sagen konnte: Auch ich bin ein Seher. Ich hörte Töne, die Niemand vernahm; ich sah Gestalten, die Niemand erblickte. Schritt ich des Morgens über den Thau der Allee, so schien es mir, als klagten Erde und Wasser. Tagelang folgte ich dem Rande

der Wieſen, Phantomen ohne Körper; Gedanken ohne Namen, unmöglich für jegliche Welt, verließen mich nie. Meine Seele war ein wahres Pandämonium, worin ſich Larven, die niemals lebten, bewegten. Wäre ich Muſiker, ſo hätte ich vielleicht die Harmonien ohne Hauch, die Seufzer ohne Stimme, die mein Herz wie das Wehen des Windes durchzogen, feſtzuhalten vermocht. Bewegte der Wind die Birken, ſo träumte ich von unausſprechlichen Melodien im Walde; allein dieſe himmliſchen Geſänge kamen nie über meine Lippen, und ich kenne keinen Ton, der eine Idee von ihnen erwecken könnte. Wenn ich an andern Tagen erwachte, bildete ich mir unwillkürlich Geſtalten, die ich gewünſcht hätte zu malen, und für immer meinem Blick zu erhalten. Auch erſchuf ich mir wunderbare Gebäude, deren Modell ſich nirgends findet, ideale Thürme, in denen ich unaufhörlich auf- und abſtieg. Ich erſchuf mir Balkone, von wo man einen unendlichen Horizont überſchaute, Baluſtraden, über die ſich Frauen und Geſtalten einer andern Welt beugten. Ich glaubte, als Künſtler geboren zu ſeyn, allein im Augenblick, wo ich die Träume in Umriſſen feſthalten wollte, erloſchen ſie wie die andern. Von dieſen im Traume halb gebauten Thürmen, den halb gemalten Geſtalten, den Melodien ohne Ton, verblieb mir nur das unbeſtimmte Gefühl des Zaubers; doch jetzt quälen mich dieſe Phantome, mein eigenes Chaos umlagert mich; ein blinder Inſtinkt treibt mich zum Licht; nur die Sonne Italiens vermag den verhaßten Nebel zu zerſtreuen.

Als ich durch Mantua kam, beſtieg ich die Felſen am Ufer des See's. Der Tag war heiter; vom gemäheten Graſe erhoben ſich leichte Dünſte, gleich wie die Träume der Pflanzen. In der Ferne erſtreckten die Alpengipfel ihre ſchneeigen Kreiſe am Himmel aus. Ach! die ſchönſten Erinnerungen meiner Jugend irren wie Gemſen, vom Jäger verfolgt, auf jenen Bergen.

Ich ſah den Genfer-See auf's Neue. Die Bilder Rouſſeau's, Saint-Preux's, der Frau von Staël, der Corinna, die Bilder von Byron und Manfred wiegen ſich auf ſeinen bleichen Fluthen. Steigen des Abends die Schatten der Berge auf den Grund des See's, dann ſind die Ufer gefährlich. Ihr vernehmt bekannte Stimmen, die Euch zurufen. Ihr neigt Euch unter die ſchlafende Fluth, und die geliebte Erſcheinung fordert Euch auf, bis an den Grund hinabzuſteigen. Dann vernimmt man neben Mallerayе Heerden, die unter Kaſtanienbäumen brüllen; die Glocke von Vevey läutet den Todeskampf der Julie; die weltliche Corinna ſetzt ſich an die Schwelle der Sennhütten; Manfred, auf den eiſenbeſchlagenen Stab ſich ſtützend, ſteigt von der Höhe der Alpen hinab. An der andern Seite des See's ſteht bleich, wie die allgemeine Wohnung für Dichterträume, das alte Schloß Chillon. Auch dann bebt jeglicher, der ein Herz beſitzt; er hält an, um das Echo zu vernehmen, athmet die kräftige Luft der Berge, denkt was er hätte werden können und was er iſt, und erinnert ſich ſeufzend der entſchwundenen Tage.

Ueberschreitet man die Alpen im Sommer, so bieten sie kaum ein Hinderniß. Die Straße des Simplon hat jegliches entfernt. Nur nach der Seite von Italien hin sind die Thäler steil und gleichsam abgebrochen, hier wird die Straße ein wahrhaftes Denkmal der Kunst, und man schaut an ihr den Kampf des Menschen mit der Natur. An einzelnen Stellen scheint die Natur die Kraft des Menschen zu überwinden, allein hier ist der Punkt, wo die Gewalt der Kunst in aller Höhe sich zeigt. Die Straße stürzt sich über Schluchten hinüber; sie kriecht, erhebt sich, springt auf. Der Kampf der menschlichen Kühnheit mit diesen so lange unbesiegbaren Gipfeln bewirkt gleichsam dramatischen Effekt. Dies Denkmal der Geduld und Verwegenheit ist ein heroischer Bau.

Am Anfang des Frühlings muß man jedoch die Alpen beobachten. Dann ist Clima und Jahrzeit ihnen natürlich. Eisige Gipfel strahlen wie gothische Rosetten. Dumpfe Stille ruht auf den Schneethälern, wo jegliches Geräusch erstirbt. Durch den Reif dringen die spitzen Dächer der Sennhütten. Vom steilsten Gipfel gleiten die Lawinen, wie Heere von Riesen in weißen Mänteln, hinab. Die Alpen scheinen zu leben. Sogar zu dieser Zeit kann man ohne alle Gefahr von den Gipfeln bis in die bewohnten Thäler auf Schlitten hinabfahren. Dies dauert dann kaum eine Viertelstunde. In diesem schnellen Lauf senken und nivelliren sich die Gipfel Euren Augen; die Größe der Gegenstände, der durcheilten Entfernungen, die Schnelligkeit des Falls, der reine, unbefleckte Schnee, bewirken eine Art von Schwindel; es scheint, Ihr nähmet als der Erste Besitz von dieser Natur voll Schnee.

Die Seen an der andern Seite der Alpen zeigen schon dieselbe Farbe, wie die südlichen Meere. Vielleicht sind sie nur von hellerem Blau. Die kleinen Borromäischen Inseln gleichen einer Schöpfung des Ariost. Sie sind wohl von derselben Anmuth, wie die Erfindungen im Orlando furioso, jedoch noch etwas wilder. Auf der größten dieser Inseln, die nur für die Phantasie der Dichter geschaffen zu seyn scheinen, steht unter Fischerhütten eine Kirche. Der süße Duft der Mailander Sprache beginnt dort mit Myrthen-, Oliven- und Citronenbäumen. Die Borromäischen Inseln sind die Schwelle der Wohnung, wo die Zauberin des südlichen Clima's weilt. Dies unbewohnte Schloß der Borromäer ist mit Gemälden geschmückt; dort schlafen in unterirdischen Sälen Statuen beim Rauschen der Fluthen. Hier ist Kunst und Liebe, hier ist Italien. Auf diesen zwerghaften Inseln spielte die Natur mit sich selbst; am Fuß der Alpen lächelt sie wie eine gewaltige Armida an phantastisch gestalteten Ufern.

Sieht man von fern die Kathedrale von Mailand, so möchte man wähnen, sie sey ein Bau von Eis, am Fuß der Alpen von Ewigkeit her gebaut. Der alte gothische Dom diente dieser Architektur zum Modell; wie wird aber der strenge Typus von Cöln und Straßburg unter dem entnervenden Himmel

Italiens verändert! Das finſtere Gewölbe des Nordens wandelte ſich in weiſſen Marmor von heidniſchem Glanz. Auf dem Boden Saturn's fand der myſtiſche Bau ſich nicht heimiſch; mit profaner Neugier durchdringt ihn die Sonne des Südens bis zum tiefſten Schiff. Der kreuzartige Klee und die Roſette des chriſtlichen Doms wich dem Lorbeer der Heiden. Auch findet ſich dort kein pfeilartiger Thurm, der an den Himmel reicht. Mag der Geiſt Italiens die Wolken nicht lieben, oder mochte die Keckheit des Bau's zu der römiſchen Tradition ſich nicht eignen, der gothiſche, geſpitzte Thurm widerſtrebte den Völkern des Südens. Sie trennten ihn von der Kirche und bauten ihn allein und abgeſondert, wie in Venedig, Florenz und Piſa, oder ſie verſchmähten ihn, wie in Mailand. Der düſtere, myſtiſche Dom wandelte ſich unter lombardiſchem Himmel in ſinnlichen Glauben. Die Blumen des Marmors hauchen den Duft der Citronen- und Myrthenwälder, den Duft des Polytheismus. Dies irae ertönt nicht unter den Gewölben; das Echo der Lombardei könnte dort vielmehr von Liebesſonetten erſchallen. In der üppigen Natur zeigt ſich nicht mehr das Symbol des gekreuzigten Gottes; die Madonna lächelt auf dem Wege der Pilger. Die unzähligen Statuen der Kirche gleichen den 18,000 Jungfrauen Cölln's; ſie ſcheinen erweckt in Körpern bleichen Marmors, gemeißelt von heidniſcher Hand.

Von Mailand aus nimmt dieſe gemiſchte Baukunſt des Nordens und Südens drei Richtungen. Nach dem adriatiſchen Meere zu geht ſie in die venetianiſchen Paläſte aus; nach dem Mittelmeere zu in den Campo Santo von Piſa; nach Toskana zu in Orviete; ſie folgte den Spuren der Ghibellinen.

Ich kam bei nie erbauten, unvergänglichen Denkmälern vorüber, bei Caſtiglione, Rivoli, Lodi; der Weg von Mailand nach Venedig iſt reich an ähnlichen Namen. Man ſieht Moräſte, bedeckt mit Binſen, Wieſen an den Seen, Alleen von Maulbeerbäumen und Weiden. Hin und wieder erblickt man auf einem weißen Häuschen die Narbe einer Haubitze, wie die auf der Stirn eines Bauers, der einſt als Soldat kämpfte. Auf den Schlachtfeldern bei Verona ſammeln junge Mädchen die Maulbeerernte ein. Romeo's und der Julia Vogel ſingt unter den Erlen von Arcole. Bricht das Dunkel der Nacht ein, ſo flattern Myriaden glänzender Inſekten vom Boden auf; ſie entzünden ſich, erlöſchen und entzünden ſich wieder, gleich Lampen, die den Todten leuchten.

Als ich in Venedig landete, ſchlug es eilf Uhr Nachts am Glockenthurm von St. Marcus. Mir ſchien es, als ſetzte ich den Fuß in das Land der Träume. Der Mond kam, durch den Zauber der balſamduftenden Geiſter Adria's herbeigerufen, aus den Wolken hervor. Schwarz bedeckte Gondeln glitten an mir vorüber. An beiden Seiten des Canals ſenkten und miſchten ſich die Schatten in den Fluthen, wie ein phantaſtiſcher Bau, der ſich des Abends für die Träume der Nacht erhebt. Als ich aber in Venedig länger

verweilte, und Steine und Gemälde dort berührt hatte, konnte ich den Effekt dieser zaubereichen Nacht nicht mehr beschreiben.

Venedig ist asiatisch und arabisch; zugleich auch byzantinisch, gothisch, lombardisch; allein der orientalische Charakter ist vorherrschend, und ohne ihn bleibt Venedig unverständlich. Die Schiffe der Republik trugen Styl und Gestalten aller Climate heim, die Kuppel von Byzanz, den Spitzbogen Mahomeds, die Cysterne der Wüste. Nichts gleicht der Stadt auf dem Continent; sie ist aus dem Meer entsprossen, phantastisch wie die Fluthen des Jupiter des Peloponnes, der Islamismus, der Christianismus, alle drei zugleich offenbaren sich an dieser Stätte des Schutzes.

So oft ich die Kirche St. Marcus sah, flatterten Tausende von Tauben an ihren Gipfeln. Sie setzten sich auf die Schultern, die Bücher, die Baldachine der Statuen, pickten in ihre Kelche und Becher; sie glichen Vögeln der Legende, die sich den Ohren steinerner Convibiten zuneigten, um ihnen eine Botschaft vom Himmel zu überbringen. Die Kirche St. Marcus selbst gleicht einer byzantinischen Legende. Sie ist die St. Sophia von Constantinopel, in den Occident hinübergetragen. Ein Volk knieender Statuen bewohnt ihre äußeren Nischen und scheint von fern auf marmornen Lippen eine heilige Sprache zu murmeln. Im Inneren ist die Geschichte des alten und neuen Testaments auf goldenen Grund gemalt. Eine ewige Litanei erschallt aus dem stummen Munde. Man wohnt dort in einer heiligen Stadt des eilften Jahrhunderts. Die Zahl dieser Seligen betrachtet Euch, Mann einer andern Zeit, der Ihr dies Paradies des alten Dogma's betretet. Besäßen sie menschliche Zungen, so würden sie Euch, wie den Pilger von Florenz, fragen: „Woher kommst Du, der uns so wenig gleicht?“

Dennoch ist diese Architektur noch weit von der Größe der nordischen entfernt. Sie erhebt nicht den religiösen Gedanken eines neuen Geschlechts in die Wolken; sie wird im Gegentheil durch das Gewicht byzantinischer Theologie erdrückt. Ein frühzeitiges, kraftloses Alter blickt durch die Vergoldung; man sieht die geschmückte Armuth der griechischen Kirchenväter, nicht die wilde Erhabenheit des westlichen Katholicismus. Man denkt an Chrysostomus, Basilius, nicht an Tertullian und St. Hieronymus. Besonders aber erkennt man in St. Marcus die Kirche eines Matrosenvolks. Erblickt man sie mit den kleinen Kuppeln vom Meere aus, so gleicht sie einem geweiheten Schiff, das beladen mit Chormänteln, Reliquien, gemeißelten Vasen von Byzanz, mit vollen Segeln in den Hafen einläuft. Neben ihr erhebt sich ihr Glockenthurm mit gothischen Spitzbögen. Dieser vereinzelt stehende Bau läutet die Stunden des Tages. Die alte Kirche ist stumm; kein Geräusch erschallt in ihr, den Wechsel der Stunden, die Folge der Zeit zu verkünden; sie kennt weder Abend noch Morgen, noch Geläute der Freude, der Trauer, des Aufruhrs; die geweihte Stadt des Dogma's kennt nur eine Stunde, die Ewigkeit.

Neben St. Marcus erhebt ſich der Palaſt des Dogen, durchaus in orientaliſchem Styl; ſeine Gallerien ſind die eines levantiſchen Palaſtes. Im Schmuck der Capitäler ſieht man Meer, Pflanzen und Muſiker mit der Mandolina und Viole ausgehauen, ein zweifaches Symbol der Geſchichte und des Geiſtes der Inſelſtadt. Zwei Ciſternen im Hofe erinnern an die Wüſte. Venedig beſitzt nicht eine Quelle; in den Fluthen erhebt es ſich wie ein Palmyra im Sande. Jener Palaſt aus Tauſend und einer Nacht erhebt ſich zu einem Staatsgefängniß. Der Senat wohnte zwiſchen zwei ewigen Torturen; unter ſeinen Füßen dehnten ſich unterirdiſche Kerker, über ſeinem Haupte die Bleidächer aus. Seht Ihr zum erſtenmal im großen Saal der Inquiſition Veroneſe's und Tintoreto's Gemälde an den Wänden ſtrahlen, dann erwecken Euch dieſe Feſte der Kunſt eine unwillkührliche Beklemmung, denn in der Mitte des Glanzes halb mauriſcher Architektur, inmitten der Bilder und Farben jener Maler, deren Pulsſchlag man zu ſchauen wähnt, vergrub die Ariſtokratie ihre Geheimniſſe. Die Regierung, eine Art nationalen Schreckens mit Wolluſt gepaart, fühlte ſich in dieſem Palaſt, zugleich Kerker und Muſeum, behaglich. Hinrichtungen berührten gewählte Wollüſte. Die kleine Brücke der Seufzer, über die Verurtheilte hinſchritten, um unter dem Dolche oder in den Fluthen zu ſterben, iſt mit ausgezeichneter Eleganz gemeißelt. Ich ſah einen großen eiſernen Helm, worin man den Kopf der Verdächtigen zerrieb; ſelbſt dieſer Helm iſt von ſtudirter Schönheit. Venedig äußerte den Geiſt plaſtiſcher Künſte ſelbſt bei der Tortur.

Venedig's Leben war Verſchwendung an jeglichem Tage; in ewigem Kampf mit Natur und Welt, konnte ſie den Sieg allein durch die äußerſte Spannung aller Springfedern des Staates bannen. Ihre wahre Kraft beſtand in den Berechnungen ihres Geiſtes. So ward Geheimniß in Allem, was ſie betraf, die erſte Lebensbedingung. In einem auf Schweigen gegründeten Staate wird man Dichter, Redner, Geſchichtſchreiber und Philoſophen vergeblich ſuchen. Venedig konnte nicht wie Florenz einen Dante, Boccaccio, Machiavelli beſitzen. Im Gegentheil, eine ſtumme Kunſt, die Malerei ward, die natürliche Kunſt einer ſtummen Geſellſchaft. Venedig warf ſich ihr in die Arme.

Mir fiel es auf, daß die düſtere Strenge der politiſchen Regierung Venedig's ſeinen Malern nie ſich mittheilte. Betrachtet man die Regierung, ſo ſollte man denken, die ganze Geſellſchaft ſey durch immerwährenden Schrecken geleitet, und jegliche Phantaſie ſey mit düſterem Schleier bedeckt. Unterſucht man im Gegentheil die Kunſt, ſo vermuthet man, die Menſchen hätten in ewigem Feſte gelebt; ſo wilde Phantaſie ſey nur bei vollkommener politiſcher Freiheit möglich. Titian und Paolo Veroneſe zeigen etwas Senatoriſches, wie die Ariſtokratie der hundert Inſeln. Beide beſitzen die pomphafte Sinnlichkeit, jedoch weder die Strenge noch die furchtbare Tiefe des Rathes der Zehn. Die Kunſt ward durch die Regierung nicht düſter, ſondern ſtrahlte mit Glanz den

Glanz des Staates zurück. Ein verirrter Strahl des Morgenlandes leuchtet auf den glühenden Bildern. Die Phantaſie dieſer Seefahrer war in den Bazaren von Byzanz und Cypern erhitzt. Venedig's Malerei iſt halb orientaliſch, wie ſeine Architektur.

Wahrlich, dieſe durch Kunſt geſchaffenen Geſtalten ſcheinen gegenwärtig die einzigen und rechtmäßigen Bewohner dieſer levantiſchen Gallerien. In den Paläſten weilen ſie wie eine ideale, ſchweigende Ariſtokratie. Unter den feuchten Spitzbögen der Gewölbe webt der Wurm die Seide; die Gondel fliegt vorüber, die Schwelle leicht berührend; die Volksmenge verliert ſich ohne Geräuſch auf den Brücken. Beginnt die Nacht, ſo ſenken ſich Möven und Sturmvögel auf die Stadt. Dennoch endet nie das Feſt in den düſteren Paläſten. Die an den Mauern hängenden Rahmen bewahren den Glanz vergangener Tage. Tretet Ihr in den Saal des Rathes, ſo ſchaut Ihr das patriciſche Venedig geſchmückt, wie Ignez de Caſtro im Grabe.

Oft ſammeln ſich violette Wolken, wie ſie auf der Leinwand des Tintorets ſchweben, über der Stadt; ihre geraden Linien ſind gleichſam nach dem Winkelmaß gezogen; dann vereinigt ſich das Licht in einem ſchmalen Streifen. Mit unglaublicher Deutlichkeit zeichnen ſich alle Gegenſtände unter dieſer Zone. Maſte, Taue, Raaen, Ruder, Alles ſcheint dann mit dem Grabſtichel auf kupfernem Himmel eingegraben zu ſeyn. Im Hintergrunde des in Erzfarbe glühenden Bildes ragt der Palaſt des Dogen, der Glockenthurm von St. Marcus mit dem goldenen Engel, auf den Inſeln die Dome des St. Georg, des Erlöſers und der Citella empor. Die ganze Stadt erhebt ſich aus der purpurnen Fluth, wie die Schöpfung eines Malers. Doch mitten im Glanze empfindet man den Eindruck des Elends, wie man ihn nur in Rom wiederfindet. In Venedig iſt dieſer Eindruck noch außerordentlicher, denn hier ſieht man keine Trümmer. Die Paläſte ſtehen noch unverletzt, und die Zeit raubte Nichts dieſer ariſtokratiſchen Pracht, welche in Venedig ein ewiges Feſt erſchuf. Inmitten dieſes Feſtes erhielt die Stadt den Todesſtreich; ſie ſtarb ſtehend.

Wahrlich, als die Republik Venedig niederſank, war ſie ſchon lange erſtorben; allein die Regierung bewachte mit derſelben Wachſamkeit ihre Leiche, wie ſie einſt bei der Blüthe und dem Glück des Staates ſpähete. Seit dem Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts lag die Republik auf ihrem Paradebett; dies Staatsgeheimniß zu verbergen, war Inquiſition und Tortur geeignet; der Erſte, welcher keck dieſe Umzäunung überſchritt, fand nur ein Phantom.

In einzelnen Zeitpunkten iſt Venedig noch immer die fröhlichſte und munterſte Stadt Italiens. Nur ſcheint dieſe übertriebene Freude mitunter traurig; der Carneval Venedig's gleicht dem Todtentanze.

## II.

Nach Venedig verweilte ich nur in Ferrara. Um zum Gefängniß Taſſo's zu gelangen, durchſchritt ich eine lange Reihe von Krankenbetten im Hoſpital St. Anna. Das Gefängniß liegt im Hintergrunde eines kleinen Hofes, mit dem es auf ebener Erde gebaut iſt. Ein dichter Hagel war gefallen, denn ein heftiges Gewitter hatte eine Stunde vorher ſich entladen. Das Gewölbe dieſes Kerkers iſt ſo niedrig, daß man an einzelnen Punkten kaum aufrecht ſtehen kann. Dort ward der Dichter ſieben Jahre lang wie Rothwild des Hauſes Eſte eingeſchloſſen. Während dem horchte Eleonore im Schloß von Ferrara dem Spiel der Laute, ſie lächelte in den Orangenhainen der Villas, aber auch nicht einmal erſchloſſen ſich die vom Dichter verehrten Lippen, um die Gnade des Sängers zu erbitten, der durch Liebe halb wahnſinnig ward. Lange Zeit diente er dem Vergnügen der glücklichen Prinzeſſinnen von Ferrara; als er aber das Leben mit ernſtem Blick betrachtete, als der Dichter, mit dem ſie ſpielten, ſeiner eigenen Unſterblichkeit gedachte, hielten ihn Alle aufrichtig für verrückt. Wahnſinnig war er wirklich, denn er überlieferte die Schätze ſeines Herzens gekrönten Frauen zum Spielzeug, und ſuchte in Feſten die Wiedergeburt andächtiger Liebe, der tiefſten Leidenſchaften vergangener Zeiten. In ſeinem Herzen braunte das Feuer ſeines Tancred und er wähnte, mit dem Hauche ſeines Athems die erſtorbene Geſellſchaft zu erwärmen. Er umſchloß Phantome an ſeinem Dichterbuſen, und ahnete nicht, wie das Herz der Königinnen erſtarrt war. Voll Begeiſterung für das Mittelalter trug er das brennende Herz eines alten Troubadours zum geſchmückten Grabe der Feudalität. Er ward der Romeo einer zweiten Julia; doch dieſe erwachte nicht für ihn im Grabe. Weil die Roſſe im Hofe ſchnaubten, weil ſchöne Frauen wie in den Zeiten der Kreuzzüge lächelten, wähnte er, die alte Liebe ſey noch nicht verloren, und ein gewaltiges Herz ſchlage im Buſen dieſer Geſellſchaft unter Seide und Vergoldung. Am Tage, wo er ſeine Täuſchung deutlich blickte, brach die Kraft ſeines Hauptes; er verſuchte es, den Zauber mit zitternder Hand, con una mano tremante, zu zerbrechen. Ach! ſeine Thorheit war göttlich, wie ſie auch Einzelne in unſern Tagen erbten, doch blieb ſie ſtets eine Thorheit.

Nach dem Gefängniſſe Taſſo's ſah ich das Haus Arioſt's. Heller Sonnenſchein ſtrahlte im Gemache des Meſſis Ludovico. Ein glänzender Kater ſchnarchte auf der Schwelle. Tauben klatſchten mit den Flügeln gegen die Scheiben des im Spitzbogen gebauten Fenſters. Ich vernahm den Wind, wie er durch die Thüren der Zimmer gleich den durch des Dichters Phantaſie erweckten Phantomen wehte und ſeufzte. Des Dichters Schreibzeug ſtand auf dem Tiſche. Ich ſtieg in den Garten hinab. Dieſer ſtand damals in voller Blüthe. Hier pflückte ich Nelken und Narciſſen. Bunte Schmetterlinge

ruheten auf ſpaniſchem Raſen. Hühner gluckten im Hofe. Alles verkündete die Wohnung eines Glücklichen. Arioſto gerieth nicht in die Schlinge, worin Taſſo gefangen ward. Zur rechten Zeit durchſchaute er den Werth des Trugbildes, das ihn umringte. Er liebte nicht, wann keine Liebe zu erwarten war. Er ſchätzte das Mittelalter ſo hoch, wie Roland's Roß, dem man nur einen Fehler nachweiſen konnte, den Fehler, geſtorben zu ſeyn. Von Königinnen verlangte er keine Thränen, die ſie nicht mehr weinen konnten, von den Lebenden keinen Enthuſiasmus, den die Todten einſt beſaßen. Den alten Hof Carl's des Großen und Artus Tafelrunde ſchmückte er mit der frivolen Schönheit des Hofes von Ferrara. Er ſchuf Bilder, um mit ihnen zu ſpielen; zuerſt trat er aus dem Heiligthum des alten Glaubens mit ſchallendem Lachen. Für dieſen theuren Preis blühten ſeine Veilchen; ſeine leichten Tauben tranken am Rande ſeines Bechers; jährlich baute die Nachtigall in den Roſenſtöcken ſeines Gartens ihr Neſt, während die Spinne ihr Gewebe im Kerker des Taſſo aufhing.

So ſcheint es miſchten ſich in jeglichem Zeitraum, der vollſtändig und abgeſchloſſen ward, Thränen mit Gelächter. Jegliches Jahrhundert bringt zwei große Masken, eine komiſche, eine tragiſche; bei den Alten Horaz, Virgil; im Mittelalter Boccaz, Dante; dann Arioſt, Taſſo; ſpäter Voltaire, Rouſſeau.

## III.

Florenz iſt noch immer Dante's ſichtbarer Commentar. Die Bauten, die Werke des Meißels, die Gemälde des vierzehnten Jahrhunderts und die göttliche Comödie zeigen die innigſte Verwandtſchaft und Aehnlichkeit. Im Schweigen der halb gothiſchen, halb lombardiſchen Kirchen ertheilen die Frescobilder der Giotto, Luppi, Thaddeo Gaddi eine gewiſſe Wirklichkeit den Viſionen des alten Alighieri; bei den Gemälden der Erzengel mit Geigen hauchen noch die Melodien ſeiner Terzette. In den Logen des Orcagna, am Ufer des Arno, im Hintergrunde der Kapellen und Klöſter, auf der Schwelle guelfiſcher und gibelliniſcher Paläſte erſcheint der pilgernde Dichter im Paradieſe florentiniſcher Kunſt. In chriſtlicher Zeit ward Florenz das wahre Land der Formen. Alles, was in unſerm düſteren Klima nur als Traum, Sehnſucht, Schmerz, Hoffnung ſich äußert, erlangte dort Körper und Geſtalt. Ein vollendeter Umriß umſchrieb die ſchnell entweichenden Bilder, die in unſerem Herzen vorüberſchwinden. Ein Volk von Mahlern und Meißlern kannte nie die eitlen Phantome, die in der Erinnerung ſich erheben und ohne Spur verſchwinden. Alles, was ſie liebten und haßten, berührten ſie mit dem Finger; ſie ertheilten dem geringſten ihrer Traumgebilde Unſterblichkeit. Die Himmel voll Liebe und Zorn, die der Menſch unaufhörlich ſchafft und einreißt, hefteten ſie gleich Schatten auf die Wand.

Es ist unmöglich, in Worten zu sagen, eine wie ungeheure und tiefe Gedanken zu begründen, kann eine kurze aus einer geringen Anzahl Worten bestehende Definition sein. Die Worte einer Definition begründen nie den Gedanken und die Wirklichkeit derselben; die Gedanken sind die Grundlage der Worte, die Worte der Definitionen. Darum wird Christi im Christenthum bestehen muss in Bezug der Gedanken derselben allein. Darum kann auch Niemand Christ werden durch bloßes Annehmen einer Definition seiner Gedanken, auch der Glaube besteht nicht darin, dass Jemand die Gedanken einer Definition annimmt. Alle diese Definitionen sind Versuche, die Gedanken der Christen auszudrücken, und sie können deshalb nur Grundsätze und Regeln für Christen sein, aber keine Definitionen des Christenthums. Wie es Christen gibt, die diese oder jene Definition der allgemeinen Kirche annehmen, so gibt es Christen, die diese oder jene Definition der allgemeinen Kirche verwerfen, und es kann auch Niemand Christ werden durch bloßes Verwerfen einer Definition. Niemand wird Christ durch das Annehmen der Gedanken einer Definition, auch nicht durch das Verwerfen der Gedanken einer Definition. Wie es Christen gibt, die diese oder jene Definition der allgemeinen Kirche annehmen, so gibt es Christen, die diese oder jene Definition der allgemeinen Kirche verwerfen, und es kann auch Niemand Christ werden durch bloßes Verwerfen einer Definition. Niemand wird Christ durch das Annehmen der Gedanken einer Definition, auch nicht durch das Verwerfen der Gedanken einer Definition. Christ kann nur Jemand sein durch die Gedanken, die Definitionen begründen, aber keine Definitionen sind. Christ kann nur Jemand sein durch die Gedanken, die Worte begründen, aber keine Worte sind. Christ kann nur Jemand sein durch die Gedanken, die Worte ausdrücken, aber keine Worte sind. Christ kann nur Jemand sein durch die Gedanken, die Worte bezeichnen, aber keine Worte sind. Christ kann nur Jemand sein durch die Gedanken, die Worte darstellen, aber keine Worte sind. Christ kann nur Jemand sein durch die Gedanken, die Worte enthalten, aber keine Worte sind. Christ kann nur Jemand sein durch die Gedanken, die Worte umfassen, aber keine Worte sind. Christ kann nur Jemand sein durch die Gedanken, die Worte einschließen, aber keine Worte sind. Christ kann nur Jemand sein durch die Gedanken, die Worte begreifen, aber keine Worte sind. Christ kann nur Jemand sein durch die Gedanken, die Worte umschließen, aber keine Worte sind. Christ kann nur Jemand sein durch die Gedanken, die Worte umgeben, aber keine Worte sind. Christ kann nur Jemand sein durch die Gedanken, die Worte umhüll

gleichzeitig mit der Reformation und der augsburgiſchen Confeſſion. Jeglicher unterwarf die religiöſe Tradition ſeiner Einbildungskraft. Wie weit ſind Michel Angelo, Leonardo da Vinci, Corregio von dem Glauben ihrer Väter entfernt! Sie ändern nach Willkür den überlieferten heiligen Typus. Weder Raphael noch Tizian nahen ihrem Pinſel mit dem andächtigen Zittern des Herzens eines Fra Angelico und Maſſacio. Wenn ſie ein Banket mit der Fornarina oder mit Arioſto verließen, erſetzten ſie den ſtrengen Katholicismus der Tradition durch einen venetianiſchen, florentiniſchen, römiſchen, der nicht mehr die Einheit der liturgiſchen Freskobilder offenbart. Der leidenſchaftsloſen byzantiniſchen Madonna verleihen ſie das Antlitz und die Züge der Frauen aus Parma, Albano oder Venedig. Der Wechſel der unzähligen Eigenheiten einer menſchlichen Phantaſie bringt im fünfzehnten und ſechszehnten Jahrhundert gleich verſchiedenen Sekten in den Himmel des alten Dogma's. Jeglicher bildet auf der Leinwand ſich ſein eigenes Evangelium; die Einheit des alten Symbols ging auf ewig verloren. Dies war die Zeit der Poeſie, der Kunſt und Schönheit, aber es war nicht mehr die Zeit des ſtrengſten Glaubens.

Im Beginne zeigten die großen, noch blutenden Crucifixe des Cimabue die Paſſion und Aſcetik des Mittelalters auf ſeiner Schädelſtätte. Man ſollte glauben, die Apoſtel, von Schrecken betroffen, hätten ſelbſt in harten Umriſſen die koloſſalen Freskobilder des zehnten Jahrhunderts gemalt. Die Zeichnung iſt roh, doch der neue Gott iſt erſchienen. Durch die barbariſchen Züge ſtrahlt eine apocalyptiſche Größe. Die byzantiniſche Jungfrau ſitzt auf einem Thron; ewige Ruhe erleuchtet ihre Stirne. Ihr Kleid, geſtickt mit heiligen Symbolen, theilt die himmliſche Unbeweglichkeit. Die zwölf Apoſtel, ſtets unzertrennlich, füllen die Kuppeln der Baſiliken. Es ſcheint, die Geſtalten wären außer der Zeit, über zertrümmerten Welten erſchaffen. In ihrem Himmel herrſcht weder Freude noch Trauer; alle ſind nur von einem Gedanken, von dem göttlichen, erfüllt. Sie beten nicht, ſie lehren nicht, ſie ſind in Anbetung verſunken. So ſchauen wir die Werke der Kunſt des zwölften Jahrhunderts.

Im folgenden Zeitalter bis zum fünfzehnten Jahrhundert iſt der Glaube nicht geringer. Die Geſtalten erheben ſich aber aus der Contemplation. Sie beginnen im Eden der Phantaſie umherzuirren und ihre heilige Muſe zu verlaſſen. Auf den Fresken Gaddi's öffnen die am leeren Grabe ſchlummernden Krieger die Augenlieder; ſie erwachen beim Anbruch des neuen Tages. Chriſtus erhebt ſich in ihrer Mitte, die Fahne des Todes entführend. Die Mauern des Piſaner Kirchhofs entlang ſchlüpfen Grotto's blaſſe Jungfrauen wie vom Tode erwacht dahin. Die Zeit war da, wo die Engel von Gozzoli, Buffalmacco, Fieſole in die goldenen Poſaunen bliesen. Auf ihre Geigen drücken ſie gekrümmte Bögen; mitten im ſchweigenden Concert zeigt die Madonna zuerſt jenes Lächeln, bei dem ganz Italien ſich noch bewegt fühlt. In dem Himmel

voll Melodien wandelt ſie hie und da einher mit dem Chriſtuskinde auf dem Arme. Dies war gewiß die anbetungswürdigſte Zeit der Kunſt, wenn man dieſen Namen einem Gebete, einem Akt des Glaubens oder vielmehr einem Votivbilde der geretteten Menſchheit ertheilen darf. Jegliche Hoffnung, jeder Glauben war vom Alter des göttlichen Knaben, der auf den Knieen der Madonna ſich wiegte. Die Künſtler, in Brüderſchaften vereint, kannten die Geheimniſſe der Ewigkeit bis zu den geringſten Nebenzügen. Es waren die letzten Träume des Menſchengeſchlechts an der Wiege des katholiſchen Dogma's.

Gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts hatte ſich Alles umgewandelt. Die Epoche der Vollkommenheit in der Kunſt iſt angebrochen. Was die Geſtalten an Schönheit gewannen, verloren ſie an der Strenge des Glaubens. Die Zeit war verſchwunden, wo das Dogma in geweihte Formen ſich kleidete; es iſt die Wiedereinſetzung der vergöttlichten Materie. Die Madonna ſtieg vom prieſterlichen Seſſel herab und verließ das Heiligthum der Baſiliken. Beim Schatten der Pinie ſitzt ſie in einem Dorfe Raphaels unter den Malven des Feldes in der Geſtalt eines Mädchens von Urbino. In der Ferne ſtrahlen die weißen Dächer eines Dorfes der Romagna, und der irdiſche Pfad, auf dem ſie einherſchritt, erſchallt von Cicaden, oder ſie wohnt neben Andrea del Sarto unter den Zügen der Florentinerin der Via Grande, oder ſie neigt ſich in die Werkſtatt Correggio's und athmet auf ihren Lippen den Duft der Myrthen von Parma und Cremona. Chriſtus ſelbſt war unter Michel Angelo's Pinſel ein zweiter Julius II., ein zürnender und kämpfender Papſt; er iſt nicht mehr der in die Tiefe ſeiner aſcetiſchen Paſſion verſunkene Gott. Die Propheten Juda's, die Sibyllen von Cuma und Epheſus begegnen ſich in der ſixtiniſchen Capelle. In ihren dunkeln Büchern ward der Judäismus, Paganismus, Chriſtianismus gemiſcht: jedoch die alte Orthodoxie war entſchwunden. Jene buchſtabiren zuſammen das dunkle Wort der Zukunft: in einer Zeit der Umbildung ſind ſie ſelbſt das Symbol einer neuen Welt. Am äußerſten Ende von Italien zeigt die Sinnlichkeit ſich offen in der Schule Venedigs. Auf der Leinwand des Paolo Veroneſe ſtrömen ewige Fluthen lombardiſchen Weines in den Krug der Hochzeit von Canaan. Das Mahl der zwölf Apoſtel dauert Tag und Nacht mit jener Pracht, wie ſie den Gatten des Meeres eigenthümlich war. Die evangeliſche Armuth umhüllt ſich mit dem Purpur Tizians, und ein Dogenmantel ruht auf den Schultern der Fiſcher von Galiläa. Das Fleiſch iſt erwacht; in dem Hintergrunde myſtiſcher Grotten erſcheinen und drängen ſich die Heiligen, die Patriarchen, die Kirchenväter, die unzähligen Auserwählten des Mittelalters im ſinnlichen Paradieſe Tintoreto's.

## IV.

Sobald ich die Campagna von Rom betrat, verließ ich meinen Vetturino. Um die Stadt offen vor mir zu ſehen, beſtieg ich eines der halbwilden Roſſe, die in der Gegend umherſchweifen. Als ich unter den Ponte Felice ritt, trat ein junges Mädchen aus einer benachbarten Hütte. Sie ging auf mich zu und reichte mir Pfirſchen und Trauben des nahen Berges. Ihre ſchwarzen Augen glänzten in der Sonne unter dem weißen Schleier, der ihr Haupt bedeckte, lange Ohrgehänge fielen auf ihre Schultern, ihre Hautfarbe war die des reinſten Marmors, wenn ihn die Sonne vergoldet; der Wuchs einer Agrippine umgab bei ihr ein ſcharlachrothes, mit Gold geſticktes Leibchen, wie ihn kaum eine Heilige ſo reich und koſtbar verbrämt in ihren Schrein verſchloß. Ich hielt mein Pferd an und betrachtete ſie einige Zeit voll Staunen und Entzücken; ſie glich einer ländlichen Madonna, die aus ihrer Niſche hinabſtieg.

Hinter Storta verkündet Alles, daß Ihr Euch Rom nähert, doch die Stadt bleibt Euch noch verborgen. Eine unbeſchreibliche Unruhe ergreift Euch. Hinter jeglichem Hügel glaubt Ihr Rom zu ſchauen, aber der Monte Mario entzieht es Eurem Blick, und Ihr ſchaut es nur im Augenblick, in dem Ihr es berührt. Man weiß nicht, welch' ein Wort man gebrauchen ſoll, dieſe Campagne genau zu bezeichnen. Ohne Dörfer, Pachthäuſer und Einwohner, beſitzt ſie weder Schatten noch Bäume. Man kann leichter bezeichnen, was ihr fehlt, als was ſie enthält; man ſieht weder Mauern noch Hecken, die Felder zu theilen; man ſchaut Nichts, was das ländliche Leben andeutet; man erblickt weder rollende Wagen noch Werkzeuge des Ackerbaues, weder Wieſen noch Furchen, weder Ebenen noch Berge. Die Geſtalt des in Terraſſen und in gerader Linie durchbrochenen Bodens zeigt einige Analogie mit der Majeſtät römiſcher Formen; die Größe der ſo geſchnittenen Plateaus offenbart denſelben Plan, wie die etruskiſche Architektur und Säulenordnung. Nach dem Sabinerlande zu eröffnen die zackigen Schluchten Tivoli's und Frascati's weite ſchattige Gewölbe nach der Ebene hin; der Horizont wird durch das Karnies des Monte Cavo geſchloſſen. Es iſt merkwürdig, daß auf dieſem von allen Seiten umſchloſſenen Raum die Geographie einzelne Punkte noch nicht erforſcht hat, welche auf den Landkarten weiß bezeichnet werden, als lägen ſie im Innern von Aſien. Da, wo der Boden ſich bricht, rollen eng eingezwängte Bäche unter Bögen von Kriechpflanzen und wilden Reben, unter denen eine Schaar von Moraſtvögeln fortwährend Schutz ſucht. Braune Büffel, die ein Schiff in's Schlepptau nehmen, laſſen ihre zottigen Schatten wie eine Laſt in die Fluthen ſinken. Von dem Rücken der Bergebenen ſieht man die feudalen Thürme der Colonna und Urſini oder Waſſerleitungen ſich erheben, die das Land nach allen Richtungen hin durchziehen, gebrochenen Reitergeſchwadern

gleichend, oder man ſchaut über einer Schlucht eine kleine Brücke, mit Zinnen bedeckt, um die Zollſtätte zu vertheidigen, oder auch eine elende Locanda mit weißem Maſt auf Trümmerhaufen, bisweilen auf Gräbern. Jenſeits ſchmaler Barrieren, die in weiten Zwiſchenräumen dieſe verlaſſenen Gefilde theilen, ziehen ſchwarze Heerden wilder Stuten vorüber: ein einziger Schäfer folgt ihnen zu Pferde, mit langem Lanzenſchaft bewaffnet. Je mehr man der Stadt ſich nahet, deſto einſamer wird die Gegend. Endlich — am Abhange eines Hügels — erblickt man auf einmal in der Ebene einen Winkel der Stadt und einen Streifen der Bai von Oſtia; Rom und das Meer, zwei unendliche, ewige Objekte.

Betritt man die Stadt zuerſt nicht nach dem gewöhnlichen Brauch durch das Thor des Volkes, ſondern durch das Thor am Monte Mario, ſo bietet dem Reiſenden ſich ein ſcheußliches Schauſpiel dar, welches aber dem, das er ſo eben verließ, entſpricht. Ueber der Mauer ſieht man ſtatt der Inſchriften Todtenköpfe, aufgehäuft in eiſernen Käfigen. Was mich betrifft, ſo waren Todtenſchädel das erſte, welches mein Blick traf; ſie grinſten, wie im Hamlet, auf dem Thore der ewigen Stadt.

Es gibt eine dreifache Roma: die Stadt des Alterthums, des Mittelalters und der Zeit der Wiedergeburt.

Die erſte ſetzte ſich in Beſitz aller Trümmer und aller Größe des antiken Italiens; etwas Monſtruöſes ruht auf den Ruinen, wie dies dem Reich geziemt, woran ſie erinnern. Die Thermen Caracalla's vermögten ſchon allein durch ihre unförmige Maſſe den Taumel des Wahnſinns zu bezeichnen, der unter den Cäſaren die Welt ergriff. In dieſem niedergeſunkenen Babel kann man keinen Plan erkennen; dies zeigt nie der griechiſche Geiſt, der bis zu den letzten Trümmern edeln und correkten Styl bewahrt. Dennoch durchdringt eine wilde Schönheit dieſe orgiaſtiſche Architektur. Durch die Spalten baute man eine kleine hölzerne Treppe, die auf den Gipfel dieſes Chaos von Mauern führt. Von dort überſchaut man die ganze antike Stadt; ſie enthält — von dieſem Standpunkt aus betrachtet — die Wahrſagungen der Propheten über Babylon. Denn auch der wahre Charakter des heidniſchen Roms liegt in ewiger Verdammniß. Nie überſchritt ich das Forum, ohne die Inſchrift an Conſtantin's Triumphbogen: dem Gründer der Ruhe (fundatori quietis) zu betrachten. Wahrlich, eine ſonderbare Zeit der Ruhe war jener Augenblick, welcher der Ueberſchwemmung von Gothen, Alanen, Hunnen, Vandalen, Lombarden ſo nahe lag. Die alte Stadt war müde und flehte um Gnade. Weil ſie eine Nacht ſchlummerte, hielt ſie ſich für gerettet; allein, was ſie Ruhe nannte, war der Beginn ihres höchſten Elends. Die Inſchrift klingt wie Ironie, die der Gott der Chriſten dem niedergeſunkenen Jupiter des Capitols hinwarf. Der katholiſche Cultus, der ſich überall auf den Trümmern des Heidenthums erhebt, ſchafft aus ihnen Denkmale der Vorſehung. Man ſollte

wähnen, der Erzengel des Chriſtenthums werfe ſie unaufhörlich nieder und zerſtreue mit ſeiner Ruthe die Götter des Alterthums, die, ſich verſpätend, im Joſaphat von Ziegeln und Marmor zurückblieben. Außerdem werden die Denkmale nicht wie in Griechenland durch ihre olympiſche Schönheit vertheidigt; ſie wurden eben ſo wenig auf dem Gipfel der Berge vergeßen; im Gegentheil, ſie werden auf der Bahn der Welt durch den Zorn Gottes unaufhörlich zu Boden geſtürzt und mit Füßen getreten. Im Colyſäum, am Fuß des hölzernen Kreuzes, welches in der Mitte dieſes Cirkus ſich erhebt, wird der Stolz und die hochfliegende Hoffnung des patriciſchen Roms dem Zahne unſichtbarer Löwen überliefert.

Deßhalb iſt Rom nie ſo ſchön als ſein Leuchten der Blitze, wenn das gewaltige Klima in jeglichem Sommer heftige Gewitter herbeiführt. Dann ſenkt ſich ſchon früh der Sirocco auf die Campagna; es herrſcht überall das tiefſte Schweigen, wie wenn ein Raubvogel Singvögeln ſich naht. In der Atmoſphäre ſchwimmen glühende Dünſte. Die Häupter der hohen Pinien der Villa Pamphili beginnen am Horizonte zu ſchwanken. Schaaren von Seevögeln fliegen von Oſtia herbei und bergen ſich unter die Gewölbe der einſamen Brücken. Die Tiber wechſelt ihre Farbe. Sie rollt wie ein hölliſcher Fluß durch die vom Fluch getroffene Campagna. Man wähnt, Seufzer ſtiegen aus den Grotten der R ma vecchia empor. Wenn die Blitze häufiger zucken, umringen ſie den Gipfel des Coliſäums, den Thurm Nero's, die Zinnen der Moles Adriani, die hohen Obelisken der freien Plätze mit dem Scheine des Zorns. Man möchte glauben, das Grab der alten Welt öffne und ſchließe ſich unter unſichtbarer Hand. Die Ruinen, welche die glänzende Sonne Italiens vorher vergoldete, ſcheinen bleicher wie Geſpenſter; die blühenden Neſſeln der Thermen hauchen faden Duft. Je mehr die Wolken ihren flammenden Bau aufthürmen, deſto blutiger wird ihr Schein über der Engelsburg. Endlich zerſpringt ihre irrende Stadt, an der Stirn der von Verdammniß Getroffenen ſich entladend. Wild umherirrende Hunde ſuchen Schutz im Grabe der Cäcilia Metella. Die kleine hölzerne Thür, die den Garten der Cäſaren auf dem palatiniſchen Berge verſchließt, bewegt ſich knarrend unter den Füßen der Steinböcke und der umherirrenden Ziegen. Tönt in dieſem Augenblick das Angelus auf der Glocke von S. Onophrius, dann wird der ſchwache Ton von tauſend andern wiederholt. Kaum erſtirbt dies letzte Geräuſch, ſo erhebt ſich ungeheures Murmeln vom Boden. Die Brüderſchaften der Todten beginnen ihren Klaggeſang am Abhang des aventiniſchen Berges. Das chriſtliche Rom kniet auf dem Grabe des heidniſchen. Weithin erſchallt durch die Finſterniß der Ruf: Miserere! Miserere! Dem Rom des Mittelalters gehören die byzantiniſchen Klöſter, Baſiliken und Muſive. Beſonders die letzteren, obgleich ſie ſelten bemerkt werden, verdienen Beachtung, denn ſie offenbaren den entſchiedenſten Stempel der erſten Zeiten des Chriſtenthums. Sie geben die Epoche, wo die

Kunſt, durchaus prieſterlich, gleichſam nur einen Theil der Liturgie bildete. In dieſen Gemälden erblickt man dieſelbe Barbarei, wie in der Sprache der Kirchenväter, neben derſelben Erhabenheit des Ausdrucks, wozu ſich dieſe nicht ſelten aufſchwingen. In Rom ſtehen ſie in natürlichem Wechſelverhältniß mit Katakomben, lombardiſchen Kuppeln, dem gregorianiſchen Geſang, der alten Orgel von Byzanz, der Poeſie der Litaneien und dem Dies irae. Noch lange werde ich der Baſilika des heiligen Paul außerhalb der Stadtmauern gedenken. Dieſe Baſilika des vierten oder fünften Jahrhunderts ward 1822 durch die Flammen von Grund aus zerſtört. Als ich ſie ſah, ſtand nur noch ein Theil des Chors, allein dies gerettete Stück war das koſtbarſte, denn von oben bis unten war es mit der rieſenhafteſten Malerei, wie ſie gewiß nirgends ſonſt vorhanden iſt, ausgefüllt. Sie beſteht in einem ſtehenden Chriſtus, in der ganzen Höhe der Kirche. Seine Füße berühren die Quadern des Pflaſters, ſein Haupt hält das Gewölbe. Ob auch die Formen des Coloſſes barbariſch ſind, der religiöſe Ausdruck ſeiner Züge, ſeiner Stellung, ſeiner Bewegung iſt ſo tief, daß er mich wie ein liturgiſches Porträt, von der Hand eines Märtyrers gezeichnet, tief ergriff. Der Chriſtus jener erſten Zeit ſaß dort ſinnend auf den Trümmern ſeiner Kirche. Unter ſeinen Füßen wuchſen Brombeerſträuche; Cicaden umſchwirrten ihn; da erhob ſich mein Herz zum Eindruck jenes verlorenen Glaubens, von dem dieſe Steine Zeugniß geben. Wie oft ich mich entfernte und den Platz wechſelte, die lange Wimper ſchien ſich mir gegenüber ſtets zu öffnen und zu ſchließen. Ueber meinem Haupte ſah ich Wolken vorüber ziehen, welche dann in einiger Entfernung die Mauern der Stadt mit weißem Scheine färbten. Da gedachte ich der Legende des an den Thoren Roms reiſenden Chriſtus. Seitdem erblickte ich die Meiſterwerke des Vatikans; jedoch Nichts ſchien mir ſo ergreifenden apocalyptiſchen Effekt zu äußern, als dieſer Chriſtus des vierten Jahrhunderts, wie er unter dem Geſträuch und den Büffeln der Campagna aufrecht da ſtand. Die Mauern der Stadt mit ihren Thürmchen an den Kanten gehören ungefähr derſelben Zeit an und machen analogen Eindruck. Sieht man von fern die zerſprungenen Mauern mit den winzigen Zinnen, dann iſt es unmöglich, ſich des tiefſten Mitleids zu erwehren. Man denkt ſich Rom, deſſen Vorſtädte den Propontis und Armorica berührten, wie es beim Herannahen der Barbaren ſich in ſtets engere Kreiſe zuſammenzog. Rom weicht zurück, wie faulende, verſiegende Fluth; zuerſt birgt es ſich hinter den Rhein, dann hinter die Alpen, allein ſein unerbittlicher Feind folgt ihm mit Rieſenſchritten. Der Tag bricht endlich an, wo es ſich wie ein verwundeter Krieger hinter die Zinnen der Porta Pia und den St. Johann des Laterans zurückzieht. Wer hätte damals nicht geglaubt, die letzte Stunde der ewigen Stadt habe geſchlagen? Doch als auch dieſe Schutzwehr ihr verſagte, warf ſie das Schwert von ſich und ergriff das Kreuz. Da floh die Menge der Feinde und zerſtreute ſich nach allen Himmels-

Gegenden. Die Thore ſchloßen ſich für ein neues Rom, noch furchtbarer wie das antike. Die Erde ward weithin von Staunen betroffen, und daſſelbe Gefühl empfindet man noch jetzt inmitten des ewigen Wunders; es dringt ſich dem Kälteſten auf, und ertheilt der ewigen Stadt den tiefſten Ernſt. Will man erkennen, wie eigenthümlich dieſer Eindruck dem Lande iſt, ſo muß man Rom mit Athen vergleichen. Inmitten der Olivenhaine wird Athen ſtets heidniſch verbleiben. Die Menſchen mögen es ändern und zerſtören; ſie werden weder bewirken, daß ſein Himmel entſchwindet, noch daß ſein Meer in ewiger Olympiade lächelt. Sein Feld wird ſtets reich und fruchtbar verbleiben. Weder der Schmerz, noch die Paſſion Chriſti wird drückend auf Athen wie auf dem Horizont Roms ruhen. Seine kleinen Kirchen ſind nur Stellvertreter der Tempel; Pericles wird ſtets St. Paul dort in Schatten ſtellen; bis zum Ende der Zeit wird Athen den jungen Neubekehrten gleichen, deren Herz heidniſch blieb, als der Mund ſchon chriſtlich ſprach. In Rom dagegen iſt Alles chriſtlich, ſelbſt das Heidenthum; Chriſtus nahm durchaus vom Lande Beſitz, ſo daß er überall als ſichtbar erſcheint. Man müßte die Augen ſchließen, um dies nicht überall zu ſchauen. Das kurze Schwert der Legionen war ſiegreich, und er pflanzte ſein Vexillum auf Triumphſäulen. Die Menſchen gruben ſich einander Gräber und er legte ſich ſtatt ihrer in den bereiteten Sarg. Sie bauten Tempel ihren Göhen, und er betrat das Heiligthum; ſie bauten ſich Baſiliken, um Recht zu ſprechen, und er ließ als ewig lebendes Recht in den Seſſel des Prätors ſich nieder. Sie bauten ſich den Cirkus, die Kämpfe der Gladiatoren zu ſchauen, und er ſetzte ſich auf die Stufen des Colyſäums, um den gewaltigſten Gladiator, das Reich, unter dem Schwerte der Erzengel erliegend zu erblicken. So ſcheint es, war das lateiniſche Heidenthum in ſich Nichts, und nur im Voraus bereitet, den Chriſtianismus, als er die Wüſte Bethlehems verließ, zu umhüllen.

Ein Bau aber verleiht Rom vollends ſeinen Charakter und bewirkt, daß es als bleibendes Sinnbild des Katholicismus erſcheint. Dieſſeits des Alterthums und des Mittelalters, dieſſeits der Baſiliken, Ruinen, Muſive, erhebt ſich die Kuppel von St. Peter wie die ſichtbare Herrſchaft des Papſtthums. Nichts iſt leichter, als eine kleinliche Critik dieſer rieſenhaften Kirche zu geben, allein man darf ſie nur von dem Standpunkte ihres Wechſelverhältniſſes zu ganz Rom betrachten. Von allen Punkten der Ebene, beſonders von den Höhen Frascati's, Montecavo's, Albano's, erblickt man ſtets in der Ferne auf einſamem Felde jenen Dom, welcher Roms Stelle bezeichnet. Er iſt die dreifache Krone und Mitra der ewigen Stadt. Rom mit allen Jahrhunderten, die es durchlebte, ſchuf gleichſam nur ein Monument, deſſen Einheit der des Katholicismus analog iſt. Sein Fundament birgt ſich in den Gräbern der Märtyrer, ſein Haupt iſt mit der Kuppel der neuen Stadt gekrönt. Stände in Rom

nicht St. Peters Dom, ſo wäre ſie vorzugsweiſe die Stadt der Gräber und nicht das Sinnbild der ſiegreichen Kirche. Ihr würde die Tiare fehlen.

Dies Rom der Wiedergeburt iſt gewiſſermaßrn ein auf den Gräbern der Märtyrer vom Tode erſtandenes. Das Bild, welches die Chriſten des Mittelalters von der Stadt der Zukunft ſich ſchufen, ſcheint theilweiſe durch die Sculptur und Malerei des ſechszehnten Jahrhunderts verwirklicht zu ſeyn. Dieſe Kunſt ſelbſt war auch nur deßhalb ſo gewaltig, weil ſie auf Erden das ungeheure Ideal, welches im Herzen der Menſchen ruhte, wenn auch nicht in ſo hohem Grade, erfüllte. Die Stadt der Geiſter ward von Stein und Mörtel als wirklich erbaut; die Roma des Heidenthums, des Chriſtianismus, der Wiedergeburt, alle Zeiten und Formen umfaſſend, ward die Stadt der Vorſehung oder der Univerſalgeſchichte. Erblickt Ihr von ferne auf dem Platz St. Peter den Obelisk, wie er ſeinen Schatten auf den an ſeiner Baſis gezogenen Meridian wirft, ſo ſcheint dieſer koloſſale Zeiger einer koloſſalen Sonnenuhr die Stunde der Ewigkeit für die ewige Stadt anzudeuten.

Um dies katholiſche Rom zu vollenden, theilten ſich beide Künſtler des Papſtthums, Michel Angelo und Raphael, in den doppelten Geiſt jener Kirche. Vom Erſteren ward die Inſpiration der Bibel, vom Zweiten die des Evangeliums empfangen. Das alte und neue Teſtament offenbarte ſich zugleich in Beiden.

Die Schule Venedigs entſprach dem Geiſte einer ſinnlichen Ariſtokratie, die Schule von Florenz den Traditionen einer ritterlichen und geiſtig gebildeten Demokratie, die Schule Roms repräſentirte die vorzugsweiſe ſouveräne Inſtitution, das Papſtthum. Die aſcetiſchen Maler des Mittelalters ſtanden in natürlichem Wechſelverhältniß mit der aſcetiſchen Architektur, deren Mauern ſie mit ihren Frescobildern ſchmückten, mit der Kirche des heiligen Franciscus von Aſſiſi und dem Kirchhof der Piſaner, die Florentiner mit den Kirchen ihrer Schutzheiligen und der Taufkapelle ihrer Commune, Tizian mit dem Palaſt der Dogen. Raphael und Michel Angelo ſetzten die Kunſt auf den Thron St. Peters. Ihr Geiſt konnte überall die erſten Blüthen treiben, doch ihr wahrer Platz war im Vatican.

Will man mit einem Blick das epiſche Werk der chriſtlichen Tradition überſchauen, ſo genügt es, Raphaels Frescobilder zu betrachten. Die ewige Umwandlung der Kunſt iſt in ihnen um ſo bemerkbarer, als ein Theil des alten liturgiſchen Geiſtes unter den neuen Formen lebendig ſich noch regt. Das Ideal entwickelte ſich in der Kunſt auf dieſelbe Weiſe, wie das Dogma in der Kirche. Nicht an einem Tage geſchah es, daß die Kirche, die Madonna der Gräber, ſich mit dem Glanz und dem Ruhm des Papſtthums umhüllte; ſie erlitt zuvor ihr Märterthum. Bevor ſie zur Freude der Zeiten Leo's X. erwachte, ſang ſie auf den Gräbern des Mittelalters ihre Litaneien der Todten. So iſt auch Raphaels Kunſt nicht das Werk eines Einzigen. Man könnte ihr

den Namen der epiſchen ertheilen, weil ſie Alles, was ihr vorherging, umfaßte Sie blieb ſo eng mit der Tradition verknüpft, daß ſie oft vom Willen und der Wahl des Künſtlers als unabhängig erſcheint. Auch ſie ſchmachtete auf den Gräbern der Coenobiten. Aus der Tiefe der Catacomben entſchlüpfte ſie der heidniſchen Welt mit byzantiniſchen Formen; ſie lebte in den Zellen des vierzehnten Jahrhunderts und auf dem Kirchhofe der Piſaner. Deßhalb bewahrt ſie in ihrem Triumph noch Etwas von ihrem Märterthum. Unter der Schönheit, die im Sonnenglanz der Wiedergeburt aufblüht, erkennt man Spuren des Aſcetismus und der Schmerzen des Mittelalters. Raphael repräſentirt die Tradition der Kirche. Bei ihm offenbart ſich noch der Styl Perugino's, Maſaccio's und des Fra Angelico.

Anders verhält es ſich mit Michel Angelo. Er hat weder Lehrer noch Vergangenheit. Erkennt man in ihm auch eine wahre Verwandtſchaft mit Dante und den piſaniſchen Meißlern, zeigt er auch einen Anflug der Härte bürgerlicher Kämpfe, einen Anflug von Savonarola's Heftigkeit und des Ungeſtüms der Guelfen und Ghibellinen, ſo ſchwebt über Allem Dem der Geiſt der Unfehlbarkeit, der Alles nur ſich ſelbſt verdankt. Er ſchafft und erhöht die Tradition; er empfängt ſie nicht. Er herrſcht wie der Papſt, und enthüllt ſich als der älteſte Sohn des Gottes der Kunſt. In ſeinem bibliſchen Platonismus ſchafft er Ideen, ſchaut er Geſtalten, die er allein im Geiſte zu empfangen vermochte. Seine Werke ſind Dekrete; ſein Gott iſt der Gott des Bannfluchs; ſeine Madonna eine rächende und ſtrafende Maria; ſein Himmel droht. Zürnende Wolken tragen Jehovah. In der ſixtiniſchen Kapelle ſchreiben ſeine Propheten auf goldene Bücher die Bulle des Interdiktes für zukünftige Reiche. Seine Sillyllen von Cumae und Epheſus erſchrecken im Voraus vor dem Anathem des Mittelalters. In ihm offenbart ſich der Geiſt Gregors VII., wie der Geiſt Leo's X. in Raphael.

# Souvenirs d'Allemagne.

## Von einem in Paris habilitirten Deutschen.

### Die Locken Germaniens.

Die deutsche Geschichte ist ein so verzweifelter Punkt für den gewissenhaften deutschen Historiker, daß sich einer der letztern vor nicht gar langer Zeit in einem aparten Aufsatze zu der Anfrage getrieben fand: Gibt es eine deutsche Geschichte? Wenn wir diese seltsame Sache mit historischem Blute überdenken, und von den heutigen trupirten und düpirten Köpfen aufwärts steigen durch die Säcula der Perücken und Panzer bis zu den goldhaarigen Ahnen, so stellt sich allerdings das bedenkliche Resultat, daß es wohl allerlei deutsche Geschichten gibt, aber keine deutsche Geschichte. Nur zweimal findet eine Ausnahme statt, in zwei ziemlich von einander entfernt liegenden Zeiträumen. Diese beiden Ausnahmen ereigneten sich, als das deutsche Volk die Adler und Legionen der beiden Cäsaren Augustus und Napoleon theils erschlugen, theils aus dem Lande jagten.

Dem Ersten dieser deutsch geschichtlichen Momente, denn solche waren es, nur Zornausbrüche, ging ein seltsamer Akt vorher, der für das ganze deutsche Volk bis auf den heutigen Tag von einer beklagenswerthen symbolischen Vorbedeutung war. Die Römer nämlich, klassischen Andenkens, schnitten zwar den unterjochten Deutschen alle ungehorsame Köpfe ab; das hätte seyn mögen, wir wissen aus der Weltgeschichte, daß aus bloßer Kopfabhackerei selten etwas Großes herauskommt; aber jene toilettenkundigen Quiriten gingen spekulativer zu Werke; sie bewirthschafteten die stehen gebliebenen Köpfe als Wollhändler, schnitten, ich weiß nicht ob die Schur, wie heutzutage, auf einen besondern Monat beschränkt war, die goldgelben Flechten ab und schickten sie Kistenweise als gesuchter Artikel an die römischen Friseure. So wurden die Deutschen gleich beim Beginn ihrer Geschichte, im vollsten Sinn des Wortes, geschoren.

Nun muß man zugeben, und alle deutsche Geschichten belegen es, daß der

Deutſche einen Spaß verſteht, ſey er ſubtil oder grob, und nicht gleich wegen jeder Bagatelle zu den Waffen greift, aber dieſe ſymboliſche Entmannung durch die römiſche Speere war ihm außer Spaß und ſtieg in den gelüfteten Kopf. Jeder, dem nur goldgelbes Haar auf dem Scheitel ſproßte, und das war bei jedem ächten Germanen der Fall, ergrimmte und griff zu den Waffen. So ward die Sache Nationalangelegenheit und darum gelang der Schlag im Teutoburger Walde, worüber wir heut zu Tage noch in gerechte Verwunderung gerathen.

Jenes induſtriöſe Haarverſchneiden haben aber die Deutſchen Rom nie vergeſſen; und ſo oft in der Folge ein Kaiſer nach Italien zog, waren ſie bei der Hand und rächten den Lockenraub mit vandaliſchem Grimme. Sie mußten bei dieſen höchſt unerſprießlichen Expeditionen zwar oft außer den Haaren auch den Kopf laſſen; heldenmäßig kämpfte das Kaiſerhaus der Hohenſtaufen faſt ſeine Lebzeit über im heilloſen Welſchland, bis es ſeinen letzten Kopf auf einem Schaffote zu Neapel einbüßte. Wer wollte jenen zweitauſendjährigen zornigen Patriotismus verkennen in dem Buche des wackern Guſtav Nikolai? Bella Italia! Du haſt die goldenen Locken Germaniens theuer bezahlt.

Rom, trotz der Niederlage im Teutoburger Walde, konnte von ſeinem Syſtem, den Deutſchen mit der Scheere in die Haare zu fahren, nicht ablaſſen. Als ſeine Präfekte und Lictoren Nichts mehr zu ſchaffen hatten im deutſchen Lande, erfand es die Tonſur und ſchor abermals mit großer Ruhe einen Theil der deutſchen Köpfe bis auf die Kopfhaut. Nun hatten die Deutſchen wieder viele Jahrhunderte an den Glatzen zu laboriren, bis Martinus Luther zu Wittenberg auftrat und als Bratfiſch des ſechszehnten Jahrhunderts den Haarwuchs beförderte.

In Folge dieſer Haarwuchs befördernden Lehre Luthers fuhren ſich die Deutſchen wiederum dreißig Jahre einander ſelbſt in die Haare, worauf unmittelbar das Zeitalter der Perücken begann, unter welchen man die zerzaußten und zerſchlagenen Köpfe verbarg. Es war eine dürre, unerquickliche Zeit voller Bücher- und Puderſtaub, bis Napoleon gegen die deutſchen Perücken zu Felde zog mit Kanonen und Dekreten. Da wuchſen den Deutſchen die Haare wieder, ſie erhielten Einheit und Manneskraft und jagten den neuen Auguſtus aus dem Lande.

Die deutſchen Turner, welche hierbei rüſtig geholfen, ſahen jetzt wohl ein, daß, wie beim ſeligen Simſon, die Kraft des deutſchen Volkes eigentlich in den Haaren ruhe, und darum ließen ſie ſich dieſelben ſo lang wachſen, wie immer möglich, bis ſich das neue Inſtitut des deutſchen Bundes dieſer altväteriſchen Sitte widerſetzte.

Es ſind an die zweitauſend Jahre, ſeit uns Rom die Haare verſchnitt; die nächtlich ſchattenden Wälder von Altgermanien ſind gelichtet und klar und nebelrein ſcheint die Sonne über die heutigen deutſchen Lande. Es hat ſich darum unſer Haar ſichtbar gebräunt und die goldgelben Locken, jene einſtige

nationale Kopfbedeckung, werden immer seltener. Ueberdieß haben die zahlreichen Besuche aus aller Herren Ländern eine jeder wissenschaftlichen Untersuchung hohnsprechende Haarverwirrung zurückgelassen, so daß ich bezweifle, ob die heutigen Römerinnen noch Verlangen nach unsern Locken tragen. Wien hat in dieser Hinsicht die Fürsorge übernommen und liefert die schönsten Locken in allen Couleuren für Italien und Deutschland.

Dies ist die Geschichte der goldgelben Locken Germaniens.

Soll ich auch eurer gedenken, seidene, zauberhafte Fäden, die ihr euch weich und zart um die Schläfe der Töchter Germaniens legt; oder tändelnd herabringelt in reizendem Muthwillen, oder traumhaft umschattet Blumen lichter Sonnen?

Was siehst Du wie aus einem goldenen Traume zu mir auf, süßes, blondes Vermächtniß im einfachen Medaillon, seliges Pfand gestorbener Seligkeiten? Fern in einem schönen Thale von Deutschland, wo die Linden dufteten und die Nachtigallen schlagen, küßtest Du jahrelang ein Frühling-schönes Antlitz, bis die eigene zarte Hand selbstmörderisch Dich löste aus dem goldenen Reiche der Schwestern.

Schönster Juniabend meines Lebens, heilige Vorfeier jenes großen Frühlingsfestes, dessen Kerzen in einer andern Welt flammen, dessen Glocken in einer andern Welt tönen, aber in geweihten Augenblicken herüberklingen durch unsere Nebeldecken und feuchten Wolkenschichten.

Das Abendroth war einsam verblüht hinter Gärten und Rebenhügeln; immer tiefer versank die Welt in das große ahnungreiche Grab der Dämmerung. Der bunte Schmelz der Blumenbeete zerfloß in duftendes Grau; nur die weißen Lilien leuchteten geisterhaft in dunkeln Räumen. Aber je tiefer der blühende Erdensarg hinabsank in das ernste Reich der Schatten, um so flammender und überzeugender entzündete sich dort Oben der sonnengestickte Namenszug Gottes in unsterblicher Schöne.

Mitten im goldduftenden Dunkel, zwischen Blumen und Sternen, saß ich an der Seite Seraphinens, jenes poesiereichen Kindes mit blondseidenem Haar und frommen, wunderschönen Augen. Eine tiefe Sabathstille ruhte heilig über der nächtlichen Schöpfung. Das Reich der Träume wob seine goldenen Flore über Glocken und Kelche. — Da wanden sich leise und lind die Töne einer fernen Abendglocke durch Blätter und Stauden und legten sich wie Himmelsgrüße einer schönen Welt an unser Herz. Sie neigte wunderbar bewegt ihr süßes Haupt gegen meine Brust und ich hauchte einen leisen Kuß auf die schöne Stirne.

O Seraphine, flüsterte ich, seligster Traum meines Lebens, reizender Gedanke einer schönern Welt — und ich bat die Holdselige, warum ich schon so oft vergebens gebeten, um eine Locke ihres schönen Haars. Sie antwortete nicht und blickte wie eine träumende Blume nach dem immer tiefer sinkenden Abendstern.

Er ſinkt gen Frankreich, ſprach ich leiſe, bald folg' ich ihm und wiederholte meine Bitte in weichem flehenden Tone. — Da tönte eine bekannte Hofthürſchelle.

Die Aeltern ſind zurück, ſprach Seraphine, ſtand ſchnell auf und eilte den Gartengang entlang. Ich folgte. Im Wohnhaus am Eingang des Gartens war es lichthell geworden. Ich trat in den Salon, wo ich die heimgekehrten Aeltern begrüßte, und wo das Abendeſſen ſchon bereit ſtand.

O letztes heiliges Abendmahl in jenem ſchönen deutſchen Frühlinge voller Blumen und Liebe. Zum letzten Male ſaß ich gegenüber der reizenden Verkünderin einer Unſterblichkeit. Die Römer klangen an einander auf meine dereinſtige Wiederkehr aus dem ſchönen Frankreich. Und als ich mit ihr anklang und der Ton ſo rein und golden die Luft durchzog wie ſterbendes Abendroth, verſank ich zum letzten Male in jene ſeligen Himmel ihrer blauen Augen; und unwillkürlich durchklang mich das reizende Lied des herrlichen Hoffmann von Fallersleben, das er einſt in heiliger Stunde wohl auf eben ſo ſchöne Augen gedichtet hatte:

Ich ſchaute die blaue unendliche See,
Da ward mir im Herzen ſo wohl und ſo weh,
Doch als ich Dein blaues Auge geſehen —
Da weiß ich ſelbſt nicht, wie mir geſchehen.

Und ob ich die blaue unendliche See
Auch immer und immer wieder ſeh';
Das Waſſer immer nur Waſſer bliebe —
Dein Aug' iſt ewig unendliche Liebe.

Zur Erinnerung an jenen Abend aber bewahr' ich eine der ſchönſten Locken Germaniens, welche mir Seraphine in ein goldgerändertes Stammbuchblatt gewickelt, plötzlich in die Hand drückte, als ich ſchwermuthvoll ob des bevorſtehenden Abſchieds durch das geöffnete Fenſter noch den nächtlichen, duftenden Garten hinabſchaute. O ſeliger Augenblick! Ich wollte ihr nacheilen, ihr dankend zu Füßen ſinken; aber ſie war bereits durch die Glasthüre entſchlüpft. Ich klingte. Die Thür war verſchloſſen und meine Blicke trafen nur noch die Himmelsgeſtalt im ſilbernen Kleide, als ſie durch die zweite Thür entſchwebte.

Es war das letzte Mal. Ich habe ſie nie wieder geſehen; denn bereits am andern Tage rief ſie ein Brief an das Sterbebette ihrer weit entfernten Tante, welche ſich die letzten Augenblicke durch das Anſchauen eines Engels verſüßen wollte. Von Tag zu Tag verſchob ſich meine Abreiſe; Seraphine kehrte nicht zurück. So mußte ich fort; ohne Gruß und Kuß von ihr das Vaterland verlaſſen.

Das Poſthorn klang. Fort brauste der Wagen auf der Straße nach Frankreich. Auf meiner Bruſt aber ruhte wie ein ſtiller Segen das letzte heiligſte Geſchenk, das ich im Vaterland erhalten — eine Locke Germaniens.

## Die deutsche Komödie.

Daß die Deutschen ganz desperat ernsthafte Leute sind, erhellt aus dem einfachen Faktum, daß sie sehr gelassen darein schauten, als ihr bester Lustspieldichter todtgestochen wurde. Es war damals überhaupt eine sehr unlustige Zeit im deutschen Lande.

Das Amt eines deutschen Lustspieldichters ist aber seit jenem unseligen Dolchstoße des Jahres 1819 noch weit gefährlicher geworden; denn früher gab es wenigstens nur eine gutdenkbare Todesart für deutsche Lustspieldichter, das war der Hungertod.

Um in Deutschland überhaupt Lust zu bekommen, ein leidliches Lustspiel zu schreiben, muß man sich eine Zeit lang in rauheren Klimaten für diesen außerordentlichen Dienst abhärten, muß man seinen Magen, seine Haut, sein Gemüth an Strapazen gewöhnt haben, wie manche große Weltweise, bevor sie ihr Lehramt antraten, in der Wüste lebten und Heuschrecken verzehrten. Der todtgestochene Kotzebue debutirte deßhalb ein Jahr in Sibirien und Raupach hofmeisterte eine Zeit lang im europäischen Rußland. Seltsames Geschick! Rußland, das Pädagogium und Seminar für unser Lustspiel.

Der eigentliche Grund, warum es mit dem deutschen Lustspiel nicht fort will, liegt übrigens weit tiefer und ist lediglich in Madame Neuber zu suchen, welche berühmte Actrice bereits vor hundert Jahren in ihrer hypochondrischen Laune die einzige lustige Person in Deutschland, den braven deutschen Hanswurst, mit vielem Gepränge von den Brettern jagte. Aber eben dieser Hanswurst, dieser unselige Mensch, rächt sich seitdem als böser Geist, als dunkles Faktum mit seltener Consequenz am deutschen Lustspiel. Das erste Opfer, das seiner Rache anheim fiel, war Madame Neuber selbst, die er sterben ließ in Hunger und Kummer zu Laubegast, einem Dorfe an der Elbe.

Nicht lange darauf unterzog sich ein Professor zu Leipzig, ein hypochondrischer und gottesfürchtiger Mann, Namens Gellert, dem unheilvollen Geschäfte, deutsche Lustspiele zu schreiben. Natürlich fehlte die vertriebene lustige Person, der Repräsentant des Volkshumors. Die Rache blieb nicht aus. Der Professor starb; aber nicht vor Lachen, sondern weil er überhaupt zu wenig gelacht; er starb an Obstruktion. Dies war das zweite bekanntere Opfer, welches dem Hanswurst fiel.

Der talentvolle Jünger verschied ebenfalls an einem Magenübel; nur mit dem Unterschiede, daß bei Gellert ein zu voller Magen, bei Jünger ein zu leerer Magen die Ursache war — laut Vulgata ist er Hungers gestorben.

Friedrich Schiller war eine zu deutsche spleenige Natur, als daß ihm je hätte in den Sinn kommen können, ein Lustspiel zu schreiben; und Göthe war zu klug, auf so undankbarem Gebiete lange zu verweilen. Nur um seine

allſeitige Größe zu zeigen, in affirmativer wie in negativer Hinſicht, verfaßte er ein paar gute launige Sachen und ein höchſt abgeſchmacktes Luſtſpiel — den Bürgergeneral.

Der todte Harlekin war auch im neuen Jahrhundert noch nicht beſänftigt und hatte es ſonderbarer Weiſe nur immer auf den Unterleib der deutſchen Luſtſpieldichter abgeſehen. Theodor Körner ſtarb an einer Schußwunde im Unterleibe, im Kriege 1813, und Advokat Müllner 1829 am Gallenfieber.

Durch die Vertreibung des Harlekins vor hundert Jahren war aber in den luſtigen Theaterſtücken eine ſolche Lücke eingetreten, daß die ſpätern Luſtſpieldichter ſtets darauf bedacht waren, die Vakanz durch andere luſtige Leute zu beſetzen. Sie gingen hierbei ſehr weiſe und erfahrungsvoll zu Werke. Da ſie herausbekommen, daß ihr böſer Geiſt hauptſächlich nach dem Unterleibe ſeiner Gegner trachte, und in dieſer gefährlichen Gegend Schaden anrichte, ſo umwickelten ſie ſorgfältig und gewiſſenhaft die Corpora ihres luſtigen Perſonals mit Betten und Tüchern. Dies iſt der Entſtehungsgrund der dickbäuchigen Bürgermeiſter, Wunder- und Wunderdoktoren, welche geraume Zeit das Privilegium genoſſen, für luſtige Perſonen zu gelten. Unmittelbar an ſie ſchloß ſich das ebenfalls wohlbeleibte Corps der „polternden Alten.“ Das übrige Perſonal des Luſtſpiels, beſonders die Potentaten und Herren auf der Bühne, waren noch weit ernſter, als im Leben, und die Liebesleute noch zehnmal dummer als außerhalb, wo ſie bereits nicht für die Klügſten galten.

Ein ſchwacher Schatten des ehemaligen Hanswurſtes hatte ſich im warmblutigen Süddeutſchland als Kasperle und Staberl erhalten. Einen Shakespear'ſchen Narren im deutſchen Luſtſpiel einzuführen, hielt man bei der häufigen inländiſchen, nicht dichteriſchen Konkurrenz für überflüſſig.

Wir haben das tragiſche Geſchick geſehen, welches ſeit einem Jahrhundert die deutſche Komödie heimſucht. Nun muß man der Wahrheit die Ehre geben und geſtehen, daß die heutigen Luſtſpieldichter nicht dummer ſind als das deutſche Volk ſelbſt, welches durch mannigfache Schläge an Einſicht gewonnen und klüger geworden. So ſind auch jene von der undankbaren Idee zurückgekommen, ſelbſt allzuviel zu produciren und bearbeiten lieber die Gärten des Auslandes, namentlich Frankreichs, von wo ſie die Schätze des Luſtſpielcröſus Scribe und Comp. auf deutſchen Boden verpflanzen.

Das ächte deutſche Luſtſpiel ſelbſt ruht unter ſiebenfachem Schloſſe, im ſiebenfachen Sarge und wird nicht eher auferſtehen, als bis das deutſche Volk ſelbſt auferſteht, ſein Leichenbittergeſicht, ſein Aſchermittwochgewand auszieht und im leichten blauen Talare heiter und roſenlaunig einherwandelt, ſeines ſchönen blauen Himmels ſich erfreuend und zufrieden mit ſeinem ſchönen Lande und Allem, was darin lebt. —

## Die Grundlage Europas.

Von Dr. Max Graf (Wien).

Es ist eine Binsenwahrheit, daß Europa auf dem Christentum beruht. Aber es ist nicht so leicht, zu sagen, was das Christentum ist. Es ist eine Religion, die sich in ihrer Geschichte sehr verschieden gestaltet hat

ſeine Blitze gegen den heraufdrechenden Morgen; ſein Reich ſchien zu Ende im deutſchen Lande. Da ſchlug einer der römiſchen Blitze in die Hofburg zu Wien und zündete. Das junge deutſche Glaubenslicht ward jetzt zur Feuersbrunſt. In dreißig blut- und zornvollen Jahren legte das Haus Habsburg ſein religiöſes und politiſches Glaubensbekenntniß nieder. Mancher katholiſche Dom ſtürzte zuſammen, manches proteſtantiſche Bethaus ward geſchleift, und als man kampf- und blutmüde Frieden ſchloß, theilte ſich Luther und der Pabſt in das deutſche Reich. Jener behielt den Norden, dieſer den Süden. So iſt es geblieben bis auf den heutigen Tag.

Finſter und waldumnachtet erhebt ſich auf Böhmens und Sachſens Grenze ein hoher Berg mit baſaltner Kuppe und einer Eichenkrone. Man nennt ihn den großen Winterberg und er iſt einer der Markſcheiden zwiſchen dem proteſtantiſchen und katholiſchen Deutſchland. Weithin ſchweift von hier der Blick in das walddunkle, tiefkatholiſche Böhmen, wo ſie vor Jahrhunderten freudig kämpften und bluteten für Huß und Luther und jetzt gläubig knien vor dem heiligen Nepomuk. Weithin ſchweift der Blick auf der andern Seite in das lachende proteſtantiſche Sachſen. Der Gipfel ſelbſt des Berges iſt lutheriſch, vom nahen ſächſiſchen Grenzdorfe tönt herauf einfach und ſtill die Glocke des reinen Evangeliums. Auf der entgegengeſetzten Seite des Berges beginnt Sanct Peters Macht. Tief unten im Thale tritt die Elbe ſtill aus Böhmen herüber und fließt nun ruhig fort durch lauter proteſtantiſche Länder bis zu ihrer Mündung im Meere.

Dort oben aber auf der unwirthbaren Höhe, wo das kleine Winterhaus erbaut ſteht auf kaltem Baſalt, und umrauſcht wird von der einſamen Eichengruppe, in welcher wunderbar Lieder tönen, kehren in den Sommermonaten oft Harfeniſten ein, welche aus Böhmen herüber kommen und die Beſucher des Winterbergs durch ihr Spiel und ihre Melodien erfreuen.

Einſt hatte mich der Abend übereilt und ich war genöthigt, im Winterhauſe zu übernachten. Schon von fern wehte mir durch die Stille des Abends Harfenlaut entgegen. Die Sonne war hinter einer dunklen Wolkenwand untergegangen, und wie in einen grauen Mantel verſanken allmälig Städte und Dörfer, Berge und Wälder. In den Kronen der Winterberg-Eichen rauſchte es mährchenhaft. Der Abendhimmel umzog ſich immer dunkler, und in den kleinen Fenſtern des Winterhauſes ward es lichthell.

Der Wirth kam mir entgegen, blickte nach Abend, verkündete heut noch ein kleines Unwetter und wünſchte mir Glück, noch trocken das Winterhaus erreicht zu haben. Ich war heute der einzige Gaſt und trat in die kleine, aber gemüthliche Fremdenſtube. Zu meiner Bewillkommnung ertönte eine jener böhmiſchen Nationalmelodien, in welcher wie in allen ſlaviſchen Liedern ein ſo unendlicher Zauber liegt. Es war ein Allegro, aber ein Allegro, das durch Thränen lächelt.

Wer ermißt den abgrundtiefen Schmerz, der in den Mollaccorden jener weithinwohnenden Völkerſchaften ſpricht, die wir Slaven nennen. Sie klagen ſeit Jahrhunderten um einen unerſetzbaren Verluſt, der ſo groß iſt, daß ſie ihn nicht auszuſprechen wagen; aber wenn wir ihre Lieder hören, verſtehen wir ihn. Weich und thränenvoll legen ſich dieſe Klänge an des Deutſchen Bruſt, die ſo gern theilnehmend mitſchlägt bei fremden Leiden.

Noch oftmals werden ſich die Berge und Thäler Slavoniens grün kleiden im Schmucke des Frühlings, und noch mancher Ring wird den Kern der Eiche umgürten; aber einſt — dafür bürgt der Geiſt der Geſchichte, die große ſittliche Weltordnung — werden jene Molltöne wieder in Dur übergehen, und der Himmel wird ſich röthen — ich weiß nicht, ob vor Freude oder von Blut- und Racheflammen.

Das Muſikcorps auf dem Winterberge beſtand aus einem ziemlich bejahrten Böhmen und ſeiner Tochter, einer reizenden Blume aus dem Reiche der Madonna. Unter den langen dunkeln Wimpern glühte es tiefkatholiſch. Das dunkelſeidene Haar ſcheitelte ſich rein und reizend um das von Wunderhand gezeichnete Oval. Die kleine Goldhand flüſterte leis und ſpielend in den Saiten der Harfe. So ſaß ſie da, wie ein ſchönes frommes Legendenbild der Vorzeit.

O ihr ſchönen frommen Legendenbilder der alleinſeligmachenden Kirche, ich bin Proteſtant, aber gegen euch hab' ich nie proteſtirt. Ich glaube, daß ihr ſelig ſprechen könnt mit dem ſüßen Munde, und Unſterblichkeit verleihen mit den Gewißheit verkündenden Augen.

Der Wirth auf dem Winterberge hatte wirklich nicht unrichtig prophezeit. Es war ein Heidenwetter im Anzuge. Schon grollte und pfiff es ganz unheimlich in der rings umhergethürmten Felſeneinöde. Ein fernes Wetterleuchten ſetzte die Gegend in momentane Erleuchtung.

Der Harfner war mit ſeiner Tochter vor das Winterhaus getreten. Das Mädchen hielt ängſtlich ſeinen linken Arm umſchlungen und blickte ſcheu nach dem heraufziehenden Gewitter, bei jedem Blitze ihr Geſicht an der Bruſt des Vaters verbergend.

Ein langſamer Donner rollte jetzt durch's Elbthal, halb Sachſen und Böhmen den Beginn des Nachtgewitters verkündend. Der plötzlich herabfallende Platzregen trieb uns zurück in's Winterhaus. Der alte Böhme ſtellte ſich ſogleich an's Fenſter und ſchaute keck hinaus in das großartige Nachtſtück, während das Mädchen zitternd die Perlen des Roſenkranzes durch die Finger gleiten ließ. Immer wilder tobte das Unwetter. Von Zeit zu Zeit ſtürzte ein losgeriſſenes Felsſtück unter donnerähnlichem Gekrach in den Abgrund. Seufzend ſchlugen die Eichen auf ihrem baſaltenen Poſtament die naſſen Kronen gegen einander. Rings umher ewige Nacht, fortwährend von den goldenen Bändern der Blitze durchſchnitten. Der Donner rollte ununterbrochen.

Als aber das Toben der Natur ſeinen höchſten Grad erreicht hatte, das ſchöne Mädchen todtenähnlich zuſammengeſunken war, die Wirthsleute, die Bibel in der Hand, mit bebenden Lippen daſtanden, und mir ſelbſt ganz und gar nicht wohl zu Muthe war, da die Blitze wie Raketen aus allen Weltgegenden gegen das Winterhaus daher fuhren — da griff der alte Böhme mit Einemmale nach ſeiner Harfe. Seine Blicke leuchteten; die Töne rauſchten und er ſtimmte an ein uraltes böhmiſches Volkslied. Es war ein wilder, todesmuthiger, ſiegsfreudiger Schlachtgeſang aus dem Kriege der Huſſitten. Der ging aber nicht aus Moll, ſondern aus dem kräftigſten, freudigſten Dur. Ich hörte deutlich die Trommel Ziska's wirbeln, ich ſah die Procope hoch zu Roß, die Eiſenkeule in der Fauſt, voran die ſchwarzen Rache- und Freiheitglühenden Schaaren. Es war ein heißer und blutiger Drang und Kampf für Glauben und Vaterland, und je lauter der Donner niederſchlug in die Felſen und dröhnend wiederhallte, um ſo lauter klang die Harfe. Ich hätte nie geglaubt, daß aus dieſem ſanften Inſtrument ſolche Töne zu ſchlagen wären.

Aber der Sturm legte ſich, das Gewitter zog vorüber, nur noch aus der Ferne grollend und leuchtend, und leiſer klangen die Saiten. Da brach aus zerriſſenen Wolkendecken der Nachthimmel in ſeiner wunderbaren Schöne, und nun perlten die Töne glaubensfreudig und ſiegesſicher und gingen über in den ewigen Choral des Lutherliedes: „Eine feſte Burg iſt unſer Gott!“

Erſchrocken ſprang bei dieſen Klängen das frommbeſorgte Mädchen auf den Vater zu, und ſuchte ihn mit gefalteten Händen bittend zu beſchwören. Zugleich blickte ſie ſcheu nach mir, den Wirthsleuten und dem in immer weitere Ferne ſich zurückziehenden Gewitter, gleichſam als fürchte ſie, es werde zurückkehren ob dieſes ketzeriſchen Liedes.

Der Alte ließ ſich aber nicht ſtören und ſang laut und begeiſtert alle fünf Verſe des großen Liedes bis an's Ende. Es iſt kein Verräther unter uns, mein Kind, ſprach er, als er geendet, und würde es auch verrathen, ich kann mir nicht helfen; ſchau' ich Gottes Pracht und Herrlichkeit, da muß ich ſie ſingen, die alten herzerquickenden Lieder, und hätte ſie auch der fromme Pater Clemens noch ſo ſtreng verboten.

Das Mädchen ſchüttelte aber ungläubig und traurig das Madonnengeſicht, und küßte um ſo inniger das kleine Marienbild, das ſie in der Hand hielt. Sie wußte es ja wohl. Die Himmelskönigin war es geweſen, die das Winterhäuschen vor dem Blitze geſchirmt und das Gewitter gnädig hatte vorübergehen laſſen. Der Wirth klappte ſorgfältig die alte Hausbibel wieder zu, in welcher er ſich während des Unwetters Troſt erholt und ſtellte ſie ehrfurchtsvoll an den gewohnten Ehrenplatz. Er war überzeugt, die Bibel, dieſes heilige Buch, war es geweſen, der man die Rettung aus ſichtbarer Todesgefahr verdankte. Der Harfner ſetzte ſein Inſtrument ruhig in den Winkel; es war ihm ziemlich

ARTICLE XIII. [Extradition of criminals.] Repealed by section 3 of the act of March 3, 1869, ch. 141, 15 Stat. 337.

ARTICLE XIV. [Duration of treaty.] Repealed by section 3 of the act of March 3, 1869, ch. 141, 15 Stat. 337.

ARTICLE XV. [Ratification.] The ratifications of this treaty shall be exchanged at Washington within twelve months from the date hereof, or sooner if possible, and it shall be in force from the date of the exchange of the ratifications.

In witness whereof, the respective plenipotentiaries have signed this treaty and have hereunto affixed their seals.

Done at Washington, the 4th day of July, in the year of our Lord one thousand eight hundred and sixty-seven.

[SEAL.] WILLIAM H. SEWARD.

[SEAL.] ANDREW JOHNSON.

# Aus dem Tagebuch eines Müssigen.

## Ein Blinden-Conzert in der Blinden-Anstalt zu Paris.

### 27. April 1836.

Ob es ein Unglück ist, blind zu seyn? Ich weiß nicht, ob es je unsern guten deutschen Philosophen, die über Alles gestritten, eingefallen, diese Frage zu einer philosophischen Streitfrage zu erheben, oder ob je ein Doktorandus sie zum Piedestal seiner leibhaftigen Gelehrsamkeitserklärung gemacht hat. Aber sie wäre des Nachdenkens werth, wenn man so vielen gräßlichen Unsinn in dieser Welt mit ansehen muß, und meist nur zu Verstand und Besinnung kommt, indem man die Augen zuschließt und die Ohren mit Baumwolle verstopft. In einem Conzerte, dem ich heute in dem Blindeninstitute beiwohnte, kam es mir oft so vor, als ob diese Frage unstreitig zum Vortheile der Blinden, ganz besonders der Blindgebornen, entschieden werden müsse.

Vor mehren Jahren hörte ich den Paganini von seinen Leiden und Freuden, von den Wundern der Welt und der Ewigkeit, von dem Jubel des Himmels und dem Angstgeheule der Hölle auf seiner Geige erzählen, und es durchschauerte mich bei jedem Klageruf, den sein Instrument ausstieß. Aber ich verstand ihn nur halb, denn die erschütternde Erscheinung des gewaltigen Mannes erlaubte mir nicht eine Minute, die Augen zu schließen und ganz Ohr zu sehn. Und das Bild, das vor mir stand, und die Bilder, die er in mein Inneres hineinwarf, waren oft im grellsten Widerspruche und kämpften miteinander, wie ein Engel mit einem Abgesandten der Hölle, und zwangen mich, Zeuge des Kampfes und gar Kampfrichter zu seyn. Und nur dieses Kampfes Erinnerung ist mir geblieben. Wenn ich damals klein gewesen wäre, wer weiß, ob ich jenen Kampf bemerkt; aber sicher würde jener Himmelsengel den Höllenengel besiegt haben, wenn ich beide nur gehört und nicht auch gesehen hätte. Jetzt ist's anders und der Kampf blieb unentschieden, denn der Teufel war ein Sohn der Erde, und so oft ich ihn diese berühren sah, sah ich ihn uch aden Kampf neuerstarkt beginnen.

Damals kam ich oft mit sehr ausgezeichneten Musikern zusammen, und sie sprachen wohl ein halbes Jahr lang beständig von Paganini. Jeder wußte

von ihm ein kleines Wunderkunſtſtückchen zu erzählen und glaubte ihm's abgelernt zu haben. Einer aber meinte: „Es ſey doch auch eine Art Wunder, daß er Alles auswendig ſpiele, was er nur einmal gehört, und ſey es auch das größte und ſchwerſte Violinconzert.“ Und ich hatte nichts einzuwenden, als er hinzuſetzte: „Auch das kann nur mit dem Teufel zugehen.“ — Jetzt weiß ich freilich, daß dies Alles ſehr natürlich zugeht, und daß man nur blind zu ſeyn, nur das Geſicht aufzugeben braucht, um ganz natürlich ſolche Wunder zu vollbringen. Für die aber, die etwa noch zweifeln, hier das Programm des heutigen Conzertes.

Zuerſt ſpielte ein vollſtändig beſetztes Orcheſter von Blinden eine Ouvertüre von Winter, dann ein blinder Clarinetſpieler, Herr Grosjean, von einem Blinden, Herrn Gothies, geſetzte Variationen; hierauf ein Blinder, Herr Hayter, ein Clavierconzert, dann wieder das ganze Orcheſter ein Andante von Haydn, hierauf Herr Desjardin, ein Blinder, auf der Flöte eine Phantaſie mit Variationen über das Lied: J'irai revoir ma Normandie, componirt von demſelben Herrn Gothier, und endlich gar das Orcheſter die Sinfonia eroica von Beethoven.

Und in all' dem fehlte nicht ein Tönchen, nicht eine Achtelspauſe, nicht das leiſeſte Crescendo oder Decrescendo. Wer weiß, was es heißt, eine Beethoven'ſche Symphonie ſpielen, daß vor kaum zwanzig Jahren die beſten Orcheſterſpieler der Welt, unſere braven deutſchen Muſiker, ſie nach vielfachen Verſuchen, ſich durch ſie durchzuarbeiten, bei Seite warfen, und decretirten, daß es unmöglich ſey, ein ſolches Chaos zu entwirren; wer auch nur je einmal der Aufführung oder der Generalprobe einer ſolchen Symphonie beigewohnt und geſehen hat, wie der Direktor Arme und Beine, Auge, Dirigirſtab, Worte und Winke zur Hand haben muß, um dem Orcheſter in tauſend Aengſten, wo die erſte Violin oder der letzte Paukenſchläger in Gefahr kommt, auf Abwege zu gerathen, beizuſpringen, hat einen Begriff von dem Wunder, deſſen Ohren- und Augenzeugen hier ein paar hundert Zuhörer und Zuhörerinnen waren. Der Direktor dieſes Blindenorcheſters ſtand ganz beſcheiden in einer Ecke und ſpielte den Contrebaß. Mit einem Schlage ſeines Bogens zeigte er den Anfang des neuen Muſikſtückes an; zwei leiſe Fußtritte geben das Zeitmaß, und dann begann das Orcheſter, wie in einem Striche, und wandte ſich durch die höchſten Beſchwerden der Meiſterwerke bis an's Ende durch, ohne daß man ahnete, wie hier das Außerordentlichſte geſchehe. Sich aus dem Labyrinthe herauszufinden, wenn man den Faden in der Hand hat, iſt wahrlich kein ſonderliches Kunſtſtück, aber einen Blinden auf die Spitze eines Felſens ſtellen, und ihm ſagen; „Links und rechts, und hinter und vor Dir ſind die Abgründe, die, wenn Du einen Fehltritt machſt, Dich unausweichbar verſchlingen, und über dieſen Abgründen liegen umgefallene ſchwankende Baumſtämme, unter denen nur Einer Dich zum ſichern Steg führt. Suche ihn!“ Das heißt mehr als Menſchliches verlangen; und wir ſahen heute ausführen, was jener Unmög-

lichkeit gleichkommt. Denn eine Beethoven'sche Symphonie ist ein solcher Felsen von Abgründen umgeben für jeden, der selbst seine gesunden Augen zu Hülfe nehmen kann. Und wie viele Sehende strauchelten nicht und fielen in den Abgrund?

Aber was noch Wunderbarer als selbst die Ausführung einer solchen Symphonie durch Blinde scheint, sind die Compositionen eines Blinden, Herrn Gothier, Zögling des Blindeninstituts zu Paris. Die beiden von ihm gesetzten Conzerte stehen den besten anderer Componisten nicht nach; sie sind den gewöhnlichen unbedenklich vorzuziehen, denn sie opfern der Sucht, das Spiel des Conzertgebers brilliren zu machen, nichts auf Kosten des Geschmackes. Sie sind kein Eiertanz der Künstler, keine Seil- und Luftspringerei, sondern Kunstwerke, in welchen die Grazien nicht einen Augenblick in den Hintergrund treten, um den Bocksprüngen eines Fauns Platz zu machen. Herr Gothier macht aus den gegebenen Themas ein Ganzes, und schneidet nicht, wie gewöhnlich, das Kunstwerk in tausend Stückchen, die man in den Wind hinauswirft, um uns die zufällig beim Niederfallen entstandenen Figuren als das Resultat einer neuen Kunstschöpfung anzupreisen. —

Aber das ist eben das bewunderungswurdige Kunstwerk des menschlichen Geistes. Ich kenne kaum ein größeres. Die Melodie ist Sache des Gehörs, sie aufzufassen und festzuhalten muß für den Blinden so leicht seyn, als es dem Sehenden leicht ist, einen Menschen, den er früher gesehen, wieder zu erkennen. Aber die Harmonie ist Sache des Verstandes, Resultat des Gefühls und des Denkens zugleich. Und sie zu erfassen, sie zu denken und zu schaffen, ohne Hülfe des Auges, das allein sie zu fesseln im Stande scheint, gränzt an das Unbegreifliche. Eine Unterhaltung eines meiner Freunde, eines ausgezeichneten Musikers, Herrn Mainzer, mit Herrn Gothier, die ich mit anhörte, überzeugte uns, daß auch die höchsten Beschwerden der Composition dem blinden Maestro nicht unbekannt, daß er sie zu besiegen im Stande ist.

Wenn das Auge des Geistes zu dieser Schärfe sich ausbilden kann, nachdem das Licht des Körpers erloschen, so ergreift uns das höchste Erstaunen über die Allgewalt der Natur, über die Siegerkraft des Geistes, der den Menschen durch seine Funken belebt. — Aber wer darf mir noch übel nehmen, daß ich hier zweifelte, ob es denn ein Unglück sey, blind zu seyn, wenn mit dem Schließen des Körperauges sich das Auge des Geistes so hellsehend öffnet.

Ich hatte aber noch einen ganz besondern Grund, über diese Frage nachzugrübeln. Während des Conzertes saß ein Engel neben mir, und sah mit so schönen Himmelsaugen in die todten des Blinden hinein, als wolle er es versuchen, durch sein Feuer die erloschene Flamme wieder zu entzünden. Der Weg, der dorthin führte, war verschlossen. Ich aber saß neben ihr, und der Weg war offen, und es brannte lichterlohe in mir. So lange ich in jene Augen sah, war die Streitfrage zum Nachtheile der armen Blinden entschieden. Aber während wir mit Herrn Gothier sprachen, verschwand das schöne Bild, und

ich ſuchte es ſpäter vergebens, und die Frage geſtaltete ſich nachher anders, und ich entſchied anders und ſprach, es iſt ein Glück, blind zu ſeyn. So ſteht die Sache bis heute, und ich habe ſicher Recht.

Vielleicht! — Vielleicht! — Wenn ich ſie wiederſähe? — Vielleicht Unrecht?

## Die Basken.

Die einzelnen Momente der Geſchichte der baskiſchen Provinzen, die allgemein bekannt ſind, ihr Benehmen in dem Freiheitskampfe der Spanier gegen Napoleon, ihre Theilnahme an dem gegenwärtig in Spanien ſpielenden furchtbaren Drama, geben denſelben ein Intereſſe, das nur vermehrt wird, wenn man ſie näher kennen lernt. Schon der Umſtand, daß zwiſchen zwei großen, kräftigen Völkern, die abwechſelnd über das Geſchick von Europa entſchieden, ſich ein kleiner Volksſtamm in Sprache, Sitte, Geſetz und Lebensart von jenen ſchroff geſchieden, erhalten hat, iſt auffallend genug, und um ſo auffallender, wenn über dieſen wenig zahlreichen Stamm ſeit Jahrtauſenden die Ströme der ein- und auswandernden Völker weggezogen ſind, ohne eine Spur in ihm zurückgelaſſen zu haben. Die Römer und die Carthagineuſer, die Vandalen und die Gothen, die Araber und die Franken waren nach einander auf Augenblicke die Sieger und Beherrſcher in Spanien, und nur die Basken erſtanden jedesmal wieder frei, ſelbſtſtändig, oft die Sieger beſiegend, und verwiſchten mit Blut die Spuren, die ſie zurückgelaſſen.

Die Geſchichte dieſes Volkes müßte von höchſtem Intereſſe ſeyn, und ſie wartet auf den Geſchichtſchreiber. Nur ein Baske würde dazu im Stande ſeyn, und das iſt wohl die Urſache, warum bis jetzt ſo wenig über dieſelben geſchrieben, was des Anführens werth. Einzelnheiten aber, die bis jetzt bekannt ſind, und die folgenden, die ich aus dem Munde eines Basken, meines Freundes, des Herrn von Montglave, Sekretair des hiſtoriſchen Inſtituts zu Paris, aufgeſchrieben haben, deuten ſchon an, wie reich an Reſultaten eine ſolche Geſchichte ſeyn würde.

Die Sprache des Basken iſt kaum mit einer europäiſchen zu vergleichen. Sie beſteht nur aus Subſtantiven und Verben, und alle andere Beſtandtheile der Sprache werden durch Conjugation und Deklination gebildet, indem, um jene zu bezeichnen, Anſchiebungen an das Subſtantiv oder Verbum, nach ziemlich allgemeinen Regeln, ſtattfinden. Es ſcheint, daß die baskiſche Sprache in früherer Zeit durch ganz Spanien, an den Ufern und auf den Inſeln des mittelländiſchen Meeres und in Kleinaſien geherrſcht hat, denn eine Menge von Fluß-, Berg- und Städtenamen in Spanien, auf jenen Inſeln, und an dem Mittelmeer in einem Umkreiſe, der meiſt nicht über ein paar Meilen hinausreicht, ſind baskiſchen Urſprungs und haben hier eine bezeichnende Be-

deutung. Jeruſalem heißt nämlich in der baskiſchen Mundart: „Die Stadt des großen Gottes;“ der Berg Sinai heißt: „Berg des Schwures.“ — Die Sprache ſelbſt iſt die lebendigſte Bilderſprache. Gott heißt in ihr: „Der Mann von Oben;“ der Tod: „Die bleiche Krankheit;“ die Sonne: „Das ſtrahlende Licht;“ der Mond: „Das ſchwache Licht,“ u. ſ. w.

Die Geſichtsbildung der Basken iſt rein aſiatiſch; längliche Kopfbildung, hohe Stirne, Adlernaſe, glühende ſchwarze Augen und kleiner geſchnittener Mund. Keckheit iſt der Charakter dieſer Züge, und Verſchlagenheit leuchtet aus dem ſchwarzen glühenden Auge. Die franzöſiſchen und ſpaniſchen Basken haben dieſe charakteriſtiſche Bildung, wie die Sprache, mit einander gemein, und trotz der Geſchichte und Politik, die ſie getrennt, ſind ſie ein Bruderſtamm, und ſehen ſich als ein Volk an, und tragen beide den gemeinſamen Haß gegen Franzoſen und Spanier im Herzen. Gegen Napoleon ſtanden ſie zuſammen, weil der Kampf den Franzoſen galt, gegen die Chriſtinos kämpften ſie gemeinſam, weil es den Spaniern galt. Die Basken, und beſonders die franzöſiſchen, ſind die unerbittlichen Feinde der Bearner, ihrer nächſten franzöſiſchen Nachbarn. So oft ſie mit dieſen zuſammentreffen, beginnt der Kampf auf Leben und Tod. Ein Grenzbaske, von einem Feſte nach Hauſe kommend, und von ſeiner Frau gefragt, ob er recht viel Freude gehabt, antwortete oft genug: „Es ging triſt zu, man hat nicht einem einzigen Bearnen das Hirn eingeſchlagen.“ Wo ſich dagegen franzöſiſche und ſpaniſche Hirten auf den Weideplätzen treffen, treiben ſie die Heerde zuſammen, ſo bald aber Bearner Hirten hinzukommen, beginnt der Kampf, und es ſtehen dann ſtets franzöſiſche und ſpaniſche Basken zuſammen. Die Religionsverſchiedenheit, die Basken ſind katholiſch, die Bearner proteſtantiſch, unterhält dieſen Haß, und die erſteren geſtehen oft ganz naiv, daß man gegeu die proteſtantiſchen Hunde keine chriſtliche Liebe haben könne, und ſie eben wie Hunde todtſchlagen müſſe. —

Wild, wie die Sprache, iſt auch das Volk. Freiheitsliebe, Ungebundenheit, kecker Todesmuth und Gaſtfreundlichkeit ſind die Hauptzüge des Volkscharakters. Sie kämpfen, wie geſagt, für Don Carlos hauptſächlich, weil er gegen Spanier ſtreitet, und ſie haſſen dieſe gegenwärtig nur noch mehr, weil ſie befürchten, durch ſie ihre Privilegien und Freiheiten bei einer Regeneration Spaniens und der Herſtellung einer politiſchen Einheit gefährdet zu glauben. Sie lieben deßwegen Don Carlos nicht mehr, und man kann oft genug hören, wie die Basken ſich unter einander ſagen: „Die letzte Kugel in dieſem Kriege, wenn wir die Spanier beſiegt haben, gehört einem Spanier: Don Carlos.“

Das Anſehen der beiderſeitigen Regierungen iſt ſelbſt im Frieden nichtig. Die Beamten ſind meiſt Basken, und es iſt dies nothwendig, da ſie die Ausländer gelegentlich ohne Umſtände erſchlagen würden. Nur die höchſten Beamten in den franzöſiſch baskiſchen Provinzen ſind Franzoſen, und als ſolche ohne allen Einfluß, beinahe gezwungen, ſich in ihren Häuſern einzuſchließen.

Gensdarmen und Polizei gibt es kaum. Man kann ſich daher denken, wie das Verbot des Schmuggelhandels gegen Don Carlos gehalten wird. Wenn dies von irgend einem Nutzen ſeyn ſollte, ſo müßte die Grenzlinie hinter den baskiſchen Provinzen liegen.

In ihrem Privatleben ſind ſie ungebunden, wie in ihren ſtaatlichen Verhältniſſen. Stehlen heißt bei ihnen: einen Mißgriff des Geſchickes ausgleichen; und der Dolch iſt ihnen nichts weniger als eine verächtliche Waffe. Das ſey die Waffe des Mannes, ſagen ſie, das Schwert aber die Waffe eines Feiglings, der ſich den Feind fernhalten wolle, ihm nicht in's Auge ſehen, und Bruſt gegen Bruſt kämpfen könne.

Die Gaſtfreundſchaft wird ſtrenge gehalten, und wie in der deutſchen Wortbildung, wie im alten Deutſchland, iſt der Gaſt der Freund ſeines Wirthes. Dieſer begleitet unentgeldlich den, den er einmal in ſeinem Haus als Gaſt aufgenommen, und betrachtet und behandelt ihn als ſeinen Bruder, für deſſen Sicherheit er freudig ſein Leben einſetzt, wenn dies nothwendig wäre.

Ihre Geſchichte lebt theilweiſe im Munde des Volkes. Noch heute erzählen die Alten den Jüngeren von den Kriegszügen Hannibals, — und haben ganze Reden, die er an ihre Väter gehalten haben ſoll. Ebenſo lebt in Liedern, gewaltig wild und furchtbar, das Andenken an die Züge Carl des Großen, und an die Schlacht im Thale Roncival in dem Munde des Volkes fort *).

Es iſt bekannt, wie viele Basken in dem Heere Don Carlos dienen, und wie dieſe ſeine beſten Krieger und ſeine beſten Generale ſind. Ueberhaupt ſind die Basken geborene Helden, und der ſchlichteſte Hirte an der Spitze ſeines Volkes wird hier ein Feldherr, als ſey er zu dieſer Stellung geſchaffen und erzogen. Jaureguy, ein Hirte, iſt nicht der einzige Offizier, der aus den Bergen herabgeſtiegen iſt, und heute befiehlt, ohne auch nur ſeinen Namen ſchreiben zu können. Welchen Einfluß dieſer Volkscharakter auf den ganzen Krieg in Spanien hat, iſt nicht ſchwer zu erklären; und wie die Basken allein im Stande ſeyn werden, noch Jahre lang dieſen Krieg zu beſtehen, wenn nicht ein Element angeregt wird, das die Spanier zu begeiſtern und ſo das Mißverhältniß auszugleichen im Stande iſt, iſt ebenſo leicht abzuſehen.

*) Ein ſolches Lied wurde in dem Journal de l'institut historique von Herrn v. Montglave im Urterte und in einer franzöſiſchen Ueberſetzung mitgetheilt. Es iſt ganz dem Charakter des Volkes gemäß. Ein Hirtenknabe ſteht auf einem Berge, und ſein blinder Großvater fragt ihn, was er in der Ferne ſehe. Da beginnt der Knabe in ſeiner kindlichen Sprache das furchtbare Heer Relands zu beſchreiben. Endlich fragt ihn der Alte, wie viele es ſeyen, und der Knabe beginnt zu zählen bis zwanzig, wo ſeine Kunſt zu zählen aufhört. Der Alte fragt beſtändig: Was ſiehſt Du weiter, und ſo beſchreibt der Knabe, wie die Berge ſich von Basken beleben, wie die Felſen und die Bäume ihrer Kraft weichen, und wie ſie dieſe, Alles zerſchmetternd, in den Abgrund ſtürzen. Dann fragt der Alte abermals: Mein Sohn, wie viele ſind ihrer? und der Knabe beginnt wieder zu zählen: Zwanzig, Neunzehn, Achtzehn, und ſo fort hinab bis Einer, und bis auch dieſer Letzte ſtürzt, womit das Lied endigt. —

# Feuilleton.

## Kleine Zeitung.

### Homburg vor der Höhe.

Am Fuße des Taunus liegt die freundliche, kleine Stadt mit ihren hellen Straßen, ihren grünen Thoren, der Rosen- und Pappel-Umhegung und den sprudelnden Heilquellen, die aus dem Thale wie das Auge der Gegend glänzen. Kaum ein Mineralwasser in Deutschland soll sich mit diesem an Kraft der Bestandtheile messen können, so sagt Professor Liebich aus Giesen in seiner Analyse. Aber auch die Luft ist hier stärkend, der Ort freundlich, die Gegend ein blüthenbegränztes Portal zu dem herrlichen Rheingau und von Alleen und Spaziergängen anmuthig durchschlungen.

Die Heilquellen sind wie in grüner Nische eingerahmt, die nächst stehenden Alleen sprossen zwar erst wie Friedenszweige aus der Erde empor, einer künftigen Größe entgegen, aber der Fußpfad, der sich in diesem Thale fortzieht, einen Hügel hinan, führt in eine neue, schöne Anlage. Einen freundlicheren Blick hat man nirgend wie hier, unter der dunkeln Kuppel eines Kastanienbaumes, hinüber auf die blaue Gebirgskette und hinunter auf die Stadt und ihr Wahrzeichen, den hohen, weißen Schloßthurm! Diese Reliquie des Mittelalters, die mit ihrem eisgrauen Ansehen ernst und wunderlich gegen die frischen, rothen Ziegeldächer unserer kleinen Zeit absticht, steht hier wie in riesiger Kraft, ein Wächter am Eingang zu jener Ruinenwelt des Taunus und der Rheingegenden und schaut so bedeutungsvoll in die bedeutungslose, feine Zeit hinein. Doch senkt sich über diese Lage auch noch das Purpurverglühen der Sonne und die Schauer des Taunus, wenn seine Streifschatten am Abend über das Thal fliegen, und der kalte Duft wie Opferrauch das Gebirge umhüllt und der Altkönig die glühende Krone um das Haupt legt, und der Feldberg den grauen Scheitel rosig badet. —

Ist es ein Sonntag-Morgen, so tönt die Musik von der Quelle herauf, als lockten die Undinen selbst zu ihrer kühlen Fluth. Die Bewohner der Stadt strömen dem Thale zu und um die Quelle, vor dem Kurhause unter ausgespannten Zelten haben sich Familien und Gesellschaften gruppirt und es bilden sich Genregemälde für den Maler; der Homburger Bürger mit seinem freundlichen Wohlbehagen und Selbstgenügen, der Fashionable aus der Fabrik, an einem Sonntag geglättet und elegant wie ein Freiexemplar und die Notabilitäten der Stadt, schon mit dem Frankfurter Pli und dem feinern Hofton einer kleinen Residenz, alle zuvorkommend, wohlwollend gegen den Fremden. Mit Zuversicht können sie auch dem Zuströmen der Kurgäste in künftigen Jahren entgegen sehen, wenn nur erst der Ruf der Quelle weiter gedrungen ist und ein neues Universalmittel der Aerzte wird. Es sind hübsche Wohnungen für Fremde in der Stadt eingerichtet, in denen man das erste Erforderniß neuerer Glückseligkeit, die Eleganz nicht ein Mal vermißt und bei Herrn Thuquet findet man Wohnungen und Badeanstalt in einem Hause, beide zweckmäßig und elegant. In dem, an diese Wohnung anstoßenden, hessischen Hof ist tägliche Table d'Hote. Die Preise für Wohnung, Kost, Bäder sind jetzt noch sehr gemäßigt und ganze Familien beziehen hier Sommerwohnungen für die Miethe, die in andern Bädern ein Zimmer oft kostet.

Nicht allein auf die Quelle und ihre Umgebungen beschränken sich die Spaziergänge. Man wird selten an einem Badeort eine solche Mannichfaltigkeit der Anlagen, eine wie durch Feenhand hingeschüttete Blumenpracht finden. Die Landgräfin, eine Prinzessin von England, hat hier wie mit einem

Zauberstab Anlagen geschaffen, geordnet, plötzlich entstehen lassen, die in Gängen und Blumenbeeten, in Lauben und Grotten, in Gewinden und Bosketts wie durch eine labyrinthische Traumwelt führen und von der Schloßterrasse gesehen wie eine Fata-Morgana im Morgendufte schimmern! Der Schloßgarten, die Gärten der Prinzen, der Garten der Landgräfin, endlich der kleine Tannenwald scheinen, jedes in seinen Anlagen, eine bestimmte Idee auszusprechen und der kleine Tannenwald ist das geheimnißvolle Wort, die Zauberformel, die in ihrem mystischen Dunkel, im Säuseln linder Lüfte aus allen Zweigen wie Ruhe und Friede grüßt.

Mit einem Male tritt man hier aus den Laubverschlingungen und es öffnet sich eine weite Aussicht; hellglänzender Rasen breitet sich aus und Blumenkörbe sind dort hingestellt, wie zum Feste bestellt. In blauer Ferne schimmert es herüber wie eine große Stadt und ganz nahe steht wieder der weiße Schloßthurm, geisterbleich, nur mit abendvergoldeter Zinne! Ihm entgegen sieht hier die kleine Schweizerhütte, mit dem Vordach und Säulen, die weiße Rosen umwinden. Die Einrichtung der zierlichen Küche im Innern möchte einer Sennerin sehr behagen, denn das feinste chinesische Porcelain steht hier zierlich geordnet. Unter diesen dunkeln Bäumen und glühenden Blumen hängt das Auge sich fest an den wolkenlosen Abendhimmel. Die Wellen flüstern auf dem Wasserspiegel, unter den zurückgebogenen Zweigen sieht man auf die Berge hin, und alles ist Duft, kühlender Hauch, Glanz und Ruhe.

Die dunkelrothen Blüthen senden aus den Blumenkörben die brennenden Blicke und die weißen Rosen neigen sich bleich und leblos von den Säulen herab

Weiter, den Bergen näher gerückt, liegt der große Tannenwald. Sogleich am Eingange überrascht ein wunderliches Gebäude. Es ist nur halb vollendet, im gothischen Style Alt-Englands, wie eine jener Burgen in Walter Scott's Romanen. Die vielen Zacken und Thürmchen, das Groteske, Gedrängte in dem Bau, dieser halb ausgesprochene, versteinerte Gedanke, der keinen Zweck zu erfüllen hat, macht es zu dem verzauberten Schlosse eines Mährchens, am Eingang eines finstern Waldes, zur Vorrede eines phantastischen Traumes, in den man sich nun verirrt.

In diesem Wald sind noch zwei Aussichtspunkte, die man Elisabethenstein und Luthereiche nannte. Hier öffnet sich der Forst und Frankfurt liegt vor uns mit seinen Thürmen, wie ein Schiff mit ausgespannten Segeln und darüber hin weht die Flagge des Meliboeus.

Entferntere Parthien der Badegäste sind der Feldberg, Bad Kronenthal, die Ruinen Adlerstein und Reifenberg. Mit Frankfurt ist man ohnedies in nachbarlicher Verbindung, da täglich zweimal ein Eilwagen dahin geht und zurück kommt.

Einem Ort aber, der die Vorzüge des Landlebens, einer reizenden Gegend und heiterer Geselligkeit mit der Nähe einer großen Stadt vereinigt, sagt man bei so viel Annehmlichkeit kein gleichgültiges Lebewohl, und jeder bringt wohl eine Sehnsucht zurück in die Heimath, nach diesen Höhen, den Gärten, der Quelle im Thale und läßt die Erinnerung still und leise fortleuchten, wie das ewige Lampenlicht im gothisch düstern Bau des Lebens und seiner Kreuzgänge!

Sidonie . . . . .

# Dramaturgische Uebersichten

von

## A. L.

### VIII.

In Baden, wo alle Anstalten großartig sind, befindet sich ein kleines, schlecht verziertes Theater. Es paßt nicht zu dem Uebrigen. Ich finde es natürlich; denn in dieser Umgebung werden nur Wenige Lust haben, sich den Genüssen hinzugeben, die ihnen die dramatische Kunst bereiten will. Vor Jahren bestand das Theater besser, weil ein Badegast mit königlicher Großmuth die Schauspieler unterstützte. Es war dies der unvergeßliche Max Joseph von Baiern, der alljährlich die Quelle besuchte, die ihm jedoch den Lebensfaden nur bis zu 70 kurzen Jahren zu verlängern im Stande war — Jetzt spielt ein Herr Hehl, Direktor der Freiburger Gesellschaft, hier. Er hat Herrn Kunst für die Saison engagirt, der nun stets mit großen Buchstaben dem Publikum als ein Kunstwunder angepriesen wird. Es ist nicht zu läugnen, daß dieser Mann mit bedeutenden Gaben von der Natur ausgestattet wurde, und daß er sie nun mit einer tüchtigen Theaterroutine theilweise zu beherrschen versteht. Gelingt ihm Manches in dem Grade, daß er das kritische Publikum damit hinzureißen vermag, so ist es ein eben solcher Zufall, als wenn ein Treffer im Lotto erhascht wird. Man hat ihn vielfältig mit Eßlair verglichen; wir wissen überhaupt nicht, was solche Vergleiche sollen, und können diesen nicht einmal statthaft finden. Eßlair ist jetzt seit lange schon ein alter Mann, und die sich seiner aus früherer Zeit erinnern können, sind selbst schon alt; Kunst ist schöner, als Eßlair jemals gewesen ist, dessen Kopf zu klein für den Körper; Kunst's Organ hat den Schmelz

der Jugend, den Eßlair auch ſchon lange nicht mehr beſitzt. In der Deklamation hingegen mag Eßlair wohl Vorzüge haben. Es wurde Donna Diana gegeben. Das erſte, was ich auf dem Zettel erblickte, war eine Frau B. v. Seele, welche die Diana ſpielte. Ueber die Abgeſchmacktheit! Es iſt nun ſo weit gekommen, daß jede herumziehende Truppe mit einigen Adelsdiplomen prangt. Da haben wir eine Frau von Kawaczinski, von Griesbach, von Keſtelott u. ſ. w.; wer kann die Namen alle behalten, die uns auf den Comödienzetteln begegnen und ſonſt nirgend Kunſtwährung haben? Wenn die guten Leutchen nur lieber daran dächten, in ihrer Kunſt den Adel zu erlangen; ſolch ein kleines v. vor dem Namen verleiht keinen Werth und keine Achtung. Selbſt ein Direktor ſetzt oftmals die Courtoiſie und „die gnädige Frau" bei Seite. — Dieſe Frau B. v. Seele als Donna Diana war eine ganz gewöhnliche Schauſpielerin, wie man ſie bei kleinen Theatern findet; eine Primadonna einer Bevölkerung von 10 bis 15,000 Einwohnern; ſie hat die beſten Kleider bei der Geſellſchaft und zieht ſich in jedem Stücke mehrmals um, ſelbſt wenn es vom Dichter nicht vorgeſchrieben wurde. Die Rollen, wo dies der Dichter recht oft zu thun nicht verſäumte, ſind ihr die liebſten. Ich kannte einſt eine ſolche Dame, die troſtlos war, als ſie in einem neuen Stücke von Holbein nur Gelegenheit hatte, ſich dreimal umzukleiden, da ſie fünf ſammtne Schleppkleider beſaß, die alle neu und prächtig waren, und von denen ſie ſich eine bedeutende Steigerung des Beifalls verſprach. Ich gab ihr den wohlgemeinten Rath, in der letzten Scene die beiden noch übrigen Kleider über den Arm zu hängen, um dem Publikum den Anblick nicht zu entziehen, ſie aber zog es vor, ſich von zwei Kammerdamen begleiten zu laſſen, welche die Kleider ihr nachtrugen, und mit denen ſie ungefähr folgende Scene improviſirte, die vollkommen zu dem Stück des Herrn von Holbein paßte:

— Wollt Ihr Euch nicht ſchmücken, edle Frau?

— Ihn zu empfangen?! — Hu! —

— Hier dies roſenfarbene Sammtkleid mit Silber — Ihr ſticktet es, als Ihr Euch mit Ritter Konrad verlobtet —

— Woran mahnſt Du mich, Unglückliche?! — Ha! —

— Es wird Euch zu den bleichen Wangen trefflich ſtehen — —

— Mein Konrad!! — (in Schmerz aufgelöst, vor ſich hinſtarrend).

— Aber Mathilde, wie kannſt Du auch nur die Herrin auf ſolche ſchwermüthige Gedanken bringen; Du weißt ja wohl, was dieſe Liebe für ein trauriges Ende genommen, und daß unſere Gebieterin nun gezwungen Ritter Adalberten ihre Hand reichen muß, den ſie nicht im Geringſten liebt —

— Ach — das hatt' ich vergeſſen! (Sie wickelt das Kleid wieder zuſammen.)

— Aber — dies hier iſt ein Kleid, das vollendeten wir, als Ritter Adalbert zur Brautſchau kam — es iſt hochgelb und Gold — ſeht nur her — Ihr werdet die Bedeutung wohl verſtehen — (ſie entrollt die Schleppe vor den Augen des Fräuleins).

— Auch dieſes entzieht meinen Blicken! Ich will von Nichts mehr wiſſen — horcht! Trompeten! Er naht! — Laßt mich mein himmelblaues, einfach und ohne Stickerei, nur anbehalten!

(Die Kammerfrauen entfernten ſich hierauf mit den Kleidern.)

Ritter Adalbert erſchien und das Stück hatte ſeinen ungeſtörten Fortgang bis zum Schluſſe. Die eingelegte Kleiderſcene hatte das Publikum nicht ſonderlich ergriffen, aber ein Recenſent ſchrieb bald darauf: „Madame N. beſitzt den Vorzug einer prächtigen Garderobe und eignet ſich dadurch zur Darſtellung aller erſten Rollen. Erſt kürzlich bewunderten wir ſie in dem neuen berühmten Stücke von Holbein, wo ſie uns fünf koſtbare Anzüge, einen ſchöner als den andern, zeigte. Sie iſt allen Privatdirectionen höchlichſt zu empfehlen."

Auch bei Frau B. v. Seele können wir die Kleider loben. — Kunſt bewegte ſich nicht glücklich in der Rolle des Don Cäſar und auf der kleinen Bühne. Er paßte nicht in dieſem Rahmen. Man ſagte mir allgemein, daß dieſe Rolle nicht für ihn ſey und daß man ihn in Helden ſehen müſſe. Es iſt bekannt, welche Erfolge er im Theater an der Wien erlebte. Mit beſonderem Feuer ſprach eine junge, liebenswürdige Künſtlerin von ihm, die erſt wenig von unſerem Theater kennt und in Kunſt einen Heros der Kunſt bewundert. Sie wollte mich bewegen, noch einige Tage länger in Baden zu bleiben, um Wilhelm Tell von ihm zu ſehen. Ich bedauerte, meinen Reiſeplan nicht abändern zu können, mehr aber noch, nicht früher nach Baden gekommen zu ſeyn, um die zwei Rollen zu ſehen, welche die junge fremde Künſtlerin ſelbſt auf der dortigen Bühne als Gaſt gab: den Romeo von Bellini und die Desdemona. Sie heißt Miß Stuart und iſt erſt ſeit 8 Monaten in Deutſchland, während welcher Zeit ſie unſere Sprache zum Verwundern erlernt hat. Außerdem ſpricht ſie italieniſch, franzöſiſch und ihre Mutterſprache, engliſch, en perfection. Ihre Stimme iſt ein kräftiger Mezzoſopran, und ihr Aeußeres, ſo wie ihre Bildung, ſind alles Lobes würdig. Ihr Lehrer iſt der in der Geſangswelt rühmlich be-

kannte Professor Ehlers, einst ein Liebling Göthe's, den dieser Meister mit einer liebevollen Empfehlung „an Alle, die mich kennen," von seinem Theater in die Welt entließ. — Spontini sowohl als Mortlacchi in Dresden haben Miss Stuart bereits Anträge gemacht, um sie für ihre Opern zu gewinnen, allein sie zieht es vor, zu reisen, und erst später ein festes Engagement anzunehmen. Es ist Hoffnung vorhanden, sie im nächsten Winter in Stuttgart zu sehen und zu hören, und sie wartet die Ankunft des dortigen Intendanten, des Herrn Grafen von Leutrum ab, der von einer Rheinreise in diesen Tagen in Baden eintrifft, um mit ihm in Unterhandlung zu treten. Später wird sie dann mit ihrem Lehrer nach Amsterdam reisen, wo Letzterer eine deutsche Oper für den Winter organisirt hat. Es ist dies die erste Engländerin, die in Deutschland in deutschen Opern auftritt, und schon der Seltenheit wegen wäre Miss Stuart eine interessante Erscheinung, selbst wenn sie keinen ihrer übrigen Vorzüge besäße. Daß die in Baden zahlreich versammelten Engländer sie in ihren Darstellungen, wie in ihrem Concerte mit Beifall und Geld reichlich unterstützten, darf wohl nicht erst hinzugefügt werden. — Demoiselle Franciska Pixis hat ein Concert gegeben; da sie jedoch die Bühne nicht betreten, so gehört sie nicht in unsern Bericht. Dramaturgischer ist die Anwesenheit Tieck's, den ein Unfall mit dem Wagen leicht seinen Verehrern geraubt hätte. Er läßt sich spärlich auf der Promenade sehen, und sieht sehr leidend aus. Ich vermag nicht zu berichten, ob sein geschwächter Zustand es ihm erlaubt, seinem intimen Kreise und auserwählten Fremden die gewohnten Shakespeare-Vorlesungen zu halten.

## Französische Theater.

Des Theaterbauens ist kein Ende; trotz Hölle und Teufel, trotz der Bankerotte und ähnlicher Vergnügungen, die der neuen Unternehmer so häufig warten, fehlt es doch selten an Geld, wenn ein neuer Dunst- und Kunsttempel gebaut werden soll. In Paris wird in zwei und zwanzig Theatern gespielt; man sollte glauben, bei den tausendfältigen Unterhaltungen anderer Art, welche die Capitale Frankreichs bietet, müsse das genügen; aber man irrt sich. Bereits ist ein neues Unternehmen im Werke; die Aktien sind unterzeichnet und die Regierung wird um das Privilegium bestürmt. Der Faubourg-Saint-Marceau, einer der bevölkertsten Theile der Stadt, soll eine Bühne erhalten, die nach den Dimensionen des Theaters der Porte-Saint-Antoine gebaut und zugleich einer der schönsten Straßen zur Zierde dienen wird; Paris wird demnach nicht nur ein Theater mehr, sondern demzufolge wenigstens ein halb Dutzend Dichter mehr bekommen, die besonders erstehen, um das geistige Räderwerk der Anstalt zu treiben, die sich zur Förderung der Anziehungskraft ihr eigenthümliches Genre schaffen muß. — Der Verbrauch von Stoffen für alle diese Institute geht in das Unermeßliche. Wie man Kleider-Mode-Journale hat, so könnte man auch ein Pariser Komödienstoff-Mode-Journal herausgeben. Englands dramatische Celebritäten sind jetzt in der Mode, eine Idee, die indessen in Deutschland Herr von Deinhardstein bei seinem „Garrick in Bristol" schon früher gehabt hat. Alexander Dumas hat das sturmbewegte Leben, den bizarren Charakter des Tragikers Kean zu einem Schauspiel in fünf Akten benützt, das bereits aufgeführt worden wäre, hätte nicht einige Künstler eine Krankheit befallen, säße der Verfasser des Stückes nicht im Augenblicke im Gefängnisse. Einstweilen hat man beim Gymnase-Dramatique eine andere Berühmtheit der englischen Bühne vorgeführt, und zwar die talentvolle, geistreiche, hochherzige Mistreß Siddons. Diese hatte eine Freundin, welche große Opfer für sie gebracht hatte. Diese Freundin hatte einen jungen, feurigen Gatten, den seine glühenden Leidenschaften stets vom Hause ferne hielten; Mistreß Siddons opfert sich auf und stellt sich, als ob sie die Liebe des jungen Gatten theile; sie scheut sich nicht, ihren Ruf zu gefährden, verleitet ihren Liebhaber zu Ausgaben, ruinirt ihn, macht sich ihm unerträglich und führt ihn so in die Arme seiner Gattin zurück. Während Mistreß Siddons dieses Erziehungswerk vollbringt, schleicht sich unglücklicher Weise die Liebe in ihr Herz. — Diesen romanischen Stoff haben die Herren Leuven und Lherie sehr glücklich zu einem Drama benützt, das wir sonder Zweifel auch noch auf der deutschen Bühne sehen werden.

## Italienische Theater.

Im Kirchenstaate scheint man sich über das neue Gesetz sehr zu freuen, das die päbstlichen Provinzen abermals unter die Verwaltung von Priestern stellt. Wo die Legaten des heiligen Stuhles ankommen, feiert man ihre Erscheinung durch öffentliche Feste. In Forli hat man die Ankunft des Cardinals Nicolo Grimaldi, des Legaten der Provinz, kürzlich durch ein großes Conzert im Theater gefeiert, „um die Freude auszudrücken," wie das Programm sagt, „welche der Einwohnerschaft die glückliche Ankunft des von Seiner päbstlichen Heiligkeit abgesandten Magistraten verursacht." Der Cardinal wohnte dem Conzerte auf der Vorbühne bei; bei seinem Ein-

tritte erhob ſich ein ſolcher Beifallsſturm, daß man beinahe Gewalt anwenden mußte, um die für die Sänger nothwendige Stille zu bewirken. Mit frommer Andacht hörte der Cardinal dem Vortrage der einzelnen Piecen aus den Capuletti, der Somnambula und der Clara von Roſemberg zu, und verfehlte nicht, den Herren Golfarelli, Lucantoni, Parmeggiani und der Dame Albertini ſeine Zufriedenheit zuzuklatſchen.

In Turin iſt eine Oper von Coccia mit großem Beifall aufgenommen worden; ſie hat den Titel: Caterina de Guisa. Die Rollenbeſetzung war der ſchallenden Bravo's wohl würdig; Donzelli, Botticelli und Madame Griffini ſangen. Madame Lalande, die einſt ſo mächtige Sängerin, iſt dergeſtalt in der Abnahme begriffen, daß man gleichſam täglich einen Theil ihrer Mittel ſchwinden hört.

Madame Franceſchini-Roſſi, eine Prima Donna, die vor Kurzem Marſeille durch ihr Talent in Aufruhr brachte, hat ihr Engagement mit dem Impreſſario des Theaters von Mailand unter Vorſchützung der Furcht vor der Cholera gebrochen; die Sängerin feierte den Tag, ehe ſie vor der Peſt floh, noch einen glänzenden Triumph in der Somnambula.

Nun kommt ein Wunder. Voltaire's Zaire iſt in das Italieniſche überſetzt in Bologna auf dem Theater del Corſo aufgeführt worden. Die berühmteſten tragiſchen Künſtler Italiens ſind gegenwärtig bei dieſer Bühne engagirt, darunter Lombardi, Domeniconi und Madame Internari, die ſich in Paris in gutem Andenken erhalten hat, wo ſie Alfieri's treffliche Tragödien im Jahr 1830 mit ihrer Truppe im Theater Favard zur Aufführung brachte. Alfieri iſt in ſeinem Vaterlande geächtet, und Voltaire wird in Bologna geduldet!! Madame Internari mußte freilich das Stück vorher einer ſtrengen Prüfung unterwerfen, und die Scheere der Cenſur, die dem Aufkeimen italiſcher Talente ſo gewaltigen Eintrag thut, ſchnitt manches ſchöne Stückchen Fleiſch aus Voltaire's Körper, aber trotz aller Schwächung brachte Zaire eine tiefe Wirkung auf das Publikum hervor. Wenn der revolutionäre Philoſoph Voltaire in Bologna geduldet wird, ſo haben die unſchuldigen deutſchen Dramendichter unſerer Zeit alle Hoffnung, das Imprimatur et Detur zu erhalten, geſetzt den Fall, es übertrage Jemand ihre Stücke in das Italieniſche.

## Eine Modedame zu den Zeiten Nero's.

Silia tritt in den Saal des Dampfbades, und da ſie noch mehr Schweiß erregen wollte, ſo nahm ſie in jede Hand eine Keule und ſchwang ſie in ihren Händen, wie die Flügel einer Windmühle. Als dieſe heftige Bewegung ihre Glieder in Schweiß gebadet hatte, trockneten junge Sclaven den Körper ihrer Herrin ab, indem ſie ſie mit kleinen Harken von Elfenbein, Silber oder Perlmutter abſchabten, während andere mit den Daumen die Haut bei den Gelenken preßten, um ſie geſchmeidiger zu machen. Hierauf trug man Silia, die faſt zum Sterben ermattet war, in ein Bad von lauwarmem Waſſer, woſelbſt ſie nur einige Zeit blieb, um ſich an eine minder erhöhte Temperatur zu gewöhnen. Sie erhob ſich bald daraus und ſprang in ein weites Marmorbaſſin, das mit einem friſchen wohlriechenden Waſſer gefüllt war, aus dem ſie ſich mehrmals erhob und wieder hineinſprang, um die Wirkung zu verſtärken. Dann verließ ſie das Bad und ging in das Toilettenzimmer mit einer ſo friſchen, weichen und geſpannten Haut, als wäre ſie ein Mädchen von ſechszehn Jahren. Silia war drei und dreißig Jahre alt.

Jetzt fragte es ſich, welche Compoſitionen man anwenden ſollte, um die Hände weiß und die Wangen roth zu machen. Von den Sclavinnen ſchlugen einige gekochten Weizen mit Oel vermiſcht vor. Dieſer Teig ſollte auf der Haut trocknen und dann mit Milch abgewaſchen werden. Andere wollten Brodkrume, in Eſelsmilch gefeuchtet, anwenden. Dieſe Miſchung machte das Geſicht leicht anſchwellen und vertilgte ſo die Runzeln, die ſich daſelbſt zu bilden begannen. Silia verwarf dieſes Mittel, das nach ihrer Meinung für Frauen von vierzig Jahren zweckmäßig ſeyn dürfte. Dieſe wollte Schminke aus einer Wurzel gezogen, jene den Schaum der Purpurſchnecke mit Eſſig zubereitet, der nicht wegzuwiſchen war.

Silia hörte dieſe gelehrten Abhandlungen an, während ſie Myrthenplätzchen kaute, die den Athem ſehr angenehm machen. Dann wählte ſie von allen bekannten Mitteln eines, woran keine der Sclavinnen gedacht hatte; ſie befahl nämlich, daß man Mohnköpfe in reinem Waſſer mit einem Gran Weihrauch zerſtoße, und mit dieſer einfachen Miſchung wuſch ſie ſich die Hände und trocknete ſie an den Haaren einer Sclavin, die ihr den Kopf dazu hinhielt. Auch das Geſicht wuſch ſie damit, und nachdem ſie ſich lange betrachtet hatte, warf ſie alle Schminke bei Seite, malte ſich leicht die Augenbraunen und ließ ſich in die Haare ein braunes Pulver ſtreuen, worin Goldſtäubchen waren, die in den Locken hie und da hängen blieben und leicht glänzten.

## Großmuth eines Beſtohlenen.

Um die Mitte des Juni trug Herr R., Agent eines bedeutenden St. Petersburger

Hauſes in London, einem Courtier, Namens Thomas Harvey Forreſter, den Verkauf von 5000 L. Sterling im ſogenannten Tallow Securities auf. Statt wie es im Handel üblich darüber zu verfügen, deponirte der Courtier dieſe Fonds bei Overend Guerney und Compagnie, welche darauf Vorſchüſſe zu leiſten pflegen. Mit dieſen verließ Forreſter London und ſtieg unter dem angenommenen Namen Reynolds in Havre an's Land. Da er nicht franzöſiſch verſtand, und noch unentſchieden war, welche Partei er ergreifen ſollte, ſo reiste er von Stadt zu Stadt und kam endlich nach Breſt. Indeſſen wurde er von England aus verfolgt und unter andern erreichte ihn Herr R. ſelbſt in Begleitung eines engliſchen Polizeibeamten, der mit einem Warrant gegen Forreſter verſehen war. Dieſer läugnete und zeigte ſeinen Paß, der auf Charles Reynolds lautete und den er ſich in Rennes verſchafft hatte. Endlich gedrängt von allen Seiten und bei fortwährendem Läugnen mit Botany-Bay bedroht, geſtand Forreſter den Betrug ein und erbot ſich, ihn nach Kräften zu vergüten. Hundertzehntauſend Franken, ungefähr die Hälfte der ganzen Summe, war Alles, was er noch davon beſaß. Herr R. war ſo großmüthig, ihm nicht nur Alles zu laſſen, was er von dem geſtohlenen Gelde gekauft hatte, und worunter eine meiſterhaft gearbeitete Chatulle war, worin Alles enthalten, was zum Fiſchfang gebraucht wird, ſondern er ſchenkte ihm auch noch 2500 Franken, um nach Amerika zu ſchiffen und dort, wenn es ihm möglich, als ehrlicher Mann zu leben. Obgleich er ſo viel einbüßte, erklärte Herr R., daß er es nie vergeſſen könne, daß er zwölf Jahre mit dem Menſchen in freundſchaftlicher wie merkantiliſcher Verbindung gelebt habe. Fünfmalhunderttauſend Franken, die er in den Spielhäuſern von London verloren, hatten den Mann zu dem Verbrechen getrieben. Man bemerkte, daß der Polizeibeamte, welcher den Warrant überbrachte, mit einem kleinen Stock verſehen war, woran zwei ſtarke Bleikugeln hingen. Dieſer dient dazu, wenn der Verbrecher nicht gutwillig folgen will, ihn damit auf den Kopf zu ſchlagen und ihn ſo zu betäuben. Man ſieht hieraus, daß der Stock eines Conſtables nicht immer friedlicher Art iſt.

## Räuber und Redner in Spanien.

Spanien iſt dasjenige Land von Europa, in welchem ſich Sitten, Gebräuche und Inſtitutionen am längſten erhalten haben. Umwälzungen und lange Kriege haben nur in wenigen Fällen zu Beſſerungen geführt, und ſelbſt die Macht der Napoleoniſchen Heere, welche ſich in den Abruzzen Anſehen zu verſchaffen und die italieniſchen Straßen von dem Raubgeſindel zu befreien wußten, vermochte in Spanien den ſeit undenklicher Zeit feſt organiſirten Heilloſigkeiten keinen Damm entgegen zu ſetzen. In den Clevillente-Bergen iſt eine Räuberbande ſeit Jahrhunderten organiſirt. Ihre Führer folgen ſich in der Herrſchaft auf eine legitime Weiſe, und nehmen wie ſouveraine Fürſten Zahlen zur Unterſcheidung an. Jayme IV. regierte ſo im Jahre 1823. Er pflegte manch' luſtiges Stückchen aus ſeinem Leben mit jenen reizenden Beigaben zu erzählen, mit denen die Mauren die Mittheilungen aus ihrem Leben ausſchmückten. Wenn die Bande nicht auf Beute ausgeht, lagert ſie ſich überhaupt gewöhnlich um den Führer, und lauſcht den Erzählungen, die er von ſeinen und ſeiner Väter Thaten und Erlebniſſen zum Beſten gibt. Wir entlehnen eine Geſchichte aus Jayme IV. Leben:

Jayme ging einſt gegen den Almanzaberg ſpazieren, wo ſonſt die Erbfolgefrage entſchieden wurde; er hatte kein Arges im Sinne, wie er ſagte, war ganz entwaffnet, das heißt, trug nur einen Dolch, ein Paar Piſtolen und ein langes Meſſer im Gürtel. Er rauchte guts Muths ſeine Cigarre, ließ ſeine Augen umherlaufen, und gewahrte in der Ferne einen Mönch, der auf ihn zukam. In der ſicheren Vorausſetzung, den Reiſenden entfliehen zu ſehen, wenn er von ihm bemerkt würde, verbarg ſich Jayme hinter einem Buſche, und ſprang mit der Gewandtheit, die man nur durch Uebung gewinnt, auf die Straße, ſobald der Rückzug unmöglich war. Man denke ſich den Schrecken des armen Mönches, als er den furchtbaren König von Clevillente gewahr wurde. „Guten Morgen, Vater," ſprach dieſer, „woher kommt Ihr zu dieſer Stunde?" „Ich habe in einem benachbarten Dorfe gepredigt, Euer Excellenz." „Gepredigt? Gut! Du beſitzeſt alſo Beredtſamkeit?" „Ich thue was ich kann, Euer Excellenz, und mit Hülfe des heiligen Geiſtes komme ich ſo ziemlich gut durch." „Eh, was hat man Dir zum Lohne gegeben?" „Ach, gnädiger Herr, ſehr wenig; die drei Piaſter, die ich Euch hiemit anbiete." „Pfui! Für was hältſt Du mich. Behalte Dein Geld, aber höre: Ich liebe die Kanzelberedtſamkeit auch, ich komme aber nur ſelten zu einem ſolchen Genuſſe; Du biſt jedoch zu mitleidig und gefällig, um mir nicht eine kleine Predigt ganz für mich allein zu halten." „Ich, Euer Excellenz?" „Sprich," ſagte Jayme in einem Tone, der dem Mönch keine Wahl mehr ließ. Als die Predigt gehalten war, ſagte der einzige Zuhörer: „Ja, mein Vater, Du haſt vom Himmel wahre Eingebung bekommen, und

zur Belohnung für das Vergnügen, das Du mir bereitet haſt, nimm dieſe Unze Gold. Lebe wohl.“ Nach dieſen Worten entfernte er ſich durch das Gebüſch auf Fußpfaden, die er allein kannte. Der Mönch ſegnete alle Heiligen ſeines Kloſters, und wanderte über den Almanzaberg in ſeine Heimath; da trat Jayme wieder vor ihn und ſprach: „Vater, ich habe mir die Sache überlegt; unſer Herrgott hat mir auch einiges Talent verliehen; nicht als ob ich es dem Deinigen an die Seite ſtellen wollte, aber ich will die Gelegenheit nicht vorübergehen laſſen, mich um die Beiſtimmung eines ſo verſtändigen Richters zu bewerben; ich will jetzt ebenfalls predigen.“ Und Jayme hielt eine Rede, worin er ſein Herz über die himmliſchen Gefilde und ihre ſeligen Bewohner ergoß. „Was hältſt Du davon?“ ſprach er, nachdem er geendigt hatte. Der Mönch brach in Lobeserhebungen aus. „Keine Schmeicheleien! Habe ich ſo gut geſprochen als Du?“ „Gewiß, gnädiger Herr!“ „Aber nicht beſſer?“ „Tauſendmal beſſer.“ „In dieſem Falle gieb mir meine Unze Gold zurück, weil ich ſo gut gepredigt habe als Du, und überdieß die drei Piaſter, weil ich beſſer gepredigt habe!“ „Wunderſchön.“ „Jetzt ſegnen wir uns gegenſeitig, und dann marſch!“ Der arme Menſch ließ ſich das nicht zweimal ſagen. Seine Majeſtät Jayme IV. wurde im Jahre 1824 mit ſeinen meiſten Unterthanen gehängt.

## Bewährte Treue.

In einer Zeit, wo alles Edle nur Spott und Hohn zum Lohne empfängt, wo an jeder Tugend gezweifelt und jede hochherzige Seele in Abrede gezogen wird, kann man nicht genug Beiſpiele aufführen, daß die Welt noch nicht ſo ſehr im Argen liege, wie uns die modernen Skeptiker weiß machen wollen, daß hohe Tugenden ſich noch aller Orten finden. Zum Beweiſe diene folgende ſchmuckloſe Erzählung:

Vor Kurzem erſchien vor dem Polizeibureau von Mary le Bone in London, nachdem der Richter, Herr Hoskins, ſummariſch über einige in der Nacht Verhaftete abgeurtheilt hatte, eine Dame von fünf und zwanzig Jahren in elegantem ſeidenem Kleide, und ließ ſich in folgenden Worten vernehmen: „Kann ich die Ehre haben, mit Eurer Herrlichkeit zu ſprechen?“ „Gewiß, Madame, nur wäre es mir ſehr lieb, wenn Sie etwas lauter ſprechen wollten. Worin kann ich Ihnen dienen?“ (Erröthend blickt die Dame umher.) „Ach, mein Gott, lieber Herr, das iſt ein zarter Gegenſtand, wahrlich ein furchtbar zarter Gegenſtand.“ „Ich läugne das nicht, Madame, aber wenn Sie nicht die Güte haben, mir zu ſagen, was es eigentlich iſt, ſo kann ich Ihnen unmöglich von Nutzen ſeyn. (Die Dame ſcheint immer mehr erſchüttert.) „Mein Gott, mein Gott, könnte ich Sie nicht allein ſprechen?“ „Als Behörde nicht ... Entſchließen Sie ſich; es wäre beſſer, Sie ſagten mir Ihre Angelegenheit mit einem Male heraus. Was haben Sie hier für ein Papier? Wollen Sie mir eine ſchriftliche Anzeige machen?“ „Nein, mein Herr, ich will nur ſchwören ... Ja, ich will auf das Feierlichſte ſchwören ...“ „Aber was und warum wollen Sie ſchwören?“ (Die Dame hält ihre beiden, convulſiviſch zuſammengepreßten, Hände empor.) „Treue, Euer Herrlichkeit, ewige Treue ...“ „Warum kommen Sie nicht ſogleich zur Sache, Madame, warum ſagen Sie nicht, was Sie wollen. Und wer ſind Sie denn, wo wohnen Sie?“ „Entſchuldigen Sie, mein Herr, wenn ich Ihnen meinen Namen nicht ſage, ich habe beſondere Gründe, Ihnen denſelben nicht öffentlich zu nennen. Was meine Wohnung betrifft, ſo mag für den Augenblick die Erklärung genügen, daß ich in der Nähe von Regents-Park wohne. Nun will ich Euer Herrlichkeit ſagen, was mich hieher führt. Mein Gatte iſt im Begriffe, nach dem Continente abzureiſen, wo er einige Zeit bleiben muß, und ich wünſchte ſehr, einen feierlichen Eid vor Ihnen abzulegen.“ (Halbe Ohnmacht.) „Einen feierlichen Eid, worüber?“ „Meinem Gatten treu zu bleiben und ihn während ſeiner Abweſenheit ſtets zu lieben.“ „Ich bedaure, Madame, außer Stands zu ſeyn, einen ſolchen Eid abzunehmen; das überſchreitet meine Befugniſſe.“ „Wohl; wenn ſich aber die Sache ſo verhält, wollten ſie ſo gut ſeyn, mir nur mit einem Worte von Ihrer Hand zu bezeugen, daß ich mich vor Ihnen geſtellt habe, um den Eid der Treue zu leiſten; das wird ihn beruhigen.“ „Es peinigt mich im höchſten Grade, ich kann Ihnen aber auch darin nicht zu Dienſten ſeyn. Meine Zeit iſt ernſteren Dingen gewidmet; haben Sie die Güte, ſich zu entfernen.“ — Höchſt betrübt über den Erfolg des Schrittes, den ſie gethan, verließ die Dame das Polizeibureau.

## Das Bagno zu Rochefort.

Um vor dem Verbrechen zurückzuſchrecken und Miſſethäter aus den Strafanſtalten gebeſſert der Welt zurückzugeben, hat man Jahrhunderte hindurch darin das beſte Mittel zu finden geglaubt, daß man auf Zuchthäuſer, Galeeren und dergleichen alle Schmach der Ehrloſigkeit häufte. Dadurch wurde aber jedes beſſere Gefühl in denjenigen erſtickt, die

in ihrer Moral geläutert werden sollten, und — im Kerker der Ehre und jedes Rechtes beraubt, — glaubten sie ihrer Haft entlassen auch nicht mehr an die Rechte Anderer. Wer im Gefängniß nur peinigen sieht, wird später mit Kaltblütigkeit seine Nebenmenschen selbst zu peinigen im Stande seyn. Es ist keine Empfindelei, wenn man selbst für Milderung in der Form der Hinrichtungen spricht, denn einfache Executionen haben die Zahl der Verbrecher der Erfahrung nach vermindert, folglich zur Civilisation beigetragen. In Frankreich ist man auch zu dieser Ansicht gelangt. Die Züchtlinge hatten bis auf die Todesart keinen Antheil am gemeinen Rechte; zur Todesstrafe verurtheilt, wurden sie von hinten erschossen. Im vorigen Monate hat man zum ersten Male die Guillotine zur Anwendung gebracht. Jacquemard hatte im Jahr 1820, als ein Mensch von drei und zwanzig Jahren, seinen Schwiegervater umgebracht und war deswegen zur Zwangsarbeit auf Lebensdauer verurtheilt worden. In der letzten Zeit hatte man ihm seine unglückliche Lage im Bagno zu Rochefort etwas zu erleichtern gesucht, aber ein besonderer Umstand weckte in ihm die alte Mordlust. Er erfuhr, der Züchtling Cocher habe ihn bei seinen Kameraden als Spion und Angeber bezeichnet. Jetzt war Cocher's Tod beschlossen; am 9. Juli arbeitete dieser im Innern vom Hafen, auf einem Stücke Holz sitzend; Jacquemard nähert sich ihm, ergreift eine eiserne Stange, betrachtet seinen Feind einen Augenblick und zerschmettert ihm sodann die Hirnschale. Der Verbrecher überliefert sich selbst der Wache und läugnet weder die That, noch die Absicht, zu morden. Schon am 20. versammelte sich das Tribunal Maritime, und Jacquemard wird einstimmig zur Hinrichtung in Gegenwart seiner versammelten Kameraden verurtheilt. Mit Fassung hört der Verurtheilte den Spruch. Nach zwei Tagen sollte die Execution statthaben. Jacquemard erwachte am 22. Morgens, und als er Geräusch im Bagno vernahm, fragte er, ob es von der Errichtung der Guillotine herrühre. Auf die bejahende Antwort der Wache sagte er: „Nun, da sie sich mit mir beschäftigen, darf ich mich auch nicht vergessen; bringt mir Frühstück." Und der Todescandidat ließ es sich trefflich schmecken. Um zehn Uhr war die Maschine in Ordnung. Das Volk drängte sich am Bagno, aber Niemand wurde eingelassen, der nicht Uniform trug. Alle Eingänge waren besetzt; Gensdarmen, Marine-Artillerie, Detachements und ein Theil eines Infanterieregiments hatten sich mit geladenen Gewehren im Hofe aufgestellt; die Kanonen waren mit Kartätschen geladen. Die Züchtlinge standen in zwei entgegengesetzten Ecken. Tiefe Stille herrschte im Bagno. Plötzlich ertönte eine gellende Pfeife; das ist ein Zeichen für die Züchtlinge, daß sie hören sollen, was man ihnen sagen werde. Ein Adjutant befiehlt ihnen, sich zu entblößen, und niederzuknieen. Dies geschah augenblicklich. In dieser Lage verharrten sie; da erhob sich ein Züchtling und rief mit sonorer Stimme: „Ich bin mehr als zwanzig Jahre im Bagno; ich bin einer der größten Verbrecher, ich verlange, daß man mich Jacquemard's Stelle einnehmen lasse." Die Wachen heißen ihn schweigen, nehmen ihm seine Nummer ab und zwingen ihn, niederzuknieen. Nach zwölf Uhr erscheint Jacquemard mit ruhiger Miene; zwei Züchtlinge folgen ihm; sie sollen die Execution vornehmen, weil der Nachrichter von Saintes, den man dazu bestellen wollte, blos die Guillotine errichtete, und die Uebernahme der Execution von sich gewiesen hatte. Mit festem Tritte besteigt der Verurtheilte die Stufen des Blutgerüstes, wendet sich dann gegen seine alten Unglücksgefährten und spricht: „Kameraden, ich danke Euch für die Güte, die Ihr für mich gehabt habt, so lange ich im Kerker war; ich danke hauptsächlich Herrn Collet (so heißt ein berüchtigter Züchtling des Bagno von Rochefort); handelt nicht wie ich; gehorcht Euern Vorstehern, es sind jetzt brave Leute. Ich danke Gott und meinen Richtern, daß sie mir Zeit gelassen haben, als guter Christ zu sterben. Das ist es, meine Kameraden, was ich Euch zu sagen gehabt habe. Adieu." Dann wandte er sich an den Almosenier des Hospitals und bat um seinen Segen. Der Priester umarmte und segnete ihn, stieg die Stufen hinab, und fiel, außer Stands, der heftigen Erschütterung länger Widerstand zu leisten, ohnmächtig nieder. Als er wieder zu sich kam, war Alles vorüber. Der Schuldige hatte den Tod empfangen. Eine halbe Stunde später waren die Züchtlinge wieder bei der Arbeit und der Schädel Jacquemard's lag unter den Händen der Phrenologen.

## Das Profil Ludwig XVI., eine Alpenspitze an der Ostseite des Traunsee's.

Ein Offizier der amerikanischen Marine erzählt im Verlaufe seiner Mittheilung über eine Reise durch Deutschland von einer minder bekannten Erscheinung, deren Beschreibung wir im Auszuge geben. „Ich deutete auf einen einzelnen Felsen und fragte nach seinem Namen. Mein Reisegefährte nannte ihn Traunstein, und sagte, wenn ich Gmunden besuchen wolle, so werde mich mein Weg ge-

rade nach dieſer Seite führen; in einiger Entfernung könne ich ſeine Spitze genau ſehen, die eine überraſchende Aehnlichkeit mit dem Profil Ludwig XVI. habe. Nachdem ich Linz beſucht hatte, welches ich links liegen ließ, konnte ich am andern Morgen gegen zehn Uhr den fraglichen Felſen in der Entfernung unterſcheiden. Er ſchien mir eine halbe Meile lang und vierzehn bis fünfzehn hundert Fuß hoch zu ſeyn; der Umriß ſeiner Seiten war ungleich und trotz der aufmerkſamſten Unterſuchung konnte ich Nichts entdecken, was dem beſprochenen Profil ähnlich ſah; plötzlich richtete ich meine Augen nach der Spitze und ſchauderte unwillkürlich. Die Atmoſphäre war außerordentlich durchſichtig und auf dem Azur eines wolkenloſen Himmels drückte ſich ein menſchliches, ſo vollkommen gemeißeltes Profil aus, daß es kein Bildhauer der Welt hätte verläugnen können. Die Felsſpitze iſt aber nicht nur ein einfaches Profil, ſondern der Ausdruck von Ludwig's Geſichtszügen ſteht vollkommen im Einklange mit dem traurigen Geſchicke dieſes Monarchen. Falten durchfurchen ſeine Stirne, der Mund iſt leicht geöffnet, der Anblick iſt der einer auf dem Rücken ſchlummernden, von peinlichen Träumen gefolterten Perſon. In dem Doppelkinne, der Adlernaſe und der etwas zurückweichenden Stirne erkennt man eine täuſchende Aehnlichkeit mit Ludwig's Phyſiognomie; der Kopf ſcheint mit einer Mütze bedeckt, und was die Seltſamkeit noch erhöht, iſt der Umſtand, daß ſich gerade dahinter das Plateau eines ſchneebedeckten Berges erhebt, welches ſehr gut ein Kopfkiſſen vorſtellt, auf dem er ruht. Die Bergkette im Oſten ſteht ſo in Verbindung mit der Alpſpitze, daß die Büſte vollendet iſt, welche, wenn man ſie auch ohne darauf aufmerkſam gemacht zu werden, überſehen mag, doch ohne Zuthaten der Phantaſie als treues Profil erkannt werden muß.

## Vermiſchtes.

Das Schloß Hütteldorf bei Wien, welches im vorigen Jahre durch die Güterlotterie ausgeſpielt wurde, hat den Franzoſen Stoff zu vielen Scherzen gegeben. Jetzt haben ſie unter ſeinem Namen ein Vaudeville auf die Bühne gebracht, worin ein Frankfurter Banquier, der in franzöſiſchen Blättern die Looſe zum Verkauf ausbot, unter ſeiner wirklichen Firma figurirt. Zu gleicher Zeit iſt ein anderes kleines Stück als Pendant hiezu erſchienen unter dem Titel: Ein Schloß für fünf Franken.

— Ein amerikaniſcher Dreimaſter, der zwiſchen Havre und Neuorleans fährt, heißt Mozart.

— Vor ihrer Abreiſe nach London hat Mademoiſelle Griſi ihr kürzlich erkauftes Schloß Baucreſſon dem ſächſiſchen Geſandten vermiethet, der dort jetzt ſehr angenehme Feſte gibt. Bei der Beſitznahme hat die berühmte Sängerin der Kirche einen neuen Altar und den zwei Seitenkapellen eiſerne Baluſtraden zum Geſchenke dargebracht.

— Die neue Oper aus dem berühmten Romane von Victor Hugo durch ihn ſelbſt zugeſchnitten heißt: La Esmeralda. Die Tänzerin wird hier zur Sängerin, wie es in der Oper nicht anders ſeyn konnte, und erſcheint unter den Zügen der lieblichen Falcon. Nourrit wird den Kapitän Phöbus geben und Maſſol den Quaſimodo.

— Kürzlich machte die liebenswürdige Pariſer Schauſpielerin Dejazet einen Ausflug an unſern Rhein, um ſich von ihren Anſtrengungen zu erholen. Jetzt iſt ſie in Brüſſel.

— Der berühmte Tänzer Guerra iſt in dieſem Augenblick in Paris.

— Madame Caroline Murat, Wittwe des geweſenen Königs von Neapel, hat die Erlaubniß von der franzöſiſchen Regierung erhalten, nach Frankreich zu kommen. Sie wird jedoch vorerſt abwarten, bis der König von Neapel ſeinen Beſuch an dem Hof der Tuilerien abgeſtattet haben wird.

— Man beſchäftigt ſich gegenwärtig in Frankreich, ein neues Behandlungsſyſtem der Gefangenen einzuführen. Schon längſt wünſchen es alle Freunde der Menſchlichkeit. Der jetzige Miniſter Montalivet hat das große Verdienſt, dieſe Frage auf's Neue angeregt zu haben.

— In Münchner Blättern leſen wir in Bezug auf die bekannte Medaille der unbefleckten Empfängniß Folgendes: „Da man in Erfahrung brachte, daß ſich gewiſſenloſe Leute ungeweihte Medaillen für geweihte zu verkaufen erlaubt haben, ſo wird hiermit bekannt gemacht, daß nur diejenigen Medaillen, welche mit einem Umſchlagszettel verſehen, auf deſſen Rückſeite ſich die zwei verzogenen Buchſtaben P W befinden, die ächten von Sr. Ex. dem hochwürdigen Herrn Erzbiſchof geweihten ſind, welcher gratis beigegeben wird, und man hofft dadurch dieſem Unfug vorgebeugt zu haben.

— Man war vor einigen Tagen in Paris auf eine dramatiſche Erſcheinung ſehr geſpannt. Bernet ſollte in einem Stücke, le jeune père, auftreten und eine neue Rolle, die Bernet ſchafft, verdient es wohl, die Erwartung zu ſpannen. Dieſe wurde auf's Höchſte befriedigt. Es handelte ſich hier nicht um ſtark

aufgetragene Lazzi, sondern um eine feinere Aufgabe. Ein junger reicher Schneidermeister muß schon in einer halb edlen Haltung erscheinen; die Rolle erfordert ein gewisses Decorum; eine Strenge in Gegenwart der Tochter, die ein Mädchen von Erziehung ist. Bernet hat alle zarten Nüancen dieser Rolle auf wunderbare Weise ausgeführt und erhielt großen Beifall. — Dies scheint etwas für unsere Uebersetzer zu seyn.

— Lamartine's Reise nach Corsika wird jetzt von französischen Blättern widerrufen. Er lebt auf dem Lande und arbeitet an einem zweiten Theile des Jocelyn.

# Telegraph von Deutschland.

## Neuere Dichter.

### Auf das neue Café français in Leipzig.

Ist Hesperiens Reiz auf Leipzigs Fluren ergossen,
Blüh'n Orangen, wo einst Kerker und Thurm nur gedroht?!
Wie so freundlich ist's jetzt, wie an des Arno Gestade,
Kehre Wanderer ein, setz' Dich und sey uns gegrüßt!
Schlürf' Arabiens Trank und der burgundischen Reben
Purpur, kühle den Mund Dir mit dem würzigen Eis.
Oder genieße nach Art des stolzen Spaniers unter
Wehendem Zelte den Trank, welchen der Spanier liebt.
Wie? Behagt er Dir nicht, als Britte wolltest Du trinken?
Rufe nur! Rüstigen Schritt's bringt Dir der Kellner den Grog,
Oder den duftenden Punsch von Ananasfrüchten veredelt,
Oder Sinesischen Thee, wie ihn der Bataver liebt;
Köstlich mundet dabei die schön sich formende Torte,
Stangenkuchen und der Marzipan leckere Kost!
Wend' auf die Blätter den Blick, sie künden Alibaud's Frevel
Und das ernste Gericht, welches den Schuldigen traf.
Friedlicher weilet sich's hier, als an den Ufern der Seine,
Friedlicher als in der Stadt, wo der Manzanare strömt.
Leipzig's Café français vereint Lutetiens Reize
Mit dem friedlichen Glück, welches der Sachse genießt!
Wanderer, sey herzlich gegrüßt! Garçon! nun bringe Burgunder!
Dem nun vollendeten Bau ruft ein herzlich: Glück auf.

## Poetische Supplike.

Im Jahre 1803 war ein neu neuconcessionirter Schauspieldirektor, Namens Kniep, im Begriff, eine neue Schauspielergesellschaft für Breslau zusammenzubringen, und hatte zur Erreichung dieses Zweckes durch deutsche Zeitungen eine Aufforderung an engagementslustige Bühnenkünstler erlassen. Unter den darauf zahlreich eingegangenen Briefen befand sich auch nachstehendes, von einem zu seiner Zeit nicht unrühmlich bekannten Heldenspieler, Namens Schmieder, versificirtes Schreiben:

Servus! Herr Direktor,
Regisseur, Inspektor,
Oder was Er ist.
Ließ da in der Zeitung
Drucken eine Deutung
Jedem, dem's gelüst't,
Sich zu engagiren,
Soll sich adressiren,
Geradezu an Kniep;
Trifft ihn nun der Bettel,
(Ich mein diesen Zettel,)
Ei so ist's mir lieb.

Bei uns ließ sich reizen
Satan, unter'm Waizen
Unkraut auszusä'n,
Und Thaliens Priester
Packen die Tornister,
Müssen weiter geh'n.
Unter diesen Sündern
Bin mit Frau und Kindern
Leider denn auch ich.
Fehlt's an meinen Künsten,
Stehe ich zu Diensten,
Ganz mit Kopf und Bauch.
Die Woch' zwanzig Gulden,
Wenn ich frei von Schulden
Seyn soll, gibt Er mir.
Kann Er die nicht missen,
Thu' Er mir's zu wissen,
Dann so bleib' ich hier.

Vier Kar'lin zur Reise
Ist nach alter Weise
Billig und gerecht.
Ist Ihm das nun sinnig,
Gut, mein Herr, so bin ich
Sein ergeb'ner Knecht.

Schmieder,
Schauspieler der Koberwein'schen Gesellschaft.

(Didaskalia.)

## Ueber Göthe's Haus.

Sic transit gloria mundi.

In des großen Dichter Göthe's Hause in Weimar sieht es jetzt wüst und widerwärtig aus; das kleine Arbeitszimmer mit den derben schlichten Möbeln, die den Frankfurter Bürgersohn in Göthe bezeichneten, steht noch in harmloser Einfalt da; die Besuchzimmer mögen auch noch dieselben seyn, wie zu Lebzeiten des Weimarischen Ministers, aber die Eingangsschwelle ist beschmutzt und ein salopper Geist scheint über die Stufen der großen Steintreppe auf- und abzufahren. In den Nischen sitzen Spinnengewebe, und die Wände entbehren der von dem alten Göthe so sehr gepflegten Reinlichkeit! sagt die Ameise.

Ein Gegenstück zu Göthe's verlassenem Hause bildet folgende Nachricht der Didaskalia:

Aus sicherer Quelle erfährt man, daß Mrs. Janson, die sich vielfach für deutsches Leben und deutsche Literatur interessirt und mehre Jahre in Deutschland, zuletzt bei Frau v. Göthe gelebt hat, damit umgeht, in England ein Denkmal für Göthe zu veranlassen. Sie ist jetzt nach London zurückgekehrt und glaubt ihrem Ziele näher zu kommen. Sie hat nämlich viele deutsche Schriftstellerinnen aufgefordert, ihr kleine Produkte ihrer Müßigstunden zu übersenden, welche sie übersetzen und zu einem Büchlein zusammenstellen will. Aus dem Ertrage glaubt sie die Kosten für ein Monument zu bestreiten. Von deutschen Frauen haben Fanny Tarnow und die Fürstin Carolath bereits zu dem Werke beigesteuert. Die Fürstin Durchlaucht hat einige lyrische Gedichte dafür bestimmt.

## Berliner Lokalscherze.

1.

— Jun Dag, Scharlotte, ick habe Dir ja lange nich gesehn — Hast ja 'n Drauring un wie? den drägste uf'n Zeigefinger? —

„Det is Dich jetzt so Mode. Hast' des noch nich gesehn? — Seh' mal, wenn ick Fische koofe un ick zeige so mit 'n Finger uf det Faß un sage: Wat kost'n der Hecht? denn kriegen Dich de Fischerfrauen ornntlich Respekt, denn da sehn se doch, des ick keene Köchen bin."

— Da haste eegentlich Recht — na, um uf Deinen Ehstand zu kommen, was haste denn vor'n Mann? —

„Eenen Mitarbeiter bei . . ,"

— Wahrscheinlich bei de ville Zeitschriften —

„Ne, bei'n Färber.

2.

— Du, wo hast'n den Rock gekooft? Er ist ja alt un Du hast'n heut zum erschtenmal an.

„Nu, wo wer' ick 'n gekooft haben — uf'n Trödel."

— Det thät ick nich; uf'n Trödel kooft ick nischt nich. Ick habe mir mal ooch uf'n Trödel 'n Rock gekooft, da hatte sich Eener drin verseeft gehabt un det globst Du gar nich, det stecht an, denn seit der Zeit bin ick Dir ganz versoffen geworden.

## Patriotischer Verein.

Einladung zum ächten Hamburger Bier-Clubb! Eine Gesellschaft ächter Patrioten hat sich vereinigt, bei Herrn Bergstädt bei der Kunst (in Hamburg) einen Bier-Clubb zu errichten, und ersucht daher jeden Biertrinker, der Theilnehmer zu werden wünscht, sich recht baldigst daselbst zu melden.

Beim Pfeifchen schönen Knaster
Und guten Glase Bier
Herrscht Frohsinn ohne Laster,
Denn Freunde sind wir hier;
D'rum sammelt Euch im Kreise
Und trinkt nach alter Weise.

(Erzähler.)

## Anekdote.

Bei dem Manöver bei Charlottenburg im Monat Juni 1833 wurde in der Nähe des Königs Friedrich Wilhelm III. der Adjutant des Kronprinzen, Graf Schliesen, von einem Garde-du-Corps, dessen Pferd plötzlich toll geworden, überritten. Mittags nach diesem Vorfalle ist der König deßhalb sehr verstimmt und bedauert den Verwundeten; befiehlt aber, jener Garde-du-Corps solle nicht bestraft werden, weil er seines Pferdes nicht mächtig gewesen, und setzt dann hinzu: „Weiß auch, was Pferdetritte bedeuten, bin auch einmal von einem Feldscheerer überritten worden." — Die Anwesenden äußerten hierüber ihr Befremden, und Niemand weiß davon Etwas. „Ja," sagte der König, „die Herren sind

ACKNOWLEDGMENT OF A DEBT.

Know all men by these presents, that I, A. B., of the city of Boston, in the county of Suffolk, and commonwealth of Massachusetts, am holden and firmly bound unto C. D., of the same place, in the sum of one thousand dollars, to be paid to the said C. D., his executors, administrators or assigns; for which payment well and truly to be made I bind myself, my heirs, executors and administrators, firmly by these presents. Sealed with my seal. Dated the first day of January, in the year of our Lord one thousand eight hundred and forty-two.

The condition of this obligation is such, that whereas the above bounden A. B. has this day received of the above named C. D. the sum of five hundred dollars, for which he has given his promissory note, payable in one year from the date hereof, with interest; now if the said A. B. shall well and truly pay the said note, with the interest thereon, according to the tenor thereof, then this obligation shall be void; otherwise it shall remain in full force.

A. B. [L. S.]

Signed, sealed and delivered in presence of E. F.

# Reise-Erinnerungen.

## Der Bergpaß von Anterne.

Verläßt man Chamounixthal, so gelangt man zuerst in das Servozthal. Iſt der Schnee auf den benachbarten Bergen geſchmolzen, haben ſich die Wieſen wieder mit ihrem freundlichen Grün bedeckt, vergoldet die Abendſonne die Felsſpitzen, dann gewinnt das Thal einen eben ſo lachenden als wilden Anblick. Einige Hütten liegen zerſtreut umher, darunter ein Wirthshaus, wo ich am 12. Juni Abends ankam.

Man kann auf verſchiedene Weiſe aus dieſem Thale weiter reiſen. Manche ziehen auf der großen Straße fort, und das iſt das Einfachſte; aber als ein junger Mann und mehr noch als Touriſte*) betrachtete ich dieſe gemeine Art, aus Thälern zu wandern, mit ungemeiner Geringſchätzung. Ein Touriſte muß Gipfel, Engpäſſe, Gefahren, Wunder haben, — und warum das? Seine Natur heiſcht es ſo. Wie ſich der Eſel einbildet, von der Mühle zum Backhauſe könne man nur auf dem kürzeſten, ebenſten, bequemſten Wege gehen, ſo glaubt der Touriſte, von Servoz nach Genf gelange man nur auf dem längſten, ſteilſten, abſcheulichſten Wege. Handlungsreiſenden, Käſehändlern, Finanzmännern, alten Leuten geht es wie dem Eſel; Schriftſteller, Künſtler, Engländer, A. Dumas und ich lieben die Weiſe des Touriſten. Darum erkundigte ich mich ſogleich nach meiner Ankunft im Gaſthauſe nach der Beſchaffenheit der Höhen und Bergpäſſe. Man ſagte mir vom Bergpaß von Anterne, einer ſchmalen, zwiſchen den Spitzen der Fiz und den Grundſchichten des Berges Buet eingeengten Schlucht; der Fußpfad ſey ſchwer zu paſſiren, der Berggipfel holperig und kahl; das eignete ſich ganz für mich, und ich entſchloß mich auch alsbald, in Begleitung eines guten Führers dieſen Weg

*) Der Touriſte der Franzoſen iſt der Beobachtungs- und Forſchungs-Reiſende der Deutſchen. Yorick nennt ihn bei ſeiner Klaſſifikation: Inquisitive Traveller. Zuweilen wird er freilich auch, was derſelbe Schriftſteller Lying Traveller nennt.

einzuſchlagen. Unglücklicher Weiſe gibt es aber hier keine Führer; man verwies mich an einen Gemſenjäger, der mich vielleicht geleiten würde; doch auch dieſen hatte bereits ein Engländer in Anſpruch genommen, der ſich auf demſelben Wege, den ich erwählt, nach Sixt begeben wollte.

Bei meiner Ankunft hatte ich dieſen Touriſten auf der Schwelle des Gaſthauſes geſehen. Das Aeußere des Gentleman war gut; ſein Anzug reinlich und gewählt, in ſeinen Manieren lag etwas Vornehmes, denn er erwiderte den Gruß nicht, den ich im Vorbeigehen an ihn richtete; das deutet in England auf guten Ton, auf Erziehung, auf geſellſchaftliche Gewandtheit. Als ich indeſſen erfuhr, der einzige Mann des Ortes, der mich auf dem Bergpaſſe von Anterne führen könne, ſey bereits von dem engliſchen Touriſten gemiethet, ſo kehrte ich zu dieſem zurück, um ihn zu bewegen, er möge mir erlauben, mich gegen hälftige Bezahlung des Gemſenjägers an ihn anzuſchließen.

Der Engländer ſaß dem Mont-Blanc gegenüber, den er jedoch keines Blickes würdigte. Er gähnte; ich gähnte auch, um ihm meine Sympathie darzuthun; hienach glaubte ich einige Minuten hinſchwinden laſſen zu müſſen, nach deren Ablauf ich mich bei Mylord, dem ich Zeit gegönnt, ſich mit meiner Perſon bekannt zu machen, als vorgeſtellt und eingeführt betrachten dürfte. Sobald mir der Augenblick günſtig ſchien, ſprach ich mit halber Stimme, und ohne mich an Jemand zu wenden: „Herrliches, erhabenes Schauſpiel!“

Nichts bewegte ſich, Niemand antwortete. Ich trat näher und ſagte im artigſten Tone: „Sie kommen ohne Zweifel von Chamounix?“

„Ui.“

„Ich bin ebenfalls dieſen Morgen von dort abgereist.“

Der Engländer gähnte zum zweiten Male.

„Ich habe nicht das Vergnügen gehabt, Sie auf der Straße zu treffen. Sie ſcheinen über den Bergpaß von Balme gereist zu ſeyn?“

„No.“

„Oder vielleicht durch den Prarion?“

„No.“

„Ich kam geſtern daſelbſt über die Tete-Noire an, und gedenke morgen auf dem Bergpaß von Anterne weiter zu reiſen, wenn ich mir einen Führer verſchaffen kann. Sie haben einen gefunden, wie ich höre?“

„Ui.“

„Ui! No! Der T—l hole ihn!“ ſprach ich zu mir ſelbſt. „Alberner Menſch!“ Doch ich war entſchloſſen, meine Sache durchzuführen. „Wäre es eine Indiscretion, mein Herr, wenn ich Sie auf den Fall, daß ich mir keinen Führer verſchaffen könnte, erſuchen würde, mich an Sie gegen hälftige Bezahlung anſchließen zu dürfen.“

„Ui. Il y avé de l'indiscréchon. (Ja, es wäre eine Indiscretion.)

„Dann beſtehe ich nicht darauf," entgegnete ich und entfernte mich, äußerſt entzückt über dieſes Geſpräch.

Keine ſchönere Stunde auf der Reiſe, als die Abendſtunde, wenn man in einer einſamen und wilden Gegend auf gut Glück und Abenteuer umherirrt, und Nichts zu thun hat, als Alles, was ſich darbietet, anzuſehen, mit dem Vorübergehenden zu plaudern, und den Appetit, der durch den Marſch ſchon gehörig zugeſpitzt iſt, vollends zum Mahle zu ſchärfen. Sachte wanderte ich nach einem von Ruinen bedeckten Felſen, den man Mont Saint Michel nennt. Zwei Ziegen weideten hier; ſie entflohen bei meiner Annäherung und ließen mich allein auf dieſer Stelle. Ich ſetzte mich unter Erlen, die hier in Menge wachſen.

Es ſoll dies keine Einleitung zu einem Abenteuer ſeyn. Der Leſer hege keine Erwartungen. Ich ſaß, und das war Alles. Dennoch aber iſt dies viel an dieſem Orte und zu dieſer Stunde. Auf dem Thale ruhen ſchon die Schatten; wo es ſich aber gegen den nahen Mont-Blanc öffnet, da ſind die majeſtätiſchen Gletſcher, deren Zacken ſich prachtvoll in einem dunkeln Azur abſchneiden, von einem glänzenden Licht beleuchtet und gefärbt. Je tiefer die Sonne ſinkt, deſto mehr verliert ſich der Glanz an den Eisflächen und durchſichtigen Abgründen; und iſt nun der letzte Schimmer von der letzten Spitze verſchwunden, ſo ſcheint auch das Leben aus der Natur geſchwunden zu ſeyn. Die entzückten Sinne waren gleichſam an die Höhen gefeſſelt; jetzt erinnern ſie ſich des Thales wieder; die Wange fühlt den friſchen Hauch des Windes, das Ohr vernimmt das Getöſe des Stromes, und von den contemplativen Höhen ſteigt der Geiſt herab — um an das Abendbrod zu denken.

Ein Hirte war indeſſen gekommen, um ſeine Ziegen zu holen. Auf dem Rückwege ſchloß ich mich an ihn an. Der gute Mann kannte den Bergpaß von Anterne einigermaßen, ich möchte ihm auch wohl den Vorſchlag gemacht haben, ob er mir nicht den andern Tag als Führer dienen wolle, aber ein ungewöhnlicher Kleinmuth, den ich an ihm zu bemerken glaubte, hielt mich davon ab. „Gemeine Leute wohl noch," ſprach er, „aber Herren, nein! Der Schnee iſt tief da droben. Es ſind noch keine acht Tage, daß zwei Schweine umkamen; die von Pierre, und ſeine Frau auch, welche ſie vom Markte von Samoins zurückführte. Zwei ausgewachſene Schweine. Hätte ſie dieſelben verkauft, ſo würde man das Geld wieder gefunden haben! Ich ſage Ihnen, das iſt eine ſchlimme Paſſage im Juni." Auf die Angabe meines Reiſebuches behauptete ich dagegen, der Bergpaß von Anterne ſey eine ganz leichte Paſſage, denn er erhebe ſich nicht mehr als 7086 Fuß über die Meeresfläche, während die Schneelinie 7812 Fuß betrage. Als der Hirte durch meine Beweisführung nicht ganz überzeugt ſchien, ergriff ich mein Bleiſtift und machte auf die Decke des Reiſebuches eine ſiegreiche Subtraktion, wodurch ich bewies, daß wir von

**6. Plan and Elevation of Mr. Cook's Mill, Cook Mill, Cook Mill Lane, Cook Mill Green.**

Mr. Cook's mill is built of brick, and is a tower mill, having four sails, and is capable of grinding by the assistance of a steam engine, which is placed in the basement story. The mill is worked by one pair of stones, and is capable of grinding about 3 bushels per hour. The mill is 40 feet high to the top of the cap, and the sails are 60 feet in length. The mill is 20 feet in diameter at the bottom, and 12 feet at the top. The cap is 6 feet high, and the fantail is 12 feet in diameter. The mill is 4 stories high, and the steam engine is placed in the basement story. The mill is worked by one pair of stones, and is capable of grinding about 3 bushels per hour. The mill is 40 feet high to the top of the cap, and the sails are 60 feet in length. The mill is 20 feet in diameter at the bottom, and 12 feet at the top. The cap is 6 feet high, and the fantail is 12 feet in diameter. The mill is 4 stories high, and the steam engine is placed in the basement story.

müſſen frühe aufbrechen! Ich habe das Wetter unterſucht; gegen Mittag könnten wir Sturm bekommen. Das iſt ſchlimm da droben, des Schnees wegen; der Regenſchirm des Fräuleins da würde nichts abhalten."

Augenſcheinlich ärgerte ſich Mylord über dieſe cavaliere Weiſe, ſich auszudrücken. Ehe er antwortete, ließ er ſich in ein Geſpräch mit ſeiner Tochter ein. Zur Deutlichkeit und um den Leſern keinen Genuß zu entziehen, geben wir die Erzählung in jenem reizenden Idiome, deſſen ſich Engländer bedienen, wenn ſie franzöſiſch ſprechen.

Mylord zu ſeiner Tochter: „Cette guide avé iune très irréverenclous manière." (Dieſer Führer hat eine ſehr unehrerbietige Manier.)

„Il me paraissé iune stiupid. Disé à lui, que je ne voulé paartir, que si le ciel n'avé pas iune nuage." (Er ſcheint mir ein alberner Menſch. Sagen Sie ihm, ich wolle nur abreiſen, wenn keine Wolke am Himmel ſey.)

Mylord zum Führer: „Je ne voulé paartir, que quand la ciel n'avé pas iune seule niuage." (Ich will nur abreiſen, wenn der Himmel keine einzige Wolke hat.)

„Ach, das iſt es nicht," entgegnete der Führer. „Am frühen Morgen, das ſage ich Ihnen zum Voraus, werden Sie Wolken bemerken; darum muß man dennoch frühe aufbrechen. Laſſen Sie es gut ſeyn, wir Leute kennen das Wetter und die Oertlichkeit."

Mylord zu ſeiner Tochter: „C'été iune fourbe." (Das iſt ein Betrüger.) Zum Führer: „Je disé à vos, que je ne voulé paartir, que quand la ciel n'avé pas iune iunique niuage!" (Ich ſage Euch, daß ich nur abreiſen will, wenn der Himmel keine einzige Wolke hat.)

„Wie Sie wollen, das iſt Ihre Sache. Ich wette, der Himmel wird ſich gegen neun Uhr aufklären. Geſetzt, Sie reiſen um neun Uhr, doch ich ſage Ihnen, gegen Mittag kommt Sturm, und um Mittag werden wir gerade in der Mitte vom Schnee ſeyn; reiſen wir dagegen am frühen Morgen, ſo ſind wir am Mittag in Sixt, dann mag das Wetter hinten nach kommen."

Mylord zu ſeiner Tochter: „C'été iune fourbe. Compréné-vous le chose, Clara? Il conaissé, qu'il faise mauvais temps démain, et il voulé nous engager à commencer la journée de grande matin, parce que, plus tard, il faisé la pluie et il perdé son aagent." (Das iſt ein Betrüger. Verſtehſt Du die Sache, Clara? Er weiß, daß morgen ſchlechtes Wetter ſeyn wird, und will uns bewegen, am frühen Morgen die Reiſe anzutreten, weil es ſpäter regnet und er ſein Geld verliert.)

„Je croyé aussi." (Ich glaube auch.)

„Ces hommes été tute remarquablement voleurs." (Dieſe Leute ſind lauter merkwürdige Räuber.)

„Tute. Ordonné lui votre volonté; il été bien attrapé. (Lauter Räuber; ſagen Sie ihm Ihren Willen; er iſt gut erwiſcht worden.)

Mylord zum Führer: „Mon ami, je distingué parfaitement bien voter estratadgem! Je ne voulé partir, que quand la ciel il n'avé pas plius de niuge, que siur cette plate....“ Zu Clara: „How do you say plate, Clara?“ (Mein Freund, ich durchſchaue Eure Liſt vollkommen. Ich will nur abreiſen, wenn am Himmel nicht mehr Wolken ſind, als auf dieſem Teller. Zu Clara: Was heißt Teller?)

Clara: „Assiette.“

„Que sur cette assiette. Entendez vos.“ (Als auf dieſem Teller, verſteht Ihr?)

„Ich verſtehe, ich verſtehe; aber das iſt eine Albernheit. Halt, ich will Ihnen Pierre bringen. Was hat ihm das mit ſeinen zwei Schweinen gekoſtet!...

„Je défendé vos d'améner des cochons.“ (Ich verbiete Euch, Schweine zu bringen.)

„Nur um dem Herren zu zeigen.“

„Je défendé vos.“ (Ich verbiete Euch.)

„Wie Sie wollen.“

„Je défendé, diabel.“ (Ich verbiete, Teufel.)

Der Führer ging, und ſo konnte ich wider meine Gewohnheit erſt am andern Morgen über die Stunde meiner Abreiſe entſcheiden. Gerne war ich geneigt, dem Führer bei ſeinen Behauptungen Glauben zu ſchenken; da mir aber keine Stimme im Rathe zukam, ſo mußte ich mein Geſchick an das von Mylord knüpfen.

Die Führer folgen ihrem eigenen Sinne. Trotz der Gegenbefehle erſchien der Gemſenjäger, ſobald der Tag graute, um Lärmen zu machen, Mylord zu wecken und zur Abreiſe zu treiben. Mylord, bereits an ſeiner empfindlichſten Seite durch die geräuſchvolle Weiſe verwundet, auf welche ſich der Führer beim Wecken benahm, ſtand vom Bette auf, legte die Naſe an das Fenſter, und konnte ſich nicht mehr enthalten, ſeinen lebhafteſten Unwillen auszudrücken, als er den Himmel mit Wolken bedeckt ſah: „Vos été iune fourbe, monsieur, iune fourbe!“ (Ihr ſeyd ein Betrüger, Herr, ein Betrüger!) rief er dem Führer hinter der Thüre hervor zu: „Je connaissé voter estratadgem! je connaissé!... je déclaré encore iune fois, que je ne parte pas, s'il y avé iune sieule niuadge iunique dans tute la circumférence de la firmamente! Alle vos-en! Tute suite! Tute....“ (Ich kenne Eure Liſt, ich kenne ſie. Ich erkläre noch einmal, daß ich nicht abreiſe, wenn nur eine einzige Wolke am ganzen Umkreiſe des Himmels iſt. Geht fort! Schnell! Schnell!)

Brummend und wahrſcheinlich, ohne den Grund eines ſo unhöflichen Empfanges zu begreifen, entfernte ſich der Führer. Seine meteorologiſchen Weisſagungen gingen indeſſen alsbald in Erfüllung. Schon um acht Uhr durchdrang die Sonne das Wolkendach, welches bis dahin über dem Thale ausgeſpannt

gewesen war, und erglänzte in aller Pracht am reinen Himmelszelte, nachdem sie die leichter gewordenen Dünste vollends zerstreut hatte. Nun erst entschlossen sich Mylord und seine Tochter zur Abreise, bestiegen ihre Maulthiere, welche bereits seit zwei Stunden gesattelt und gezäumt vor dem Gasthause ihrer harrten, und machten sich in Gesellschaft ihres Führers auf den Marsch. Ein drittes Maulthier trug ihr Gepäcke auf einem bequemeren, kürzeren Wege nach Sixt. Zwanzig Minuten nach ihrer Abreise nahm ich mein Bündel auf den Rücken und folgte ihnen auf der Wanderung nach.

Der Berg, den wir besteigen mußten, hat ein pittoreskes, interessantes Aussehen. Bis zur halben Höhe gewahrt man prächtige Baumgruppen, zuerst Nußbäume, dann Buchen mit Tannen vermischt, bald auch die ersten Birken, mit dem zitternden Laubwerke und den schlanken, silbernen Stämmen, und endlich erscheinen die Felsen der Fiz, welche eine lange, gegen Sallanche auslaufende Kette bilden, die sich in der majestätischen Warenser Spitze schließt, und immer steiler und drohender sich gegen die Wolken emporthürmen, je mehr man ihnen nahe kommt. Das Gestein ist durch die Fluthen ausgehöhlt worden; es hat in Folge wiederholter Stürze, von denen der letzte im vorigen Jahrhundert stattfand, diese waldigen, von lachenden Waiden unterbrochenen Berggruppen gebildet, unter denen so viele Leichname, manche Dörfer, ja ganze Ländereien begraben liegen. Muthige Jäger haben die Fiz wohl von Zeit zu Zeit bestiegen; sie sagen aus, auf der rauhen Höhe befinde sich ein düsterer, tiefer See, von dem man sich gar wunderbare Dinge in der Umgegend erzählt.

Das letzte Dorf, durch welches man von Servoz aus kommt, ist das Dorf du Mont. Es fiel mir die Zerstörung auf, welche in dem kleinen Flecken herrschte, wo ich weder Einwohner noch Thiere gewahr werden konnte; an einem Brunnen machte ich Halt, aber Niemand erschien, den ich hätte um die Ursache der Verödung befragen können. Gut, daß Niemand kam, denn meiner Neugierde wäre eine trübe, enttäuschende Kunde geworden. Schon am andern Morgen deutete mein Kutscher, als wir nach Bonneville einfuhren, mit dem Finger nach dem Gefängnisse, in welchem alle die unglücklichen Bewohner des Dorfes eingesperrt waren.

Die Geschichte dieser Leute ist höchst traurig. Der Flecken hatte, wie die andern im Thale, seinen Antheil an Gütern und Tugenden erhalten; Arbeitsamkeit und Einfachheit der Sitten wahrten einen bescheidenen, geordneten Wohlstand; die Generationen folgten sich abgeschlossen, unbemerkt von der Welt, aber in Einigkeit und Frieden. Doch ein paar Menschen kehrten am Ende der Kriege des Kaiserreiches zu ihren Hütten zurück und brachten den Müßiggang und die Völlerei als Gewohnheiten nach der Heimath, die sie sich im Auslande zu eigen gemacht hatten; sie lehrten, wie man sich anderswo nicht um die Kirche bekümmere und den Geistlichen verhöhne; sie theilten

ihren Landsleuten mit, wie man die Savoyarden in Paris schätze, wie diese für nicht einmal strenge Dienste in wenigen Jahren eine große Summe gewännen. Mehre folgten der Verführung, verließen ihr Vaterland, um nach ein paar Jahren wiederzukehren. Sie brachten die große Summe, zugleich aber auch bis jetzt im Dorfe unbekannte Laster und eine schändliche Liederlichkeit; sie hatten gelernt, wie man vergeudet und fühlten jetzt selbst das Bedürfniß, zu vergeuden. Verachtung gegen die alten Grundsätze, Geringschätzung bäurischer Gebräuche und religiöser Sitten hatten bereits den Boden empfänglich gemacht; das Verderbniß keimte, schlug Wurzel, breitete sich aus und drang in das Innere aller Hütten ein; Unmäßigkeit, Krankheit und Elend zerfraßen wie unheilbare Geschwüre die sonst so kräftigen, gesunden, wohlhabenden Familien, und nach Verlauf weniger Jahre schloß diese kleine, durch Hintansetzung von Arbeit und Ordnung zu Grunde gerichtete, nur durch Bande des Lasters und der Noth zusammengehaltene Gesellschaft ein abscheuliches Bündniß gegen das Eigenthum der benachbarten Gemeinden. Sie eigneten sich fremdes Vieh an, stritten sich um Rechte, die ihnen nicht zukamen, machten Ansprüche auf Grundstücke, bis sie ihren Prozeß vor den Gerichten mittelst falscher Zeugschaft, zu der sie sich alle solidarisch verbindlich gemacht hatten, durch fluchwürdigen Eidschwur gewannen. Endlich war das Maaß der Verbrechen voll; Väter und Mütter warf man in Kerker, und ihre Kinder — ausgestoßene, in die Welt zerstreute Waisen — aßen vor den Thüren oder auf dem Pflaster der Städte bitteres Almosenbrod.

Zum Glücke war mir die Sache unbekannt. Am Brunnen sitzend bewunderte ich die Krystalle des brausenden Schaumes. Ich bildete mir ein, die guten Leute, die ich nicht am Eingange ihrer Wohnungen und an den Ställen erblickte, arbeiteten im Walde oder ließen in der Ferne ihre Heerden waiden. Wie sollte ich mir an diesem verborgenen Orte, unter diesem lieblichen Schatten die Bewohner von den Wunden aufgezehrt denken, welche das Eingeweide der Bevölkerung großer Städte zernagen! Wie sollte ich mitten in den Hochalpen auf den Reiz der Unschuld Verzicht leisten, den man hier wie in einem unverletzlichen Asyle sucht! Man hat sich oft enttäuscht gesehen und dennoch hat die Illusion ihrer Herrschaft nicht entsagt; denn uns Städter erschüttert die Großartigkeit dieser Natur, die heilige Stille in den Bergen spricht zu uns, unser Herz erhebt und läutert sich, es scheint seine ursprüngliche Unschuld wieder zu gewinnen, es hat keinen Raum mehr für Laster und Leidenschaft, und verleiht nun allen Dingen den Reiz, von dem es selbst trunken ist. Auch ich habe diesen Reiz in all' seiner Reinheit empfunden. — — —

Gegen eilf Uhr lagerten sich einige Wolken über den tiefen Schlünden; der Mont-Blanc bekam ein mattes Aussehen, und von Süden her blies der Wind in kalten Stößen. Ich gedachte der Weissagungen des Führers, mehr indessen, um über den guten Lord zu lachen, der, um nicht in eine einge-

bildete Falle zu gerathen, ſich ſelbſt eine wirkliche gelegt hatte. Wenn der Holzſchlag minder dicht und der Abhang jäher war, ſah ich die beiden Maulthiere über meinem Kopfe. Mylord und ſeine Tochter ſetzten ihren Weg fort, ohne ein Wort zu ſprechen — und es trat erſt ein Wechſel ein, als der Gemſenjäger, der das Maulthier der Miß an der Hand führte, plötzlich anhielt, um Etwas zu zeigen.

Die Führer zeigen nämlich dem Reiſenden einen roſtfarbigen Flecken, der auf einem ſehr hohen Punkte an der Wand der Fiz ſichtbar wird. Dieſen Flecken nennen ſie Homme des Fiz (Mann der Fiz), denn ſie behaupten, er habe die Form und das Ausſehen einer gelben Hoſe, während nach ihrer Anſicht andere Erſcheinungen umher die Geſtalt des Rieſen vollenden. Auf dieſe Merkwürdigkeit machte der Führer die Miß aufmerkſam, um ihr aber den Mann zu zeigen, bezeichnete er die Hoſe. Man weiß, welche Unſchicklichkeit für ein engliſches Ohr in dieſem Worte liegt; der Führer hatte es nicht ſobald ausgeſprochen, als ein Ausdruck ungemeiner Pruderie auf dem Geſichte der Engländerin hervortrat, während ſich in Mylord's Antlitz eine äußerſt komiſche Entrüſtung kundgab.

„Hier oben, links, eine gelbe Hoſe," wiederholte der Führer.

„Je défendé vos, guide, de dire cette mote!" (Ich verbiete Euch, dieſes Wort zu ſagen, Führer.)

„Sieht der Herr nicht! Halt, gerade am Ende meines Stockes... eine gelbe Hoſe."

Zweifach glühende Schaamröthe bedeckte der Miß Wangen und Mylord rief entrüſtet über dieſen Rückfall aus: „Vos été iune malproper, monsieur! j'avé dité à vos de ne pas prononcer cette sale mote! Je payé vos, c'été vos d'avoir de l'obédience." (Ihr ſeyd ein Unfläthiger, Herr! Ich habe Euch geſagt, Ihr ſollt das ſchmutzige Wort nicht ausſprechen! Ich bezahle Euch und Ihr müßt gehorchen.) Zu ſeiner Tochter: „Piqué la miulette, Clara." (Treib das Maulthier an, Clara.)

Die Caravane ſetzte ſich wieder in Marſch. Der Führer, ein einfacher Gemſenjäger, und kein Führer von Gewerbe, wie die von Chamounix, begriff immer weniger, was er thun ſollte. Er ſchien indeſſen nur auf ſeinen Lohn bedacht, ließ die Sache ruhen, nahm eine wohlgeſtopfte Tabakspfeife in den Mund, die er aus der Taſche gezogen hatte, und fing an Feuer zu ſchlagen.

Clara zu Mylord: „Oh, le détéstabel perfiume, si cette gaaçon voulé fiumer son pipe." (Oh, der abſcheuliche Geruch, wenn der junge Menſch ſeine Pfeife rauchen würde.)

Mylord zu Clara: „Je n'avé pas connaissé iune si intolérabel homme." (Ich habe noch keinen ſo unerträglichen Menſchen kennen gelernt.) Zum Führer: „Je défende vos, guide, de fiumer, pourquoi, mon fille craigné le perfiume." (Führer, ich verbiete Euch, zu rauchen, weil meine Tochter den Geruch fürchtet.)

„Das iſt kein Geruch, das iſt ein ſehr guter Tabak.“

„C'est iune perfiume mauvaise, je défendé vos.“ (Es iſt ein ſchlechter Geruch, ich verbiete Euch.)

„Gut, halt, das Thier iſt ſicher, ich werde hinter ihnen gehen.“

„Clara: „Oh! Oh! ne quitté pas la miulette.“ (Verlaßt das Maulthier nicht.)

Mylord: „Ne quitté pas! Ohe! what fellow we have there! Je défendé vos de fiumer! Si vos fiumé, je refiuse absolément de paier vos.“ (Nicht verlaſſen. Was für einen Schurken haben wir da. Ich verbiete Euch, zu rauchen. Wenn Ihr raucht, verweigere ich jede Zahlung.)

„Nun gut; was ſind das für Leute, ich möchte lieber ——— zum Markte führen,“ ſagte der Gemſenjäger und ſteckte ſeine Pfeife in die Taſche. „Vorwärts, das Wetter verſchlimmert ſich, wir müſſen über den Schnee zu kommen ſuchen.“

Der Himmel hatte ſich wirklich ganz mit Wolken bedeckt, alle Bergſpitzen waren verhüllt und ein heftiger Wind trieb den Staub in Wirbeln von den Abhängen auf. Wir waren bereits drei Stunden geſtiegen, und noch ſchien die Höhe des Paſſes ſehr entfernt. Sobald wir an die Felſen der Fiz gelangt waren, wo zugleich die letzten Spuren von Vegetation hinter uns blieben, verbarg das Geſtein den Anblick des Servozthales. Die Scene veränderte ſich; links ſenkrechte Felſen, rechts die Baſen des Buet, aus nacktem Geſtein und Eis beſtehend; um uns her eine düſtere, öde Gegend, in die nur weiße Schneeplatten einigen Wechſel brachten, welche immer häufiger zum Vorſcheine kamen, bis ſie am Ende eine ununterbrochene Decke bildeten.

Mylord zu Clara. „J'avé la suspicion, que cette drôle ne connaissé pas la true chemin. (Ich hatte den Verdacht, dieſer alberne Burſche kenne den wahren Weg nicht.)

„J'avé aussi,“ (Ich auch,) antwortete Clara mit ängſtlicher Miene.

Mylord: „Vos méné nous dans iune mauvaise chémin, guide. (Ihr führt uns auf einen ſchlechten Weg.)

„Da iſt nichts zu klagen. Warten Sie, bis wir oben ſind. Vorwärts, vorwärts.“

Clara zu Mylord: „Oh! je craigné beaucoup, mon père.“ (Ich habe ſehr bange, mein Vater.)

„Vorwärts, vorwärts. Sie wollten mich geſtern nicht hören; ſehen wir jetzt, wie wir uns herausziehen.“

„Je voulé ritourner! ritourner absoliument,“ (Ich will zurückkehren, ich will durchaus zurückkehren,) rief die Miß ſehr erſchrocken.

„Unmöglich, Mamſelle. Allerdings möchte es für uns beſſer ſeyn, wir wären zu dieſer Stunde auf der andern Seite.

„Arrêtéz la miulette, guide, arrêtéz,“ (Haltet das Maulthier an,) ſprach Mylord.

Der Führer hörte nicht auf diesen Zuruf. „Halt!“ rief die Miß. „Halt!“ wiederholte Mylord. „Tute suite! tute suite!“ (Sogleich, sogleich.)

Ohne anzuhalten und ohne zu antworten betrachtete der Führer den Himmel hinter uns mit der größten Aufmerksamkeit. „Das ist schlimm,“ sprach er und hielt plötzlich die Maulthiere an: „Mein Herr, Mamselle, Sie müssen absteigen.“

„Descender!“ (Absteigen!) schrieen Beide zugleich.

„Und zwar rasch! Zurückkehren ist unmöglich. Der Sturm faßt uns im Rücken; der Wind jagt ihn uns in Eile zu. Jetzt können wir nur dafür besorgt seyn, daß er uns nicht erwische. Der Bergpaß ist noch ferne, wollten wir hier fort marschiren, so wären wir verloren, ehe wir ihn erreichen würden. Wir gelangen schneller zum Ziele, erklettern wir den Abhang dort links; darüber hin sind wir außer dem Bereiche des Windes. Herunter! Die Maulthiere werden ihren Weg schon finden! Herunter doch!“

Die Kaltblütigkeit dieses Mannes brachte die gehörige Wirkung auf Mylord hervor, während seine Worte eine heftige Unruhe in ihm anzuregen schienen. Ohne ein Wort zu sprechen, stieg er ab. Ich trat jetzt näher. Die Miß zitterte am ganzen Körper. Ohne um Erlaubniß zu fragen, half ich ihr aus dem Sattel, indem ich dabei einige beruhigende Worte an sie richtete. Auf dem Gesichte des Vaters war eine Regung von Schauer zu bemerken, als er sah, wie die zarten Füße der Tochter tief in den Schnee sanken. „Führer,“ sprach ich zu dem Manne, der in größter Hast die Steigbügel an dem Sattel der Maulthiere befestigte, „an Euch ist es, uns aus dieser Gefahr zu befreien. Ich habe von Eurem Muthe, von Eurer Stärke gehört; Ihr seyd Felisaz, der geschickteste Jäger des Thales; wir setzen unser ganzes Vertrauen auf Euch!“ Dann wandte ich mich an Mylord: „Haben Sie nicht bange, mein Herr. Auch ich bin kräftig und an das Gebirge gewöhnt. Dieser brave Mann und ich werden Mademoiselle stützen, sollte sie im Uebermaaße der Ermüdung sinken wollen.“

„Oblidgé!“ (verbunden) erwiderte er, völlig zerstreut durch die lebhafte Aufregung.

Wohl war ich nicht in dem Maaße ängstlich, wie der Engländer, aber einer inneren Bewegung konnte ich mich doch nicht erwehren. Die Mittheilungen des Hirten, die ich am Abend zuvor gehört, traten wieder vor meine Einbildungskraft und stellten mir unsere Lage als sehr gefährlich vor die Sinne. Dieser Mensch hatte mir alle einzelnen Umstände von dem Tode des jungen Engländers und dem elenden Ende von Pierre's Frau erzählt; in fürchterlicher Wahrheit glaubte ich sie an uns wiederholt sehen zu müssen. Die Unglückliche war bis zum Gipfel gelangt, da gebrach es ihr an Kräften, um zu entfliehen und in wenigen Minuten lag sie todt vom Sturme niedergeschmettert. Der hier herrschende Wind stürzt sich nämlich in die Krüm-

mungen der engen Schluchten, wirbelt darin mit aller Gewalt und treibt ungeheure Schneemaſſen auf, unter welchen alle Gegenſtände begraben werden, über die er in ſeiner Wuth hinzieht.

Das war nun ein ſolcher Wirbel, der ſich wie aus den Thalgründen erhob, und uns in wenigen Augenblicken erreichen zu müſſen ſchien. So bald ihn der Führer erblickt, und lange ehe wir die Gefahr vermuthen konnten, hatte er ihn nicht mehr aus dem Auge gelaſſen; mit Scharfſinn maß er die Entfernung, beſtimmte er die Richtung und entſchied mit einem eben ſo ſichern als raſchen Blicke, daß wir auf das ſchleunigſte den Abhang erklettern müßten, wenn wir nicht umkommen wollten.

Wir zeigten uns alsbald geneigt. Kaum waren die Maulthiere frei geworden, ſo flohen ſie in größter Geſchwindigkeit, den Kopf hoch gehalten, die Naſenlöcher gegen den Wind, davon. Vom Inſtinkte geleitet, verließen ſie den Fußpfad, auf dem wir gekommen waren, warfen ſich nach der Linken, um dem Wetterwirbel auszuweichen, und drangen in eine tiefe Schlucht, wo wir ſie bald aus dem Geſichte verloren. „Vorwärts! Zum Ziele!“ rief der Führer unaufhörlich. Aber der Abhang war ſo ſteil, daß auch der geſchickteſte Jäger ohne den Schnee, der ſich unter den Füßen häufte, ſich unmöglich hätte aufrecht halten können. Durch das Drängen des Führers mehr beunruhigt, als ermuthigt, kamen wir, trotz dieſes günſtigen Umſtandes, kaum weiter. Bemüht, ihre Furcht zu unterdrücken, um die Angſt zu verbergen, die ihren Vater zu lähmen ſchien, ſuchte ſich die Miß mit unerhörter Anſtrengung zu halten, aber ihre Kräfte wurden nach und nach gänzlich erſchöpft, und nachdem ſie in Folge natürlicher Zurückhaltung die Hülfe meiner Hand anfangs nur auf eine verlegene Weiſe angenommen hatte, hing ſie ſich jetzt ſchon an meinen Arm, ließ ſie ſich von mir unterſtützen, ja beinahe tragen. Ich ſelbſt war matt, und glaubte alle Augenblicke, meine Kräfte würden vollends brechen. aber die Gefahr, in der die Engländerin ſchwebte, belebte meinen Muth, und kräftigte mich zu neuen Anſtrengungen. Endlich erreichte ſie die Höhe des Abhangs. Hier ließen wir ſie allein, denn die Lage ihres Vaters nahm unſere Hülfe ganz in Anſpruch.

Ein ſonderbarer Umſtand hatte das Mißgeſchick des armen Herrn noch vermehrt. Während er das Steile des Berges durch ein Klettern im Zickzack vermindern wollte, war er auf einem, unter dem Schnee verborgenen, im Gleichgewichte ruhenden, Felsblock gelangt. Die Laſt ſeines Körpers hatte die ungeheure Maſſe ein wenig zum Schwanken gebracht, und Mylord ergriff ein ſo jäher Schrecken, daß er außer Stands war, hinüber zu ſteigen, zitternd in die Kniee ſank. Sein Geſicht ſah blaß und entſtellt aus; die Tochter, die ihn oben vom Berge in dieſem Zuſtande erblickte, ſtieß einen Schrei der Verzweiflung aus, und wir wußten wahrlich ſelbſt nicht, was wir beginnen ſollten.

„Laßt mich,“ ſprach er, „und rettet mein Kind.“

„Muth, mein braver Herr,“ entgegnete der Führer; „es iſt Nichts.“ Dann wandte er ſich gegen mich: „Wir wollen ihn tragen.“ Nun vereinigten wir unſere Kräfte, und es gelang uns endlich, unter unſäglicher Mühe die Höhe zu erreichen.

Hier war ein Raum von ein paar Fuß, der, fortwährend durch den Wind gefegt, von Schnee entblößt lag. Auf dieſer Stelle fanden wir uns alle Vier zuſammen. Der Sturm kam immer näher.

„Wir dürfen hier nicht raſten,“ ſprach der Führer; „ich nehme den Herrn, er iſt ſchwerer; Sie nehmen Mamſelle. Wir haben nur noch hinabzuſteigen, aber durch zwanzig Fuß Schnee. Schreiten Sie genau in meinen Fußſtapfen fort; vergeſſen Sie das nicht; Sie vermeiden dadurch die Löcher, welche ſich um die Felſen her befinden. Muth, mein braver Herr, Muth, Mamſelle! Es iſt Nichts! Hier, da wird er Ihnen wieder kommen.“

Bei dieſen Worten hatte der Führer ein altes ledernes Gefäß aus ſeiner Taſche gezogen, welches noch einige Schlücke ſchlechten, in dieſer Gegend bereiteten, Branntwein enthielt.

„Im Kriege geht es nicht anders her,“ ſprach er und reichte die Flaſche der Miß, die den Trank koſtete und das Gefäß mit dankbarem Lächeln zurückgab. Der Führer ließ dann Mylord trinken und gab ſofort mir das Gefäß. Es war leicht!

„Es iſt an Euch, Führer,“ ſprach ich.

„Trinken Sie nur,“ entgegnete er, indem er ſich zum Abmarſche anſchickte, „wenn Sie nur noch Etwas darin finden.“ Dann ſchaute er über ſich und rief, offenbar überraſcht beim Anblicke des Himmels, plötzlich aus: „Marſch! marſch!“ Wie eine ungeheure Säule rückte der Wetterwirbel ſchräg an; der obere, gegen die Stelle, auf der wir ſtanden, vorliegende Theil, verhüllte vor unſern Augen die Spitzen der Fiz links von uns.

Das Schlückchen Branntwein hatte unſere Kräfte wieder belebt, wir fingen an, abwärts zu ſteigen. Aber ſchon bei den erſten Schritten zeigten ſich unüberwindliche Hinderniſſe. Der Schnee war hier auf der Rückſeite des Berges, gegen den kalten Wind geſchützt, der auf der andern Seite zu wehen pflegt, und darum ſehr weich; wir ſanken bis zum Gürtel ein. Die durch die Berührung des Schnees durchnäßten Kleider der Miß klebten ſich mit erſtarrender Kälte an die Beine an und hemmten jede freie Bewegung. Alle Augenblicke ſah ſie ſich aufgehalten, ohne daß ich ſie, bei der Lage der Dinge, im geringſten erleichtern konnte. Als der Führer das bemerkte, ſprach er zu ſich ſelbſt: „Dummkopf, der Du biſt, das hätteſt Du oben ſagen ſollen. Pardi! Mamſelle muß, wie die Weiber in unſerem Lande, eine Hoſe aus dem Rocke machen.“ Die Verhältniſſe hatten ſich ſeit ein paar Stunden geändert. Etwas verlegen, um die Wahrheit zu geſtehen, aber ohne falſche Pruderie, legte die Engländerin Hand an das Werk und machte ſich mit Hülfe einiger Nadeln eine Art bau-

ſchiger Pantalons, worauf ſie eine Strecke weit leichter vorwärts kommen konnte.

Mylord war einzig und allein mit der Sorge für ſeine Tochter beſchäftigt. „Oblidgé," (verbunden,) ſagte er auf jedem Schritte zu mir: „Mon Dieu! mon Dieu! Guide été-ce longe temps encore comme cela? (Mein Gott, Führer, geht es noch lange ſo fort?)

„Halt," entgegnete der Führer, „wir ſind gerettet; ſehen Sie aber jetzt dorthin, wo wir paſſiren mußten."

Bei dieſen Worten trennten wir uns, wie durch eine gemeinſchaftliche Bewegung, und betrachteten ſtillſchweigend jene Seite. Der Wetterwirbel brach ſich daſelbſt mit furchtbarem Getöſe. Ungeheure Schneemaſſen prallten von den Felſen in die Lüfte zurück, und wurden, vom Sturme erfaßt, dergeſtalt gegen einander geſtoßen, daß das Ganze ausſah, wie eine plötzlich von allen entfeſſelten Winden zerriſſene Gewitterwolke. Beim Anblicke dieſer Schreckniſſe wandte ſich Mylord gegen ſeine Tochter, die er eben dem gräßlichſten Tode entkommen glaubte, als wollte er ſie, von innerer Bewegung überwältigt, in ſeine Arme ſchließen — aber ſelbſt tief erſchüttert und vom Froſte gepackt, verlor das Mädchen ſein Bewußtſeyn.

Augenblicklich zog ich meinen Rock ab, hüllte die Miß darein, und hob ſie in meine Arme, während ihr Vater einige Kleidungsſtücke aus meinem Bündel zog, mit denen wir die erſtarrten Glieder umwickelten. Sie ſchlug die Augen wieder auf, und eine tiefe Röthe überzog ihr Antlitz, als ſie ſich in meinen Armen ſah.

„Es geht ſchon beſſer," ſprach ich zu Mylord; „ergreifen Sie wieder des Führers Arm; wir wollen vorwärts. Ich werde Mademoiſelle tragen, bis wir uns auf einem bequemeren Wege befinden."

Mit ſchwacher Stimme ſagte die Miß: „Ich danke Ihnen, mein Herr,.... gehen Sie, mein Vater, ich bitte Sie." Und nun ſchlug ſie ihren Arm um meinen Hals, und hielt ſich daran, um mir die Laſt zu erleichtern.

„Weil es nun ſo ſteht," ſprach der Führer, „ſo ziehen wir uns rechts! ich weiß eine Barake."

Nach Verlauf von zwanzig Minuten hatte uns der brave Mann eine ärmliche Sennhütte ausgemittelt, deren Kamin allein aus der dicken Schneelage hervorragte, unter welcher ſie begraben lag. Solche Hütten ſind ſehr nieder; der Führer ſchaffte den Schnee weg, machte ein Loch in das Dach, ſtieg zuerſt hinab, nahm die Miß aus meinen Armen in die ſeinigen auf, und bald waren wir alle in dieſer Wohnung eingeſargt, in der die Wände aus ſchwarzen, geräucherten Balken, und der Boden aus feuchter Düngererde beſtanden, auf welchem man noch deutliche Spuren von der Heerde erblickte, die im vorangegangenen Sommer hier gehaust hatte.

Es läßt ſich indeſſen nicht leicht vorausſehen, was ohne dieſen elenden Aufenthalt aus unſerer jungen Gefährtin geworden wäre. Auf den Sturm,

der uns nicht erreicht hatte, war ein kalter, mit Schnee vermiſchter Regen gefolgt, welcher in ſcharfen Tropfen an das Geſicht ſchlug, den Blick hemmte, und unſern Horizont auf ſo wenige Schritte verengte, daß ſelbſt dem Gemſenjäger nur der Abhang als Zeichen zur Führung übrig blieb; das war der letzte Reſt des Sturmes, der über unſern Häuptern hinzog. So leicht die Miß auch war, ſo wäre es mir überdies bald unmöglich geweſen, ſie weiter zu tragen, und der Führer konnte nicht mit mir im Dienſte abwechſeln, ohne die Führung unſerer kleinen Caravane mitten auf einem Wege aufzugeben, deſſen Schwierigkeiten und Gefahren ſeine ganze Aufmerkſamkeit und die völlige Freiheit in ſeinen Bewegungen erforderten. Dieſer brave Mann mochte das vor uns gefühlt haben, als er plötzlich ausrief: „Ich weiß eine Barake.“ So bald wir hinein gelangt waren, drückte er an der Thüre, hob ſie aus den Angeln, und legte ſie ſo nieder, daß ſie uns die minder feuchte Seite bot, wonach ich Alles, was in meinem Bündel war, darauf ausbreitete, und die Miß ſachte niederlegte. Schweigend, aber von innerer Aufregung erſchüttert, ſtützte Mylord mit einem Arme das Haupt ſeiner Tochter, damit es nicht auf dem Holze liege; mit dem andern umhüllte er den Körper mit allen trockenen Kleidungsſtücken, die uns geblieben waren.

Feliſaz ſuchte unterdeſſen ein paar trockene Dachſparren, häufte ſie auf einige Strohhalme, die er einzeln unter dem Wandbalken hervorgezogen hatte, holte ſeinen Feuerſtahl aus der Taſche und ſprach gegen Mylord gewandt: „Fürchten Sie Nichts, dießmal gilt es nicht meiner Pfeife.“

Bei dieſem Worte, das der arme Jäger geſprochen haben mochte, ohne zu bedenken, welch' grauſamer Vorwurf darin lag, ſchien tiefe Reue des Engländers Bruſt zu bewegen. Eine dunkle Röthe färbte ſeine Wange; ſein Mund blieb ſtumm, aber ſein Blick drückte die Schaam aus, die bei einem älteren Manne immer etwas Rührendes hat; man las in ſeinen Mienen, daß er ſich ſein rauhes Verfahren gegen einen Menſchen nicht vergeben konnte, dem er die Lebensrettung ſeiner Tochter zu danken hatte.

Schon kniſterte das Feuer auf dem Herde; wir traten näher. Bei der wohlthätigen Wärme ſchien die Miß wieder Leben zu gewinnen; es zeigte ſich wieder Farbe auf ihrem ſchönen Antlitz; die Glieder wurden nach und nach gelenkig; ſie vermochte ſich leichter zu bewegen. Ihre erſten Worte, voll von Dank für unſere Sorgfalt, ergoſſen einen anmuthreichen Schimmer über ihr Weſen, und ihre Schönheit ſtrahlte in unerwartetem Glanze in der dunkeln Hütte bei der wohlthätigen Flamme auf dem verwitterten Herde. Bei Mylord, der ſeine Tochter ſich jetzt wieder gegeben ſah, gingen die Gefühle in raſchem Wechſel von peinigender Beklemmung zur lebhafteſten Freude über, heiße Thränen rannen über ſein Geſicht, ehe er der Sprache wieder mächtig werden konnte. Von Zeit zu Zeit ließ er die Hand ſeiner Tochter frei, drückte die

meinige, drückte dem Führer die Hand, der in seiner Einfachheit wiederholt ausrief: „Ich sagte Ihnen ja, mein guter Herr, es sey Nichts.“

Große Gefahr zu laufen, den Tod zwei Stunden lang vor Augen zu sehen, heißt solche unvergleichliche Augenblicke nicht zu hoch erkaufen, in denen das Glück plötzlich wieder sein heißes Leben über uns ergießt, in denen das Herz von Freude überströmt, und der Jubel des Einen den Andern ergreift, und Alle in gemeinsamer Wonne sich auflösen. Ich werde manche tolle Lust, manch' lachendes Vergnügen, wie ich es auf meinem Lebenspfade genossen, mit der Zeit vergessen, nie aber wird sich das Andenken an diese, mit drei Fremden in einer räucherigen Hütte mitten unter den Gletschern und beim Sturmesbrausen zugebrachten, Stunden aus meinem Herzen verlieren.

Stets thätig und umsichtig hatte der Führer eine Art von Ständer in der Nähe des Feuers errichtet, um unsere Kleider daran zu trocknen. Bald war die Miß so weit hergestellt, daß sie sich bereit zum Abmarsche erklärte. Durch das Loch an dem Dache, welches Felisaz, um das Feuer zu unterhalten, vergrößert hatte, drang in diesem Augenblick ein Sonnenstrahl ein. „Zeichen von Kälte,“ sprach der Führer, „der Schnee wird tragen. Gleichviel; meine Schuhe werden auf den Steinen nicht überflüssig seyn!“

Damit bezeichnete er eine Art hölzerner Sohlen, die er mit seinem Messer für die Miß geformt hatte, deren bereits sehr beschädigte Schuhe weder dem feuchten Schnee noch später den Rauhheiten des Fußpfades zu widerstehen im Stande gewesen seyn möchten. Während wir uns zur Reise anschickten, paßte er ihr die Sohlen an die Füße und wir verließen sofort die Hütte, nachdem wir das Feuer mit Schnee ausgelöscht hatten.

Es war ein schöner Abend, aber wie erhöhten noch seinen Glanz die Stunden, die wir so eben durchlebt hatten! Wie stand der sanfte Abendschimmer im Einklang mit der Heiterkeit, die in unsern Gemüthern auf so düstere Bewegungen folgte. Wir wanderten zusammen, glücklich, Nichts mehr fürchten zu müssen, darum aber dennoch innig vereint durch das Andenken an gemeinschaftliche Gefahr und gemeinschaftliche Hingebung. Die Miß stützte sich auf meinen Arm, so hatte es ihr Vater gewollt, als sie sich aus Bescheidenheit weigerte; sie glaubte mir Rücksicht schuldig zu seyn, ich aber setzte einen hohen Werth in die geheime Lust, sie weiter geleiten zu dürfen. Nach Verlauf von drei Viertelstunden hatten wir den Schnee hinter uns. „Maintenant,“ rief Mylord entzückt aus, „j'été heureuse, bien beaucoup heureuse! et je rendé grâces à Dieu!!! (Jetzt bin ich glücklich, unendlich glücklich und danke Gott!) Dann wandte er sich an mich. Vos été mon ami, Monsieur! Je n'avé pas d'autre chose, que je pouvé dire à vos.... Vos, la guide, demandez à moi, et vos obtenez tute de mon gratitude et de mon affection. Vos été iune excellente, iune digne homme. J'avé mal judgé vos hier et j'en avé iune grande remords.... Fiumez le pipe, mon ami, pour oblidger moi. (Sie sind mein

Freund, mein Herr; ich kann Ihnen nichts Anderes ſagen.... Ihr Führer, verlangt von mir, und Ihr ſollt von meiner Dankbarkeit und Liebe Alles erhalten. Ihr ſeyd ein vortrefflicher, würdiger Mann. Ich habe Euch geſtern ſchlecht beurtheilt, und mache mir große Vorwürfe darüber. Raucht Eure Pfeife, mein Freund, „thut es mir zu lieb.“

„Daran ſoll es nicht fehlen,“ erwiderte Fellſaz und machte ſich ſogleich an das Werk.

Leicht ſtiegen wir vollends hinab und langten vor Einbruch der Nacht in Sixt an; der Engländer und die Miß fanden hier ihr Gepäcke und konnten nun die Kleider wechſeln. Mehr einer Regung ihres Herzens folgend, als die Ermüdung berückſichtigend, die ihnen Ruhe zum dringenden Bedürfniſſe machen mußte, erbaten ſie ſich meine Geſellſchaft beim Abendbrode. Am Schluſſe der Mahlzeit wurde der Führer gerufen; Mylord brachte ihm zu Ehren einen Toaſt aus, und ſuchte ihm, während er zugleich einige Goldſtücke in ſeine Hand drückte, zu beweiſen, es gebe Dienſte, die ſich weniger mit Geld, als mit Achtung und Dankbarkeit belohnen laſſen....

Am andern Morgen trennten wir uns. Der Tag kam mir lang, die Wanderung undankbar vor; was ſoll ich noch ſagen? Ich hatte die Miß in meinen Armen getragen; ihr Leben, ihre Reize, ihre Schönheit waren eine Zeit lang der Gegenſtand meiner zarteſten Sorgfalt geweſen; bedurfte es mehr, um mich noch manchen Tag alle Orte, wo ſie nicht war, undankbar finden zu laſſen?

(Bibliothèque universelle.)

# Mittheilungen aus Belgien

von

**Eduard Beurmann.**

## III.

## Brüssel.

**Conservatoire royal. Preisvertheilung. Musik in Belgien. — Frömmigkeit und Herrschaft der Hierarchie. — Les professeurs de langue et literature Allemandes und de coiffure. Crasse Ignoranz. Die Sachsen gelten für die ersten deutschen Sprachlehrer in Brüssel. — Journalistik. — Manneken-Pis. — Hôtel de Ville. — La grande place. — Eisenbahn.**

Es läßt sich nicht läugnen, daß die Regierung Alles anwendet, neben der Industrie auch die geistigen Interessen zu heben. In Betreff der Wissenschaft mag sie hier auf manche Hindernisse stoßen, denn der Katholicismus begünstigt den freien literarischen Verkehr nicht, aber in Betreff der Kunst wird sie vielleicht mit der Zeit zu besseren Resultaten gelangen. Ich wohnte am 29. Mai der Preis-Vertheilung an die Zöglinge des Conservatoire Royal de Musique bei, die in der ancienne église des Augustins stattfand und ein zahlreiches Auditorium herbeigezogen hatte. Die Kirche war mit den Nationalfarben reich verziert, und Herr Fétis, der Direktor des Instituts, leitete die Feierlichkeit durch ein Résumé der Resultate und einige hoffnungsvolle Worte rücksichtlich der Zukunft ein. Durch bewegte Zeiten sey Belgien zu einem ruhigeren Standpunkt gelangt, auch die Tonkunst werde sich befestigen und Früchte tragen. Die Rede wurde eben nicht in andächtiger Stille entgegen genommen; die störende Beweglichkeit in den Emporkirchen, die von dem silence der Hörbegierigen keine Notiz nahm, gestattete selbst den in der Nähe des Redners Sitzenden nur Fragmente des Vortrags. Aber als Herr Fétis geendet, applaudirte man nach alter Gewohnheit, denn es handelte sich um ein nationales Institut, dem man die Anerkennung nicht versagen durfte. Die Gekrönten traten hierauf hervor

und empfingen aus den Händen des Comité Lorbeerkränze und Preise; das Publikum begrüßte ſie mit den lauteſten Acclamationen des Beifalls. Aber auch dieſer Beifall ſchien mir mehr Sitte, als Enthuſiasmus und Ueberzeugung zu ſeyn, denn die Flamänder haben keinen muſikaliſchen Geſchmack, ſie würdigen die Tonkunſt weniger ihrer ſelbſt, als des guten Tons willen. Dieſe mildeſte aller Künſte wird der Zeit bedürfen, um ſich in Belgien zu naturaliſiren, das nicht, wie andere Länder der Hierarchie, die Poeſie des Katholicismus, ſondern nur ſeine ſtarren ſpiritualiſtiſchen Einflüſſe empfunden hat. Der Katholicismus hat hier in ſtetem Kampfe gelegen, er mußte auf ſeiner Hut ſeyn und die ſtrengſte Disciplin handhaben. Seine Lichtſeite, wie er ſie in Italien enthüllte, die poetiſche Verklärung, durfte er in Belgien nicht zur Schau tragen. Die Muſik hier zu Lande iſt in der Lage, ſich ſelbſt und das Publikum zu bilden. Wechſelwirkungen fehlen, und Herr Fétis hat deßhalb einen ſchweren Stand; wäre er nicht eben Enthuſiaſt, für ſeine Kunſt enragirt und Meiſter, er würde vielleicht an einem Publikum erlahmen, das es nicht einmal über ſich gewinnen kann, den Worten des Direktors auf einige Minuten ruhiges Gehör zu ſchenken.

Das der Preisvertheilung folgende Concert, welches von den Zöglingen des Conſervatoire unter Leitung des Herrn Fétis executirt wurde, bewies die Regſamkeit und den Eifer des Direktors. Meiſterhaft wurde inſonderheit die Ouverture zu „Anacreon“, von Cherubini, aufgeführt. Und wenn auch — mit Ausnahme eines kleinen eilfjährigen Flötiſten, Aerts aus Boom, der die ſchönſten Erwartungen rechtfertigt — keine eminenten Talente hier bemerkbar wurden, ſo muß man doch zugeben, daß die vorhandenen Mittel genügten. Eine ſechszehnjährige Madonna, Demoiſelle Amalie Marin aus Hal, ſang eine Arie aus Don Juan mit einiger Befangenheit, aber innigem Ausdruck, während Demoiſelle Vanderperren aus Brüſſel einen kräftigen klangvollen Alt als Anna Bolena hören ließ, jedoch nicht in der Fertigkeit und mit den italieniſchen Geſangs-Arabesken, womit Demoiſelle de Pauw aus Valenciennes eine Arie aus Tankred zierte, obwohl dieſe Dame eine weniger umfangreiche Stimme als jene beſitzt. Es waren übrigens liebe Kinder, die weiblichen Eleven des Conſervatoire, einige mit der muthwilligen blauäugigen Phyſiognomie Flamands, andere mit franzöſiſchen Lineamenten, noch andere, wie Demoiſelle Marin, mit dem ſchwärmeriſchen Ausdruck katholiſcher Innigkeit. Ihre Perſönlichkeit ergänzte die Eindrücke des Geſangs, ſie errangen den Sieg ſelbſt über mich, der ich in Deutſchland ſchönere Dilettanten-Stimmen gehört. Aber mein Cicerone, ein junger deutſcher Arzt, war ſo entzückt, daß er behaupten wollte, nie Aehnliches jenſeits des Rheins gehört zu haben. Er war unverheirathet und alſo ganz und gar Enthuſiaſt der Schönheit, die meine Kritik zwar zurückdrängte, aber nicht beeinträchtigte. Die alten Herren des Comité lächelten holdſelig und innig, wenn die zarten Geſtalten ſich ihnen nahten und

ihr Haupt neigten, um ſich die Lorbeerkranz-Toilette von ihnen machen zu laſſen. Dieſe Arbeit war den Herren ungewohnt und ihre zitternden Finger hielten ſich lange bei einem Geſchäft auf, das ſie ſo gern verſahen.

Zur Entrée in die Kirche bedurfte es übrigens, trotz aller nationalen Tendenz, hoher Vergünſtigung; man erhielt nur Eintrittskarten von den Mitgliedern des Comité, die eine ſorgfältige Auswahl trafen. Am Eingang hielt man uns Armenbüchſen zu einer Spende entgegen. Dergleichen Officia werden in Brüſſel größtentheils von reichen Katholiken verſehen, die, ohne höhere Autoriſation, aus freiem Antrieb ſich zu ſolchen Liebesdienſten entweder für die Kirche, oder für die Armen, oder für milde Inſtitute verſtehen. Im Cour de Vienne ſieht man jeden Abend von 7 — 11 Uhr einen anſtändig gekleideten Herrn mit der Büchſe der Wohlthätigkeit an den Gaſttiſchen umher gehen und Pfennige ſammeln, während ſeine Equipage und Dienerſchaft vor dem Hotel Poſto gefaßt haben. Der Mann ſchleicht demüthig und büßend als ein flehender Armer durch die bunte Beweglichkeit der Geſellſchaft, und ſetzt ſich, wenn er die Runde gemacht, einſam und verlaſſen in einen Winkel des Saales; kommen neue Gäſte, ſo tritt er ihnen in der früheren Weiſe mit der Büchſe entgegen. Das geht ſo fort, bis die Ebbe und Fluth der Gäſte abnimmt. Iſt ſein Geſchäft beendet, ſo ſieht man zwei reich gallonirte Bediente ihrem Herrn den Kutſchſchlag öffnen und pfeilſchnell entfernt ſich die glänzende Equipage von dem beſcheidenen Eſtaminet zum Cour de Vienne. Ob das Geſchäft des Herrn Frömmigkeit aus eigenem Antrieb oder auferlegte Buße iſt, weiß ich nicht, aber dieſe Demuth erregte meine Bewunderung. In der That behauptet hier der Katholicismus ganz und gar ſeine alten Rechte und jene ſtrenge mittelalterliche Unterwerfung unter die Form. Vor Kurzem luſtwandelte ich Abends durch die Rue Madeleine, eine der belebteſten Straßen. Vor einem Hauſe fand ich mehre Männer mit Fackeln poſtirt und ein dichter Volkshaufe ſchloß ſich an ſie an; man blickte neugierig durch die geöffneten Pforten in den Lichtglanz der feſtlich erleuchteten Hausflur. Qu'est ce que se fait dans cette maison? fragte ich eine ziemlich anſtändig gekleidete Frau mit andächtig gefalteten Händen neben mir. Ah Monsieur, vous êtes Allemand, ſprach ſie mit eben ſo vielem Vorwurf als fragendem Ausdruck, il-y-a une malade. Nun verſtand ich, was ſich im Hauſe begab; ich fragte: n'est-ce pas, elle recoit la dernière onction? — Elle recoit la sainte communion, antwortete ſie mit einem frommen Seufzer. Jetzt erklang das Glöcklein und die Geiſtlichen traten mit dem Allerheiligſten aus dem Hauſe. Im Nu beugte ſich Alles rechts und links, ja die Meiſten warfen ſich ehrfurchtsvoll in den Gaſſenkoth auf die Knie, Freudenmädchen und alte Kupplerinnen, Fashionables und Handwerker, mit einem Worte, Alle und Jede, die zugegen oder deren Ohr von dem Glöcklein getroffen wurde, bezeugten ihre Ehrfurcht. Dieſe Ehrfurcht geht ſo weit, daß ſelbſt der Pöbel in der blauen Blouſe, ſitzt er im Eſtaminet

bei der Leidenſchaft ſeines Lebens, dem Faro, jenem Schalle, wenn er aus weiteſter Ferne zu ihm dringt, Folge leiſtet; man verläßt das Eſtaminet wenigſtens auf einen Augenblick, beugt ſeine Knie dem Sanctissimum und geht dann wieder in das Eſtaminet zurück, um Faro zu trinken. In dieſer Schilderung liegt der moraliſche Zuſtand Belgiens; nicht etwa die sentina gentium allein leidet an jenem Servilismus, jener Leibeigenſchaft zur Hierarchie, nein, dieſer Servilismus iſt der moraliſche Durchſchnitts-Maßſtab. Er erleidet keine Aenderung, trotz dem, daß die Journaliſtik, an ihrer Spitze der „Mephiſtopheles", täglich die entſetzlichſten Scandalosa in Betreff der Diener der Kirche, mit Namensnennung der Betreffenden, mittheilt. Man kann übrigens leicht denken, daß, wenn in Brüſſel, dem Zenith des Luxus und des Wohlbehagens, ein ſo craſſer Spiritualismus vorwaltet, der Charakter des platten Landes, wohin ſich ſelten ein Sonnenſtrahl der Aufklärung verliert, in dieſer Hinſicht noch weit ausgeprägter ſeyn wird.

Das Wort Aufklärung erinnert mich an die

## Professeurs de langue et literature Allemandes,

deren es hier Mehre gibt. Es ſind deutſche Sprachlehrer, die ohne jenen Titel hier nicht reuſſiren können. Professeur muß ſich Jeder nennen, der auf eine Kundſchaft rechnen will; ich las kürzlich ſogar: Achille Peltaut, Professeur de coiffure à Paris, provisoirement à Bruxelles pour un mois seulement, prévient les Dames, qui voudront bien l'honorer de leur confiance, qu'il donnera, pendant son sejour en cette ville un cours de coiffure en 20 leçons pour les femmes-de-chambre. Aber ich glaube allerdings, daß jener professeur de coiffure in ſeinem Fache Meiſter iſt, während die professeurs de langue et literature Allemandes häufig nicht richtig deutſch ſchreiben können. Ein ſolcher professeur, Herr S....., hält Vorleſungen über Schiller's Abfall der Niederlande, während ich ein deutſches Schreiben von ihm las, in welchem Orthographie und Styl an Abnormitäten wetteiferten. Die Belgier könnten mir allerdings auf meinen Vorwurf, welchen ich der Maſſe wegen ihrer Nicht-Intelligenz mache, entgegnen, daß man, nach den professeurs meines Vaterlandes zu urtheilen, noch geringere Erwartungen in Betreff der deutſchen Intelligenz hegen könne. Aber wo gibt es auch ein Volk, außer dem belgiſchen, das einen Profeſſor auf Treu und Glauben für einen Profeſſor hinnimmt. Herr S....., von dem ich eben ſprach, war früher ein Barbier. Mais c'est égal, professeur, barbier, coiffeur; kürzlich befand ich mich in dem Laden der Mayer-Somerhauſen'ſchen Buchhandlung, und ein Deutſcher, der übrigens lange Zeit in Brüſſel gelebt, verlangte den Fauſt von Göthe zur Lecture für ſeinen Dienſtboten. Herr Mohr, der Commis jener Buchhandlung, wird mir das Factum bezeugen können; was will man mehr? Wenn Dienſtboten den

Faust lesen, können auch Dienstboten über den Faust lesen, oder über Schiller's Abfall der Niederlande. Der Belgier kennt Schiller oder Göthe höchstens dem Namen nach, oder aus jenen entsetzlichen Pariser Nachdrücken, die von Druckfehlern und Entstellungen wimmeln. Wenn nun ein soi-disant professeur das Cotta'sche Original zur Hand nimmt und den ächten Text angibt, so sprechen seine Zuhörer! Ah! le grand homme, le celèbre savant, qui corrige le Monsieur Schiller. So erhält man ein Renommée, und Herr Prof. S..... gibt überdieß noch mit der größten Genauigkeit die Stelle an, wo das Schaffott gestanden, auf welchem Egmont dem Beil erlag, die Stelle, wo Alba der Execution zugesehen, das Thor, durch welches die Spanier eingezogen. Ist es nicht traurig, daß ein Volk des gesegnetsten Materialismus, ein Volk, für welches die Natur so trefflich gesorgt, ein Volk, das durch seine Sprache — ich meine die flämische — sich zu Deutschland hinneigt, ein Volk, das einst mit der ganzen Welt correspondirte und Antwerpen zum Stapelplatz des Welthandels machte, daß dieses Volk die nächsten Eindrücke der Aufklärung, die es von Deutschland und Frankreich, ja von Holland selbst bestürmten, so unerbittlich von sich gewiesen hat. In Rußland galten vor Zeiten valets de chambre für Professoren der französischen Literatur, jetzt ist das anders; in Belgien, dem Lande der politischen Freiheit, gelten heut zu Tage Barbiere, die nicht richtig deutsch schreiben, für professeurs de literature et langue Allemandes, Barbiere lesen über Schiller! Ich empfehle den Engländern und Belgiern — wofern es nicht die Ersteren vorziehen, in Deutschland selbst die deutsche Sprache zu erlernen — den Herrn Lebermuth zu dem Ende. Er ist ein unterrichteter Mann, der sich den Unterricht angelegen seyn läßt, und schon deßhalb eine Garantie bietet, daß er als Lehrer der Religion und deutschen Sprache bei der jüdischen Synagoge angestellt ist. Ad vocem deutsche Sprache muß ich bemerken, daß man in Brüssel die sächsische Pronunciation für die reinste hält. Welch' ein Vorurtheil! Der Sachse leidet immer an dem Dialekt; will man einmal in dieser Hinsicht eine deutsche Provinz auszeichnen, so ist doch wohl die hannöverische Betonung als die reinste zu empfehlen.

## Journalistik.

Die Hauptstadt Belgiens ist in quantitativer Hinsicht gewichtig; was die Qualität betrifft, so möchte man hier wenig Ausgezeichnetes finden. Wie in Frankreich, so auch findet man in Belgien die drei politischen Farben: Radikalismus, juste-milieu, Legitimismus, aber die Organe dieser Principien entbehren der feinen französischen Dialektik, der Kenntnisse, oder — sind sie republikanisch — des unverfälschten Enthusiasmus. Die belgische Oppositions-Presse bekundet viel Rohheit und Persönlichkeit; der „Mephistophèlès", ein radikales Journal, das Klatschblatt der Opposition Gendebien u. s. w., nimmt

in dieſer Hinſicht eine erſte Stelle ein, aber auch der „Lynx“ gefällt ſich in animoſen Raiſonnements gegen die Regierung, zum Beſten des Hauſes Oranien. Kürzlich enthielt dieſes Journal einen einleitenden Artikel, der haarklein bewies, daß das Haus Coburg für alle Throne in Anſpruch genommen werde, die man ſonſt nicht wohl unterzubringen wiſſe, oder für alle unvermählte Regentinnen, die eines Gemahls bedürften. Der Artikel erſchien kurz nachdem man erfahren, daß die Prinzeſſin Victorie ihre Hand einem Neffen des Königs der Belgier gereicht. Bis dahin hatte ſich der Lynx fortwährend mit den Details der freundſchaftlichen Aufnahme beſchäftigt, die der Prinz von Oranien nebſt ſeinen beiden Söhnen in London erfahren. Wie geſagt, es fehlt den belgiſchen Oppoſitionsmännern der Journaliſtik an Wiſſenſchaften und Studien; hiſtoriſch oder politiſch können ſie ihre Principien nicht begründen, ſie greifen deßhalb zu den roheſten Hilfsmitteln. Die miniſteriellen Blätter dagegen haben direkte Hilfsmittel an den belgiſchen Staatsmännern, aber der große Haufe hält ſich mehr an jene, als an dieſe.

Als ich am 9. Juni, dem Frohnleichnamsfeſte, Nachmittags ohne Zweck und Ziel durch die Straßen Brüſſels ſchlenderte, die Eindrücke erfaſſend, die mir der Augenblick darbot, führte mich meine bunte Promenade zu der rue de l'Etuve. In einem Winkel dieſer Straße trat mir eine eben ſo ſeltſame, als überraſchende Anſchauung entgegen, eine Anſchauung, die ſchwerlich eine andere Stadt in der civiliſirten und unciviliſirten Welt bietet, eine Anſchauung, die dem grießgrämigſten Hypochonder das Zwergfell erſchüttern könnte, die aber von dem Brüſſeler mit dem ehrfürchtigſten Gefühle, mit dem Gefühle der innigſten Hochachtung entgegen genommen wird. Eine drollige Figur, eine kleine ſtämmige Figur aus Bronze, mit dicken Bausbacken, mit der ſpaſſigen, ſchalkhaften Miene Flamands, wenn dieſelbe das gewöhnliche Phlegma abgeſtreift, ſtand hier erhaben und Allen ſichtbar in ſtolzer Haltung. Seidene Strümpfe, ein bordirter Frack, Kniehoſen, Schuhe mit ſilbernen Spangen, Hut und Perrücke ſchmückten den kleinen sans façon in der rue de l'Etuve; gar ſtattlich ſtand ihm der Degen an ſeiner Linken. Eine große Menſchenmenge umgab ihn, die Augen feſt und ehrerbietig auf den Kleinen gerichtet, der sans gêne, vermuthlich im Gefühle ſeiner Erhabenheit, aller Welt zugewendet, einen Actus verrichtete, bei welchem ſich ſonſt jeder anſtändige Mann an die Wand wendet, und welcher in Frankfurt, ſelbſt an der Wand vorgenommen, eine Strafe von drei Gulden nach ſich zieht, wie man dort rechts und links leſen kann. Aber Manneken-Pis iſt der älteſte Bürger Brüſſels, und hat als ſolcher große Vorrechte, obwohl er ſein ganzes Leben, ſein Leben von Jahrhunderten, nur jenen einen gemüthlichen Actus verrichtet hat. Manneken-Pis war der Unterthan der burgundiſchen Herzoge, er erlebte die Zeiten Maximilians, Karls V., den Abfall der Niederlande, ſah Egmonts Tod und die Gräuel der ſpaniſchen Inquiſition, die Republik, das Kaiſerreich Napoleon,

die Revolution von 1830, aber man kann nicht ſagen, daß eine dieſer gewaltigen Erſchütterungen ihn aus ſeiner eiſernen Beharrlichkeit gebracht hat. In den furchtbarſten Momenten der Geſchichte Brüſſels, unter Raub und Plünderung, unter den Unruhen der Gueuſen — oder, wie ſie Herr Oettinger heißt, der Meerbettler — blieb Manneken-Pis beſonnen, gefaßt, mit einem Worte, Manneken-Pis. Wie er ſchlimme Zeiten beſtand, ſo auch bewahrte er in den Zeiten ſeines Ruhmes die gleiche Miene. Maximilian I. ſchmückte ihn mit ſeinen Orden, Ludwig XV. erhob ihn zum Ritter des Ludwigsordens, gefürſtete Häupter beſuchten ihn, aber hat er ſeiner täglichen Beſchäftigung im Glanze des Lebens entſagt, hat er den ſtolzeſten Monarchen, Philipp II., anders begrüßt, als den Aermſten unter der Sonne? Liberté et égalité iſt ſein Wahlſpruch, er hat ſich die Hochachtung jener philoſophiſchen Schule verſchafft, die den Grundſatz bekannte: naturalia non sunt turpia. Die Liebe der Brüſſeler, ſein Renommée hat ſich von der rue de l'Etuve über die ganze civiliſirte Welt ausgedehnt. Am Frohnleichnamsfeſte aber erſcheint Manneken-Pis en grande tenue, in den Septembertagen zieht er die blaue Blouſe an. In jener Verlegenheit, als Belgien vergebens nach einem König ſuchte, ſchlug die Journaliſtik Manneken-Pis für den erledigten Thron vor, das leibhaftige Symbol der Freiheit und Gleichheit, aber Manneken-Pis würde auch dieſe Verſuchung überſtanden haben; man iſt der feſten Meinung, er würde ſeine Gewohnheit, jene alte gute Sitte, weßhalb er den Brüſſelern ſo theuer iſt, nicht geändert haben, er würde Manneken-Pis geblieben ſeyn. Und hätte nicht ein Manneken-Pis manche weitläufige diplomatiſche Protokolle durch einen geſchickten coup de main beſeitigen können. Man würde wenigſtens ſeinen Zorn haben fürchten müſſen, oder ſeinen Gleichmuth, mit welchem er auf alle menſchliche Dinge, auf alle Zweifel und Zerwürfniſſe herabblickt. Ueber den Urſprung der kleinen drolligen Figur ſind die Antiquitätenkundigen verſchiedener Meinung. Im Allgemeinen nimmt man an, ſie ſey zum Gedächtniß eines Herzogs Gottfried von Brabant errichtet, der ſich im Knabenalter aus dem väterlichen Schloſſe verlief und in jenem Winkel der rue de l'Etuve in eben derſelben Stellung, wie ſie unſerm Manneken gegeben worden iſt, wieder gefunden wurde. Die Bronzefigur iſt von Henri Duquesnoy 1648 errichtet; früher wurde ſie durch eine andere aus Stein vertreten. So fein und durchſichtig die Werke des niederländiſchen Meißels in Betreff der Kirchen ſind, ſo erhaben und gewaltig, ſo muß man dennoch da, wo ſie plaſtiſch ſind, ihnen entweder Grazie und innere Schönheit, oder Fleiſch und Blut abſprechen. Die niederländiſche Sculptur iſt der ſtarre Spiritualismus, der Granitblöcke durchgeiſtigt, die heiteren Formen des Lebens für Genuß und Sinnlichkeit ſind ihm unbekannt. Italien bot uns die mediceiſche Venus, die niederländiſche Bildhauerei ſchuf neben jenen vortrefflichen Schmerzensgeſtalten in Stein, die die Kirchen von Antwerpen zieren, Manneken-Pis und die Fontaine de trois

Pucelles, die in niedergekauerter Stellung die Manier jenes nachahmten und erſt vor einem halben Jahrhundert den Augen des Publikums entzogen wurden. Man kann es mir glauben, daß die Brüſſeler — ich ſpreche hier vom Volke — eine ſeltene Anhänglichkeit für Manneken-Pis bewahren: die Chroniken erwähnen ſeiner ausführlich, man läßt ihn an allen Nationalfeſten, an jeder Volksfreude Theil nehmen, er iſt ſelbſt von Feinden mit Achtung behandelt worden, wie eben von Ludwig XV., weil man ſolchergeſtalt die öffentliche Meinung für ſich zu gewinnen glaubte. In meinen Mittheilungen konnte ich ihn deßhalb nicht wohl übergehen.

Unter den Werken der gothiſchen Architektur ſteht das

## Hôtel de ville

obenan. Es ſoll von keinem andern in Belgien übertroffen werden, und in der That, es iſt von bewundernswerther Schönheit. 1442 wurde es, nach 41jähriger Arbeit, vollendet; eine kurze Zeit für dieſes Werk der Geduld und Thatkraft, die Felſen bezwangen. Hier iſt Alles ſo fein ciſelirt, ſo durchſichtig und zart geſchnörkelt, ſo anmuthig ausgeſchnitten, daß man in der That nicht weiß, ob man die Langmuth der Steine oder die der Menſchen bewundern ſoll. Was ſind die berühmten Brüſſeler Spitzen gegen jene ſchlanke Thurmſpitze, die vom Hôtel de ville zu den Wolken emporſtrebt, ſo leicht und behend, als habe ſie der Künſtler zum Zeitvertreib, als ein Spielwerk müßiger Stunden, in ſeiner Werkſtatt geſchnitzt. Der Thurm iſt 364 Fuß hoch und vom Fuß bis zum Gipfel ciſelirt und durchbrochen, ſo daß man es kaum für möglich hält, daß er die ſchwere 17 Fuß hohe Statue St. Michels aus vergoldetem Kupfer tragen kann. St. Michel tritt den Drachen mit Füßen, er iſt, neben der heiligen Gudula, der Schutzpatron von Brüſſel, aber die Entfernung macht ſeine Erſcheinung auf dem Thurm des Hôtel de ville ſo klein, daß man ſeine nähere Bekanntſchaft nur mittelſt bewaffneter Augen machen kann. Das Schönſte an dem Thurm iſt ſein Verhältniß; er ſcheint bei Weitem nicht ſo hoch, als er iſt; die Kunſt hat hier den Raum bezwungen und die gewaltige Steinmaſſe ſo zart und ſchlank geformt, daß ſie dem Untenſtehenden zum Umſpannen ſcheint. Johann van Ruysbroeck war der Baumeiſter des Thurms, er war ein Flamänder, ein ſchlichter, einfacher Baumeiſter, der zuvor in gutem Flämiſch einen Eid leiſtete, daß er zum Material nur gute Steine wählen wolle. Man ſieht daraus, wie geringen Werth man der Kunſt des Mannes beilegte, die man als Nebenſache betrachtete, oder als Etwas, das ſich von ſelbſt verſtehe, das in Brabant und Flandern heimiſch. Aber nach Handwerksbrauch ließ man ſich eine eidliche Bürgſchaft in Betreff guten Baumaterials geben. In der That hat Johann van Ruysbroeck den härteſten und feſteſten Stein zum Thurme genommen und deßhalb eine Belobung von dem Magiſtrate

erhalten. Erſt der Nachwelt war es vorbehalten, ſeinen Namen in die Kunſtgeſchichte einzutragen, der Mitwelt galt er als ein treuer Arbeiter. Die gothiſche Architektur hat allerdings einen großen Zuſatz von Mechanismus; bei aller Poeſie des Plans jener großen gothiſchen Dome, die wie in Stein gehauene Wälder, deren Baumgruppen ſich zu Laubdächern formen, erſcheinen, muß man dennoch vor allen Dingen die Geduld und Ausdauer der Meiſter bei der Ausführung bewundern. Dieſe Ausführung war nur mechaniſch, es handelte ſich darum, den Stein am Feinſten und Durchſichtigſten zu meißeln, in Blumenguirlanden, Laubgewinde und zarte Arabesken der mannigfachſten Art umzugeſtalten. Nur die Grundidee der gothiſchen Architektur war Poeſie, ſie blieb jedoch in allen Fällen dieſelbe, die großen Dome gleichen ſich hierin mehr oder weniger, ſie war einmal vorgeſchrieben. Somit iſt es denn ſehr wohl denkbar, daß die gothiſche Architektur in einem Lande der Induſtrie und des Fabrikweſens bald große Fortſchritte machte, der mechaniſche Geiſt des Volks bemächtigte ſich ihrer, ſie wurde Handwerk. Dieſer Umſtand und die Hierarchie, die die Baumeiſter an den Himmel verwies, riefen jene impoſanten Bauten in den Niederlanden hervor, ſie ſind in der That mehr ein Werk der Betriebſamkeit und des katholiſchen Spiritualismus, als ein Werk der Poeſie. Seltſamer Weiſe hat van Ruysbroeck den Thurm nicht auf die Mitte des Gebäudes geſetzt, ſondern auf die rechte Seite, ein Umſtand, der die Symmetrie nicht wenig beeinträchtigt. Ein Irrthum kann es nicht ſeyn, man muß vielmehr annehmen, daß das Fundament Grund davon iſt; vielleicht hatte man Urſache, der Mitte nicht die Laſt anzuvertrauen, oder — wie Einige behaupten — die größere Seite des Gebäudes iſt erſt ſpäter entſtanden. Jedenfalls iſt die Sage, der Baumeiſter habe, nachdem er ſein Verſehen wahrgenommen, ſich erhenkt, den Mährchen beizuzählen. Eine offene Gallerie läuft an der Façade des Gebäudes hin; ſie iſt durch Säulen gebildet, die eine Terraſſe von derſelben Tiefe tragen. Dieſe Terraſſe iſt mit einer Baluſtrade, die die ſchönſten Sculpturarbeiten zieren, garnirt, und mit architektoniſchen Ausſchmückungen reichlich verſehen. Vierzig Fenſter bilden die Façade des Gebäudes. Das obere Dach iſt kupferbedeckt und mit verſchiedenen Zierathen verſehen. Es wird von ſechs kleineren Thürmen, in Form von Hexagonen, flankirt. Alle Säle des Hôtel de ville ſind in großem und erhabenen Style. In dem großen Saale entſagte Carl V. am 25. Oktober 1555 der Herrſchaft über die burgundiſchen Staaten zu Gunſten ſeines Sohnes und am 6. Januar 1556 dem Throne überhaupt. La grande Place, auf welchem das Hôtel de ville ſteht, iſt überhaupt reich an denkwürdigen Momenten der Geſchichte Brabants und der Niederlande. Egmont und Hoorn beſtiegen hier das Blutgerüſt, nachdem ſie in dem dem Hôtel de ville gegenüber befindlichen Brodthauſe die Entſcheidung des Raths der Unruhen entgegengenommen hatten. Hier iſt Alles mittelalterlich, nach jenem kräftigen gothiſchen Zuſchnitt, der

die Jahrhunderte überdauert, kein neues Geſicht unter den Häuſern vergangener Zeit ſtört den Eindruck, es iſt das alte Brüſſel mit ſeinen Privilegien, die alte Herrlichkeit von Brabant, in Stein gehauen, entfaltet ſich ſtolz und kühn, einfach und ehrenfeſt, vor unſern Blicken. Im hellen blanken Sonnenlicht, im Verkehr des Tages zieht ſich freilich die Vergangenheit zurück, aber Nachts, wenn die hell erleuchtete Uhr des Thurms vom Hôtel de ville die zwölfte Stunde zeigt, wenn das bewegte Leben der Stadt ſchwindet, wenn man die eigenen Fußtritte weithin ſchallen hört auf dem mächtigen Platze, und die ſchwarzen, alterthümlichen Gebäude rieſige Schatten werfen im ſtillen Mondlicht, wenn man Zeit hat zu Meditationen über Leben und Tod, iſt es mir oft gar ſehnſüchtig und ſchmerzlich zu Muthe geworden. Zu den hiſtoriſchen Geſtalten geſellten ſich die der Dichtung, und wenn ich an dem Brodthauſe vorüberſchritt, wo Egmont die ſchwerſte Nacht ſeines Lebens verbrachte, gedachte ich jenes ſüßen Traumes von Göthe und der Freiheit mit dem lieben traulichen Angeſicht Clärchens, es war mir, als hört' ich Beethoven ſingen von Sieg und Ruhm und Unſterblichkeit. Egmont, Beethoven, Göthe, der Sieger und die Sänger ſind abgetreten von dem Schauplatz ihres Wirkens, die Freiheit der katholiſchen Niederlande hat nie wie Clärchen gelächelt, aber alle Diſſonanzen des Todes und des Fanatismus ſtören jene milde Harmonie nicht, die Egmonts Motive in uns erregen, die Göthe's Worte und Beethoven's Klänge ſo ſüß nähren. Das iſt der ſchöne Beruf des Dichters, daß er die Geſchichte von den ſtörenden Zufälligkeiten reinigt, daß er die That veranſchaulicht und ihre oft ganz entgegengeſetzten Folgen unſerm Geſichte entrückt; er gibt dem Helden, was des Helden iſt. Die

## Eisenbahn

von Brüſſel nach Antwerpen iſt ein Attractionspunkt der Fremden. An der zweiten Barrière, wo die Maſchine zum tüchtigen Anlauf anſetzt, indem ſie die von dem Faubourg de Schärbeck nach Läcken führende Chauſſee durchkreuzt, die dann von beiden Seiten durch Barrièren geſchloſſen wird, habe ich häufig bekannte Geſichter aus dem fernſten Deutſchland getroffen. Die Maſchine, mit dem langen Convoi, von oft dreißig Wagen, gleicht einem gewaltigen Ungeheuer, mit mächtigem Oberleib und kurzen, ſtämmigen Beinen. Das Brauſen des Dampfes im Remorqueur iſt wie das Schnauben eines Elephanten; pfeilſchnell, meiſtens ſo ſchnell, daß man die Paſſagiere nicht erkennen kann, fliegt der Zug an uns vorüber; man ſchwindelt und Damen wenden ſich unwillkürlich von der Barrière, die ſie kaum auf Schrittweite von dem Convoi trennt. Der Anblick einer Eiſenbahnfahrt imponirt weit mehr, als die Fahrt ſelbſt. Hier nimmt man die Schnelligkeit nur dann wahr, wenn man nahe am Wege befindliche Gegenſtände in's Auge faßt, Fußgänger, Wagen

und Pferde ſcheinen bewegungslos, der Schnelligkeit der Maſchine gegenüber. Uebrigens iſt der Luftzug nicht ſo bedeutend, als man vermuthen ſollte, man fühlt ſich leicht und behaglich, man athmet ſo frei, als befände man ſich in einem gewöhnlichen Wagen, ſelbſt Bruſtleidende werden keine Beſchwerden empfinden. Nervöſe Perſonen aber können häufig nicht die Erſchütterung der Maſchine ertragen, die mehr oder weniger durch den ganzen Convoi läuft, ſie gleicht der Dröhnung, die wir beim Geraſſel vieler Wagen empfinden und zarte Kopfnerven werden von ihr afficirt. Viererlei Fuhrwerke: Berline, diligence, char-à-banc und waggon ſind zur Auswahl für die Paſſagiere vorhanden, die erſteren drei ſind bedeckt und ruhen auf Reſſorts, das Letztere wird von Leuten geringeren Standes benutzt, die die Fahrt von Brüſſel nach Antwerpen nicht billiger machen können, als für einen Franc. Im char-à-banc, der von den meiſten Reiſenden benutzt wird, zahlt man zwei Franken, nach rheiniſchem Guldenfuß ſechs und fünfzig Kreuzer. Die Entfernung von Brüſſel nach Antwerpen beträgt zehn Lieues, die man in fünf Viertelſtunden macht, den kurzen Aufenthalt in den Zwiſchenſtationen mitgerechnet. Der Andrang zur Eiſenbahn iſt ungeheuer, an einzelnen Tagen belief ſich die Zahl der Paſſagiere auf zehntauſend. Unglücksfälle haben ſich, ſeit meinem zweimonatlichen Hierſeyn, nicht weniger als drei ergeben, die jedoch ihren Grund lediglich in der Unachtſamkeit und Verwegenheit der Umgekommenen hatten. Waghälſe verſuchten den Sprung aus dem Wagen während der Schnellfahrt und wurden von den Rädern zerriſſen, Andere ſetzten ſich quer über die Geländer zweier hinter einander befindlicher Waggons, wie zu Pferde, bevor die Fahrt begann; der Ruck beim Beginn der Fahrt brachte ſie aus dem Gleichgewicht, ſie ſtürzten unter die Räder des Convoi. Ueberhaupt thut man wohl, ſich ſo fort, wie man den Wagen betritt, zu ſetzen, da der Anſatz zur Bewegung meiſtens ſo heftig iſt, daß er Stehende über den Haufen werfen kann.

# Mühlhausen. *)

Mühlhausen gehört erſt ſeit dem Jahre 1798 zu Frankreich. Vorher war es eine kleine deutſche Reichsſtadt, die in Bündniſſen mit den reformirten Schweizerkantonen ſtehend, ſich ſelbſt regierte, eigenhändig vertheidigte und mit gewaltigen Gräben umgeben war, über welche, wie die Chroniken melden, die Wölfe im Winter hinüberſetzten, um die Hunde in den Vorſtädten zu zerreißen. Sind nun aber ſchon längſt Gräben wie Wölfe verſchwunden, ſo hat doch Mühlhauſen noch genug Merkzeichen ſeines alten Urſprungs aufbewahrt, und immer noch ſcheint es von fern mit ſeinen rothen Dächern, ſeinen Pappeln und ſeinen Schneegebirgen am Horizonte, eine altertümliche, in ihrem Heimathsthale liegende Schweizerbundesſtadt zu ſeyn. Kommt man aber näher, ſo verwiſcht ſich dieſer Eindruck und ein induſtrielles Bild tritt mehr und mehr hervor, bis endlich die ganze Stadt wie ein ungeheures, aber in ſchweigſamer Stille ruhendes, Fabrikwerk erſcheint. Vergebens ſpitzt man das Ohr, kein Lärm dringt herauf, kein Geräuſch der Menge, kein Tönen des Eiſens. Nur hin und wieder ſtoßen die hundert ſich in die Luft hoch erhebenden Feueressen dickere Rauchwolken aus, als wenn die heftig arbeitende Maſchine eines kräftigen Athemzuges bedürfe, doch wird die Stille nicht unterbrochen. Alles ſcheint im Innern des gewaltigen Körpers geheimnißvoll betrieben zu werden; man fühlt ſein Leben, ohne jedoch ein Lebenszeichen zu vernehmen.

Mit dem Eintritt in die Stadt ändert ſich der ganze Anblick, denn man ſieht nichts weiter als enge, namenloſe, von Läden ohne Schilden und von häßlichen Häuſern eingerahmte Gaſſen, in denen die Häuſer auf ſeltſame Weiſe, mit ganzen Zahlen und mit Brüchen, numerirt ſind. Hat man die alten Viertel hinter ſich, dann erſt begegnet man der neuen, nach dem Muſter von Paris erbauten Stadt, und weithin ſieht man die weißen Kolonnaden ſich erſtrecken.

*) Mühlhauſen wurde durch den Frieden von Campo Formio an Frankreich abgetreten, liegt im ehemaligen Sundgau an der Ill, und iſt jetzt Kantonshauptort im Departement Oberrhein.

Iſt auch die Bevölkerung Mühlhauſens ein Miſchmaſch von Elſäßern, Schweizern, Tyrolern, Juden und Franzoſen, ſo herrſcht doch deutſche Sprache und Sitte überall vor. Wer erfahren will, daß er nicht mehr in Frankreich iſt, braucht nur in irgend einen Gaſthof zu gehen. Nehme man die luſtige Beſchreibung zur Hand, die der alte Erasmus von den Herbergen ſeiner Zeit liefert, in denen der Reiſende ſtatt aller Bequemlichkeit nichts findet als einen ungeheuern Ofen, einen Teller und ein Meſſer, und wo man ihm auf jede ſeiner Forderungen antwortet: — „wenn es Euch ſo nicht anſteht, ſo zieht nur wieder ab!“ und man hat die vollſtändigſte Schilderung eines Mühlhauſer Hotels. Verſteht man ſich zu guten Worten, ſo iſt es möglich, daß man ein eigenes Zimmer erhält. Iſt man ein wahres Glückskind, ſo kann es ſich ſchicken, daß man in dieſem Zimmer einen jener tief in der Wand ſteckenden Oefen bekömmt, der außen auf der Treppe geheizt wird, ſo daß man ſeine Stube verlaſſen und dreißig Schritte auf dem Gang zurücklegen muß, wenn man ſich die Füße wärmen und das Feuer ein wenig nachſchüren will. Sieht man ſich aber einmal im Beſitze ſolcher unſchätzbaren Gunſt, ſo ſey man auch vollkommen zufrieden, denn die Wirthsmägde kommen nicht mehr zum Vorſchein und Klingelzüge ſind unbekannte Dinge. Fehlen einem Bette zufälligerweiſe, wie es wohl vorkommt, die Leintücher, ſo hole man ſie nur in Gottesnamen ſelbſt, wenn man nicht lieber vorzieht, unausgekleidet ſchlafen zu gehen, was auf jeden Fall die ſicherſte Partie iſt, denn es iſt ſehr ungewiß, ob man auch die verlangten erhalte. Uebrigens ſucht man den Wirth ganz umſonſt, um ſeine Klage anzubringen; ein Mühlhauſer Wirth iſt ein ungreifbares und unſichtbares Weſen. Und doch gibt es ein Mittel, um die nothwendigen Bedürfniſſe ſelbſt in einem Mühlhauſer Gaſthofe zu erhalten, dazu aber gehört Geduld und ein glücklicher Einfall. Folgende Anekdote mag es beweiſen.

Vor einigen Jahren kommt ein Touriſt, der nach durcheilter Schweiz nach Paris will, in Mühlhauſen an. Er ſteigt in einem der beſten Hotels der Stadt ab, läßt ſich ein Zimmer geben und verlangt ein Fußbad. Eine Stunde vergeht, es kommt aber kein Fußbad. Der Engländer geht hinab, erneuert ſeinen Wunſch und wartet wiederum eine Stunde, aber Nichts erſcheint. Voller Ungeduld öffnet er das Fenſter, ruft, ſchreit; die Mägde, die über den Hof gehen, ſehen ihm ganz gelaſſen in's Geſicht und ſetzen, ohne ihm nur eine Sylbe zu antworten, ruhig ihre Arbeit fort. Wüthend verläßt er das Fenſter, nimmt ſeinen Mantelſack, feſt entſchloſſen, eine gaſtfreundlichere Herberge zu ſuchen, als plötzlich ein guter Gedanke in ihm aufblühte. Zufällig hat er eben ſeinen Piſtolenkaſten in der Hand, eröffnet ihn, nimmt eine Piſtole heraus und feuert ab. In einem Augenblicke großer Spektakel; man ſtürzt in den Hof, ſchaut umher, der Rauch zieht noch aus dem Fenſter des Fremden. Der erſchrockene Wirth ſchreit: — „Das iſt ein Engländer, der den

Spleen gehabt, der hat ſich bei mir umgebracht!“ und von Frau und der ganzen Dienerſchaft begleitet, eilt er hinauf, wirft ſich mit voller Kraft ſeines Körpers gegen die Thür, die er von Innen verſchloſſen wähnt. Doch leicht öffnet ſich die Thüre, und zeigt den jungen Reiſenden ganz friedlich mitten in dem Zimmer ſitzend und eine Cigaritto rauchend.

„Was gibt's denn?“ fragt der Wirth ganz verblüfft.

„Ich will nur mein Fußbad haben, mein beſter Herr!“ antwortete der Engländer höchſt kaltblütig. Der Wirth zog ſich ganz beſchämt zurück, und der Inſulaner bekam ſein Fußbad.

Eine ſolche gleichgültige Kälte iſt übrigens nicht allein nur in den Gaſthöfen anzutreffen, man findet ſie in Mühlhauſen überall, mit Ausnahme der großen Geſchäftsmänner und einiger Fremden, welche ſich die Landesſitten noch nicht angeeignet haben. Um ſo mehr tritt ſie aber bei den alten Handelsherren, bei den Bürgern vom alten Schlag hervor, die ſchon ganz wild werden, wenn man nur den Namen ihrer Stadt franzöſiſch ausſpricht. Erwarte aber auch Niemand, wer ihre Läden beſucht, mit irgend einer den Pariſer Kaufleuten ſo gewöhnlichen, unnöthigen und falſchgemeinten Artigkeiten beläſtigt zu werden. Der Mühlhauſer Handelsmann ſchwäzt nichts, wenn er raucht, die Pfeife aber kommt nie aus ſeinem Munde.

Was aber vorzüglich in Mühlhauſen zur Beibehaltung dieſer ungeſchliffenen Formen beiträgt, dies iſt das Nichtvorhandenſeyn gemeinſchaftlicher Verhältniſſe, verbunden mit dem Mangel an eleganter und literariſcher Bildung. Den ganzen Tag in ſeinen Manufakturen beſchäftigt, kommt der Fabrikherr nur zum Eſſen und zum Schlafen heim. Der Cirkel, den er beſucht, beſchränkt ſich blos auf ſeine nächſten Verwandten, auch ſpricht er wenig in dieſen Familienkreiſen; ermüdet von der Laſt der täglichen Arbeit und voll der Sorgen für den folgenden Tag, iſt es ihm ſchon genug, wenn er nur in Geſellſchaft der Verdauung obliegen kann. Der Unterricht des Kindes umfaßt kaum die unumgänglich nothwendigſten Elemente zu den ſpätern ſpeziellen Lehrjahren und zu der Erziehung für irgend ein Gewerbe. Horaz hat uns ein treues Gemälde eines ſolchen Unterrichts hinterlaſſen, der auch den jungen Römern ſeiner Zeit zu Theil wurde.

„Sohn des Albinus,“ ſpricht er, „gieb Achtung! Wenn man von fünf Unzen eine hinwegnimmt, wie viel bleibt übrig?“

„Ein drittel Pfund!“ — „Vortrefflich, Du wirſt Dein Vermögen ſchon tüchtig zuſammenhalten!“

Auf ſolchen Unterricht beſchränken ſich alle Lehrſtunden, von Poeſie, von Kunſt, von Anſtand beim Sprechen iſt ganz und gar keine Rede. Wiſſenſchaften ſind für ein, ſeine Studien beendigendes Mühlhauſer Kind, das, was Amerika vor Kolumbus war. Schwerlich iſt ihm wohl je der Gedanke gekommen, das Wort könne uns noch zu etwas Anderem gut ſeyn, als um eine

Children of Jacob, the Son of Isaac and Rebekah, Grandson of Abraham and Sarah.

Jacob had twelve Sons and one Daughter by his two Wives Leah and Rachel, and by his two Concubines Bilhah and Zilpah. Reuben, Simeon, Levi, Judah, Issachar, Zebulun, Dinah, Joseph, Benjamin, Dan, Naphtali, Gad, Asher.

Reuben, the eldest Son of Jacob, was born in Mesopotamia, and was about twenty-two years old when he went down into Egypt with his father. He married a Canaanitish woman, and had four Sons, Hanoch, Pallu, Hezron, and Carmi. He died in Egypt, aged one hundred and twenty-five years.

Simeon, the second Son of Jacob, was born in Mesopotamia, and was about twenty-one years old when he went down into Egypt with his father. He married a Canaanitish woman, and had six Sons, Jemuel, Jamin, Ohad, Jachin, Zohar, and Shaul. He died in Egypt, aged one hundred and twenty years.

Levi, the third Son of Jacob, was born in Mesopotamia, and was about twenty years old when he went down into Egypt with his father. He married Jochebed, and had three Sons, Gershon, Kohath, and Merari, and one Daughter, Miriam. He died in Egypt, aged one hundred and thirty-seven years.

Judah, the fourth Son of Jacob, was born in Mesopotamia, and was about nineteen years old when he went down into Egypt with his father. He married a Canaanitish woman, and had three Sons, Er, Onan, and Shelah. He died in Egypt, aged one hundred and forty-five years.

Issachar, the fifth Son of Jacob, was born in Mesopotamia, and was about eighteen years old when he went down into Egypt with his father. He married a Canaanitish woman, and had four Sons, Tola, Phuvah, Job, and Shimron. He died in Egypt, aged one hundred and twenty-two years.

Zebulun, the sixth Son of Jacob, was born in Mesopotamia, and was about seventeen years old when he went down into Egypt with his father. He married a Canaanitish woman, and had three Sons, Sered, Elon, and Jahleel. He died in Egypt, aged one hundred and fourteen years.

Dinah, the only Daughter of Jacob, was born in Mesopotamia, and was about sixteen years old when she went down into Egypt with her father. She married a Canaanitish man, and had one Son, Shimron. She died in Egypt, aged one hundred and twenty years.

Joseph, the seventh Son of Jacob, was born in Mesopotamia, and was about seventeen years old when he went down into Egypt with his father. He married Asenath, and had two Sons, Manasseh and Ephraim. He died in Egypt, aged one hundred and ten years.

Benjamin, the eighth Son of Jacob, was born in Mesopotamia, and was about fifteen years old when he went down into Egypt with his father. He married a Canaanitish woman, and had ten Sons, Bela, Becher, Ashbel, Gera, Naaman, Ehi, Rosh, Muppim, Huppim, and Ard. He died in Egypt, aged one hundred and twenty-five years.

Dan, the ninth Son of Jacob, was born in Mesopotamia, and was about fourteen years old when he went down into Egypt with his father. He married a Canaanitish woman, and had one Son, Hushim. He died in Egypt, aged one hundred and twenty-seven years.

Naphtali, the tenth Son of Jacob, was born in Mesopotamia, and was about thirteen years old when he went down into Egypt with his father. He married a Canaanitish woman, and had four Sons, Jahzeel, Guni, Jezer, and Shillem. He died in Egypt, aged one hundred and thirty-two years.

Gad, the eleventh Son of Jacob, was born in Mesopotamia, and was about twelve years old when he went down into Egypt with his father. He married a Canaanitish woman, and had seven Sons, Ziphion, Haggi, Shuni, Ezbon, Eri, Arodi, and Areli. He died in Egypt, aged one hundred and twenty-five years.

Asher, the twelfth Son of Jacob, was born in Mesopotamia, and was about eleven years old when he went down into Egypt with his father. He married a Canaanitish woman, and had four Sons, Imnah, Ishuah, Isui, and Beriah, and one Daughter, Serah. He died in Egypt, aged one hundred and twenty-three years.

Möbel ſteht neben einem groben von einem Tiſchler vor fünfzig Jahren im Feierabend verfertigten. Vergebens ſucht unſer Auge in den Gemächern der reichſten Mühlhauſer jene koſtbaren Kleinigkeiten, deren Eleganz dem Blicke ſo anmuthig ſchmeichelt. Alles iſt auf Nützlichkeit, nichts auf Geſchmack berechnet. Man fühlt, daß dieſer trivialen Opulenz nicht Geld, ſondern Poeſie fehlt. Ariſtokratiſcher Inſtinkt mangelt dem Millionär, was würde zuletzt auch ſein Stolz an unſerer kunſtreichen Pracht gewinnen? Er bedarf ihrer nicht, um ſeinen Reichthum zu beweiſen. Seine ungeheure rauchende Werkſtätte, die tauſende der Arbeiter, die ihre Körper ihm verkauft haben, die mächtigen Maſchinen, deren Eiſenarme für ihn ſich abnützen, darin beſteht ſein Luxus, das ſind die Schauſtellungen ſeines Reichthums! Seine Schiffe durchfurchen alle Meere, ſeine Reiſenden durcheilen mit Extrapoſt beide Welttheile.

Wollen wir aber die Wahrheit ſagen, ſo genießt der Mann, der jährlich eine Million verdient, weniger Mußeſtunden, als der ärmſte ſeiner Arbeiter. Vor der Sonne ſteht er auf, bringt den ganzen Tag mitten in den übelriechenden Dünſten ſeiner Fabriken zu und durchläuft am Abend zur Erholung die Zahlenkolonnen ſeines Hauptbuches; allein dies iſt ſeine Freude. Mag die Arbeit noch ſo dringend ſeyn, mögen ſeine weiten Lagerräume gleich dem Faſſe der Danaiden, obgleich fortwährend angefüllt werdend, dennoch ſtets geleert ſeyn, gebe es für ihn weder Ruhe noch Erholung, finde er kaum einmal in der Woche Zeit zu der Erinnerung, daß er auch Frau und Kinder habe, ſolche mühſelige Arbeit iſt ſeine Wonne, ein ſolcher Durcheinander iſt ſein Leben! Gott ſelbſt mußte am ſiebenten Schöpfungstage eine Ruhezeit eintreten laſſen, nicht alſo unſer Mühlhauſer! Er iſt kräftiger als unſer Herrgott. Ich fragte einſt einen dieſer ſeltſamen Menſchen, ob er ſich denn nicht einmal auch zur Ruhe zu ſetzen gedächte. „Dazu werde ich ſpäter die ganze Ewigkeit benützen können!“ antwortete er mir. Ueberall anderwärts iſt ſonſt doch Ruhe das Ziel der Anſtrengung, nur der Mühlhauſer kennt kein ſolches, Arbeit führt ihn zur Arbeit, Anſtrengung zur Anſtrengung. Induſtrie iſt ihm nicht Mittel, ſondern Zweck, ſie iſt die Luft, in der er athmen muß. Ihm gilt Fabriciren gerade ſo viel, wie uns das Leſen der Zeitungen oder irgend eine andere aus Temperament oder zum Vergnügen angenommene Gewohnheit. Beſſer als irgend ein Dritter weiß er jedoch, wie höchſt unſicher es mit ſeinem Reichthume ausſieht; nur zu gut weiß er, daß eine einzige Kriſis ihm in wenigen Tagen den Gewinn von zwanzig Jahren entreißen kann, und ſehr gut iſt ihm bekannt, daß er durch Niederlegung ſeiner mühſeligen Geſchäfte ſich dieſen unangenehmen Chancen gleich und leicht entziehen kann, aber gerade dieſe Geſchäfte muß er haben, gerade für ſolche Chancen iſt er gemacht. Die Luft ſeiner Arbeitsſäle iſt ſeine Lebensluft, ohne die er nicht mehr exiſtiren kann. Uebrigens liebt er auch ſolche fieberartige und veränderliche Wechſelfälle, ſolchen raſchen Gewinn, dem leicht totaler Ruin folgt.

Seine Fabriken ſind ſein grüner Teppich, an dem er mit wechſelndem Glück ſpielt, bald mit den Armen bis zum Ellbogen im Golde, bald mit gefalteten Händen vor ſeinen leeren Kaſſen. Unterliegt er endlich allen Anſtrengungen zum Trotze dieſem Kampfe, ſo verliert er aber deßhalb keineswegs den Muth; mit gefurchter Stirn und weißem Haar beginnt er doch bei irgend einem glücklicheren Handelsgenoſſen ſeine Laufbahn von Neuem, und nie vernimmt man aus ſeinem Munde Jammer über das Verlorne oder neidiſche Klagen, nur kann es ſich zuweilen treffen, daß man, wenn er gerade einen ungeheuern Gewinn ſeines neuen Patrons in das Hauptbuch einträgt, ihn lächeln ſieht; und mit der Gutmüthigkeit eines unſchuldigen Stolzes ſagen hört: „In dem und dem Jahre, mein beſter Herr, habe ich doppelt ſo viel gewonnen!“

Es gehört alſo, wie wir eben geſehen haben, zu den ſeltenſten Ausnahmen, wenn ein Mühlhauſer Fabrikherr aufhört, das Glück zu verſuchen. Hat Alter ſeine unermüdliche Thätigkeit noch nicht gebrochen, ſo findet er gewiß ſtets Mittel, auf ſeine eigene Niederlage neue Pläne für die Zukunft zu gründen. Wer kennt nicht das hübſche deutſche Mährchen von jenen Jägern, denen man einen Weibmann geſetzt hat, wodurch ſie nichts mehr zu treffen im Stande ſind, die aber, von ihrer unbezähmbaren Jagdluſt getrieben, für elende drei Freikugeln dem Satan ſich verſchreiben! Ebenſo macht es der Mühlhauſer, wenn er vollſtändig zu Grunde gerichtet, doch noch von ſeiner unbeſiegbaren Leidenſchaft fortgeriſſen wird. Er verkauft ſeine Seele den Baslern *), unterſchreibt damit ſeine induſtrielle Verdammung, und nun vorwärts! Blind hindurch, über Felſen und Abgründe!... Mit den goldenen Freikugeln in der Taſche, fängt er von Neuem, ohne Ruhe und Raſt, ſeine Glücksjagd an.

Nur vermöge eines ſolchen hitzigen Induſtrialismus konnte Mühlhauſen jene wundervolle Zunahme zeigen, die bis jetzt nur den Städten der neuen Welt vorbehalten ſchien, nämlich in weniger als fünf Jahren eine Bevölkerung von 10,000 Einwohnern auf das Doppelte anſteigen zu laſſen; nur der Alles mit ſich fortreißenden Thätigkeit ſeiner Manufakturiſten hat man es zu danken, daß ſeine Fabrikerzeugniſſe die einzige franzöſiſche Induſtrie ſind, die fremde Concurrenz aushalten kann. Welche unermeßliche Menge von Geſchicklichkeit, von Eifer, von Geduld gehört auch hierzu. Stoße man ſich nicht an das Aeußere oder an die Sprache dieſer Männer; wenn man ſie richtig beurtheilen will, beſuche man ſie in ihren Fabrikanſtalten.

Für eine ſolche Maſſe von Arbeiten, die täglich noch größer wird, beginnt es aber ſchon, an Armen zu fehlen, und obwohl in Mühlhauſen Alles fehlt, ſo iſt an Menſchenfleiſch doch der größte Mangel. Die Stadt wirkt auf die Bevölkerung des umliegenden Landes gleich einem Saugwerke; fortwährend

*) Die Basler beſitzen ungeheure Kapitalien, die ſie, wie man behauptet, gegen zu hohe Zinſen gern herleihen, vorzüglich an die Elſäßer Fabrikanten. Mühlhauſen ſoll ſchon durch dieſes Geld in große Verlegenheiten gekommen ſeyn.

zieht ſie an und abſorbirt Alles, ohne daß dadurch den immer ſteigenden Bedürfniſſen der Fabrikation abgeholfen würde. Alles wird zuſammengerafft und vermiſcht, und verliert ſich in den großen See, der gern ein Meer werden möchte; Kinder, Weiber, Greiſe, Alles ſtrömt herbei und wird mit offenen Armen empfangen. Es gibt keine ſo ſchwache oder ungeſchickte Hand, die nicht ihre Verwendung fände, daher läßt ſich aber auch die Menge nur zu leicht durch den Reiz eines großen Tagelohns hinreißen, welches ſie, ohne eine Lehrzeit durchgemacht zu haben, erlangen kann, doch folgt hieraus, daß Alle in den Fabriken arbeiten wollen, und daß dadurch die eigentlichen Handwerke, die erlernt werden müſſen, ganz hintenan geſetzt werden. Weil aber die Erzeugung der Nahrungsmittel nicht in gleichem Verhältniſſe mit der Bevölkerung geſtiegen iſt, ſo hat es ſich ergeben, daß Mühlhauſen wahrſcheinlich diejenige franzöſiſche Stadt iſt, in der man ſich nur ſehr ſchwer und zu den höchſten Preiſen die nothwendigſten Bequemlichkeiten verſchaffen kann. Man braucht hier etwas mehr, als in Paris, um dafür von ewigen Nudeln, ranziger Butter und langweiligem Sauerkraut zu leben. Nur den Reichen iſt es vergönnt, dieſes ſpartaniſche Leben einigermaßen zu verſüßen, doch kann dies, ohne Paris zu Hülfe zu rufen, nicht geſchehen; denn ſo großartig die hohe Induſtrie ſich hier erhebt, eben ſo tief ſtehen die gewöhnlichen Handwerke. Der nicht vom Stachel der Concurrenz getriebene Profeſſioniſt folgt unbedingt ſeinen alten Zunftgebräuchen, ohne ſich um ſpätere Verbeſſerungen zu bekümmern. In Mühlhauſen iſt es nicht gebräuchlich, daß der Handwerksmann den Wünſchen derjenigen ſich füge, die Etwas bei ihm beſtellen. Will man eine ihm nicht täglich vorkommende Arbeit ausführen laſſen, ſo ſchüttelt er mit verächtlicher Miene den Kopf und ſpricht: „Ja, in Frankreich macht man es wohl ſo, hier aber iſt es nicht der Brauch!“ Man begreift leicht, daß es einige Mühe koſtet, ſich an dergleichen Anſichten zu gewöhnen. Jener, der ſich auch nicht mit ſeinem Aufenthalte in Mühlhauſen befreunden konnte, pflegte allemal nur kurz zu antworten: „Mühlhauſen!... das iſt eine Stadt, in der ein Bratenwender noch ein unbekanntes Ding iſt, und wo man Euch eine Küche ohne Rauchfang vermiethet.“

Iſt der Mittelſtand ſchon ſolchen beſchwerlichen Entbehrungen unterworfen, ſo denke man, was der gemeine Handarbeiter ertragen muß! Es iſt auch in Wahrheit ſehr ſchwer zu entſcheiden, ob ihr Elend oder ihre Demoraliſation größer iſt. Jede Entbehrung erzeugt bei ihnen ein neues Laſter. In Folge der theuern Wohnungen iſt es nicht ungewöhnlich, zwei, drei Familien in einer Stube in der gräulichſten Vermiſchung unter einander leben zu ſehen. Die Fabrikmädchen, denen Arbeit und Armuth gleich läſtig ſind, ſuchen baldmöglichſt Mütter zu werden, um als Ammen in ein gutes bürgerliches Haus zu kommen. Dies Alles iſt nun zwar abſcheulich genug, aber Mühlhauſen keineswegs eigenthümlich; überall, wo die Induſtrie eine Maſſe Menſchen in

jenen verpeſteten Kloaken, Städte von uns geheißen, zuſammengehäuft hat, iſt auch Sittenverderbniß alsbald mit eingezogen. Vergrößerung des Tagelohns, höchſt unklug von einigen gutmüthigen Männern gefordert, würde nichts in dieſer Lage der Dinge ändern. Bei dem jetzt unter den niedern Klaſſen herrſchenden Grade der Sittlichkeit würde ein beſſeres Tagelohn dem Ouvrier nichts weiter helfen, als ſeinen Laſtern um ſo beſſer fröhnen zu können. Das Uebel liegt tiefer; es handelt ſich hier um keine Frage der politiſchen Oekonomie, ſondern um die Verfaſſung der geſammten Societät. Laſter und Elend des Volkes gleichen den Wunden, die zuweilen in der äußern Haut aufbrechen, die aber nicht äußerlich, ſondern tief von Innen heraus geheilt werden müſſen.

Wir haben ſchon oben geſagt, daß die Deutſchen den zahlreichſten Theil der arbeitenden Bevölkerung Mühlhauſens ausmachen, und leicht ſind ſie an den Pfeifen, dem blonden Haar und hauptſächlich am Geſang zu erkennen. Oft, wenn man an ſchönen Sommerabenden von den Weinbergen heimkehrt, hört man von den Höhen der Vogeſen jene ſonderbaren, wild-melodiſchen Geſänge, wie ſie auf den Tyroler Felſen ertönen; plötzlich antworten aus den Thälern andere Stimmen, und ein ernſter, melancholiſcher, ein deutſcher Chorgeſang wird herbeigeführt vom Abendwinde; leicht könnte man in Verſuchung kommen, zu glauben, man höre die Elfen der Ebene, die mit ihren Brüdern im Gebirge koſen. Unglücklicher Weiſe kehren aber dieſe Elfen vom Wirthshauſe heim, bald ſieht man ſie aus allen Fußwegen herauskommen und taumelnd nach der Stadt ziehen, und dann gute Nacht Täuſchung! Die Elfen verwandeln ſich in einen Haufen Betrunkener, die aber gut ſingen.

Wir ſchließen hier unſere Skizze über Mühlhauſen, obgleich, wollten wir ſie weiter ausführen, wir noch manches ſagen müßten über ſeine commerzielle Stellung, über die Urſache ſeines Aufblühens und über noch vieles Andere, dies würde uns jedoch auf das Gebiet der Statiſtik führen, welches hier zu betreten aber nicht in unſerer Abſicht liegt.

# Feuilleton.

## Kleine Zeitung.

Baden-Baden, Mitte Auguſt.

[*] Die erſte Hälfte unſerer Saiſon iſt als beendigt zu betrachten, und ſomit hinlänglicher Stoff zu einem ausführlicheren Referat und die Feſtſtellung eines Urtheils über die Saiſon ſelbſt gegeben. Die Luſt, Bäder zu beſuchen, hat noch keineswegs abgenommen, wie man beim Beginn der Saiſon hie und da behauptete. Wahr iſt, daß die Badegäſte faſt in allen Badeorten ſpäter eintrafen, als man es hauptſächlich hier gewohnt war; die wechſelnde Frühlingswitterung mag die Schuld auf ſich nehmen. Die Badener Saiſon läßt ſich füglich in drei Epochen theilen: die erſte vom 15. Mai bis 15. Juli, für den Freund einer ſtrotzend ſchönen Natur und ſinniger Einſamkeit unſtreitig die ſchönſte; die zweite vom 15. Juli bis Ausgang Auguſt, der Focus aller Genüſſe, die ſich das anſpruchvollſte Leben nur wünſchen kann, und endlich die dritte und letzte Badepoche vom Ausgange Auguſt bis Mitte Oktober. Der präponderirende Charakter derſelben iſt Geſelligkeit; die noch weilenden Gäſte haben ſich näher kennen gelernt und ſchließen ſich enger aneinander, alſo für die Freunde größerer Geſelligkeit die geſuchteſte Periode der Badezeit. — Die zweite oder eigentliche Glanzepoche trat dieſes Jahr erſt mit Ausgang Juli ein, daher beſtändiger Jammer und Klage aller großen Hauseigenthümer, denen — Gott ſey Dank — jetzt endlich einmal das Maul geſtopft iſt. Es gibt in der That kein widerlicheres Gewäſch, als dieſe ſich ewig erneuernden Jeremiaden.

In dieſem Augenblicke iſt Baden ſo frequent und brillant, wie es jemals geweſen, und wenn in den vorhergehenden Jahren auch mehr große Familien und fürſtliche Perſonen Baden beſuchten, ſo erinnert ſich Referent doch einer ſolchen Pracht und eines ſolchen Luxus, vorzüglich, was die weibliche Toilette betrifft, hier nie. Auch hierin mag zum Theil wohl der Grund liegen, daß Baden weniger von Deutſchen beſucht wird, wenigſtens vom deutſchen Adel, der häufig aus ökonomiſchen Rückſichten dergleichen enorme Depenſen ſcheut. Der wohlhabendere Mittelſtand findet ſich noch häufiger. Baden iſt durchaus ein europäiſches, ja ſogar ein Weltbad, alſo der Cenſur des Reichthums und der Verſchwendung. Wer da nicht mitmachen kann, fühlt ſich unbehaglich und nicht an ſeinem Platze, und Niemand verargt es einem ſolchen, ſich ein Bad in Taſchenformat auszuſuchen, wenn er nun doch einmal eine Badereiſe machen will. Aut Caesar aut nihil! heißt es auch hier.

Man iſt hier für ein ſo bedeutendes Bad gewiß ſehr geſellig; daß man aber in kleineren bei Weitem geſelliger iſt, liegt in der Natur der Sache, da ſich in letzterem die ganze Geſellſchaft wie eine große Familie anſieht, während ſich hier auch derartige große Reunionen bilden, aber auch leider das ganze Cotteriweſen ſolcher Cirkel mit ſich in's Schlepptau genommen haben. Der beſſere Theil der Geſellſchaft vereinigt ſich in den ſogenannten Réunions dansantes oder cercle des étrangers par souscription in einem beſonders dazu eingerichteten Salon dreimal wöchentlich; außerdem findet an jedem Sonnabend bal paré ſtatt. Alſo viermal wöchentlich geſellige Vergnügungen. Wer nun außerdem gerade kein Hypochonder iſt, findet noch täglich Gelegenheit, die hübſcheſten Privatzirkel zu frequentiren und ſich auf Pickniks und Luſtfahrten zu divertiren. Dabei möge nur noch die Bemerkung einfließen, daß dieſe engliſchen Pickniks dieſen Sommer ſeltener gegeben werden, wie in den drei vorhergehenden.

Außer dieſen Tanz- und Geſellſchaftsvergnügungen ſuchen Künſtler und Künſtlerinnen

Kreise um sich zu ziehen. Das Theater erfreut sich eines lobenswerthen Fortgangs, und leistet nach dem Ausspruche billig denkender Beurtheiler das, was von einer ambulirenden Truppe erwartet werden kann. Ich enthalte mich eines weiteren Urtheils, da es mit geschickter Feder in einem Beiblatte der Freiburger Zeitung recensirt wird.

Sind die Conzerte, die hier gar kein Ende nehmen, auch nicht schlecht, so fallen sie in der Regel doch leer aus. Man hat von vorn herein den Mund sehr voll genommen, und läßt sich einen Kronenthaler zahlen, was denn doch Manchen oder den Meisten für etwas Gewöhnliches zu viel scheint. Das Pittische Conzert war das frequenteste. In Privatzirkeln singt die Gräfin Rossi, ehemaliges Fräulein Sonntag, die noch immer als Stern erster Größe allenthalben glänzen würde. Schade, daß eine solche Stimme der Allgemeinheit entzogen worden.

Fürstliche Personen sind weniger anwesend, wie sonst gewöhnlich, die Großherzogin Stephania trägt wie gewöhnlich viel zur Belebung der Gesellschaft bei; auch befindet sich Prinz Emil von Hessen hier; der Herzog von Cumberland wird erwartet. Andere interessante Erscheinungen sind der Prinz Napoleon Bonaparte, Sohn des ehemaligen Königs von Holland, der französische Deputirte Berryer, Tieck, Sternberg.

Schließlich bemerke ich noch, daß dieser Tage beim neuen Brückenbau vor der Stadt eine Schwefelquelle entdeckt worden ist, die für Baden von großem Einfluß seyn wird.

In den Zeitungen wird noch immer viel Lächerliches darüber gefabelt. Inzwischen das Factum ist constatirt.

In dem bunten Gewirre des Badelebens fallen täglich Jocosa, Ridiculosa und Scandalosa vor; deren ich aber heute nicht erwähne, da ich sie zu besondern Darstellungen ausersehen habe, deren mehre einen treuen Spiegel des Badelebens ausmachen sollen.

Von einem andern Correspondenten.

# Literarische Uebersichten

von

## K. G.

### VIII.

Die schlimmste Folge des vorjährigen Literaturkampfes war die Emanzipation der wohl und übel wollenden Bornirtheit. Es drängten sich der wenigstens äußerlich siegreichen Partei eine Menge von allerdings mit Rothschrei berufenen Theilnehmern des Kampfes auf, welche den bürgerlich getödteten Feind noch in seinem Ende verhöhnten, und, um den Gestank zu vermehren, den von Herrn Menzel aufgewühlten Koth noch weiter umrührten. Gräuliche Mistkäfer krochen aus dem warmen dampfenden Throne, den sich der große Retter der Tugend und der Religion erbaut hatte, hervor. Groß-Hoffinger, Bacherer u. A., die immer nur ihre eigene gemeine Gesinnung zu schildern brauchten, um das zu sagen, was sie an den Gegenständen ihrer Verläumdung bestraft wissen wollten. Das gemeinste Buch der neueren Zeit, welches von Unzucht, ja sogar von kannibalisch wollüstiger Leichenschändung überfließt, ist der Roman von Groß-Hoffinger: Der König. Dennoch steckte sich diese hohläugige, bleichwangige, schweißathmende Gemeinheit eine Unschuldsblume vor die Brust, und wollte das feurige Racheschwert des Engels schwingen, der Gefallene aus dem Paradiese treibt. Herr Bacherer dagegen, ein durch Affektation aus dem Nichts zum Doppelnichts hinaufgeschrobenes Hirn, Werg, das man gebraucht hatte, um die Lücken, die Saphir in München gelassen, auszustopfen, eine herumschweifende Anerbietung an Alles, was aus Mitleid gibt und nicht prüft, kroch wie ein an den Füßen mit kleinen Sporen bewaffnetes, unschädliches, aber doch Entsetzen erregendes Spinnenthier über die Verhältnisse her, welche einmal weichen mußten, sey es äußerlich durch Gewalt, oder innerlich durch das Schauderhafte einer Idiosynkrasie, die sich bei solchen Scheusalphantomen, wie sich in sie Bacherer verwandeln konnte, in panische Furcht steigern mußte. Die Polizei sah sich genöthigt, nicht blos die Vertheidigung, sondern auch die Anklage zu vertilgen.

Der Uebelstand liegt nun darin, daß der Abschaum, welchen die Gährung herauswarf, sich noch nicht wieder verflüchtigt hat, sondern sich noch eine Zeitlang wie eine feste und kompakte Masse gebärden wird. Abgesehen davon, daß Herr Bacherer nun schon seit längerer Zeit die meisten Kritiken des Tübinger Literaturblattes zu besorgen scheint, so geht er sogar Allianzen mit achtbaren Gelehrten, wie Ernst Münch, ein, und hat so eben in Gemeinschaft mit demselben das in Stocken gerathene Menzel'sche Taschenbuch wieder flott zu machen versucht, und den ersten Theil einer Geschichte des Jahres 1834 herausgegeben. Wer den seltenen Umfang von Gelehrsamkeit, der Herrn Münch zu Gebote steht, zu würdigen weiß, wer mit Dankbarkeit aus seinem großen Geschichtswerke wenn auch nicht durchaus unparteiische Urtheile, doch dagegen sehr viel gut erwogene und passend zusammengestellte Thatsachen schöpfte, wird diese Allianz mit schmerzlichem Bedauern aufgenommen haben. Die Früchte derselben sind da. Herr Münch mit seinem, ihn in gutem Gleichgewicht haltenden geschichtschrei-

benden Embonpoint, muß ſich für die Schülerhaftigkeiten eines Bacherer verantwortlich machen, muß, da ihm kritiſche Einſicht nicht mangelt, gewiß Alles unterſchreiben, was wir ſogleich gegen dieſen erſten Theil des fortgeſetzten Taſchenbuchs der neueſten Geſchichte ſagen werden, und gegen eine Autorſchaft proteſtiren, die mit der ſeinigen verwechſelt werden könnte. Herr Bacherer gehört in die Geſindeſtube der Literatur, nicht in den Umgang mit Männern, die ihre Studien gemacht und auf eine gewiſſe Reputation zu achten haben.

Die Geſchichte ſo ſchnell einzufangen, wie es dieſe hiſtoriſchen Taſchenbücher thun, entſpricht dem Charakter unſerer Zeit, die ſich ſchnell verzehrt und überlebt. Herr Menzel gab ſich nicht die Mühe, ſein Projekt alle Jahre auf eine würdige Weiſe auszuführen. Er ſtellte die Thatſachen ohne viel Kritik zuſammen, er erläuterte ſie durch die Correſpondenz der allgemeinen Zeitung, und ſtellte die in Augsburg überſetzten engliſchen und franzöſiſchen Journalurtheile mit ziemlich gewiſſenloſer Bequemlichkeit einander gegenüber.

Der Unterhaltungszweck einer ſolchen Combination wird nicht immer gänzlich ſcheitern, denn jene Correſpondenzen liefern Vortreffliches, jene Journalurtheile ſind ſtyliſtiſch und logiſch die Muſterſtücke der heutigen Publiziſtik. Und dennoch fand dieſe nachläſſige Behandlungsweiſe keine Theilnahme mehr. Das Taſchenbuch ging ein, wird, wie man hört, von der Verlagshandlung unter anderer Redaktion fortgeſetzt, und auch dieſe kleine Schmarotzerpflanze der Induſtrie, die aus dem Bibliennollen: Münch-Bacherer hervorſchießt, muß es verſuchen, die Aufgabe mit etwas größerer Gewiſſenhaftigkeit als bisher zu löſen.

Ich verkenne die Schwierigkeit einer Arbeit nicht, die noch keine Geſchichte iſt, und doch auch keine Chronik mehr ſeyn darf; allein eine Verbindung beider Methoden iſt nicht ſo unmöglich, wie Herr Bacherer, den ich für den Verfaſſer des erſten Theils halte, geglaubt haben muß. Herr Bacherer gibt uns ſtatt einer Geſchichte des Jahres 1834 eine Chronik deſſelben, eine oft in ſehr ſchwülſtiger Sprache geſchriebene Auseinanderzählung wichtiger und unwichtiger Begebenheiten; mehr ein Tagebuch, ein Regiſter, als eine zuſammenhängende, dem Gemälde ſich nähernde Schilderung. Statt den Zuſtand der verſchiedenen Länder mit umfaſſendem Blicke zu verfolgen, und eine Periode, die man zwar noch nicht in vollſtändiger Einheit, aber doch gruppenweiſe ſchildern kann, in ihre vorzüglichſten Momente zu zerlegen, reiht ſich hier das Kleine an das Große, das Zufällige an das Nothwendige, eine Bagatelle an eine Frage des Jahrhunderts. Es fehlen dieſer Geſchichtserzählung die leitenden Ideen, die überſichtlichen Höhepunkte, es rinnt der Stoff wie ſaure Milch mit Molken zuſammen. Ich werde Herrn Bacherer beweiſen, daß er im Allgemeinen nicht nur keinen Beruf, Geſchichte zu ſchreiben, durch dieſen Verſuch bewieſen hat, ſondern ſich auch eine Menge von ſpeziellen Irrthümern hat zu Schulden kommen laſſen, und daß er überhaupt eine Zeichnung vom Jahr 1834 gibt, die durchaus keine treue, ſondern nur eine inkorrekte und überall irreführende Copie der Wirklichkeit iſt.

Ich ſage nichts vom Style, von Ausdrücken wie eine gehohnecke Kammer, welches wahrſcheinlich eine verhöhnte, eine genecte Kammer ſeyn ſoll; ſondern ich beſchränke mich auf die Thatſachen, welche mir nicht begründet ſcheinen, wenn ſie hier in Frankreich z. B. ſogleich mit der Thronrede, mit der Adreßdebatte u. ſ. f. beginnen. Rußland veranlaßte den Streit. Hier mußte nicht von der Kammerſitzung, ſondern von der auswärtigen Politik begonnen werden; hier mußte eine Perſpektive in die große politiſche Lage Frankreichs beim Beginne des Jahres gegeben werden. Der Kompaß mußte hier und dorthin zeigen, unverrückbar aber nach dem Norden, wenn man die Konſtellationen bei Beginn des Jahres 1834 erklären wollte. Herr Bacherer fand in den Zeitungen ſogleich eine Kammerſitzung, ruft Laud! und glaubt Geſchichte zu ſchreiben, indem er nur die oft ſehr langweiligen Protokolle der Deputirtenkammer verlieſt. Iſt denn Frankreich blos die Kammer? Gibt es keine Erſcheinungen, die, unabhängig von der Legislation, dem Charakter jenes Jahres eine Färbung gaben? Ich glaube gewiß, doch ſieht man ſich in der Bacherer'ſchen Complikation vergeblich darnach um.

Und ſollte die Kammer einmal die Hauptſache ſeyn, ſo war Nichts ſo ſehr hervorzuheben, als die Rede Bignon's und Broglie's zweimalige Erklärung. Dieſer Umſtand iſt halb und halb erwähnt, aber aus Mangel an politiſchem Scharfblick nicht als die Hauptſache; als eine Erſcheinung, die uns nicht nur die ruſſiſche Politik klar macht, ſondern noch mehr die Politik Louis Philipp's und das allmählige Wanken des doktrinären Miniſteriums. Bignon wird nur in ſeinen Folgen, nicht in ſeiner Veranlaſſung erwähnt; kurz, der Leſer wird hier um die hiſtoriſche Wahrheit betrogen, weil die Wahrheit nicht immer blos darin beſteht, daß man die Thatſache blos erwähnt, ſondern daß man ſie auch zu würdigen und ihr die gehörige Stellung zu geben weiß. Wir wollen nicht einmal davon reden, daß in derſelben Gegend Charles Dupin zu einem verhaßten Volksfeinde, der mit Perſil und Gisquet in eine Rubrik gehörte, gemacht

dieſen Abſchnitt wo möglich noch unvollſtändiger, als den über Frankreich.

Allein die Steigerung iſt progreſſiv. Portugal wird noch mehr über das Knie gebrochen, als die beiden vorhergehenden Länder; Portugal, wo der Verfaſſer nur die Verhältniſſe der Miguelisten für intereſſant genug hält, um darüber ein wenig vollſtändiger zu ſeyn. Einen politiſchen Ueberblick mit innern und auswärtigen Beziehungen ſucht man auch hier vergebens; die Parteilage iſt nirgends mit Sachkenntniß entworfen. Die Fraktionen Teipa, Palmella, Saldanha und Carvalho findet man nirgends auch nur mit den leiſeſten Andeutungen ſkizzirt; ein ſo nothwendiges Erforderniß, daß ohne Erfüllung deſſelben die gleichzeitige Geſchichte ohne Licht und Schatten bleibt. Die großen Verdienſte, welche ſich Mendizabal im Jahre 1834 um Portugal erwarb, blieben dem Verfaſſer gänzlich unbekannt. Dies ſind ſo weſentliche Auslaſſungen, daß es kaum der Mühe werth ſcheint, die parteiiſche Vorliebe, die hier für Don Miguel gezeigt wird, zu rügen; die kecke Behauptung zu widerlegen, daß unter Don Pedro mehr Exzeſſe begangen wären, als unter Don Miguel; oder über die komiſche Bemerkung, daß die Rede, welche Don Pedro bei Eröffnung der Cortes hielt, die längſte Rede geweſen ſey, welche jemals gehalten worden, Etwas anderes zu thun, als recht aus vollem Herzen zu lachen.

Den Culminationspunkt der Oberflächlichkeit erreicht aber die Darſtellung erſt in dem Augenblick, wo ſie auf die Geſchichte Englands übergeht. Hier iſt jene Methode, die ganze Geſchichte eines konſtitutionellen Landes blos in ſeinem Parlamente ſuchen zu wollen, ein offener Verrath an dem reichen und energiſchen Volksleben auf Großbrittanien. Die Miniſterialkriſen griffen zwar tief in das Leben ein, aber die parlamentariſche Debatte war blos das Mittel, dieſe Kriſen zum Ausbruch zu bringen, war blos das äußere Symptom der dem ganzen Lande mitgetheilten Verſtimmung. Der Geſchichtsſchreiber ſoll ſich nicht blos an dieſen äußeren Leitfaden halten, ſondern er mußte tiefer eingehen und den Parteikämpfen in allen ihren Verzweigungen nachſpüren, die ihn freilich auf Verhältniſſe geführt hätten, die dem Verfaſſer ganz fremd zu ſeyn ſcheinen. Die türkiſche Frage, die portugieſiſche Intervention, die ſich auflockernde franzöſiſche Allianz: das mußten die Geſichtspunkte der Darſtellung ſeyn, nicht jene Protokolle der Parlamentsſitzung, die uns mit den Organen der Fragen, nicht mit den Fragen ſelbſt bekannt machen. Wie ſehr es dieſem Compilator an Einſicht in ſeinen Gegenſtand mangelt, zeigt die Abgeſchmacktheit, daß er die Colonialfragen, wiederum abweichend von ſeiner einmal adoptirten chronologiſchen Methode, in einem Augenblick erwähnt, wo ihr Stachel ſchon abgeſtumpft war. Denn warum brachte Herr Roebuck, der hier nicht einmal genannt wird, die Motion wegen Canada auf? Gewiß zur Hälfte zu Gunſten der Colonie; aber auch zur andern Hälfte, um den Staatsſekretair der Colonien, Stanley, in ſeiner miniſteriellen Stellung zu erſchüttern. Dieſe canadiſche Frage in einem Augenblicke zu erwähnen, wo Stanley nicht mehr Miniſter war, heißt ihre Bedeutung gänzlich ignorirt haben. Um zuletzt das Mangelhafte dieſer Darſtellung am deutlichſten auszudrücken, ſo erwähn' ich nur noch, daß in der engliſchen Geſchichte mit keinem Worte weder die drohende Stellung der Arbeitervereine und die große Londoner Prozeſſion, noch der Brand der Parlamentshäuſer erwähnt iſt. Wer zwei ſo hochwichtige Erſcheinungen als etwa zur kleinen Chronik gehörig betrachten kann, und dafür jede unbedeutende Motion eines obſcuren Parlamentsmitgliedes als Erſatz geben zu können glaubt, welche Vorſtellung hat dieſer Mann von der Geſchichte und dem Volksleben? Der Pauperismus iſt eine Frage des Jahrhunderts, das Parlamentshaus eine Frage der engliſchen Geſchichte. Die engliſchen Blätter haben ſelbſt darauf aufmerkſam gemacht, wie innig der gothiſche winkelige Bau des Parlamentshauſes mit den verfaulten Flecken zuſammenhing, und wie die Reform, um vollſtändig zu werden, auch eines veränderten Lokales bedurfte. Allein Herr Bacherer hatte kein Auge, um Verhältniſſe dieſer Art zu würdigen, und gibt uns ſtatt der Geſchichte eines Landes einen Protokollauszug der Debatten, welche daſelbſt die iſolirte Legislation hervorrief.

Es muß für Herrn Münch ein ſchmerzliches Gefühl ſeyn, dieſe Schülerhaftigkeiten ſeines jungen Mitarbeiters zu contraſigniren. Die Aufgabe, dieſe Taſchenbücher, wie ſie Herr Menzel verfaßte, zu übertreffen, ſcheint freilich gelöst, doch iſt dasjenige, was hier als Fortſetzung des einmal begründeten Inſtitutes geboten wird, ſo weit entfernt von dem, was ein ſolches Inſtitut leiſten kann, daß wir wünſchen, jene rechtmäßige Fortſetzung deſſelben, welche, wie verlautet, von dem Redakteur der Allgemeinen Zeitung, Herrn Guſtav Kolb, mit einigen andern Gelehrten veranſtaltet wird, möchte bald erſchienen ſeyn, und durch ihre vorauszuſetzende Güte die Unvollſtändigkeit der Münch-Bacherer'ſchen Konkurrenz noch deutlicher an's Licht ſtellen, als es hier von Seiten einer ſtrengen, aber gerechten Kritik geſchehen iſt.

## IX.

Durch ſeine Belagerung von Maeſtricht hatte ſich der däniſche Profeſſor Hauch ſo günſtig für das dramatiſche Fach empfohlen, daß ſein ſo eben erſchienener Tiberius von einem guten Vorurtheile wird empfangen werden. Jenes frühere Stück trug zwar keinen Stempel einer beſondern Originalität, allein es zeichnete ſich durch eine unter uns ſelten gewordene Bühnenkenntniß aus, es war reichlich mit gut erſonnenen und wirkſam berechneten Scenen ausgeſtattet, und in einer Sprache geſchrieben, deren kurze Wendungen ſich oft trocken anhörten, vielen Situationen aber ſehr angemeſſen waren, und überhaupt für neu gelten konnten, wenn man den weitläuftigen Dialog, dieſen Dialog mit Umſchweifen bei unſern herkömmlichen dramatiſchen Dichtern damit vergleicht. An eine Aufführung jener mehrfach von öffentlichen Stimmen empfohlenen Belagerung von Maeſtricht hat Niemand gedacht, noch weniger wird irgend eine Intendanz bei dieſem Tiberius daran denken. Wenn wir leider auch ſagen müſſen, daß es dieſer jüngſten Produktion im Ganzen an der kaum belobten Dramatik fehlt, ſo thut uns dies nur deßhalb um ſo weher, weil jene Bühnenvorſtände nun das Recht haben werden, ſich auf die Kritik zu berufen und durch ſie das zu entſchuldigen, was urſprünglich nur ihre Saumſeligkeit iſt.

Gegen die Charaktere, die Sprache und den Geiſt iſt nichts zu erinnern. Die Erſteren ſind entſchieden gehalten, die Sprache iſt trotz des diesmal gebrauchten verſtümmelten Jambus friſch und rapid, lakoniſch und überſtrömend, wo es der Moment gebietet; der Geiſt, der durch das Ganze weht, iſt hiſtoriſch, freiſinnig und dichteriſch combinirend. Nur die dramatiſchen Hebel fehlen diesmal: ein Mangel, der freilich im Stoffe liegt. Denn wenn man ſich nicht einzelne Anekdoten aus der Kaiſergeſchichte nimmt, wie Voltaire gethan, und von der übrigen Weltgeſchichte ſo viel in ſein Stück einfließen läßt, als nöthig iſt, um den hiſtoriſchen Charakter des Ganzen zu bewahren; wenn man verſucht, eine ganze Herrſcherperiode in fünf Akte einzurahmen, ſo wird der Eindruck immer ein mehr epiſcher als dramatiſcher ſeyn. Es wird etwas vorgeſtellt, es wird etwas wiedergegeben, was zunächſt nicht der Charakter des wahren Drama's iſt. Die Handlung wird Bericht, das Drama Dramatiſirung. Hier treten Tiber, Sejan, Germanicus u. ſ. w. auf und haſpeln ihre hiſtoriſchen Charaktere herunter; es ſind Ereigniſſe, denen die Nemeſis nicht fehlt; aber es iſt die Nemeſis der Geſchichte, die auftritt, nicht diejenige, welche die dramatiſche Nemeſis iſt, die Nemeſis der verwickelten und unauflöslichen Prämiſſen.

Ich möchte wohl fragen, wie der Schauſpieler den Charakter des Tiber auffaſſen würde? Gewiß alle als einen Ludwig XI. in Peronne. Die Wahrheit würde aber dann nur die halbe ſeyn. Ein Zug iſt vom Tiberius unzertrennlich: Die Affektation, ja ſogar die noch wirkſame und beinahe aufrichtige Gewöhnung an die Republik, eine ſteife, lange, kalte Trockenheit, die zwar einen Mantel umhat, ihn aber nicht über die Schultern ziehen dürfte, um die dämoniſchen Blicke eines Ludwig's XI. und Philipp's II. darin zu verbergen. Das iſt modern. Die Alten hatten dieſen Satansgeſtus nicht, Tiberius nicht, Caligula und Nero nicht. Sie mordeten offen, ohne ſich in ihre Mäntel zu hüllen. Hier das Angemeſſene zu treffen, iſt ſchwer; und wohl möcht' ich wiſſen, wie Seydelmann dieſe Aufgabe löſen würde.

---

Bilder und Träume aus Wien laſſen auf die Autorſchaft A. Glaßbrenner's ſchließen. Sie gewähren Unterhaltung: das iſt eben kein großer Vorzug, weil er im Gegenſtande liegt; aber ſie ziehen noch mehr durch die Behandlung an, durch den drolligen, liebenswürdigen, mitunter ſogar feinen Humor des Verfaſſers, der ſich hier nicht mehr damit beſchäftigt, Spaß oder Witz zu machen, ſondern eine gewiſſe zuſammenhängende Einheit des Ernſtes und des Scherzes erſtrebt. Ein ſo gut gelungenes Buch ohne einen bereits rühmlich bekannten Namen herauszugeben, verräth eine dieſem jungen Autor vortrefflich ſtehende Beſcheidenheit. Möchten wir ſeinem Beobachtungstalente in Zukunft weniger Berliniensia verdanken, als Bilder und Träume in dieſer Gattung, für welche ihm beſonders der deutſche Süden noch ein erſprießliches Feld öffnen könnte!

# Dramaturgiſche Ueberſichten

von

## A. L.

## IX.

Es iſt nicht leicht, aus der Schweiz theatraliſche Ueberſichten zu ſenden. Die Schweiz iſt kein Land der Lampenſcenerie. Nicht einmal eine „Schweizerfamilie" wird darin mehr angetroffen, ſo ſehr haben die fremden Reiſenden den Einwohnern allen nationellen Anſtrich geraubt, da ſie ſo gefällig waren, ſich ihn zur Bequemlichkeit Jener rauben zu laſſen, um ihnen mitten in Gletſchern und Gieß-

bächen Altengland mit ſeinen feſten Formen in Gebräuchen und Lebensweiſen zu verſchaffen. Eine tournée von wenigen Wochen hat für dieſe Ueberſichten eine kümmerliche Ausbeute geliefert, die Leſer mögen mir's verzeihen und mir zu Gute halten, was ich hier gebe, es iſt das Einzige, was ſich mir darbot. Ich will getreulich berichten. Am Thore von Zürich überraſchte mich ein großer Comödienzettel, auf dem zu leſen war: „Fauſt," für die Scene eingerichtet von Seydelmann, mit Muſik von Lindpaintner. Die bekannten Namen erfreuten mich, und ich beſchloß ſogleich, das Theater zu beſuchen, um geſättigt von Schönheiten der Natur endlich einmal wieder ein Paar Stunden der Kunſt zu opfern, die mir durch die Ferien des Stuttgarter Hoftheaters ſchon Monatelang entzogen worden war. Der Zettel beſagte ferner, daß es Seydelmann's zweiter Gaſtcyclus (Styl der Comödienzettel) ſey, und zwar die dreizehnte Rolle. Der Oberkellner im Schwert ſagte mir, daß es unmöglich ſey, ein Billet zu bekommen; Alles ſey bereits vergriffen und es bliebe mir nichts übrig, als mich mit den obern Plätzen zu begnügen, wo jedoch des Sonntags und einer ſtattgehabten Volksverſammlung wegen wohl auch nicht mehr unterzukommen möglich ſeyn würde. Ich gab die Realiſirung meines Wunſches indeß nicht auf, und machte mich, nachdem die faſhionable Table d'Hote um fünf Uhr beendigt war, allein auf den Weg, um den Eintritt in die Kunſthallen zu verſuchen. Einen ſteilen Berg hinan, durch enge, krumme Gäßchen, gerieth ich, der Weiſung nach, in eine ſchöne Allee, wo mehre ſtattliche Häuſer ſtanden, worunter ich das neuerbaute Theater Zürich's ſuchte. Allein umſonſt. Ich war bereits auf dem Felde, zwiſchen Gärten und Villen, und mußte mich bequemen, einen wackern Bürgersmann um Rath zu fragen, der rüſtig ſeine Straße ſchritt. Er erbot ſich, mich zu führen, bedauerte aber, daß ich wohl ſchwerlich mehr unterkommen würde, da er ſelbſt des Gedränges wegen das Haus habe verlaſſen müſſen. Ich beſah mir den ſtämmigen Mann und dachte bei mir: „Wo der's nicht aushalten kann, wirſt du's auch nicht aushalten." — Indeß waren wir wieder in enge Gäßchen eingebogen, wo das Theater ſich beſcheiden hinter der ſchönen Façade des Caſino's verbarg. Die Eingänge zu allen Plätzen ſind von der Straße aus und mit Ueberſchriften verſehen, was mir ſogleich bemerkbar machte, wie eng das Haus im Innern beſchaffen ſeyn müſſe, da ihm eine große Vorhalle wie auch Couloirs mangelten. Vor der Kaſſe befanden ſich eine Menge Menſchen, die, obgleich das Stück längſt begonnen, Einlaß begehrten. Der Kaſſier war aber fortgegangen und hatte ſein Gehäuſe verſchloſſen. Vergebens rief man nach ihm; er war nirgends zu erforſchen. Ein ungeſtümes Bravo erſcholl von Innen; es galt dem Darſteller des Fauſt, der ſo eben ſeinen prächtigen Monolog und den erſten Akt geſchloſſen. Einige Leute verließen die Parterregallerie, und da uns, die wir an der Kaſſe harrten, Niemand hinderte, traten wir ein und poſtirten uns ganz gemächlich unter der geöffneten Thüre. Der Platz war ſo gut, daß wir das Haus und die Bühne überſehen konnten, und es war mir unbegreiflich, daß man keine Plätze mehr verkaufte. „Draußen verſtehen ſie das Ding beſſer!" dachte ich und es ſchien mir lediglich Ungeübtheit in dieſen theatraliſchen Affairen daraus hervorzuleuchten.

Mein Gewiſſen beruhigte ſich indeß nicht dabei, hier ſo gut und ohne Bezahlung zuzuſehen, und ich verlangte noch immer laut, den Caſſier zu ſprechen, nachdem ich vergebens dem Billeteur und einigen Frauen, die mit dem Aufheben der Regenſchirme beauftragt waren, den Preis meines Platzes angeboten. Endlich — kurz vor dem Anfange des Aktes — erſchien der Erſehnte, ein zwar höflicher Mann, der jedoch rundweg erklärte, uns hier nicht ſtehen laſſen zu können, da die Thüren geſchloſſen werden müßten. Zugleich nöthigte er uns zum Fortgehen durch einige leiſe abwehrende Handbewegungen, und indem wir denſelben willig Folge leiſteten, ſchloß er die Thür. Die Unterhandlung war jedoch noch nicht zu Ende. Ich ſuchte ihm begreiflich zu machen, daß er der Direktion einen offenbaren Schaden zufüge, daß wir Alle noch Platz finden könnten, und daß in jedem andern Orte des civiliſirten Europa kein Theatercaſſier ſich ein Gewiſſen daraus machen würde, hier noch Billete zu verkaufen. Unſere Beharrlichkeit rührte endlich den Mann, und nun denke man das Unerhörte, er ließ uns in den leeren Raum der Parterregallerie treten, verſchmähte aber jede Bezahlung. „Es ſeyen keine Billete mehr da, behauptete er, und es ſetze ihn ſeiner Intendanz gegenüber in Verlegenheit, von uns Geld zu nehmen." Dabei that er ganz verzweiflungsvoll; man ſah es ihm an, daß er uns gern gefällig ſeyn wollte, jedoch nicht wußte, wie er dies mit ſeiner Pflicht vereinbaren ſollte. Offenbar ſiegte das gute Herz des Mannes, als er die erlöſenden Worte ſprach: „Nun ſo treten Sie in Gottes Namen ein!"

Es war die Scene der Spaziergänger und eine fürchterliche Hitze. Der Schweiß rann mir aus allen Poren, als die luſtigen Schüler auftraten. Von den andern Spaziergängern gewahrte ich nichts; ſie waren wohl der

Schwüle wegen zu Hause geblieben. Nun kam Faust und Wagner, und bald streifte der Pudel zauberisch durch die Stoppeln. Die Verwandlung in Faust's Studierstube geschah. Der Pudel lag hinter dem Ofen; Faust fing seine Beschwörung an und Seydelmann trat auf. Jetzt war ich einer Ohnmacht nahe; die Hitze war unerträglich; ich suchte die Thür und war froh, wieder im Freien zu seyn. So gern ich noch etwas mit angesehen hätte, so unmöglich war mir's, noch einmal diese Hölle zu erdulden, und ich mußte nun der wohlmeinenden Warnungsstimme des Cassiers vollkommene Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Was ich von dem Darsteller des Faust, einem Herrn Schmitz, hörte, gefiel mir, trotz der unglückseligen Lage, in der ich mich befand, recht wohl. Der Mann hat ein etwas bedecktes Organ, doch sprach er mit gemessenem Feuer und sehr verständig. Von seiner Auffassung der Rolle des Faust kann ich natürlich aus dem Bruchstücke, das ich sah, nicht berichten. Das Studierzimmer war mit passenden Requisiten versehen und entsprach der Dichtung; über die ersten Worte Seydelmann's und seine Erscheinung hier etwas zu sagen, halte ich für überflüssig. Die Vorstellung wurde andern Tages wiederholt und die Leute sollen sich mit gleicher Begierde hinzugedrängt haben.

Den andern Städten der Schweiz, denen das Vergnügen zugedacht war, unsern Künstler zu bewundern, ist nicht Wort gehalten worden; ich kenne die Ursachen nicht. Seydelmann gab eine Reihe von Gastrollen unter stets wachsendem Beifall in Zürich, machte dann eine kleine Reise durch die obere Schweiz, und kehrte wieder hieher zurück, um eine neue Reihe von Gastrollen zu beginnen.

## Der Engländer.

### Ein Sittenbild.

Wir sprechen hier von Einem, der weder in London, noch in Dublin, noch in Edimburgh geboren ist, sondern in irgend einem Städtchen Deutschlands oder Frankreichs. Schon seit seiner frühesten Jugend hörte er nur das Lob und die Verherrlichung alles Englischen. Die Frau des Bürgermeisters trug sich englisch; er sah nach und nach lange weite Röcke, hohe spitze Hüte, dicke Halsbinden, kurz Alles, was englisch war. Kurze Zeit darauf besuchte er die Hauptstadt und die erste Speise, die er genoß, war ein blutiges Beefsteak à l'anglaise. Ein Handelsmann bot ihm englische Rasiermesser, englische Halsbinden, englische Hosen- und Westenzeuge, englisches Briefpapier, englische Wichse und englische Zahnstocher an, und daneben Lyoner Seidenfabrikate, niederländisches Tuch und russisches Leder; aber Alles dabei englisch, ächt englisch. Dies bestärkte unsern Kleinstädter noch in seiner vorgefaßten Meinung; er glaubte zu fühlen, daß, um sich der Achtung seiner Mitbürger werth zu machen, man durchaus von Kopf bis zu den Füßen englisch seyn müsse. Diesem herrlichen Ziele strebte er nun mit allen Kräften zu und widmete seine Tage und seine Nächte diesem löblichen Bestreben.

Jetzt studirt der Unglückliche darauf hin, wie ein Engländer zu gehen, seine Arme zu halten, und wie ein Engländer französisch zu sprechen, um sich verständlich zu machen, denn deutsch muß ein Gentleman nicht einmal radebrechen können.

Eines Tages fällt es ihm ein, ein Paar Manschetten zu kaufen, denn die Manschetten sind das Englischste, was es hienieden geben kann. Er tritt in einen Laden, an dessen Thüre geschrieben ist:

„English spoken here" und er sagt mit schwerer Stimme und seinen Mund zusammenziehend, indem er den Hut ein wenig rückt, aber nicht abnimmt;

„Je vôdrais beaucôp fort acheter une paire très joli de petits manches. Combien vous le vendre à moâ?"

Er muß die Manschetten viermal theurer bezahlen, wird aber Monsieur Mylord genannt, und verläßt den Laden triumphirend.

Am Sonntag tanzt er mit einer Grisette und diese, die ihn die Füße hin und her werfen sieht, ganz gegen Takt und Anstand, schlägt die Augen nieder und minaudirt mit ihrer lokalen Grazienhaftigkeit folgendermaßen:

„Es ist ganz außerordentlich, wie englisch Sie aussehen thun. Ich war immer sehr für die Herren Engländer portirt, die verstehen es anders als unsere; sie sind viel anhänglicher. Wäre ich so glücklich, einen Engländer zu kennen, so wollte ich mit ihm leben oder sterben ...."

Diese Rede treibt den Anglomanen zum Aeußersten. Er schließt sogleich mit der Engländer Freundin einen Liebeskontrakt, den sie Beide beschwören, die eine Hand zum Himmel gehoben, die andere auf den Magen gelegt. So geht es eine Weile fort. Vierzehn Tage lang wird gegessen und getrunken, in die Theater gegangen und getanzt, bis endlich die Grisette ihren falschen Engländer gegen einen ächten Vollblutthändler vertauscht. Der Engländer, um würdig zu enden, faßt den englischen Entschluß, sich aufzuhängen. Da er aber fürchtet, daß das nicht ohne Schmerzen abgehen kann, und von Schmerzen nichts wissen will, so ertränkt er seine Ver-

zweifung in zwei ungeheuren Theebowlen, wie es die inſulariſche Sitte mit ſich bringt.

Die Hauptwiſſenſchaft eines ſolchen Engländers beſteht übrigens darin, ſeine Lorgnette mit dem Backenknochen, der Naſe und der Augenbraune feſtzuhalten; ferner durch eine dem Plebs unbekannte äquilibriſtiſche Geſchicklichkeit, den Hut auf der Spitze des Kopfs zu balanciren, eine ungeheure Menge kleiner Paſteten und Kartoffeln und Senf zu allen Speiſen zu eſſen und ſich auf Credit zu bekleiden, behalsbinden und behandſchuhen zu laſſen, unter Verbürgung ſeiner engliſchen Phyſiognomie und ſeines engliſchen Jabots. Dies währt ſo lange, als die Lieferanten Geduld haben wollen; da ſie jedoch nicht unerſchöpflich iſt, ſo nimmt das Ganze ein trauriges Ende.

Originale zu dieſem Bilde ſind übrigens in allen bedeutenden Städten anzutreffen.

## Geſchichte eines Haares.

Es war unter der Regierung Napoleons, der damals noch Eigenthümer des Schloſſes der Tuilerien auf dem Carouſſelplatze in Paris war. Dieſer große Mann hatte einen Maitre d'Hotel; dieſer Maitre d'Hotel hatte Köche unter ſich; dieſe Köche Küchenjungen; dieſe Küchenjungen hatten Haare von allen Farben und es iſt bekannt, daß die Küchenjungen ſtets für ſehr unreinlich gelten.

Zu jener Zeit des Ruhmes und der Siege, der Lorbeere und der Kriege aß der Kaiſer Napoleon viel Suppe. Als Beweis mag das Lied gelten, welches er immer von Morgens bis Abends zu ſingen pflegte.

George roi d'Angleterre,
Allons, décidez-vous;
Je veux la paix sur terre,
Ou sinon battons-nous,
Je veux, avec ma troupe,
Chez vous manger ma soupe!

Der Marquis C. — dieſes war nämlich der Maitre d'Hotel — hatte es vergeblich verſucht, den gemeinen Geſchmack des Kaiſers für Suppen zu bekämpfen; aber der Kaiſer hatte jederzeit den Maitre d'Hotel mit jenem Blicke angeſehen, vor dem die Welt erbebte, und der arme Marquis ſah ſich in der Nothwendigkeit, den Magen des großen Mannes mit Suppe zu füllen.

Man muß übrigens nicht glauben, daß Napoleon mit dieſer Lieblingsſchüſſel nicht ſchwer zu befriedigen war. Stets beklagte er ſich: „Marquis, meine Suppe iſt zu geſalzen," oder: „Marquis, Sie haben meine Suppe anbrennen laſſen," oder auch: „Marquis, Sie haben in meine Suppe Butter von der vorigen Woche gethan; wo Teufel! kaufen Sie Ihre Butter, Marquis?"

Der Marquis ſchob Alles auf die Köche, dieſe ſchlugen die Küchenjungen und dieſe rächten ſich an den Caſſerolen. Man kann ſich die Spekulationen nicht vorſtellen, welche die Klagen des Kaiſers erregten, und es bleibt einer geſchickten Feder immer noch vorbehalten, dieſe eigenthümlichen Küchenmemoiren des großen Mannes zu ſchreiben.

Eines Tages, als Napoleon ſeine Suppe zu heiß fand und ſich die Zunge verbrannt hatte, mußte der Marquis C. ſich in den Kerkern von Vincennes abkühlen. Seine ganze Exiſtenz hing nur an einem Faden. Meine gütigen Leſer ſollen jetzt erfahren, wie ſie ein anderes Mal nur an einem Haare hing.

Unter den Küchenzöglingen des Palaſtes machte ſich ein gewiſſer Louis durch ſeinen dicken Haarwuchs von hochblonder Farbe bemerkbar. Obgleich er nicht eben Lully's Talent hatte, der bekanntlich auch Küchenjunge geweſen war und nachher ein ſo berühmter Kapellmeiſter wurde, ſo beſchäftigte er ſich doch ſtark mit Muſik. Sein Inſtrument waren ſeine dicken Haare und Folgendes war die Art, wie er darauf ſpielte. An den zahlloſen Locken ſeines Vließes befeſtigte er kleine Stücke Holz, dann ſchüttelte er den Kopf, wodurch die Stücke an einander ſchlugen, und da ſie geſtimmt waren, ganz artige Cadenzen bildeten. Dann wiederhallten die Küchen von Beifall und Gelächter und dies gab wohl manchmal Veranlaſſung, daß des Kaiſers Suppe verdarb.

Der arme Maitre d'Hotel war in Sorge, denn er fürchtete nicht wenig für die Reinlichkeit der kaiſerlichen Schüſſeln, und er faßte daher den zwar entſetzlichen, aber nothwendigen Entſchluß, dieſen Küchenjungen fortzujagen.

Als der junge Louis ſeinen Abſchied erhielt, ſchüttelte er wüthend den Kopf und ließ ein furioſo ertönen, dabei riß er ſich eine Hand voll Haare aus, von denen einige durch den Schornſtein, andere, man wußte nicht wohin, entflogen. In dieſem großen Moment verlangte der Kaiſer ſeine Suppe.

Dieſe war ein Meiſterſtück der culinariſchen Kunſt; eine Julienne von dem erſten Koch unter den Auſpicien des Maitre d'Hotel ſelbſt executirt. Nie war ſo viel Genie zu einer Julienne aufgewendet worden. Die ſeltenſten und ausgeſuchteſten Gemüſe, wie: Spargel von Prosnig, Rüben von Foncorral, Porre von Bereja, Bohnen von Gorgab, Blumenkohl von Vepes, gelbe Rüben von Sauſſaie, Zwiebeln von Kahiro bildeten dieſe kräftige Macedoine, des modernen Alexanders würdig.

Die Kaiſerin, die die Suppen nicht liebte, hatte ihren Platz dem Kaiſer gegenüber eingenommen und wartete, um ihr Frühſtück zu beginnen, bis daß er mit ſeiner Suppe fertig wäre. Napoleons Teller war jedoch zum

Streichen voll, denn er hatte ſich ſelbſt vorgelegt.

— Es iſt eine herrliche Julienne, Madame, ſprach der Kaiſer; wollen Sie ſie nicht verſuchen?

Die Kaiſerin verzog das Mäulchen, was ſo viel ſagen wollte, als ich liebe nicht die Julienne.

Napoleon, der dieſe Art von Mäulchen nicht liebte, ſelbſt wenn ſie von dem ſchönſten Geſichtchen gezogen wurden, wollte eben ſich ereifern, als die Kaiſerin plötzlich mit Entſetzen ausrief: „Wie abſcheulich! werfen Sie weg!“ Und zu gleicher Zeit machte ſie ihrem Gemahl ein Zeichen, den Löffel wegzulegen, den er ſchon majeſtätiſch zum Munde führte. Napoleon unterſuchte ſeinen Löffel und fand, daß die Urſache dieſes Abſcheus ein langes Haar war, welches er mit den Gemüſen dieſer trefflichen Julienne herausgefiſcht hatte.

— Man rufe meinen Maitre d'Hotel, ſagte der Kaiſer, nachdem er den Löffel auf den Teller und das Haar auf den Rand des Tiſches gelegt hatte.

Der Marquis erſchien ſogleich mit vor Freude ſtrahlender Stirne, weil er glaubte, daß ihn der Kaiſer der herrlichen Suppe wegen beloben würde. Wie groß war aber der Schrecken des armen Mannes, als der Ueberwinder der Welt ihm zwiſchen dem Daumen und dem Zeigefinger ein Haar entgegen hielt, und ihn mit ſtrenger Stimme fragte:

— Was iſt das, mein Herr? Sind das die Juliennen, die Sie für mich bereiten laſſen?

Batel würde ſich unbedingt auf dieſe Frage mit ſeiner Serviette ſtrangulirt haben. Aber der Marquis achtete zu ſehr die Verdauung des Kaiſers, um ſie durch ſolches ſchreckliches Schauſpiel ſtören zu wollen. Allein er dachte ſehr lebhaft an ſeine Abſetzung und an Vincennes.

— Nun, mein Herr, wiederholte der Kaiſer, wird es Ihnen bald gefällig ſeyn, mich von dieſem Haare zu befreien und mir zu ſagen, von welchem Kopfe es kommt, und wie ich es hier auf meinem Teller finde? So kommen Sie doch näher, ganz nahe!

Der Marquis, mehr todt als lebendig, warf einen Blick nach dem Haare und erkannte in ihm ſogleich eines aus dem Vließe des nichtswürdigen Louis, des Küchenjungen.

— Ich wußte nicht.... murmelte er leiſe.

— Und was wußten Sie nicht? wiederholte der Kaiſer mit ſteigender Ungeduld.

Die Art und Weiſe, wie der Kaiſer dieſe Worte ausſprach, zeigten dem Unglücklichen deutlich, daß die letzte Stunde ſeiner Küchenherrſchaft geſchlagen hatte. Gab er den Inhaber des Haares an, ſo würde ihn das nicht vor dem Zorn des Kaiſers geſchützt haben, da nur er verantwortlich war für Alles, was aufgetragen wurde. Dies ſah er ſogleich ein. Er richtete daher einen flehenden Blick auf die Kaiſerin, einen Blick, der Beiſtand und Schutz begehrte. Dann ergriff ihn ein erhabener Gedanke. Er verneigte ſich tief und ſprach feſt:

— Sire, ich flehe um die Gnade, mir zu erlauben, dieſen Gegenſtand zu bewahren.... Dieſen geheiligten Gegenſtand.... einen Gegenſtand, den ich nicht beim rechten Namen zu nennen wage, aus Achtung für das erhabene Haupt, das ſich bis vor wenig Augenblicken noch damit ſchmückte....

Napolon ſah die Kaiſerin an; die Kaiſerin ſah den Marquis an, und dieſer fuhr fort, ohne ſich ſtören zu laſſen:

— Ich werde Eurer Majeſtät die kühne Bitte hier ausſprechen, meine unterwürfige Lippe darauf drücken zu dürfen.... Dieſes Haar ewig zu bewahren als ein Zeichen meiner Treue und meiner guten Dienſte. Sire, ich werde noch mehr bitten, ſowohl Eure Majeſtät als die Kaiſerin, die Tochter der Cäſaren, daß es mir erlaubt ſey, es unter Rahmen und Glas aufzubewahren, dieſen koſtbarſten und edelſten Schmuck eines gekrönten Hauptes.

Der Kaiſer lächelte; die Kaiſerin wurde über und über roth.

— Schon gut, ſchon gut, Marquis, ſagte Napoleon, wir gewähren Ihnen die Bitte. Apropos, Marquis....

— Sire?

— Geben Sie mir es einmal her, damit ich unterſuche....

— Nicht doch, Sire, ich beſchwöre Sie; es gehört mir, es ruht auf meinem Herzen; es wird mich nie verlaſſen.

— Aber die Kaiſerin hat keine Julienne gegeſſen, auch iſt es nicht möglich....

— Sie ſind ſo frei, ſo leicht — das fliegt....

— Auch ſchien mir die Farbe nicht ganz....

— Die Hitze der Suppe kann daran Schuld ſeyn. O aber ich hätt' es unter Tauſenden erkannt....

Um zu beweiſen, daß er es wirklich für ein Haar der Kaiſerin hielt, drückte er es noch einmal an ſeine Lippen und an ſein Herz und entfernte ſich, nachdem er den Majeſtäten nochmals ſeine ewige Dankbarkeit ausgedrückt hatte für die große Ehre die ſie ihm durch die Erlaubniß ertheilten, in ſeinem Familienarchive das Haar — des Küchenjungen aufbewahren zu dürfen!

Doch ſchien es wichtig für den Ruf und vielleicht auch für das Schickſal des pfiffigen Maitre d'Hotels, daß dieſes Haar auch alle ihm zugedachten Ehren wirklich erhielt. Noch denſelben Abend wurde es in einen prachtvollen Goldrahmen unter Glas geſetzt. Im

J. 1816 haben es Freunde von mir in Paris gesehen; dann kam es wieder an seinen rechtmäßigen Besitzer, der diesem sonderbaren Abenteuer gleichfalls sein Glück zu verdanken hatte.

Als der Küchenjunge nämlich die Lüge des Maitre d'Hotels erfuhr, begab er sich zu ihm und bat ihn, ihn wieder in Gnaden aufzunehmen. Ueberzeugt, daß der tollkreiste Bursche dem Kaiser Alles verrathen könnte, bemühte sich der Marquis, ihm eine Beamtenstelle in einem Gränzdepartement zu verschaffen. Louis ließ sich sogleich die Haare schneiden, reiste ab, versah seinen Dienst mit Eifer und Thätigkeit und in dem Augenblicke, da wir diese Geschichte hier mittheilen, bekleidet der Exküchenjunge das wichtige und ehrenvolle Amt eines Unterpräfecten im Departement Calvados.

Diese Anekdote ist historisch wahr und bis jetzt noch von keinem der vielen Memoirenschreiber über Napoleon erzählt worden.

# Telegraph von Deutschland.

## Neuere Dichter.

### Abschied an ****

Ruft mir die weite Ferne,
Ist sie auch öd' und leer,
Und das Herz mir schwer,
Folg' ich dem fernen Ruf doch gerne.

Oeder noch ist die Nähe,
Herber das Mißgeschick,
Wenn ich mit sehnendem Blick
Hoffnungslos nach Erhörung spähe.

Sehn Dich, und nicht besitzen,
Ist des Tantalus Qual;
Rettung ist nicht, noch Wahl,
Wenn Deine Augen Erhörung blitzen.

Auf denn, verstummt, weiche Lieder!
Fernen Lethe's Quell
Trinkend, wird's wieder hell,
Find' ich ermannend mich selber wieder.

(Münchner Tagblatt.)

## Ueber das tausendjährige Liborianische Jubelfest zu Paderborn.

Wenn je ein Fest eines Heiligen im katholischen Deutschlande prachtvoll gehalten worden ist, so war es das tausendjährige Jubiläum zu Ehren des heil. Liborius. Der zweite Paderbornsche Bischof Badurad ersuchte den Bischof Alderich zu Mans in Frankreich, ihm Einen von den dortigen 3 Heiligen für sein Bisthum zu überlassen. Es wurde der heil. Liborius abgetreten und derselbe von Mans abgeholt. Die dazu erwählte Paderborn'sche Deputation traf mit den h. Gebeinen auf Pfingsttag des Jahres 836 durch Salzkotten zu Paderborn ein. Es sind also jetzt gerade tausend Jahre, weßhalb das tausendjährige Jubelfest zu Ehren des h. Liborius, Schutz- und Landespatrons des Bisthums Paderborn, dieses Jahr gehalten wurde. Es begann am 24. Juli und übertraf an Pracht und Pomp die hundertjährigen Feste in jeder Hinsicht.

Am Vorabende wanderte bereits eine Menge Menschen von allen Seiten nach Paderborn, wodurch die Stadt so überfüllt wurde, daß mehre Hunderte kein Obdach mehr zu finden vermochten und daher in dem so köstlich zu diesem Feste ausgezierten Dom übernachteten. Ihren religiösen Gefühlen ganz überlassen, vernahm noch der helle Morgen deren Gebete und heiligen Gesänge.

Es hatte sich auch der Herr Kapellmeister Spohr von Kassel mit Familie, seinem Versprechen gemäß, eingefunden, um das von ihm in Musik gesetzte Oratorium: „des Heilands letzte Stunden", gedichtet von Friedrich Rochlitz, mit vielen Mitwirkenden sowohl zur Vocal- als Instrumental-Partie, aufzuführen. Frohlockend über die Ankunft des Hrn. Spohr brachten die Paderborner ihm einen Fackelzug. Er aber, vertieft in Gesprächen mit Musikkennern, vergaß es, den Theilnehmern am Fackelzuge sich persönlich zu zeigen, und sie seines Wohlgefallens zu versichern, weßhalb die vielleicht vorlauten, aber edlen Paderborner in der Ungewißheit, ob Herr Spohr — von ihnen Notiz genommen, oder nicht, wieder abzogen! — (Sonntagsblatt.)

## Charakteristik der Weintrinker.

Ein rechter Weinphilosoph kann aus den Weinsorten, welche die Leute zu sich nehmen, schon so ziemlich einen logischen Schluß ziehen, weß Geistes Kind sie sind. Der blasse, säuerliche Graves ist ein treues Bild des gemein-prosaischen Alltagslebens; seine Consumenten sind daher meistens grundehrliche, hausbackene Philister, sitt- und sittsame Schuster- und Schneidersleute, fleißige Oekonomen und Hauswirthe, die sich um Nichts in der Welt den Kopf zerbrechen. Die Medoc-Trinker besitzen im Durchschnitt schon ein sinnigeres Gemüth: sie schweifen

schon etwas hinüber in das Gebiet des Wissens und der Aesthetik. Es sind meistens ganz verteufelt-pfiffige Köpfe, Pädagogen, angehende Aerzte, Theologen und Juristen, Apotheker, excentrische Proben-Reiter und Weinreisende. Die Verehrer des Rheinweins, besonders der alten Sorten desselben, sind meistentheils tiefe Geister, Antiquitäten-Krämer, Cameralisten, Novellen-Schreiber, Autoren von Räuber-, Ritter- und Geister-Romanen, Nibelungen-Sänger und nicht selten schwer passionirte Trinker und Austernesser. Die Vergeuder des sprudelnden, perlenden Champagners sind in der Regel lockere Brüder, leichte Subjekte, ohne besondere Tiefe des Charakters, die sich selten um den kommenden Tag bekümmern, den lieben Gott sorgen lassen und in das Blaue lustig hinein, nicht in die Länge, sondern in die Breite leben; ihres Zeichens meistens Kunstgenies, Schauspieler, Musiker, Lustspiel- und Vaudevillen-Dichter, Compositeurs von Trinkliedern, Romanzen und Operetten, die unsere Erde nur für ein großes Wirthshaus und den Himmel für ein ausgespanntes Restaurations-Zelt ansehen. Die Verkoster des edlen Burgunders aber, das sind Leute bei der Sprihe, ächte Respektspersonen, deren Nasen wie südamerikanische Laternträger leuchten; es sind tiefdenkende Staatsmänner und Gelehrte, Künstler de première qualité, Tonseher von Messen, Oratorien und großen Opern, item, eingefleischte Tragödien- und Dramendichter. Die Liebhaber der spanischen Sekte und Portweine, des Malvasiers, Syrakusers, Capweins, Xeres und Malaga's sind größtentheils arge Mystiker oder Jesuiten, Kopfhänger und Lichtlöscher, Grillenfänger und heimliche Sünder; oft aber auch nur faselnde Gecken und Halbmänner. Die wenigen Auserwählten aber, welche alle erdenklichen Sorten, ohne Beschwerde, mit Behaglichkeit hinabgleiten lassen, das sind die eigentlichen Prachtexemplare der Schöpfung, complette Universalgenie's. (Osterl. Bl.)

# Zur Zeitgeschichte.

## Münchner Anzeigen.

Morgen Mittwoch den 17. Aug. beginnt die Wallfahrt nach Maria Eich. Der Zug, welcher von der Vorstadt Au abgehet, wird von der türkischen Musik des Landwehr-Bataillons begleitet.

— Serenade. Der Montag Abends stattgehabte Fackelzug der Studirenden hat auch das angenehme Schauspiel gewähret, daß man bei dem Fackelschein im dritten Stockwerke eines Hauses bei offenen Fenstern ein Paar Turteltäubchen schnäbeln sah, welches die Aufmerksamkeit der anwesenden Menge zum Theil ergötzte, von andern aber bemerkt wurde, daß es doch besser gewesen wäre, wenn besonders von Seite des Frauenzimmers, um keinen Anlaß zur Aergerniß zu geben, die wenigen Viertelstunden abgewartet worden wären, bis sie ihre Empfindungen ohne Fackelschimmer zur Schau hätten tragen können.

## Leipziger Anzeigen.

Ergebenste Einladung zu Schweinsknöchelchen heute, den 5. August.

Möbius, in Reichels Garten.

— Einladung zum Concerte und Schlachtfeste heute, den 5. August, wobei ich meinen geehrten Gästen mit Allerlei, nebst andern warmen und kalten Speisen und guten Getränken bestens aufwarten kann.

Pollter, in Kleinzschocher.

## Breslauer Anzeigen.

Eisenbahn-Torten-Ausschieben, findet heute, Donnerstag den 11. August, bei mir statt, wozu ergebenst einladet:

Scholz, Koffetier, Matthiasstraße.

— Zum Weizenkranzfest, welches künftigen Sonntag im ehemaligen Gießmann'schen Kaffee-Etablissement zu Marienau stattfindet, ladet ergebenst ein:

verwittwete Friedrich, N. Blasch.

# Anekdote.

So kann oft ein Zeitungsschreiber unschuldig in einen Injurien-Proceß kommen! In der Schweiz nahm der Redakteur eines Unterhaltungsblattes zum Ausfüllen seines Journals das Gedicht des verstorbenen Weiße: „Laß doch die alte Marthe ruh'n" ꝛc. Zufällig starb einem Weinwirth dort seine bejahrte Frau, die auch Marthe hieß, einen Tag vor Erscheinen des Blattes, und der Wittwer klagt nun auf Satisfaction, indem er glaubt, das Gedicht, in welchem alle weiblichen Untugenden aufgezählt werden, gehe seine verstorbene Frau an. (Didask.)

## Die artistischen Beilagen.

Wir übergeben unsern Lesern mit dem heutigen Hefte:

1) Eine historische Scene: Friedrich der Schöne als Gefangener vor Ludwig dem Bayer; nach P. C. Geißler's Zeichnung von Carl Mayer in Stahl gestochen.
2) Original-Modebild aus Paris.

August Lewald.

# Eine diplomatische Mission.

Von

**Alphonse Royer.**

Am 4. August 1830 war ich in Belgrad, Servien's Hauptstadt, mit einem Reisegefährten der Gast Hussein Pascha's, dem uns ein gemeinschaftlicher Freund besonders empfohlen hatte. Belgrad ist eine alte, gleichsam zerlumpte Festung, mit rauchigem und von Kanonenkugeln durchlöchertem Kleid. In der Sau und Donau spiegeln sich das wankende Schloß, welches sie krönt, und elende, ärmlich geflickte, ihr zum Gürtel dienende Wälle.

Hussein, der Pascha und Mollah von Belgrad, ist ein Greis mit gutmüthigen Zügen. Er spricht viel von Menschenliebe und Civilisation und ist im Stande, sich auf den Constitutionel wie sein Nebenbuhler und Kollege, der Fürst Servien's, Milosch Obrenowitz, der nicht lesen kann, zu abonniren. Seine scheinbare Sanftmuth würde einem Pfarrer zur Ehre gereichen; man erzählt jedoch, daß er unsere republikanischen Royaden als Pascha von Salonick im griechischen Unabhängigkeitskriege erneute. Allein ich bin hier nicht sein Geschichtschreiber, und empfehle meinem geistreichen Freunde Méry, ihn in der Monographie: der Menschenfreund, nicht zu vergessen.

Als ich Hussein Lebewohl sagte, um nach Constantinopel zu reisen, versiegelte er mit seinem Ringe den Firman, der uns Achtung und Schutz auf dem Wege verschaffen sollte. Dann vertraute er die Sicherheit unserer Personen einem Tartar, der mit seinem Kopfe für uns einstand. Letzterer Umstand erklärte die Sorgfalt, die uns auf der Reise von diesem erwiesen wurde.

Im Augenblick, wo wir uns trennten, um nie uns wiederzusehen, zog der Mollah unter seinem Kopfkissen ein kleines hermetisch verschlossenes und versiegeltes Kästchen hervor.

„Ihr werdet mich sehr verbinden," sagte er uns (der Dragoman der östreichischen Quarantaine hatte die Güte, bei dem wenigen Türkischen, das wir

verſtanden, auszuhelfen), „wenn Ihr einen Umweg von einigen Stunden machen wollt, um dies Kiſtchen und dieſen Brief meinem geliebten Sohne Achmed, dem Paſcha einer kleinern Provinz im Balcan, zu überbringen. Er reſidirt in ſeiner Stadt Tatar-Bazardjik. Das Käſtchen enthält Dinge (er betonte das Wort), woran mir viel gelegen iſt, daß er ſie auf ſicherem Wege und ſchleunigſt erhält. Dieſer Brief wird Euch auf würdige Weiſe ſeiner Sorgfalt empfehlen.

Stolz auf das Zutrauen, welches der Paſcha die Güte hatte, in uns zu ſetzen, empfingen wir das Kiſtchen, und ſchon nach einer Viertelſtunde galoppirten wir auf dem Wege nach Konſtantinopel, um ihm den Eifer zu beweiſen, den wir auf die Miſſion verwenden wollten, deren Wichtigkeit wir unbeſtimmt ahneten.

Die Entfernung von Belgrad nach Konſtantinopel beträgt zweihundert Stunden. Tatar-Bazardjik, die Reſidenz Achmed Paſcha's, liegt ungefähr in der Mitte des Weges. Die Hitze war erdrückend; Sonnenſtrahlen fielen wie Blei auf unſere Schädel, die durch Strohhüte, gekauft in der Rue Richelieu, nur ſehr wenig geſchützt wurden. Von Zeit zu Zeit durchritten wir Wälder, wo die Straßen durch umgehauene und dann angezündete Bäume bezeichnet waren; gewiß ein ſonderbares Verfahren des „Brücken- und Chauſſee-Bau's" in dieſem Lande. Allerdings zeigte ſich uns ein glänzendes Schauſpiel, wenn wir des Nachts unter den Hufen unſerer Roſſe Funken emporſprühen ſahen, als würden wir von einem Teufel zum Luſtſchloß des Fürſten der Finſterniß geführt. Bisweilen, wenn heller Schein den Rücken eines Berges oder die Höhlung eines Thales uns zeigte, richteten wir uns auf unſern breiten Steigbügeln empor, um den langen, ſchlängelnden Lauf der Flammen zu betrachten, die den Boden, über den ſie hinfuhren, ebneten, um der Civiliſation neue Wege zu eröffnen.

Der unerbittliche Tartar, dem Huſſein uns anvertraut hatte, erinnerte uns an Bürger's Ballade, denn in ſtets größerer Eile riß er uns mit ſich fort. Täglich legten wir eine Entfernung von achtzehn bis zwanzig Stunden im Galopp zurück. Gewiß wäre dies ein Kinderſpiel für ein Mitglied des Jockey-Clubb, das auf die Chauſſee von Bordeaux oder Calais in Geſellſchaft eines ſchönen engliſchen Pferdes geſchleudert würde, doch leider pflegen nachläſſige Väter die gegenwärtig nicht mehr nach Gebühr geehrte Wiſſenſchaft der Stutereien und Ställe bei der Erziehung hintanzuſetzen. Hiezu kam noch, daß unſer Führer, zugleich mit Herbeiſchaffung unſerer Nahrung und unſeres Nachtlagers beauftragt, uns nichts weiter zur Erquickung und Ruhe anbieten konnte, als rohe Zwiebeln, Milch, eine Binſenmatte und Tabak. Dazu kamen noch Myriaden von Inſekten, die unſer elendes Lager uns ſtreitig machten. Oft konnte ich Letzteren nicht länger widerſtehen und legte mich auf die Straße, mit einem Pflaſterſtein als Kopfkiſſen, zum Schlafe nieder.

Von Müdigkeit und Entbehrung übermannt, wollten wir eines Tages unſern Tartar verlaſſen und erklärten ihm, er könne allein reiſen, denn wir gingen nicht weiter. Dies ſtimmte aber nicht mit der Rechnung, die er ſich gemacht hatte. Man hatte ſeinen Kopf für uns verantwortlich gemacht, und er wollte ſich lieber auf der Stelle tödten laſſen, als ſeinen Auftrag vernachläſſigen. Auch gab er uns zu verſtehen, wir könnten nicht ohne Gefahr die Ueberreichung des geheimnißvollen Käſtchens verzögern. Vielleicht war die Wohlfahrt eines der Familien-Paſchaliks von der Schnelligkeit unſerer Reiſe abhängig; und weder Blutſturz noch Kreuzverrenkung durfte um ein Haar die Miſſion verzögern, die wir einmal übernommen hatten.

In demſelben Fluge durchzogen wir Nizza und Sophia; letztere Stadt konnte ich jedoch, ungeachtet meiner Ermüdung, beſehen, während man meine rohen Zwiebeln ſchälte, den Caffee in dem Ibrik kochte und eine Binſenmatte unter dem Schirmdach eines Miſtraki für mich ausbreitete.

Endlich erreichten wir den Fuß der Bergkette, die den Namen des kleinen Balcan, im Gegenſatz des großen, öſtlich gelegen, führt, welchen ich ſpäter auf dem Wege von Conſtantinopel nach Rutſchuk überſchritt. Nur eine Tagereiſe trennte uns noch von Tatar-Bazardjik. Wir waren der kleinen Hauptſtadt des Sohnes von Huſſein Paſcha nah. Gottlob! Unſere Miſſion ging bald zu Ende! Das geheimnißvolle Käſtchen ſollte noch vor der letzten Nacht geöffnet werden. Was enthielt es? Wir wußten es nicht. Jedoch hegten wir nicht den geringſten Zweifel, daß wir Ueberbringer einer Depeſche von der höchſten Wichtigkeit wären. Es galt mein Probeſtück, und ich behaupte dreiſt, daß ich im Hauptzweige diplomatiſcher Studien und der Kunſt des Reitens bereits einen ganz ausgezeichneten Verſuch gemacht hatte. Hätte ich eine Stellung nach allen Regeln der Hierarchie eingenommen, ſo wäre mein Avancement unfehlbar geweſen.

Bevor wir in die Schluchten des kleinen Balcan's hineinritten, ſtiegen wir an einem Miſtraki am Berge noch einmal vom Pferde. Während wir einen Tſchibuk rauchten und mit dem Wirth des Hauſes eine Taſſe Caffee ſchlürften, erkundigten wir uns nach dem Wege. Der ſchlimme Zuſtand der durch Ströme in Felſen ausgehöhlten Wege und die unerträgliche Hitze, welche durch die gleich Mauern ſteil ſich erhebenden Wände des Engpaſſes reflektirt wurde, waren noch die geringſten uns erwartenden Uebel. Wir drängten unſern Wirth mit Fragen, damit er ſeine Andeutungen vervollſtändigte.

„Gott iſt groß," ſprach er, mit der Hand ſeinen grauen Bart liebkoſend. „Vor fünf Tagen hat man zwei Menſchen in Sophia gepfählt."

Unſer Tartar erblaßte und zog den Bernſtein ſeiner Pfeife ſogleich aus ſeinen Lippen.

„Aber," fragte ich, „was hat das mit unſerer Reiſe zu ſchaffen?"

Der Tartar und der Wirth des Miſtraki ſchüttelten den Kopf und ſahen

Fig. 1. Plan of the Temple of Jupiter Capitolinus, after Middleton and Canina.

Fig. 2. Plan of the Temple of Jupiter Capitolinus, after Middleton and Canina.

Fig. 3. Plan of the Temple of Jupiter Capitolinus, after Middleton and Canina.

Fig.

abgeholfen. Unter ſo unangenehmen Gedanken ritten wir vorwärts und hatten ſchon den Gipfel der letzten Bergkette erreicht, ohne andern lebenden Weſen als Geiern und Adlern zu begegnen. Die Sonne begann ſchon im Weſten unterzuſinken, und zeigte uns in der Entfernung einiger Stunden eine buntſcheckige Stadt, von wo die glänzenden Spitzen des Minarets wie zum Himmel geſchleuderte Pfeile ſich erhoben. Die Städt war Tatar-Bazardjik.

Unſer Tartar Juſſuf ſchrie auf vor Freude und war ſchon im Begriff, ſeine Waffen wieder in den Gürtel zu ſtecken, als wir plötzlich einen Reiter aus dem Wald hervorſprengen ſahen. Er kam auf uns zu und ritt die Schlucht, die wir hinabritten, hinauf. Juſſuf, ſobald er ihn von weitem erblickte, runzelte die Brauen und bewaffnete ſich mit einer Piſtole. Wir folgten ſeinem Beiſpiel und rückten mit unſern Pferden näher zuſammen, um im Fall eines Angriffs dem Feinde eine geringere Blöße zu bieten.

Der auf uns zukommende Reiter war der Hauptmann von der Räuberbande, vor der uns der Khavedji gewarnt hatte. Wir erkannten ihn am rothen Turban, an der Pracht ſeines kriegeriſchen Anzugs, noch mehr aber an dem wilden Ausdruck ſeines Geſichts. Wir dachten ſogleich, ſeine Geſellen könnten nicht weit entfernt ſeyn. Rechts von uns befand ſich ein Abhang von einigen hundert Fuß, links ein dichtes Gehölz. Der Weg oder vielmehr die Schlucht, der wir folgten, war keine zwölf Fuß breit. Wir ließen unſern Suredji (türkiſchen Poſtillon) und unſer einziges Packpferd mit zwei mageren Felleiſen und zwei Cavalleriesäbeln à la Montmorency voranreiten und zogen, die Waffen zwanglos in der Hand haltend, an unſerem verdächtigen Reiter dicht vorüber.

Es ſchien, der achtbare Mann habe ungeachtet der ſtrengen Befehle des Paſcha's von Sophia in ſeinem Stande ſehr gute Geſchäfte gemacht, denn ſein Aeußeres verkündete keine Gewöhnung an Elend. Seine Kleider waren mit feinen goldenen Treſſen geſchmückt; ein Caſchemirſhawl diente ihm zum Gürtel, und hielt in ſeinen Falten einen ſilbernen Yatagan und mit koſtbaren Platten belegte Piſtolen; an einer ſeidenen Schnur hing von der rechten Schulter ein krummer Säbel hinab; quer über ſeinem Rücken ſchwebte ein langer, von oben bis unten mit Silber beſetzter Carabiner. Ohne Zweifel war ſeine Perſon mehr werth, als die unſere, mit Inbegriff unſerer Felleiſen, die nur einige Wäſche und Kleider enthielten, denn wir hatten Sorge getragen, unſer Hauptgepäck von Venedig nach Conſtantinopel zu Waſſer zu ſenden.

Ein einziger Blick, den der Räuber auf unſer Packpferd und unſere beſtaubten Kleider warf, deren Farbe durch die Sonne verändert war, erregte ohne Zweifel bei ihm ähnliche Gedanken; zum Glück für uns hielt er es für nutzlos, ſein eigenes Leben und das ſeiner Leute gegen ſo unbedeutende Beute zu wagen. Anſtatt den Säbel aus der Scheide zu ziehen, erwiderte er deß-

of the Act 1870 (39 & 40 Vict. c. 79) and the Act of 1876 (39 & 40 Vict. c. 77) for the Relief of Distressed Unions.

The Act of 1870 enabled the Local Government Board to make advances to Boards of Guardians out of the Local Loans Fund, for the purpose of enabling them to meet the pressure upon the rates caused by the distress.

The Act of 1876 enabled the Local Government Board to make advances out of the Consolidated Fund, for the same purpose.

Under these Acts, 1,787,000*l.* was advanced. The sum of 1,000,000*l.* was repaid in 1877, and the remainder, 787,000*l.*, in 1878. The Local Government Board, in their Report for 1878, state that the Guardians of the Unions in the Lancashire and Yorkshire districts, which had received advances, had, with few exceptions, repaid the sums borrowed, and that the Guardians of the Unions in the Metropolitan districts, which had received advances, had, with few exceptions, repaid the sums borrowed.

The Local Government Board, in their Report for 1878, state that the Guardians of the Unions in the Lancashire and Yorkshire districts, which had received advances, had, with few exceptions, repaid the sums borrowed, and that the Guardians of the Unions in the Metropolitan districts, which had received advances, had, with few exceptions, repaid the sums borrowed.

Vorſicht dreißig oder vierzig Stockprügel auf die Fußſohlen eingebracht hätte.

Juſſuf war beinahe im Stande, ſich auf den Beinen zu halten, als wir im Hofe des Palaſtes Achmed-Paſcha's vom Pferde ſtiegen. Einige zwanzig Diener eilten uns entgegen. Einige erleichterten das Packpferd von der ſanften Laſt unſerer beiden Felleiſen, andere hielten Zaum und Steigbügel, andere machten uns das Anerbieten, uns in den Saal der Pagen zu führen, bis Achmed ſelbſt das Zimmer, das wir einnehmen ſollten, bezeichnet hätte.

Dieſer Palaſt von Tatar-Bazardjik iſt von Holz und beſteht aus einem Erdgeſchoß mit einem Stockwerk. Die innere Gallerie liegt wie bei allen türkiſchen Häuſern von einiger Bedeutung, frei und ohne Dach. Außen iſt er mit vielem Geſchmack bemalt; nur bedaure ich um der Bewohner willen, daß das Comfortable des Innern der verführeriſchen Grazie des Aeußeren ſo wenig entſpricht.

Als wir uns mit Stiefeln und ſtaubigen Kleidern auf den Divan des Pagenſaales niederließen, brachte man uns nach türkiſcher Sitte Pfeifen und Caffee; hierauf trug man uns zur Unterhaltung, bis der Paſche bereit war, uns zu empfangen, ein Mittageſſen auf. Während unſer unerbittlicher Hunger mit der ſauerſten Suppe kämpfte, welche die türkiſche Küche je erdachte *), meldete der uns zugetheilte Tchionch **) den Beſuch eines Herrn, der uns dringend zu ſprechen wünſche. Dieſer Beſuch überraſchte uns ein wenig, denn wir hatten nicht geahnt, der Kreis unſerer Bekanntſchaften könne ſich bis auf Tatar-Bazardjik ausdehnen. Wir baten den Tchionch, den Mann eintreten zu laſſen. Ein Grieche von fünf und dreißig Jahren trat mit der höflichſten und förmlichſten Miene auf uns zu. Ich gab ihm ein Zeichen, ſich neben uns auf den Divan zu ſetzen; allein er blieb mit offenem Munde vor uns ſtehen. Ich unterſuchte genauer dieſe ſonderbare Geſtalt. Der Ausdruck ſeines Geſichts zeugte von Geiſt und Liſt, wie dies gewöhnlich bei ſeinen Landsleuten der Fall iſt. So ſehr er ſich aber bemühte, freimüthigen und offenen Ausdruck zu zeigen, bemerkte ich, er empfinde außerordentliche Unruhe in unſerer Gegenwart. Wie es mir ſchien, hätte er es vorgezogen, ſich in dem gefährlichen Engpaß des Balcan's, als in dem ruhigen Zimmer, worin wir ſaßen, zu befinden. Zu meiner Ueberraſchung redete er mich auf deutſch an:

„Ich habe die Ehre, Ihnen mein Compliment zu machen," begann unſer Beſucher, ſich bis zur Erde verbeugend.

Ich ſuchte in meinem Gedächtniß nach einigen deutſchen Phraſen, um das Compliment zu beantworten, bemerkte aber, daß ich, obgleich ich das

*) Die Suppe oder Tchorba der Türken beſteht in der Fleiſchbrühe eines in Reis gekochten Huhns mit Eſſig.

**) Palaſtdiener.

Deutſche ſtudirt hatte und ein wenig verſtand, doch durchaus nicht im Stande war, ein langes Geſpräch in der Sprache Schiller's und Göthe's zu führen.

Mein Grieche erblaßte bei meinen Worten, als hätte er ſein Todesurtheil vernommen.

„Mein Gott! Machallah!“ rief er aus, mit einer doppelten Anrede an den Schöpfer auf türkiſch und deutſch. „Iſt's möglich, Herr, daß Sie kein Deutſch ſprechen.“

„Ganz gewiß,“ erwiderte ich, „obgleich ich ein wenig von der Sprache verſtehe, wie ich Ihnen ſchon ſagte.“

Er ſtieß einen Seufzer der Verzweiflung aus, und wiederholte ſeinen Polyglotten-Ausruf.

„Ich Unglücklicher,“ begann er, die Hände ringend, auf's Neue, „worin habe ich den Himmel beleidigt, daß Sie kein Deutſch ſprechen?“

Ich beruhigte ihn abermals und bat ihn, mir deutlich zu erklären, weßhalb ihm an meiner literariſchen Bildung ſo viel gelegen wäre.

„Ach, Herr,“ rief er aus, „ich bin der Dollmetſcher des Paſcha's. Ich erhalte monatlich zweihundert Piaſter, um die Geſpräche der Fremden zu überſetzen, und er wird mich zu Tode prügeln laſſen, wenn er ſieht, daß ich in der Euch ertheilten Audienz Eure Worte ihm nicht überſetzen kann. Sehen Sie jetzt, weßhalb Ihre Unkenntniß der deutſchen Sprache mich zur Verzweiflung bringt, mich, der ich außerdem nur griechiſch und türkiſch ſpreche, das Sie beides wohl nicht beſſer verſtehen, wie das Deutſche?“

„Noch etwas ſchlechter,“ fiel ich ein.

Er begann auf's Neue ſeine Klagen, die ich mit den Worten unterbrach:

„Ihr verſteht kein Franzöſiſch; das iſt Euch eben ſo erlaubt, wie mir die Unkenntniß des Deutſchen und Türkiſchen. Aber vielleicht verſteht Ihr ein wenig Italieniſch. Wir ſprechen es eben ſo geläufig wie unſere Mutterſprache.“

Ein Strahl der Hoffnung durchdrang die Wolken, welche die Züge des Dollmetſchers umhüllten. Seine zuſammengewundenen Brauen glätteten ſich; ſeine Wangen rötheten ſich ein wenig; er ſetzte ſich uns zur Seite und fand endlich Worte in einem ſcheußlichen Kauderwälſch von verdorbenem Italieniſch und andern mir unbekannten Elementen:

„Ich lernte die Frankenſprache,“ ſagte er uns, „im Archipel, in Aegypten, Smyrna, Conſtantinopel, bevor der Teufel zur Strafe meiner Sünden mich in den Palaſt von Tatar-Bazardjik führte. Die Frankenſprache gleicht ſehr dem Italieniſchen.“

„Ich wüßte nicht,“ erwiderte ich mit den Mundwinkeln lächelnd.

„Thut nichts. Ich verſtehe Euch. Habt nur die Güte, in Gegenwart des Paſcha's deutlich und ohne viel Umſchweife zu ſprechen; ich will Euch das ſo wunderbar überſetzen, daß Ihr entzückt ſeyn ſollt. Laßt mich nur machen.

Wir Griechen haben eine lebhafte Phantaſie und wiſſen ſchon, wie man den Herrn Türken ſchmeicheln muß. Ihr ſollt ſehen, Achmed wird über Euch entzückt ſeyn.“

Als der Dragoman mit ſeiner Periode am Ende war, erſchien ein Offizier, um uns zu benachrichtigen, der Paſcha erwarte uns auf ſeinem Divan. Unſer Grieche erhob ſtolz das Haupt, ſteckte ſtutzerhaft die Hände in den Gürtel und ward plötzlich eben ſo munter und geſprächig, wie wir ihn einige Minuten vorher niedergeſchlagen und ſchweigend geſehen hatten.

Wir traten in einen Saal, worin der Sohn des Mollah von Belgrad auf ſeinem Sopha ſitzend, uns Audienz ertheilte. Neben ihm ſaßen vier oder fünf bärtige Männer, die angeſehenſten Beamten des Orts, wahrſcheinlich herbeſchieden, um uns deſto größere Ehre zu erweiſen.

Man reichte uns wieder Pfeifen und Caffee, denn in der Türkei kann man ſich mit Niemanden ohne dieſe nothwendige Einleitung unterhalten. In einer Ecke des Zimmers erblickte ich unſern Tartar Juſſuf mit ſeiner langen Pelzmütze, in der ſteifen abgezirkelten Stellung eines ruſſiſchen Grenadiers. Bewußtſeyn und Sprache hatte er zwar wieder erlangt; ich möchte aber nicht dafür einſtehen, daß ſeine Beine unter dem Gewicht des rumeliotiſchen, von ſeinem Magen abſorbirten Weines, zum Einbiegen nicht geneigt geweſen wären; allein er verbarg dies Uebel, indem er gegen die Wand wie der berühmte Orang-Utang kauerte, deſſen glänzende Wohnung Herrn Thiers ſo viel Sorgen gemacht hat.

Wir unterhielten uns mit dem Paſcha über allerlei Poſſen. Hinſichtlich ſeiner phyſiſchen Conſtitution iſt er ein dicker, friſcher, munterer Mann mit ſchwarzem Bart und ungefähr fünf und dreißig Jahre alt; in moraliſcher Hinſicht hat er viele Aehnlichkeit mit dem ausgezeichneten Schaabaam, der pantagrueliſchen Schöpfung Scribe's, nach meinem Urtheil der geiſtreichſten unter allen Stücken des Dichters.

Ich hoffe, der Leſer hat das geheimnißvolle verſiegelte Käſtchen, welches der Paſcha von Belgrad für ſeinen Sohn mir eingehändigt hatte, nicht vergeſſen. Der Inhalt dieſes Kiſtchens war zu koſtbar, und es war ſo viel daran gelegen, es ſchnell und auf ſicherem Wege an die Adreſſe zu befördern, daß wir es nur in die eigenen Hände des Paſcha's von Tatar-Bazardjik abliefern wollten. Huſſein's Empfehlung, als er uns das diplomatiſche Kiſtchen übergab, war ſo lebhaft und dringend, daß wir uns eher hätten tödten, als das Anvertraute uns nehmen laſſen. Um des Kiſtchens willen hatten wir uns vom Wege entfernt, der Sonnenhitze, Räubern und Mühſeligkeiten getrotzt; wir wären um des Kiſtchens willen durch's Feuer gegangen, weil wir, aus Dankbarkeit für das erwieſene Zutrauen bei einem Staatsgeheimniß, unſer Wort gegeben hatten.

Achmed Paſcha empfing das Kiſtchen ſeines Vaters mit eigenen Händen.

Er brach die zahlreichen Siegel, welche die Unverletzbarkeit ſeines Inhalts bezeugten.

Wir hefteten brennende Blicke auf das Kiſtchen.

Wir erwarteten, der Gott der Diplomatie in Perſon werde unter der Geſtalt einer weißen Papierrolle hervorkommen.

Wir ſaßen da, keuchend und mit offenem Munde, wie griechiſche Prieſter, wenn die Pythoniſſa im Begriff war, zu reden.

Achmed Paſcha öffnete das Kiſtchen.....

Er nahm drei Töpfe mit Confituren und zwei Doſen mit Zuckerwerk heraus!!!

Wir ſtiegen am nächſten Morgen wieder zu Pferde und fluchten auf dem Wege nach Conſtantinopel über Paſcha's, Diplomaten, Miſſionen, Confituren und Zuckerwerk.

# Spanien.

## Sagunt.

Washington Irving hat Recht: Spanien ist beinahe Afrika; seine langen, eintönigen, ungebauten, stillen Ebenen, die unfruchtbaren Berge, die ihre schneeweißen Häupter am Ende wilder Einöden emporstrecken, da und dort ein von ein Paar elenden Hütten gebildetes Baal, wo arme Hirten mit gelblicher Gesichtsfarbe, noch erbarmungswerther als ihre Wohnstätten, ein Pflanzenleben führen — das ist ein wahrhaftes Gemälde mehrer Theile von Castilien, Estramadura und der Mancha. Aber wollt Ihr zugleich die malerischen Gegenden der Schweiz und die poetische Pracht Italiens wiederfinden? Wollt Ihr die Apenninen in ihrer ganzen Majestät wieder erblicken? Dann steigt über die Cabrillas, wandert durch die schattigen Thäler von Alcublas und des Molinas, streift an der reichen Huerta von Valencia hin, dem kein Land der Welt an Fruchtbarkeit gleich kommt. Dort erheben sich in der Ferne die tausend Thürme der tausend Dörfer, die sich pressen und die Hände geben, dort kreuzen und verschlingen sich hundert Bäche, murmelnde Töchter des überallhin Frische, Leben und Segen auf dem Boden verbreitenden Guadalaviar, aber über dieser reichen Ebene und am Ende des Olivengehölzes, womit sie schließt, haltet einen Augenblick an, und betrachtet diesen spitzig emporragenden Felsen, diese kleine Mauer, die ihm als Krone dient. Hier sahen Hannibal und seine hundert und fünfzig tausend Soldaten das erhabenste Opfer vollbringen. Das ist Sagunt und seine Citadelle.

Das blutige Brandopfer, wie es eine ganze Bevölkerung gebracht, die ihr Leben der geschworenen Treue hingibt, bietet einen reinen, aller Berechnung baaren, heroischen Akt, den der kalte Skepticismus des Historikers nur mit Bewunderung anerkennen kann. Ein vom Feuer geschwärzter Stein in diesem, durch eine Hinopferung ohne Beispiel und Nachahmer geweihten, Heiligthume spricht lauter als die erhabensten Ruinen, und Rom mit seinen Colyseen, mit seinen Triumphbögen und imposanten Trophäen hat vielleicht nichts so Hohes, Glorreiches, denn so lange man auf dem Forum berathschlagte, starb man in Sagunt für Rom: Dum Romae consulitur, Saguntum expugnatur.

Samnital und diese samnitischen Frauen, deutlich Mütter einer großen Epoche der Vergangenheit, erscheinen vor diesem Bilde. Diese Mütterin von, welchem Volk sie stammen, ihre Ahnen an Adel, an Ehren, an Macht verdienen, ist Volumnia Veturia. Gleich einer Ahnen-Göttin der Römer thronet sie auf dem Sessel, einer hohen Stimme dient ihre Rednerin. Und die Kommende bekommt die Gegenwart heiter, und gegen sie, eine ungeheimnisvolle, ihre geheimnisvollen Kinder zu weihen. Die Mütter weihen sich Kinder. Die Ahnen als Geheimen deuten. Für die Ahnen gab es die Rede, einen Rathol, die Verwarnung einer Sklavenvorsteherin, wo den Kinder sich vor ihr, Andern nach ihr unter ein-ander (Kindheiten) die Ahnen Deuten und Ahnen, und in dieser Verweisen ist es einen Rede Kinder sich ihr, Andern nach ihr unter ein

Amphitheater, welches die Jahrhunderte nicht vollſtändig zu zerſtören vermochten.

Es iſt von Beuter, Escolani, Marti und Montfaucon beſchrieben worden, und war damals noch viel beſſer erhalten, als gegenwärtig. Die vielen ſich folgenden Kriege haben grauſam daran gearbeitet, und noch in jüngſter Zeit erhoben ſich die Wälle der Neuſtadt auf Koſten des alten römiſchen Monuments. Einige Spuren des Proſceniums und der Vomitorien (Ausgänge für das gemeine Volk), die in den Felſen geformten Aufſätze des Circus, auf Art des Puy-d'Altaus, woran Nichts eine Aenderung hervorzubringen vermöchte, das iſt Alles, was von dem unermeßlichen Gebäude übrig geblieben. Es lehnt ſich mit dem Rücken an die Seiten der Citadelle, von der es beherrſcht wird, und ſeine ſchwärzlichen Ruinen vermengen ſich beinahe mit dem ſtützenden Felſen.

Steigt man zur Spitze der Plate-forme, worauf dieſe Feſtung liegt, ſo findet man noch einige Gebäude aus alten Tagen. Die große Mauer, welche dieſelbe theilt, iſt offenbar mauriſcher Bauart. Leicht erkennt man auch den Geiſt der Römer an einigen noch beſtehenden Mauer-Vordertheilen, und hier und dort bezeugen Basreliefs, Statuen und Inſchriften den innigen Zuſammenhang der celtiberiſchen Citadelle mit der großen Metropolis. *) Der Boden war überdieß beſtreut mit unzähligen Fragmenten jener ſaguntiſchen, von Martial berührten Vaſen, denen ihre Leichtigkeit unſchätzbaren Werth verlieh. **)

Nicht ohne Schaudern ſtiegen wir in die Tiefe des Felſens hinab, wo das argwöhniſche Genie der Tyrannei feuchte Kerker ausgehöhlt hat. Die Gedanken, welche ſich an dieſen Aufenthalt des Jammers knüpften, laſteten noch

---

*) D. M. LAEL CAER
JAL IS MAGISTRO
ART. GRAMMA
TICAE LALIEN
ANUS LIBERT
PATRIAE BENEMERITO
VIXIT AN LXXXVI

M. BAEBIOME
GAL CRISPO
D. PONTIF
SALIO
CONLUSORES.

**) Der größte Theil dieſer Vaſen, welche von der Zeit verſchont worden waren, iſt in der Sammlung des Erzbisthums Valencia bei dem Brande von 1808 zu Grunde gegangen.

ſchwerer auf unſerer Bruſt, als die feuchte, dicke, ſchwere Luft, die wir hier einathmeten; als wir wieder an das Tageslicht kamen, näherten wir uns dem Gipfel der Wälle, um eine freie, reine Luft zu ſchlürfen. Welches Panorama bot ſich jetzt dem entzückten Auge. Rechts und links breitete der ſchöne Golf von Valencia ſeine unermeßlichen Arme von Peniscola bis zum ſtürmiſchen Vorgebirge Diana aus; das Azurblau ſeiner Wogen, in der Mittagsſonne erglänzend, bildete einen angenehmen Contraſt mit den grünlichen Ebenen, die ſich bis zu ſeinem Geſtade hinziehen. Unter unſern Füßen — im Grunde einer durch den, aus warmen mineraliſchen Waſſern beſtehenden, Segoabefluß ausgehöhlten Schlucht — das kleine Dorf Petres; weiter hin die ſchroffen Berge, die ſich im Verlaufe mit den Hochplateaux von Aragonien verbinden; vor uns die Hügel von Valencia, mit Weinreben, Orangen- und Citronenbäumen bedeckt, darunter zuweilen hohe Palmbäume, ſtolzen Säulen gleichend, welche das Genie des Islamismus auf dem Boden errichtet hat, den es mit einem ſo blühenden Anbau beſchenkte.

„Sie ſehen," ſagte mir der Führer, (den wir nur mit großer Mühe zum Entſchluſſe bringen konnten, uns zu begleiten, denn hier trifft man keineswegs die geſchwätzige Zuvorkommenheit der Cicerone Italiens,) „Sie ſehen die drei Monumente, welche das reiche Thal beherrſchen, alle drei ſind Klöſter. Das uns zunächſt liegende iſt die Karthauſe Ara Chriſti; lebend ſterben oder ſterbend leben hier Menſchen, deren unerklärbare Inconſequenz den Selbſtmord dennoch für ein Verbrechen hält. Nichts ſtört das Schweigen dieſer ausgedehnten, ſchönen Klöſter, die man mit Allem geſchmückt hat, was Kunſt und Reichthum Koſtbares zu erfinden vermögen. Unter den Bögen ſieht man zuweilen eine einſame, nachdenkende, in Blau gekleidete Geſtalt vorüberziehen, auf der die ſtrengen Büßungen, das Faſten, Ueberdruß und häufig auch bittere Reue ihre verheerenden Spuren zurückgelaſſen haben. Selten erreichen dieſe Leute ein hohes Alter. Bei Manchen vermag der Geiſt nicht ſo lange Qualen zu ertragen, und befragt man ihre traurigen Annalen, welche auf Befehl der Geſellſchaft gedruckt werden, ſo ſieht man, wie oft die Vorſicht dieſe Unglücklichen durch phantaſtiſche Täuſchung der Kenntniß ihres Geſchickes entziehen wollte. Ihre Reichthümer ſind ſehr beträchtlich, aber was beginnen mit einem Gelde, das in ihren Händen unfruchtbar bleibt? Iſt das nicht ein Opfer zu allen denen, die man ihnen bereits aufgelegt hat? Ferner hin liegt das Kloſter Puig, berühmt durch ſeine Madonna und ſeine trefflichen Weine; ganz nahe bei Valencia, deſſen achteckiges Migalet Sie in der Mitte einer Menge kleiner Thürme emporragen ſehen, erheben ſich die ſtolzen Thürme der Hyeronimiten von St. Miguel, wo ſich eine der ſchönſten Sammlungen von Manuſcripten aus dem Mittelalter befindet; am äußerſten Ende des Horizonts endlich, am Fuße der St. Felipe-Berge, liegt die alte Chatiba mit den tauſend Spring-Quellen, Chatiba, welche in Europa die erſte Papier-Manufaktur beſaß,

Chatiba, deren Verluſt der Dichter Chouef-el-Roudi in ſeinen mauriſchen Elegien über das Unglück der Muſelmänner auf der Halbinſel ſo ſchmerzlich beklagt. Im Norden treffen Sie noch ein anderes islamitiſches Denkmal in den Trümmern des Schloſſes Almenara, deſſen Namen den Urſprung hinreichend bezeichnet."

Unſer Führer geleitete uns ſofort zu dem Geiſtlichen des Ortes. Dieſer treffliche Greis lag auf dem Bette, das er nicht mehr verlaſſen ſollte, und empfing uns mit außerordentlicher Gaſtfreundſchaft; er ſtellte eine ſchöne Medaillen-Sammlung zu unſerer Verfügung, und nöthigte uns, die alte ſaguntiſche Münze anzunehmen, auf der ein Schiff, mit einem Thurme darauf, als Symbol der Seemacht des Landes, ſichtbar iſt. „Es iſt in dieſer Beziehung," ſprach er, „wie mit Carthago, man weiß nicht genau, wo der Hafen dieſer berühmten Stadt war; mehre Antiquare ſetzen ihn rechts von Almenara; es ſind dort Ruinen zu ſehen, und ich rathe Ihnen, ſich dahin zu begeben."

Wir folgten dem Rathe des Pfarrers. Auf dem Wege beſuchten wir in Bonavites ein jüdiſches Schloß; die Winkel deſſelben ſind noch mit hebräiſchen Inſchriften beladen und die inneren Wandungen mit mauriſchen Namen tapeziert. Auf der Plate-forme ſteht noch eine alte Kanone, die ſich aus der Epoche der Erfindung dieſer Waffe datirt. Das Herrenhaus gehört dem Marquis Bolgida. *)

In Almenara empfing uns Einer von den alten Ueberreſten der großen Armee, ein Franzoſe, der ſich im Jahr 1808 an eine Spanierin verheirathet hatte. Dieſer Offizier hatte bei der Einnahme von Sagunt durch die Franzoſen mitgefochten. „Wir verwandten," ſagte er, „nicht ſo viel Zeit auf die Belagerung der Feſte, als Hannibal, und nicht alle Damen von Sagunt verbrannten ſich, um dem Feinde zu entgehen, wie Sie ſehen," fügte er bei und zeigte uns ſeine Frau. Ich dachte nicht entfernt daran, daß die Cholera bald den Mann treffen würde, den die Kugeln reſpectirt hatten, und daß ich die zwei Kinder in den Schooß ihrer Familie zurückführen ſollte, die am Buſen der Mutter ſpielten, welche ebenfalls ihnen entriſſen werden mußte.

Nach einer halben Stunde Wegs erreichten wir den Hügel, der den Sumpf beherrſcht, wohin die Sage den Hafen von Sagunt verlegte.

Es iſt nur ein übel riechender, durch eine ziemliche Strecke vom Meere getrennter Sumpf, den man Estanque nennt. Nichts bezeichnet die alten

*) D. M.
BAEBIO SENECION
ANNORUM XVII
SERGIUS URSIDE
BAEB MARCIA.

Gratiarum, hoc Officii officio ab mihi Indultissima mihi Indemnitate etiam Virtutis Immunitii Studium, hoc vita usu hoc Virtutis Cursu exercitationibus Gymnasiis meisarcher Gratie hoc Munera recidat hoc:

ENORME
INCOMPARABILI

Zud mercia hic singulare Studiis, hic mihi pe cultrum Virtutum hinc hoc Studiorum hoc Gratiarum immunia Immune. Virtutum, nihilque Studiisque hoc Gratiarum, hoc Virtutum hoc Immune hoc, ne hoc mihi in Immune hoc Gratiarum hoc Studiis, hoc Virtutum hoc Gratiarum pe cultr

# Die Säulenstadt

von

## Jules Janin.

Um es noch einmal zu ſagen, wir ſind ein Volk mit ſehr ärmlicher Architektur. Unſere ſonſt ſo reiche Einbildungskraft, der die Ehre der erhabenſten Schöpfungen wie der kleinlichſten Spielereien, der Dampfſchiffe und der Spazierröhre à fauteuil, des epiſchen Gedichts und der Gigotärmel gebührt, dieſe auf dem Boden Frankreichs ſo ergiebige Phantaſie zeigt plötzlich unglaubliche Armuth, ſobald ſie auf dem Felde der Architektur ihre Kräfte verſucht. Tempel, Paläſte, Theater, Kirchen, Hotels, Barrièren, Wachthäuſer, kurz, alle Monumente ſind einander ähnlich. Inwiefern ſie ſich gleichen, iſt mir zu ſagen unmöglich. Ich ſchätze mich deſshalb glücklich, eine neue und authentiſche Anekdote erzählen zu können, deren Helden die franzöſiſchen Baumeiſter gewiß nicht ſind.

Ein jüngerer Bruder von Lord Spencer, der ehrbare und gelehrte Pfarrer eines Dorfes in der Nähe von London, hatte Urlaub genommen, um Paris, die Stadt der Wunder, wie man in ſeinem Dorfe ſagte, zu beſehen. — Dieſer Engländer, obgleich ſehr gelehrt, iſt ein Mann von Geiſt und Geſchmack, und zwar von ſehr feinem Geſchmack, aber etwas zerſtreutem Geiſt. Schon lange war er voll Sehnſucht, die große Hauptſtadt zu ſehen, zu durchlaufen, zu ſtudiren. Vor vierzehn Tagen kam er endlich nach Paris in einer mondhellen Sommernacht. Nachdem er einige Zeit mit einem Führer, der ſein Gepäck trug, unſere Straßen durchwandelt hatte, befahl er dieſem, ihn in ein gutes Gaſthaus zu führen. Der Führer bringt ihn in ein gut ausſehendes Haus, wo unſer Engländer ſich niederläßt. Wie viele ſonderbare Träume umgaukelten unſern Reiſenden in der erſten Nacht! Welch' ſonderbares Geräuſch tönte vor ſeinen Ohren! Des Morgens um zehn Uhr (denn ſo lange hatte er geſchlafen,) fuhr er plötzlich vom Lager auf.

Um zehn Uhr Morgens iſt ganz Paris, wie ein einziger Mann, ſchon lange erwacht. Es rennt hin und her, bleibt ſtehen, zerarbeitet ſich, um Lebensunterhalt, ſo gut wie es geht, durch Arbeit der Hände, durch Arbeit des Kopfes, durch Liſt und Tugend, durch Intrigue und Genie zu erwerben! Als nun der arme Fremde dieſen ungeheuern Lärm vernahm, befürchtete er, Paris möchte davonlaufen. Er ſprang aus dem Bett, warf ſich in ſeine Kleider

und ſtürzte auf die Straße, ohne ihren Namen zu wiſſen, und ohne nach dem Namen des Gaſthauſes, wo er die Nacht zugebracht hatte, ſich zu erkundigen.

Seine Aufregung war ſo groß, ſeine Neugier ſo heftig, daß er lange Zeit rechts, links, gerade aus, durch tauſend große und kleine Straßen, tauſend Durchgänge, tauſend Umwege umherwandelte; er ging hin und her, blieb ſtehen und bewunderte; er kam wieder, wandte ſich, paſſirte Brücken und ſtaunte; kurz, er verirrte ſich ſo vollkommen, daß er nach achtſtündigem Gehen und Laufen, von ſeinem Gaſthauſe weit entfernt, unter der Häuſermaſſe wie verloren daſtand, und kein Mittel ſah, ſich wieder zurecht zu finden.

Glücklicher Weiſe beſaß William Spencer ungeachtet der beiden großen poetiſchen Namen, des Vornamens William von Shakespeare und des Dichternamens Spencer, ſehr viel kaltes Blut; ſeine Kaltblütigkeit hatte ſich auch noch nie bis auf dieſen Tag, den Tag der Begeiſterung und Verirrung, verläugnet. Sobald er nun einſah, daß er als vollkommen verloren in der großen Stadt daſtand, ſann er ſogleich auf Mittel, die Straße, deren Namen er nicht wußte, und das Gaſthaus, welches er nur im Schlafe geſehen, wiederaufzufinden. Merkt Euch wohl! er hatte in dem Hotel ſeine Kleider zurückgelaſſen. Was ſage ich! nicht allein ſeine Kleider, ſondern auch ſeinen Namen, ſeinen Paß, ſeine individuelle Freiheit, und ſogar noch mehr als Alles Dies, ſeine Börſe! Der Fall war ſchwierig und dringend! Um die Wahrheit zu berichten, im erſten Augenblick war Verwirrung und Beſtürzung bei ihm unausſprechlich. Allein er ließ darum den Muth noch nicht ſinken, blieb da, wo er gerade ſtand, und wollte warten, bis der Zufall ihm ein gutmüthiges und ehrliches franzöſiſches Geſicht zuführen würde, deſſen offene und geiſtreiche Züge Ermuthigung und guten Rath verſprächen. Auch führte der Zufall, der ſich nicht immer als feindlich erweist, einen gutmüthigen und geiſtreichen jungen Mann herbei, der einſt einen Preis der Architektur gewonnen, und jetzt, nachdem er auf der Schule ich weiß nicht wie viel Tempel, Theater, Amphitheater, Lyceen, Partheons, Pantheons u. ſ. w. gebaut hatte, von Rom nach Paris zurückgekehrt war, um Häuſer in der Rue Mouffetard wieder übertünchen zu laſſen. Der Fremde ging auf den jungen Künſtler mit dem Lächeln eines ehrlichen Mannes zu, wie dies die beſte Empfehlung in allen Städten und unter allen Breitegraden iſt.

„Mein Herr,“ redete der Engländer Ernſt an, „ich bitte Sie, mich nachſichtig anzuhören und mich über meine Einfalt nicht zu ſehr auszulachen. Mein Herr, ich bin ein ehrlicher engliſcher Pfarrer, und hatte nie mein Dorf verlaſſen, bis mich unheilvolle Neugier über den Kanal führte, um Paris zu ſehen. Geſtern kam ich hier an und ließ mich in ein Gaſthaus führen, wo ich die Nacht zubrachte. Heute morgen verließ ich, voll Begier, Alles zu ſehen, mein Bett und Gaſthaus, und vergaß, daß ich zurückkehren mußte. So ſtehe ich hier wie verloren da, bin hungrig und...“ — „Mein Herr,“ ſagte Ernſt zum Engländer, „der Fall iſt ſchwierig und dringend, beginnen wir zuerſt mit einem Frühſtück.“ Sie

traten in ein Kaffeehaus. Beim Frühstück fragte Ernst den Engländer: „Wissen Sie denn keine Merkmale, woran wir beide namenlose Objekte, Straße und Gasthaus, wieder erkennen könnten?“ — „Mein Herr,“ sagte der Engländer mit merkwürdig zuversichtlicher Miene, „eben das war ich im Begriff, Ihnen zu sagen, als Sie mir so zur gelegenen Zeit ein Frühstück anboten. Ich halte mich nicht für so durchaus verloren, wie Sie vielleicht glauben, denn ich erinnere mich noch sehr gut, daß das Haus, wo ich die Nacht zubrachte, nahe bei einer Art griechischen Tempels lag, den ich im Mondschein strahlen sah; Sie wissen, mein Herr, eine lange mit Stufen untermischte Säulenreihe, die am Gipfel mit langen Rinnsteinen gekrönt ist, was aber, um die Wahrheit zu sagen, mir eben nicht athenienſisch schien.“ Bei diesen Worten lachte Ernst laut auf, denn er besaß die tiefste Kenntniß von allen Geheimnissen unserer Architektur. „Wahrhaftig,“ fragte er den bestürzten Engländer, „haben Sie keine andere Merkmale, wie dies eine? Wissen Sie nicht, ob in Ihrer Straße ein Schlächter oder ein Parfumeur wohnt? Sie sind hier bei uns ja noch gar nicht zu Hause.“ — „Mein Herr,“ fragte seinerseits der Engländer etwas empfindlich, „besitzt Ihr Vaterland vielleicht weniger Schlachthäuser, als griechische Tempel?“ — „So verhält es sich, wie ich die Ehre habe, Ihnen zu sagen. Wir kennen in Paris die Zahl unserer Fleischbänke, denn wir haben nur 300, wissen aber nicht die Zahl unserer griechischen Tempel. Ich will Sie durch Erfahrung überzeugen. Auch bleibt uns nicht viel Zeit mehr übrig, um alle unsere griechischen Tempel zu besuchen.“ Sie brachen sogleich auf, um das Gasthaus am griechischen Tempel aufzusuchen. Bald standen sie vor dem Théatre Italien, gewiß einem griechischen Theater mit weißen Säulen und prächtigen Dachrinnen. „Ist dies Ihr griechischer Tempel?“ fragte Ernst den Engländer. „Hier steht mein Tempel!“ rief der Engländer voll Freude, aber ach! erkannte er auch seinen Tempel, so erblickte er sein Gasthaus doch nirgends. „Ich hab' es Ihnen gesagt,“ rief Ernst triumphirend aus. Als sie bei dem Théatre Italien und jenen Säulen vorbeigingen, deren Zwischenräume mit Schreinerarbeit und Fenstern angefüllt sind, (denn die Colonnaden eignen sich trefflich für unsern griechischen Himmel,) sagte Ernst: „Lassen Sie nur nicht den Muth sinken, wir sind in der Nähe eines andern griechischen Tempels.“ Sie bogen links um, und gingen bis zur Kirche St. Madeleine. „Das ist mein griechischer Tempel,“ rief der Engländer in starker Aufregung. „Ich befürchte das Gegentheil,“ erwiderte Ernst, „dies ist eine katholische Kirche.“ — „Sie haben Recht,“ sagte der Engländer, nachdem er an beiden Seiten nach seinem Gasthaus sich umgesehen hatte; „das ist noch nicht mein griechischer Tempel.“ — „Mein Herr,“ bemerkte Ernst, „ist es Ihnen gefällig, mit mir ein Cabriolet zu besteigen? Wir müssen noch sehr viele griechische Tempel besuchen.“ Der Engländer bestieg mit Ernst ein Cabriolet. Er ward ein wenig verlegen. Ernst war einen Augenblick unentschlossen, nach welchem griechischen Tempel er den Fremden führen sollte. Dann fiel ihm ein, neben

der Deputirtenkammer befinde ſich ein Hotel von London, von Windſor, zum Prinzregenten oder ein anderes engliſch-nationales Gaſthaus, und er fuhr mit William zur Deputirtenkammer. „Mein Herr," ſagte er, „dieſer griechiſche Tempel iſt, wie ich hoffe, ausgezeichnet. Betrachten Sie die Säulen, die Treppen, die Dachrinnen!" — „Gewiß, Sie haben Recht! Wahrhaftig, hier iſt mein Gaſthaus!" Allein Keiner erinnerte ſich im Hotel de Windſor des Engländers. „Wir müſſen wohl einen andern griechiſchen Tempel ſuchen," meinte Ernſt. Ernſt, der als Mann von Verdienſt und Talent einen Schornſtein in der Rue de l'Odéon hatte ausbeſſern laſſen, fuhr mit ſeinem Engländer zum Odeon. „Sehen Sie hier," ſprach er zum unglücklichen William, „noch einen prächtigen griechiſchen Tempel mit eben ſo prächtigen Schornſteinen. Mein Herr, dies iſt ein Theater für Tragödien, und an Hôtels garnis fehlt es auch hier nicht." Allein der Engländer erkannte weder ſein Hotel garni, noch ſeinen griechiſchen Tempel. Hierauf erinnerte ſich Ernſt eines Maurermeiſters im Jardin des plantes, der ihn protegirte, und mit dem er wegen einiger Arbeiten mehre Male geſprochen hatte. Er führte alſo den Fremden zum Jardin des plantes, wo der Maurermeiſter gerade damit beſchäftigt war, viele griechiſche Tempel zu bauen; griechiſche Tempel für Panther, Raben, für den Elephanten und die Giraffe. „Meiſter," ſagte Ernſt zum Maurer, „hier iſt ein Engländer, der ſich wegen eines griechiſchen Tempels verirrt hat und ihn nicht wieder finden kann; wir ſahen ſchon mehre griechiſche Tempel, und kommen, Euch zu fragen, ob Ihr uns nicht noch zu andern hinweiſen könnt; denn der Herr da muß ſein Gaſthaus mittelſt dieſer Tempel wieder auffinden." — „Mein Sohn," erwiderte der Maurer, „denk' daran, daß ich Dir einſt ſagte, die griechiſchen Tempel wären nicht ganz nutzlos, und in der Architektur wären Säulen die Hauptſache. In welcher Verlegenheit würde dieſer Fremde, der Engländer ſich befinden, wenn er den griechiſchen Tempel nicht bemerkt hätte! An den Dachrinnen wird er früher oder ſpäter ſein Gaſthaus wieder erkennen. Er braucht nur zu ſuchen." — „Das thun wir ſchon ſeit heute Morgen," ſagte Ernſt. „Der griechiſche Tempel," bemerkte der Maurer, „iſt die Ehre der franzöſiſchen Stadt. In Paris können wir nie genug Säulen haben. Haſt Du die niedlichen kleinen griechiſchen Tempel ſchon geſehen, die ich als Wachthäuſer für die Nationalgarde habe bauen laſſen. Gewiß ſind das griechiſche Tempel, dem Gott Mars geweiht. Sahſt Du ſchon die niedlichen kleinen griechiſchen Tempel, die wir auf dem Père Lachaise bauten? Wie ſchöne griechiſche Tempel! Könnte man ſie nicht für die Gräber der ſieben Weiſen Griechenlands halten? Ja, ich bin der Phitias des Père Lachaise, der Vitreo der Nationalgarde! Auch darfſt Du dieſen Engländer in ſeinem Unglück nicht verlaſſen, weil er unſere ſchönen Säulen bemerkt hat. Haſt Du ihn ſchon zum Pantheon geführt?" — „Das Pantheon iſt ja kein griechiſcher Tempel," fiel Ernſt ein. „Es ſind doch aber ſchöne Säulen da," erwiderte der Maurer. „Seyd Ihr ſchon bei der Ecole de Medecine geweſen?" — „Die Ecole de Medecine iſt ja kein griechiſcher Tempel," ſagte Ernſt.

„Aber es ſind doch ſchöne Säulen da," bemerkte der Maurer. „Beginnen wir unſern Weg auf's Neue," ſagte Ernſt zum Engländer. Sogleich fuhren ſie zum äußerſten Ende der Stadt nach Notre Dame de Lorette, dann zur Barriere von Monceau, einem wahrhaft griechiſchen, dem Gott der Abgaben (warum nicht?) erbauten Tempel. „In Paris," bemerkte der junge Architekt, „gibt es 44 Barrieren mit griechiſchen, verſchiedenartig gebildeten Säulen; ſie ſind eben, gewunden, cannelirt, verfehlt, aber immer griechiſch. Sie wünſchen doch nicht, daß wir nach allen 44 Barrieren fahren?" — „Mein Freund," ſprach der Engländer, „mein griechiſcher Tempel iſt bei Weitem größer, als dieſer da, der nur eine kleine Rinne am Dach hat." War aber der Engländer unglücklich, ſo wird Ernſt endlich ungeduldig. Wo ſollte der griechiſche Tempel mit den als Merkmal dienenden Säulen aufgefunden werden? „Sollen wir im Palais royal zu Mittag ſpeiſen?" fragte der junge Mann ſeinen Gefährten. Sie fuhren zum Palais royal. „Seht die Säulen!" ſagte Ernſt zum Engländer. Beim Mittageſſen hörten ſie Leute, die von Herrn Berryer als der Säule des Gerichts, von Hrn. Lamartine als der Säule des Buchhandels, von Fanny Elsler und Mlle. Taglioni als den joniſchen Säulen der Oper, von Mlle. Mars als der Säule des Theater français, von Meyerbeer und Roſſini als den beiden Säulen der Muſik und von ſolcher Menge andrer Säulen der Kunſt, Regierung, Beredſamkeit u. ſ. w. ſprachen, daß man einen griechiſchen Tempel von Paris bis St. Petersburg davon bauen könnte. „Welch' unendliche Menge von Säulen!" bemerkte Ernſt. Nach dem Mittageſſen tranken ſie Kaffee im Café der tauſend Säulen. Der Engländer gerieth in Verzweiflung. „Mein Herr," fragte ihn Ernſt, „ſollen wir zur Oper fahren?" — Aber in der Oper werde ich mein Gaſthaus nicht wieder finden." — „Bei der Oper," antwortete Ernſt, „werden Sie eine Menge griechiſcher Tempel finden." Auf ihrem Weg zur Oper kamen ſie durch die Rue Richelieu. „Sehen Sie, ein halb griechiſcher Tempel," ſprach Ernſt und zeigte auf die viereckigen Säulen des Theater français. Dann kamen ſie bei einem eingeriſſenen Gebäude, bei Ruinen von geſtern vorüber. „Sehen Sie, mein Herr," ſprach Ernſt, „auch hier ſtand ein prächtiger griechiſcher Tempel, das Monument der Sühne für den Herzog von Berry." Das Dunkel brach ein und der Mond ging auf. Als ſie um die Ecke der Rue Richelieu einbogen, rief Ernſt voll Freude: „Jetzt endlich weiß ich, wohin Sie müſſen!" und führte ſeinen Engländer zum Place de la Bourse vor die Vorderſeite der Opéra comique. „Das iſt Ihr griechiſcher Tempel!" rief er aus. „Ach nein," ſagte der Engländer, „mein griechiſcher Tempel iſt viel größer." — „So drehen Sie ſich um," ſagte Ernſt. Der Engländer that, wie ihm geboten. Welch Glück! Er ſtand vor dem griechiſchen Tempel, welcher die Börſe heißt. „Wahrhaftig, mein Tempel!" rief der Engländer und ſtürzte ſogleich in ſein Gaſthaus.

Als William Spencer wieder in ſein Dorf zurückgekehrt war, fragte man ihn: „Was halten Sie von Paris." — „Paris," gab er zur Antwort, „iſt eine Anhäufung von Kaufläden und griechiſchen Tempeln.

# Erinnerungen vom Wiener Congreß.

## Ein Ball der Kaiserin.

„Ja und die bei Hof werden," sagte der Graf St. . . . ein Mensch von den Unentbehrlichkeiten überhaupt. „Sie werden heute sagen, daß die morgen zum Ball der Kaiserin, welcher im Redoutensaale gehalten werden soll, eingeladen werden. Dort werden alle die bekanntesten Gäste der Congreßzeit, Souveraine, ausnehmende Erscheinungen, die berühmten Virtuosen und Künstler Wiens sein."

Wenn der folgenden Tages Jan der Graf St. . . . zu Besuch, um sie abzuholen, und Stella begehrte ihn zu'n Gnaden. Demnach brauchten den Gang und Gelümmel der kaiserlichen Wohnung, bis er bei Zimmer betrat, daß er sich einander beim Reden aus Furcht, sie in Ohnmacht Erschütterung mit goldenen Tressen und prächtigen Uniformen Fräulein. Auf Zimmer den Gesellschaft waren in einer Reihe militärischer und hofchargirender Personen und standen.

Unter diesen waren zwei andere Erscheinungen merkwürdig: Fräulein Zofi; welche von Erziehung zu Erziehung ungefähr dasselbe Fräulein Zofi war, wie bereits ausführlicher Skizze. Das Zofi war Fräulein 13 von einer Art, wie Wiede war bei Gesellschaften Damen 13 sein mag Anzahl; und wo Wiede war haben alle Gäste, so hat am Ball in Wien Zofi einen ungeheuren Zulauf gehabt. Die Kaiserin hat gelacht, und wollen doch 13 getragen, weil sie ungerathen sei's Tage haben. Um den Wagen, den Kutscherling bei Fräulein, schrie beständig so Damen, und man sie auf einen gleichgroßen Wagen gehen haben. Man entfernt Gruß, Freundschaft und Schande, wo in andere Städte nicht so reichen vermögen, wie Zofi, welche bei Länge bekannten, auch wo durch die verschiedensten aber ähnlichen Namen verwirrt. Ungefähr gerathenden Verhaben waren gegenwärtig; genug wenn sie auf einmal, und wenn sie anderen, am entgegenlaufen, begannen gemeinschaftlich; gefühlte Zofi hatte Ihnen im Januar den unbestimmten Namen, wo sich sind man gemeinschaftlich zu Hause, eingenommen. Verbreiten unmittelbar

iſt die Art, wie die Tänzer mit ihren Tänzerinnen beginnen und einhalten. Die dabei ertönende Muſik iſt höchſt präcis, anmuthig und ſanft. Der Schritt der Tänzer iſt ſo leicht und oft ſo wenig hörbar, daß der einzige Ton, welcher, während Mayſeder auf den höchſten Saiten ſeiner Violine eine Paſſage ausführte, zu uns gelangte, nur von ſeidenen Schuhen herrührte, die an den mit goldenen desarmirten Sporen geſchmückten Stiefeln ſtreiften.

Die Fürſten (einige waren jung und ſchön) miſchten ſich unter die Tänzer. Der Graf W.... zeigte ſie Howard.

„Treten Sie hieher," ſagte er, „Sie werden Alle ſehen können, denn man wird eine Polonaiſe tanzen, und dieſer Tanz wird ſie uns ſämmtlich vorführen." — Ein Strich mit dem Violinbogen gab das Zeichen, und die Polonaiſe begann nach einigen Minuten; Jeglicher nahm daran Theil, denn dieſer Tanz beſteht nur in einem Gange. Aeltere wie Jüngere, ſchöne und alte Frauen, Souveraine, Miniſter, Generale und Hofleute, Alle traten ein. Der Tanz war ein abgemeſſener, aber durch angenehme und reiche Muſik bedeckter Gang.

Seit zwanzig Jahren erloſchen die glänzendſten Glieder dieſer Geſellſchaft im Grabe. Obgleich der Zeitraum von zwanzig Jahren noch nicht den größten Theil des Lebens bildet, ſo genügte er dennoch inmitten der immerwährenden Aufregung und Erneuerung unſerer Zeit, die Jüngſten, Mächtigſten und Heiterſten hinzuraffen; Macht hält das Leben nicht zurück.

Vor zwanzig Jahren ſtand Alexander von Rußland im Glanze ſeiner Schönheit, Jugend und Macht. Er zierte die hohen Geſellſchaftskreiſe Europa's durch ſeine perſönliche Liebenswürdigkeit, durch die feinen Sitten und die Leutſeligkeit eines der beſterzogenſten Edelleute Europa's. Jetzt herrſcht ſein Andenken nicht länger in der Welt der Geſchäfte; kaum noch in der Welt der Erinnerungen. Seine Gemahlin, die anmuthige, ſanfte, geiſtreiche Eliſabeth füllte nicht lange mehr nach ſeinem Tode das Reich mit dem Duft ihrer Tugend; ihr Wort, ein Glück für ihre Umgebung, ertönte kaum noch zehn Jahre nach den Wiener Feſten. Der Tod ihres Gemahls mähete auch ſie im Gram hinweg, und Niemand ſpricht mehr von ihr, als einige Geſellſchaftskreiſe an den Ufern der Newa. Die Kaiſerin von Oeſtreich, Beatrix von Eſte, dieſe friſche und zarte Knoſpe, worin ein erlauchtes Geſchlecht den letzten Lebenshauch athmete, dieſe junge, reizende Frau im Genuß eines Glücks, das ihrer Herzensgüte gleichkam, die geliebteſte der Frauen im Reich war auch damals ſchon aus den Feſten verſchwunden und ruhte in einem kalten Gewölbe des Kapuzinerkloſters. Seit 1820 ſind auch die Könige von Würtemberg, Sachſen, Baiern und jener Fürſt verſchieden, deſſen Freund Fox einſt war, und deſſen Großmuth und Gaſtronomie die Faſtnacht feierte, Georg IV., jenes Muſter des Gentleman; er gibt keine Feſte mehr in London, und ſchickt nach Wien nicht mehr ſeine Legionen von Köchen; er verließ den Zauber ſeiner

Gottlob und Ehrgeizigen. Der treuere Theil dieser Gesellschaft selbst hat sich wenig um die Erinnerungen und Bilder in jener Zeit; sie zu bringen Mühe und Aufmerksamkeit gewandt und die Gegenwärtigkeiten, die sie ihnen bot, die zudringlichen, bedeutenden oder scheußlichen von der Zeit, überzog sie mit dem Schleier Mitleid und den nachsichtigen Augen, die es bedeckten, nicht sahen (dies)

Die Erinnerung an diese Gesellschaft erweckt gegenwärtig nur Abscheuen; und Ekel für gänzliche und Vergessen über eine Kluft verschiedenartiger Gedanken; das Gedächtniß der Nachwelt hat seinen Abscheu entlehnt. Die ewigen Gedenkungen, welche seine Gott wo Gottlob Gott's gar Gnade gewesen, Gedenkungen, welche

zählen. Er ist ein ganz ausgezeichneter Tatar, der in fremden Sprachen sich sehr schwerfällig ausdrückt. Als einst Napoleon eine Revue über das russische Heer hielt, wünschte der Kaiser Alexander vor Allem, die Manöver möchten genau und schnell ausgeführt werden, befürchtete aber, dieser Oberst würde sich lächerlich machen, und verbot ihm deßhalb, auch nur ein Wort Französisch während der Revue zu sprechen. Nun aber ereignete es sich, daß des Grafen Regiment Napoleon's Aufmerksamkeit vor allen andern auf sich zog. Napoleon wandte sein Pferd, um nach dem Namen des Obersten zu fragen. Da konnte die Eitelkeit des Grafen dem Komplimente eines großen Mannes nicht widerstehen. Während seine Züge von der heftigsten Aufregung zeugten, trat er vor, vergaß die Befehle seines Kaisers und ließ sich die armen kleinen Worte entschlüpfen: Sire, ich.... Der Kaiser Alexander, anstatt ihm einen Verweis zu geben, lächelte gutmüthig, und gab ihm ein Zeichen mit dem Finger, um ihn an den Befehl wieder zu erinnern.

Der Fürst Schwarzenberg kommt auf uns zu; der thätigste unserer Generale schreitet mit Würde einher und lauscht mit Aufmerksamkeit den Worten seiner Tänzerin. Welche führt er? Die schöne Gräfin E... von P.... Diese Dame gilt für besonders talentvoll in diplomatischen Kreisen.

Die nächsten Damen sind die lebhafte und feine Herzogin S..., die schöne Fürstin Löwenstein, die glänzende Gräfin Dietrichstein, Lord Castlereagh führt die Herzogin S..., eine der geistreichsten Frauen von Wien; ihr Lächeln ist fein, ihre Gestalt beweglich und ihr Wuchs so zart, wie ein schöner Blumenstengel. An ihren Zufriedenheit ausdrückenden Zügen sieht man, daß sie den Werth ihres Tänzers vollkommen fühlt.

Der alte Fürst von Ligne begleitet die Kaiserin von Oestreich. Ganz Europa kennt sein ritterliches Benehmen, seine freimüthigen, höflichen Duelle, seine Tapferkeit, seinen Witz und weiß seine Scherze, witzige Erwiederungen und Schriften auswendig. Dort sehen Sie aber strenge Augen und eine ernste Stirn; dies ist der König von Würtemberg, welcher die Prinzessin von Hessen führt. Ihnen folgt der König von Baiern mit der Gräfin Moli-Zichi; der Marschall Wrede begleitet die Fürstin von Lichtenstein.

Zwei Männer unterhalten sich dort am Fenster mit einander. Der Eine ist Fürst Talleyrand, der Andere der Cardinal Gonsalvi. Wer konnte jemals die Gedanken Beider durchdringen. Neben uns geht der König von Dänemark mit der Fürstin von Thurn und Taxis ernst vorüber; sie ist die jetzt noch reizende Mutter der schönen schwarzäugigen Frau, welche der Fürst Rasumowski begleitet. Dies ist die Fürstin Paul Esterhazy. Wellington reicht seinen Arm der schönsten, gefallsüchtigsten und launenhaftesten unserer Frauen. Sie lächelt über ihre Beute. Dann folgen die Fürstin Metternich, die Gräfin Schulenburg, der Graf Münster, die Fürstin Sechény. Sehen Sie diese beiden schönen Männer mit hohem Wuchs? Der regierende Herzog A. und

der Frieg um Glanbe-Gitten. Jener hat ist der ewigliche Tribunal, Gott Barmherzigkeit.

Hier ungeahnt Wolff Ahrenhain über Lichtige Gefangnis: nur zwei Worte. Die gestrige Thate zu den Herren Hauptleuten, beraten einander worden.

Sogar der Bruderschaft der Alle ernannte Begräbnung und Leiter gestiftete Gedenkt. Die Bewegung in der Stimme der Zeugen, der Klang der Arzten, der Gedicht gebrauchten Gedichten beweisen Zeit seiner Gedenk. Alle beten und singen während wir im gewöhnlichen Leben. Schmiedet einander Gemach auf dem Hof der Kirche, und als der Tag anbrach, verbrannt die Stone, die verbrannt, und als Leuten und Leid seine andere Erinnerungen in seinem Gedicht geriet.

(Aus Gedanken von Ernestine.)

# Reisen eines Einsiedlers

von

**Edgar Quinet.**

---

## Italien.

### V.

Das Rom des Alterthums, des Mittelalters, der Wiedergeburt ist todt; die Feste des Katholicismus ertheilen ihm Leben.

Die Hauptzierde dieser Feste ist das Volk von Rom und der Campagna; es bildet den nöthwendigsten Theil des Rituals und der Ceremonien des Papstthums. Es verehrt, um zu verehren, und betet, um zu beten. Im Glauben ist es Künstler, wenigstens in demselben Grade wie andächtig, denn selbst im Götzendienst des römischen Bettlers liegt eine gewisse Uneigennützigkeit. Steigen um Weihnachten die Pifferari von den Bergen hinab, dann erschallt die heilige Straße unter den eisenbeschlagenen Schuhen der Schäfer. An allen Straßenecken vernimmt man den Ton der Schalmeien und der Sackpfeifen Evanders, die den neugeborenen Christus erwecken. Diese ländlichen Sitten wechseln mit den Jahreszeiten; sie erinnern an die ersten Zeiten des Evangeliums, als das Volk selbst an der Darstellung der Liturgie noch Theil nahm. Auch die Frauen der Campagna strahlen in einer Schönheit, die mit den Candelabern, Statuen und Gemälden der römischen Kirche harmonirt. Wann die Frauen von Albano, Tivoli, Frascati auf den Stufen St. Peters sich sammeln, wird man fast immer Köpfe der Sibyllen Raphaëls und Dominichino's unter ihnen erblicken. Die Aehnlichkeit der Gestalten der Kunst mit diesem Volke von Pilgern bewirkt hauptsächlich die Harmonie und den Zauber der römischen Feste.

Der Frühling bricht an; die Sonne der Ostern erhebt sich über die sabinischen Berge. Schon am Tage vorher sammeln sich Pilger auf dem Platze St. Peters. Gegen Mittag öffnen sich die Thore des Balcons; es ruht auf der Menge das tiefste Schweigen; sie kniet. Auf dem Gipfel der Künste, der

Thränen und Schmerzensrufen erfüllt die Luft. Wenn sie endlich Ruhe, will der Vater scheiden, und kann doch nicht. Er ist da, wie in den Tagen seiner Kraft, wo Alles und Jedes sich dem Stammvater beugte. Was bringt Isaac ein Rind, welches Rebecca Milch und Butter bereitet? Was bringt Jakob ein Lamm, welches Rahel scheert, es sind einige Zeilen mit seiner Stimme; der Schwiegersohn ist da! und das Geschenk der Geliebten ist ihm — was? — ein Kind, ein neugeborenes Kind. Es scheint fast, wenn das Patriarchen Stimme; die Stimme über die Lebensluft, um mit der göttlichen Kraft in ihr zu umgehen, sterbe er bei Lebzeiten. Wenn der Glaube auch den Berg versetzt, die Hoffnung die Wüsten, die Liebe Himmel bauen, so erbricht sich die Menge. Was hat Jakobs Liebe Begünstigung zuschulden? Der verschlossene Brunn; Rahel ist anders erschaffen, und tritt aus dem Vorgefühl an den Zeitbrunnen zu Jakobsbrunn. Die Hirtenknaben, die ihn, wenn Rahel Schafe hütet, für Hirten, die Schaar der Hirten, die Jenen Hirtenknaben? Wenn Alle zusammenstehen, der Brunn, der Stein, Rahel, Jakob, Hirten und Hirtenknaben, was ist Wahrheit, was Dichtung? Wer kann sie auseinanderbinden? Wer? Wer? Niemand! Niemand als der Geist, der Alles durchdringt, der Alles durchschaut, der Alles durchschaut, der Alles kennt! Er allein kann es auseinanderbinden. Wer ist Er? Wer ist Er? Ich weiß es nicht, ich weiß es nicht, ich weiß es nicht,

ziehe es vor, Nichts zu lieben und Nichts zu glauben, als Beides nur zur Hälfte.

Königin des Glaubens, Dein Glauben iſt nicht der meine; wäre es der Fall, ich würde es ſelbſt geſtehen, allein ich bete Dich an, Mutter der Schönheit. Für mich biſt Du eine ewige Madonna, auf Deinen Trümmern ſitzend, und am Fuße des Kreuzes der Welt in Deiner Campagna weinend. Ich ſage noch mehr: Als ich Dich verließ, war mein Herz, Deiner beraubt, öder wie Deine öde Maremma, und meine Wüſte größer, wie die Deine vom Fuß der Berge bis an die Geſtade des Meeres.

## VI.

Als ich in Neapel anlangte, war der Veſuv in vollem Ausbruch. Während des Tages rollte die Lava ihre ſchwarzen Fluten Annonziata und Pompeji zu. Gegen Abend wandelten ſich die Ströme in einen brennenden Gürtel, der ſich unaufhörlich löste und zuknüpfte. Ungeduldig erwartete ich den nächſten Tag, um den Rand des Kraters gegen Mitternacht zu beſteigen.

Gegen acht Uhr Abends verließ ich den kleinen Flecken Torre del Greco. Nachdem ich eine Stunde zu Fuß zurückgelegt, langte ich bei der Einſiedelei an. Dicht war das Dunkel der Nacht. Ich zündete meine Fackel an; der Eremit wünſchte mir glückliche Reiſe; ich begann den Weg mit meinem Führer hinaufzuſteigen und hatte bald den Fuß des Kegels erreicht. Ich ſtand dem Vulkan zu nahe, um den Gipfel zu ſchauen; ich vernahm über meinem Haupte nur den Donner, welchen das Echo furchtbar vermehrte, und hörte, wie ein Steinregen von Abhang zu Abhang in der Finſterniß rollte. Aus der Mitte des Veſuvs ſtieg ein lauter Seufzer empor, ähnlich dem eines Menſchen, welchen man ſteinigt. Der Wind löſchte meine Fackel; ich ſtieg in vollkommenem Dunkel den Abhang hinan. Als ich aber den Gipfel erreichte, erleuchtete hölliſches Licht den Himmel. Verſuche ich, das Schauſpiel, das ich vor mir erblickte, zu ſchildern.

Der Boden bebte; er war erwärmt. Durch die Riſſe ſtrahlten Feueradern eines verborgenen Ofens. Aus der Mitte des Kraters, wo ich ſtand, erhob ſich ein neuer, flammender Kegel. Aus der Mündung dieſes Abgrunds ſtieg ein ungeheurer, lang angehaltener Hauch empor. Dieſes tiefe Ein- und Aushauchen, regelmäßig wie das Blaſen einer Schmiede, erhob ſich aus dem Buſen des erdrückten Berges. Ihm folgte ein furchtbarer Donner; flammende Steine wurden in Garben über den Horizont hinaus geſchleudert, oder ſtürzten mit lautem Schall über den Rand des Kegels. Die Abhänge und Riſſe des Berges wurden einen Augenblick, wie bei hellem Tage erleuchtet. An den entferuteren Oeffnungen des Kraters ſah man, wie die Lava aus dem Boden

hervorragt. Die engste Gaß enthält auch eine Wirthsstube. Gleich hinter sich der Berg auf's Neue seinen schroffsten Charakter an. Die Hauptstraße hat Niemand hinein als Herr Meyer und endlich deutsche Worte, wo Namen stehen. Auch Herr Meyer scheint Fürcht, einen in Planen kleinen Weg, und Steine über und Steine, auf den Hauptstraßen zu Hauptstraßen, wo man nur vorsichtig fahren. Es gibt sie hier Straßen der Hauptstraßen. Straßen unter der Straßen Straßen. Es gibt sie auf der Straßen. Es gibt sie auf der Straßen. Die Straßen und von Schmutz regelten, wenn sie auf Straßen mit Schmutz. Die Straßen und Schmutz, Straßen und Schmutz, Straßen und Schmutz,

Dies Mimenvolk, an der Sonne ſich wärmend, ſchreit, geſtikulirt, ſpannt ſeine Netze aus, läuft, deklamirt, macht Phraſen, droht, Alles auf einmal. Polichinello iſt ſein Held. Erwacht aber zufällig eine Seele aus dieſem Sybarismus der Bettler, dann erreicht ſie ſogleich eine Kraft ohne Grenzen. St. Thomas von Aquino, Vico, Salvator Roſa waren ſonderbare Lazzaroni.

Gegen Mittag ſetzen ſich die Matroſen von Chiaa, Sicilien, Multa im Kreiſe auf den Hafendamm; ein Segel leihet ihnen Schatten, während ſie ungeduldig den Improviſator erwarten. Endlich erſcheint dieſer im groben Kleide der Matroſen; in der Hand hält er eine Ruthe ſtatt des Lorbeerzweiges ſeiner Ahnen. Die Augen der Lazzaroni verſchlingen im Voraus auf ſeinen Lippen die Geſchichte, die er verheißt. Bald ſingt er mit heiſerer Stimme ein Recitativ nach klagender Modulation, worunter das Seufzen der Schiffe im Hafen ſich miſcht, bald ſteigt er zu geſprochener Proſa wieder herab, je nachdem ſeine Erzählung mehr oder weniger lyriſch iſt. Er erzählt die Thaten des Ritters Rinaldo oder eines unglücklichen calabriſchen Räubers. Das edle Publikum, nobile publico, horcht mit verdoppelter Aufmerkſamkeit, denn die Entwicklung iſt nahe, aber da läuten die Glocken das Ave; der Sänger unterbricht ſeine Erzählung; er ſchlägt ein Zeichen des Kreuzes und ſpricht ein Gebet im Namen der tugendhaften Verſammlung. Seitwärts von ihm vergoldet dieſelbe olympiſche Sonne, welche an Virgils Grab vorüberſtreift, mit einem letzten Strahle die Stirne Polichinello's, während er im Winkel ſeines Theaters ſchläft. Der Vorhang ſinkt und die Menge zerſtreut ſich nach allen Seiten.

Während dem vernimmt der junge Camaldulenſer Mönch auf dem Berge das vom Ufer aufſteigende Geräuſch. Tauſend Bilder heidniſcher Wolluſt umringen ihn mit Kreiſen der Verdammung. Er tritt in ſeine Zelle und betet, und der Hauch des Windes trägt den Seufzer von Chiaa und Villa Reale zu ihm hinüber. Auf ihn ſenken ſich magiſche Himmel; Zauber iſt an ſeine Kutte geheftet, und er trinkt in ſeinem Kelche mit langen Zügen das Philtrum unerbittlicher Schmerzen. Er iſt glücklich, wenn das Alter ſein Herz vor der Zeit zu Eis erſtarrt. Nur der Tod kann ihn von jenem grauſamen Entzücken befreien. Er umgebe ſich mit dreifachem härenen Gewand, wenn ſeine Augen Poulippo, Capri und die weiße Niſida erblicken, denn dort löst ſich jegliche Erinnerung und verfälſcht ſich jeglicher Eid; heroiſche Entſchlüſſe, die tiefſten Schmerzen werden unter dem Himmel vergeſſen, von dem die Liebe hinabregnet. Eine gefährlichere Wolluſt, wie ſie die menſchlichen Lippen ertragen, entſteigt unaufhörlich den Bergen, Seeen und zitternden Sternen. Eine ewige Syrene ſchmachtet unter den ſchlummernden Wogen. Nur der, welcher ihrer Umarmung entfloh, kann eines undurchdringlichen Panzers ſich rühmen.

Als die Römer verdorben wurden, ward Roms Größe und Strenge ihnen

unheilig. Die Guten aber wie die Gott heiligenden und unendlich Guten. Hier ist möglich zwischen, in Gleichem Maße Guten Abstufungen und Unterbedeutsamkeiten. Das Gemüth der Einfalt und der Kindesart, hat die gar süße Scheu, Worte und Gedanken, Bilder und Gleichnisse, Sprüche, Dinge von Gottes und Weltsinn, Ewig Seinem in das Heilig, was in solcher Scheue die tiefste Lage der Verbindung mit Gott ist. Wie die Völker von Gottern und Heil von Heiligen haben und Ehrerbie und Scheue über, endlich Gleiche hin und Ehrgeiz zur Höhe, auf Stufen in der Unterschied jener Heiligkeit durch jenen Mittelstand verbreitet wurden. Dort große Heil bei einzelnen Stellen, hier selten beim Ganzen, nur das Heil bei andern Dem Ganzen und bei Einzelnen. Die Scheue dem das Heilige gelangen zu wollenden Gemüthe, wie Gleiche und Ferne, um jene Scheue bedeutsam zu machen, ist wenn Ehrsinn, welche die Ehrfurcht bei einzelnen Heiligen Verehrten. Der Ehrsinn Einzelnem, der Scheue Ganzem, ist wie Verehrung Heiligen Ein Gemüthes, wie jene Scheue Ganzen und Einzelnem entsprechungen. Und beide scheint, als habe es vorgewußt, bei dem Gott vorgeschauten Heiligen, das Wort Gottes und das Gut von Ehrsinne; das Gebiet Ehrens, der Lehre Gott Preise ihme Ehrsinn im Ehrsein sind. Es sind Gut, Gott Preise, Ehrsinn, Ehrsein, die Ehrens gelangen. Dem Ehrsinnen und Ehrgeizen liegt ist einen Gleich bei Ehrsinn Ehrsein, Ehrsein Ehrsinn, und beide Gleiche sind die Wonne einem Gut, der vorstehende Gleiche sein Ehrsein; beide sind in Ehrsinnen bei Ehrsinnung an die Heiligkeiten Gleich.

Einige Tage darauf besuchte ich die Insel Gozzi. Die Barken, worauf Familien die wohlfeil, Tod auch auch dann in Ehrsinnen Ehrsein, Ehrsinn und Ehrsinnungen und Ehrsinnen Heiligen verwirrig, ist ist nun zu zwei Familien gelegentlich, ist Heil auch auch ein einzeln Wort Wonne Gleichheit, Ehrsinn zum Ehrsein, Ehrsinnen, Ehrsinnen Heiligen, Ehrsinnen unter den Ehrsinn, die Ehrsinn, und an dem Ehrsinn und Ehrsinn, Ehrsinn einer und Ehrsinnen Ehrsinn, Ehrsinn, zu jenen Heiligen Ehrsinn Ehrsinn Ehrsinn Ehrsinn. Ehrsinn Ehrsinn Ehrsinn Ehrsinn

Umwandlung werde vorbereitet, wogegen ſie ſelbſt Nichts vermochten. Dieſe Ohnmacht trieb ſie zur Verzweiflung; ſie wußten nicht, ob das Uebel in ihrem eigenen Herzen, ob in den Völkern, oder in den Großen, oder in den Göttern lag; allein ſie wußten, der Tod ſey ihnen gewiß und die Welt wirke ihnen entgegen. Daher der Schrecken der Verſchwendung, und der unermüdliche Argwohn, der ihnen nicht eine Stunde der Ruhe vergönnte. Der heidniſche Prometheus, an den Felſen geſchmiedet, fühlte den Todeskampf; er rang wüthend mit dem chriſtlichen Geier. Tiber empfand zuerſt dieſen Schwindel. Er wähnte ſich zu retten, als er mit der Braudung Caprea's ſich umringte; allein die geheime Urſache, welche die römiſche Welt zum Wanken brachte, vermehrte nur jenen Schwindel. Ein unglaubliches Unbehagen ergriff alle Menſchen nach einander, die am Gipfel der antiken Welt ſtanden, und gleichſam, als hätte die Hand eines unbekannten und neuen Gottes begonnen, ſie unaufhörlich zu quälen, bekämpften ſie den unſichtbaren Feind, der überall ihnen entgegentrat, mit wahnſinnigem Taumel.

Nach dem Palaſte Tibers beſitzt Capri ein anderes Wunder in der azurnen Grotte. Vor einigen Jahren entdeckte ſie ein Reiſender, als er am Fuße des Felſen ſich badete. Die Oeffnung dieſer Meerhöhle iſt ſehr niedrig und dem Golf zugewandt; ſo bald die Fluth ſich erhebt, wird der Eingang gänzlich von den Wogen bedeckt. Wählt man nicht mit Bedacht Tag und Stunde, ſo wagt man, ſo bald man das Gewölbe betreten, dort eingeſchloſſen zu werden. So ging es mir. Da das Meer ſeit einigen Tagen hohe Wogen ſchlug, erwartete ich einen Augenblick der Windſtille. Eines Morgens ſchien dieſer zu nahen. Die Matroſen weckten mich mit Sonnenaufgang; ein Arzt und ein Maler ſchloßen ſich mir an; wir ſtießen vom Lande. Obgleich der Wind friſch zu wehen begann, drangen wir ohne Schwierigkeit in das Innere der Grotte, indem wir uns in einem zur Einfahrt beſonders gebauten Schiff auf den Rücken legten. Gleichſam mit einem Sprunge waren wir im Innern des Berges auf einem kleinen, von hoher Kuppel bedecktem See. Die Fluten waren glatt und durchſichtig. Das Licht ſenkte ſich an die fächerähnlich geſchnittene Oeffnung, und reflektirte, wie durch ein Prisma, geſchwängert von dem Himmelblau des Waſſerſpiels. Die Wände der Höhle, die runzlichen Stalaktiten, in hundert verſchiedenen Farben, zeigten das dunkelſte Blau. Die Höhle gleicht der ſaphirnen Muſchel der Syrene Neapels. Der Maler begann zu zeichnen, wir Andern ſchwazten, und bemerkten nicht, daß der Sturm draußen zu wehen begann. Als wir es endlich bemerkten, war es zu ſpät; der Sturm hatte ſich erhoben. Aus dem Innern des Berges ertönte Gebrüll, wie das einer verirrten Heerde von Stieren; oft auch erſchallte lauter Donner, wie der Wiederhall von Kanonen. Die Wogen hatten bald den Eingang gänzlich verſperrt. Das Becken der Grotte, vor einer Stunde noch ſpiegelglatt, begann ebenfalls Wellen zu ſchlagen. Wir verſanken in ein bleifarbenes Dunkel. Als die Flut

Ich gestehe, sonderbar muß es den Leuten in die Ohren klingen, wenn sie hören, daß ein Mensch verdammt und Gott gerecht ist, und doch muß es so sein. Gott ist der Heilige, und wir sind sündhaft, wir haben Gottes Gebote übertreten, wir haben Gottes Gebote gebrochen, wir haben Gottes Gebote nicht gehalten

Stets fand ich einige Aehnlichkeit zwiſchen dieſem ſtrahlenden Golf, und dem „befreiten Jeruſalem“, worin auch der Sonnenſchein ſo hell glänzt. Aber im Herzen des Dichters lag unheilbare Schwermuth, die ſich nirgends in Italien wieder findet, vielleicht nur in den Marmorvaſen der Villen, wo blühende Neſſeln beim Hauch der Malaria wachſen.

Als ich zu Fuß den Krümmungen des Golfs folgte, führte mich der Weg nach Pompeji durch den Eingang zurück, den man mit Recht „Straße der Gräber“ nennt. Dort tritt man den kleinlichen Einzelnheiten des antiken Lebens zu nahe; zwiſchen dem Alterthum und Euch fehlt die Perſpective, die es in ſeinem Elend vor den Augen der Gegenwart erhöht; außerdem verhindern die Carrikaturen, womit die Mauern bedeckt ſind, jeglichen ernſten Eindruck. Man befindet ſich unter den Klatſchereien der Todten in einer kleinen Provinzialſtadt. Pompeji iſt kein Sodom, vertilgt durch die Flammen des Himmels, ſondern der Sarcophag einer Courtiſane Campaniens. Man ſollte glauben, die Gräber wären für Theatertodte gebaut, und man ſchaue ein Poſſenſpiel, wo Rom und Athen in unendlich kleinen Verhältniſſen parodirt werden. So oft ich in den winzigen Straßen umherirrte, wähnte ich bei dem Brauſen des Windes unter Weinreben das laute Gelächter der Hetären, den langſamen Schritt der Greiſe des Menanders und Terenz, das freche Echo der Verſe Catulls, wenn er die Thür ſeiner Geliebten zu ſprengen ſuchte, zu vernehmen. Doch betrat ich die hohe Terraſſe des Theaters, ſchaute ich das Meer, Capri und den Veſuv, dann ſah ich wohl, wie ernſt das Spiel war, und daß eine edle Comödie am Fuße des Vulkans dargeſtellt wurde.

Mit Pompeji ſtehen die Ruinen von Paeſtum im vollkommenſten Gegenſatz. Der Strand, auf dem ſie am äußerſten Punkte des Salerner Golfs liegen, iſt verödet, und die Atmoſphäre iſt dort mit peſthaften Dünſten geſchwängert. Berge, beinahe ſo kahl wie die Ebene, ſchließen den weiten und öden Horizont. Parallel mit dem Meere erheben ſich die drei Tempel unter Binſen und hohem Graſe. An der Küſte, wo das Meer ohne Unterlaß hoch geht, erſcheinen weithin die cannelirten Säulen, wie Gruppen von Frauen, die Schiffbruch erlitten und in die durchſichtigen Falten ihrer Gewänder ſich hüllen. Die horizontale Linie des Meers ſtimmt mit der Linie jener Architektur überein, und verlängert dieſe auf blauem Plan bis in's Unendliche. Dünſte, welche die Sonne in dem Augenblick vom Graſe der Maremmen emporhob, umgaben die pythagoriſchen Hallen mit einer vergoldeten Atmoſphäre. Die Luft war angenehm, jedoch ſehr ungeſund, ohne Wind, Wolken und irgend einen Ton auf der ganzen Ebene. Die Ruinen, die einzigen Bewohner dieſer Wüſte von Großgriechenland, ſchienen der ganzen Umgebung ihre ſchweigenden Scenen mitgetheilt zu haben.

Ich trat in eine verfallene Locanda, die dicht bei den Trümmern liegt. Ein kranker Calabrier war dort allein zurückgeblieben. Die Hütte unter des

Pythagora's Himmel erinnerte an die bezauberten Wohnungen, die man im fieberhaften Buche des Apulejus antrifft. Hier fand ſich dieſelbe Entblößung von Allem mit demſelben Zauber der Erinnerung. Ich forderte von dem armen Wirth einige Nahrung; er brachte mir geronnene Milch und Brod. Ich ſetzte mich an einen Tiſch, doch anſtatt zu eſſen, verſank ich unter der drückenden Luft, dem Vampir der Maremme, in Schlummer, denn die Hitze, ob auch ſchon im Oktober, war heftig. Da hatte ich einen Traum, den zu vergeſſen mir unmöglich iſt. Italien ſchien mir plötzlich der Einwohner beraubt; aber alle Geſtalten der Kunſt, die ich auf dem Wege geſchaut und verehrt hatte, erwachten aus der Kälte des Marmors und löſten ſich aus den Rahmen der Gemälde; die Ideale wurden wirklich, und wandelten umher, anſtatt der Bewohner, die nicht mehr waren. Ein Volk von Auferſtandenen, ſchöner wie das verſchwundene Volk der Lebenden, nahm deſſen Stelle ein. Die zahlloſen, von venetianiſcher Phantaſie geſchaffenen Geſtalten ſchüttelten zuerſt den Staub ab, der ſie deckte. In leichten Schritten ſammelten ſie ſich auf dem Lido und murmelten unter ſich eine Sprache, ſanft rauſchend wie die blauen Wogen Adria's. Leonardo da Vinci's Monna Liſa ſtand am Rande des Gardaſees und neigte ſich über die Flut. Michel Angelo's Sibyllen ſetzten ſich auf die Campagna von Rom; der Tag und die Nacht der Kapelle St. Laurentius erhoben ſich ſchauernd. In dem Glockenthurm Grotto's ſtiegen die ſeligen Anachoreten Fieſole's unaufhörlich auf und nieder; durch die Furcht vor den Lebenden nicht länger zurückgehalten, verließen ſie die Zellen und Freskobilder der Klöſter. An allen Geſtaden ſtiegen Engel und Erzengel des alten Himmels der byzantiniſchen Kunſt hinab, und ruhten, ihre goldenen Schwingen ſchließend, am Strande. Ihren toskaniſchen Violen entlockten ſie unausſprechliche Töne, wie ich ſie mir einſt im Walde dachte. Sie ſangen Gedichte, deren erſte Sylben ich einſt ſtammelte, als ich dem Pfade der Wieſen folgte. Endlich ſah ich auch, wie Raphaels Jungfrau mit dem Schleier durch die Gärten der Cäſaren wandelte; mit zwei Kindern pflückte ſie Blumen und lächelte, denn noch kein Zweifel der Menſchen war dieſen Töchtern des Geiſtes mitgetheilt. Sie bewahrten den Glauben und die ewige Liebe der alten Zeit. Ich hörte eine Stimme, welche ſprach: Geweiht auf ewig iſt das Land Italiens, das uns an ſeinen Brüſten nährte und mit der Sonne ſeines Sommers bekleidete.

# Feuilleton.

## Literarische Uebersichten

von

**K. G.**

### X.

**Geist des Judenthums. Aus dem Englischen des d'Israeli, Vater. Stuttgart, S. G. Liesching, 1836.**

Wenn die Anforderungen an einen Schriftsteller nicht über sein Herz hinausgingen, wenn guter Wille in einem philosophischen oder wissenschaftlichen Werke zur Würdigung desselben hinreichend wären, müßte man dem vorliegenden eine bedeutende Stelle einräumen; so aber kann die Kritik nur mit Bedauern es aussprechen, daß dem Verfasser die Lösung seiner Aufgabe nicht besser gelungen ist. Statt der angekündigten philosophischen Exposition des Judenthums erhalten wir nur ein kurzes, höchst oberflächliches Entwickelungs-Raisonnement, ein dürres Geschichtsskelett. Weit entfernt, daß Herr d'Israeli die Schwierigkeit seiner Aufgabe überwunden hätte, ist er nicht einmal bis zur Erkenntniß derselben vorgedrungen. Sein philosophischer Standpunkt läßt sich nicht angeben; er ist ad libitum bald supernaturalistisch, bald kritisch-rationalistisch. Von einer Philosophie der Offenbarung ist nirgends die Rede. Er sieht im Judenthum nur die materielle Seite, nur den Complex von Ceremonien, die von diesem so, von Jenem anders erklärt werden. Von den scharfsinnigen Spekulationen deutscher Denker ist ihm nichts zu Gesicht gekommen; mit Mendelssohns schwachem Jerusalem scheint er es zum Abschluß gebracht zu haben. Die Theokratie macht er endlich mit Unrecht von den verschiedenen Regierungsformen abhängig, als ob die Theokratie nicht bei jeder Verfassung bestünde. Gott blieb immer der ideelle Führer. Samuel's Protest gegen das Königthum war nur Furcht und Vorsicht einer privilegirten Kaste, die sich jeder Neuerung widersetzte. Die Idee einer Theokratie ist das Ewige und Ueberdauernde am Judenthum. Der Beschränkte, am Buchstaben Hängende, träumt sich bei diesem Wort die einstige Wiederkehr der alten Herrlichkeit, der erleuchtete Einsichtsvolle eine ideelle Zukunft, wo alle Völker den alten Haß ablegen und sich als Brüder umarmen. Die Zahl der Beschränkten nimmt tagtäglich ab, das nationale Judenthum geht mit der älteren Generation unter, wollt Ihr dasselbe gänzlich vernichten, so erleichtert dem Juden den Zutritt in Eure Gesellschaft, so beherzigt, womit der Verfasser sein Werk schließt, daß der gleichmäßige Genuß der bürgerlichen Rechte weder den Geist des Judenthums, noch den des Christenthums gefährdet.

**Christoforo Colombo. Romantisches Gedicht von Ludwig August Frankl. Stuttgart, Brodhag, 1836.**

Je seltener wir mit werthvollen Gedichten größern Umfangs beschenkt werden, um so freundlicher müssen wir vorstehende Dichtung begrüßen, wenn wir auch manchen Fehler an ihr herauszustellen haben. Was zuvörderst die Wahl des Stoffes betrifft, so ist dieselbe als eine glückliche zu bezeichnen. Wer verdiente eher als der Entdecker einer neuen Welt, vom Dichter gefeiert zu werden! — Der Triumph der Entdeckung, der Muth der Begeisterung, der Kampf mit materiellen Verhältnissen, die Gefahren des Meeres, die glückliche Landung u. s. w. würden schon an und für sich ohne alle Zuthat des Dichters eine poetische Wirkung hervorbringen.

Das Gedicht zerfällt in drei Gesänge, in ein Vor- und Nachspiel und eine Apotheose. Das Vor- und Nachspiel in Canzonenform

sind als Strebepfeiler viel zu umfangsreich; ihr Material hätte zur Construktion des Baues selber, der etwas klein ausgefallen, verwandt werden müssen. In dieser Unbeholfenheit entdeckt man sogleich den Anfänger, der es noch nicht zu einem fertigen Plane vor der Anlage gebracht hat. Der Fehler ist aber um so mehr zu beklagen, als die Arbeit schon eine bedeutende technische Fertigkeit verräth. Indem wir dem Dichter dieses einräumen, glauben wir ihn am besten durch eine gewissenhafte Kritik zu ehren, worin wir auch die kleineren Verstöße nicht ungerügt lassen.

In dem Vorspiele hätten wir statt des langen Monologs, worin Columbus mit bitterer Ironie in sich den Bettler schildert, von dem „Welten zu gewinnen," lieber den Helden selbst in dieser traurigen Situation vor dem Kloster la Rabidas gesehen. Der Contrast seiner innern und äußern Verhältnisse würde durch sich selber eine weit größere Wirkung als jene Selbst-Reflexion hervorgebracht haben. Unnatürlich und widerwärtig ist es aber, daß Columbus in seinem Unmuthe über die ihn verkennende Mitwelt der Nachwelt mit folgenden Worten sein Epitaph diktirt:

Ein Bettler zog er kühn von Thron zu Throne
Mit einer Welt, ein Ziel dem Spott, dem Hohne,
Dem müden Atlas brachen hier die Glieder;

und dann fortfährt:

Den Ruhm verlang ich nicht, mich zu verklären —
Könnt' ich durch That, was ich gedacht, bewähren.

Im Nachspiel stoßen wir auf denselben Fehler. Auch hier erhalten wir statt Erlebnisse Berichte. Die allzuoft angebrachte Vergleichung zwischen unsern Helden Christus und Prometheus wird unwirksam.

Die Sprache ist warm, die Verse sind leicht und wohlklingend. Doch können wir nicht umhin, einzelne Stellen als schwülstig oder manierirt zu bezeichnen. So heißt es S. 79:

Und durstig in des Ohres Muschelpforte
Nimmt Jeder auf die Perle Deiner Worte.

Auch ist die Sprache mitunter nicht concret genug, so S. 83:

Colombo harrt, ob sich das Sein verliere.

Es ist manierirt, wenn S. 32 der Sieg als grüne Pforte dargestellt wird. Als ein sehr störendes Epitheton bezeichnen wir S. 16:

Der Seele enternde Gewalten.

S. 6 heben die vielen auf einander folgenden Gleichnisse und Bilder sich auf:

Es liegt das Meer von Abendroth beschienen,
Ein weißer Brief mit rothem Siegel,
Als sey ein Weltgeheimniß ihm vertrauet.
So wie ein blank hinausgegoßner Spiegel,
Geformet ganz aus leuchtenden Rubinen,
In dem sich wunderbar ein Leben bauet,
Gestaltet und zerthauet.
Es wagt den Brief Colombo zu entfalten,
Zu lesen eine Welthieroglyphe —
Mit des Gedankens kühnem Segelschiffe,
Des Meeres leuchtenden Krystall zu spalten.
Und in begeistert tief geweihter Stunde,
Ruht er in feßem, sichrem Abendgrunde.

S. 9 wird der Kompaß gar zu gesucht der zitternde Vasall der Himmelsfernen genannt.

Diese Rügen mögen Herrn Frankl am Besten beweisen, mit wie vieler Liebe wir seinen Versuch vorgenommen haben. Möchte sich bald ein reichbegabter Dichter finden, der diesen Stoff zu einem Epos benützte.

## Duftkörner, aus persischen Dichtern gesammelt von Hammer-Purgstall. Stuttgart, Brodhag, 1836.

Seitdem die vortrefflichen Arbeiten unsres Rückert gezeigt haben, bis zu welcher wunderbaren Vollkommenheit der Dichter es in der Aneignung morgenländischer Formen ohne alle Umschreibung bei seinen Uebertragungen bringen kann, sind wir in der Beurtheilung derselben weit schwieriger geworden. Wir wollen treue Nachbildungen, keine willkürliche Paraphrasen; wir wollen den Orient mit seinen brennenden Farben, seinen palpabeln Gleichnissen, seinen spitzfindigen Anspielungen, seiner concreten Sinnlichkeit; wir wollen ihn wie er ist, ohne alle gelehrte Accomodation. Diesen Anforderungen genügt vorstehende Sammlung in keiner Weise, so orientalisch-schwülstig sie sich immerhin ankündigt. Aus der Vorrede erfahren wir gleich zu unserem Leidwesen, daß wir hier keineswegs durchaus treue Uebersetzung suchen dürfen, dergleichen in Hafis, Motenebbi, Baki und selbst in Abril Maani's Bruchstücken gegeben worden, sondern meistens nur freie Nachbildung. Welch' eine wunderliche Mischung von Orient und Occident uns nun hiemit geboten wird, möge man aus dem einzigen Gedicht:

Lob des Schah (S. 15), ſehen, wo es etwas über der Mitte alſo heißt:

Es trinken auf Sein Wohl der Himmel und die Sterne,
Und um von Seiner Burg den Feind zu halten ferne,
Schießt Sternenſchnuppen ab der Himmelswächter Heer,
Und feurig ſchwingt Arktur als Shakespeare ſeinen Speer.

Wozu das Lob des Schah's in einem ganzen Buche? — Nur als Ueberſetzung könnte man ſie gelten laſſen; ſie wäre dann ein Beitrag zur moraliſchen und geiſtigen Entwicklungsgeſchichte des perſiſchen Volkes; wozu aber dieſe ſchwerfälligen Poſaunenſtöße ohne zureichendes Motiv, ohne innere Berechtigung. Die einzige arabiſche Todtenklage (S. 49) iſt als Ueberſetzung weit mehr werth, als alles Uebrige. Um dem Leſer eine Probe von der Unpoeſie zu geben, führen wir das Gedicht (S. 57): Aus der Todtenklage für Schah Kaſim, an:

Wehe, daß der Jugend Sonne
Kalt entbehrt des Morgens Wonne!
Wehe, daß aus Irans Land
Die Cypreſſe Ausgang fand!
Weh' des Reiters, dem die Jagd
Nur der Herzen zugeſagt!
Weh' daß Roſe unerſchloſſen
Ihre Blätter all' vergoſſen!
Ueber dieſe Sonne klage,
Himmel, über ihre Tage.
Roſen ſchließt der Gram den Mund,
Gäben ſie wohl Freude kund?
Ach, wie ſchämte ſich die Welt
Nicht zu rauben ſolchen Held!
Weinet nicht! der Kerze Schopf
Streuet Staub ihr auf den Kopf.
Morgen, ſag', was kannſt du wiſſen,
Daß du dir das Kleid zerriſſen?
Wandern müſſen Alle fort,
Keiner weiß die Zeit, den Ort,
Mitten in der Jugend Lauf
Brach Kaſim nach Eden auf.

Indem wir uns wundern, daß ein ſo tüchtiger und ausgezeichneter Mann, wie Joſeph von Hammer, ſo viel Fleiß an eine ſo unerſprießliche Arbeit verwenden konnte, erinnern wir an eine ſeiner früheren, vortrefflichen Produktionen — an Schirin, wo es in der Einleitung heißt:

Das Wort iſt edel, wie das Gold,
Aus Herzen kommt das Wort, das Gold aus Erden;
Es ſind die Menſchen beiden hold,
Doch beides muß durch Kunſt erſt ausgeprägt werden.

Ein Lilienſchwert iſt die Beredſamkeit,
Die Sonne blitzt in ſeinem Wiederſcheine;
Die Worte, durch des Dichters Hand gereiht,
Sind Perlen und geſchliffne Edelſteine.

# Dramaturgiſche Ueberſichten

von

## A. L.

### X.

Wir haben nunmehr wieder ein Schauſpiel in der Nähe. Scene und Künſtler mit allen ihren Vorzügen und Mängeln ſind mit Händen zu greifen. Die verehrten Leſer ſollen nehmlich wiſſen, daß vor ungefähr acht Tagen unſer Hoftheater hier in Stuttgart nach zweimonatlichen Ferien wieder eröffnet wurde. Wir ſahen bis jetzt Don Juan und Maria Petenbeck, und der Verf. dieſer Zeilen hatte ſich die Pflicht auferlegt, beiden Vorſtellungen beizuwohnen, um etwas Oel für ſein Ueberſichtslämpchen daraus zu gewinnen. Die alte wohlbekannte Oper zeigte durchaus nichts, woran ſich neue Bemerkungen knüpfen ließen. Ein neuer Maſetto war Alles, was nicht wie ſonſt war. Herr Rhode der Jüngere trat in dieſer Partie zum erſten Male als neuengagirtes Mitglied auf. Maria Petenbeck hingegen war neu. Herr Holbein hat eine ſtarke Vorliebe für Münchener Romancieros: den Doppelgänger hat er nach einer Erzählung von Schaden, dieſe Petenbeck nach einer Erzählung von Bruckbräu bearbeitet. Es iſt das flachſte Stück Arbeit, was ſich wohl jemals auf der Scene gezeigt hat. Das Breite der Erzählung macht ſich in dem Stücke überall bemerkbar; und welcher Erzählung?! Von Charakteren kann in ſolchen Holbein'ſchen Fabrikaten nie die Rede ſeyn; es ſind nur ganz abgenützte Theaterfiguren, die vor uns auftreten, eine Art von Masken, mit denen der Verfaſſer geſchickt umzuſpringen weiß, weil ſie in allen ſeinen Stücken ſtets dieſelben ſind. Am unleidlichſten ſind die ſeynſollenden Sentenzen, die vom Schauſpieler mit Wichtigkeit vorgetragen werden, und von denen das Stück wimmelt; die aber nichts als Gemeinplätze oder leerer Schwulſt ſind.

Den Anfang des Stückes macht die Speiſung der zwölf alten Männer, Apoſtel genannt, wie ſie noch jetzt in München ſtattfindet. Dieſe Scene füllt den ganzen erſten Akt und macht viel Hin- und Herredens, obgleich ſie mit der eigentlichen Handlung in keinem Zuſammenhange ſteht. Soll ſie den edeln milden Sinn des Herzogs zeigen, ſo durfte ſie blos angedeutet werden. Hierauf erfahren wir, daß der herzogliche Pfleger in Haag ein ſchönes Töchterlein hat, Maria

geholfen, und diese gingen Wenige mit seinen Ansichten. Als sich die Wage auf den Mittelweg neigte, trat Ingo Jensen, der Vorsteher der Gemeinde, auf, und sprach, wie Manchem anderen gefiehl, daß er den Gedanken, sich seiner Pflicht zu entziehen, nicht billigen könne, daß er aber auch nicht wolle, daß Jens von Lornsen gänzlich verlassen werde von seinen Landsleuten. Jensen stimmte, und sein ausgesprochenes Wort

Das Schleswiger Blatt hat über einen Vortrag, den Herr Professor Dr. Reinhold Pauli am 3. Februar vor dem Lübecker Verein für Geschichte und Alterthumskunde gehalten hat, einen Bericht gebracht, der, wenn wahrheitsgetreu, einen traurigen Einblick in die Gesinnungsweise gewisser Kreise thun läßt. Wir können nicht annehmen, daß Herr Pauli sich in seinem Vortrage so ausgesprochen hat, wie das Blatt berichtet, denn dann müßte man ihm jede Befähigung zu einem unparteiischen Urtheile absprechen. Wir können uns nicht denken

wird. Bis jetzt wurde mit allem Neuen hier etwas gezögert, wir wollen hoffen, daß dieſer gerechten Klage in Zukunft abgeholfen werden wird.

## Franzöſische Moden.

Das Mode-Journal wird jetzt in Paris im Tivoli gemacht, hier findet ſich die ganze ſchöne Welt zuſammen; hier wird der koſtbarſte Putz zur Schau geſtellt, hier wird der feinſte Geſchmack an den Tag gelegt. Unter die Novitäten, die man hier bemerkte, gehörte ein Hut von Gros de Naples, mit breiten, glatten, ſeidenen Bändern von derſelben Farbe; daran einen großen Schleier und breiten Beſatz; als Zierath nur eine friſche rothe Roſe. Unter den Kleidern von feiner Mouſſeline machten einige mit weißem Grunde ſich bemerkbar, auf denen kleine Bouquetchen von äußerſt lebhaften Farben und erſtaunlich reiner Zeichnung ausgeſtreut waren. Ferner eine ſchottiſche Robe, von aſchgrauem Grunde mit weiten, glänzenden Carreaux. Die Aermel, deren Ausdehnung mit der Weite der Zeichnung zu harmoniren ſchien, waren à l'Italienne genäht, ließen die Bruſt frei, erweiterten ſich ſodann bis zur Hälfte des Vorderarmes, und ſchloſſen in kleinen von drei Schleifen gehaltenen Falten. — In weißen Kragen zeichnete ſich eine elegante Minorität aus; von Spitzen eingefaßt, gewannen ſie ein geſchmackvolles Ausſehen, durch welche ſich ſchwarze Kragen nicht gerade auszuzeichnen pflegen. Einen ſehr leichten, reichen und außerordentlich gut ſtehenden Kragen von Organdi, mit ſtrohfarbener Seide geführt, und mit einer Angleterre verziert, gewahrte man an einer der ſchönſten Damen von Paris. Dieſelbe Dame trug einen ſehr großen italieniſchen Strohhut, mit einem einzigen Ponceau-Mohn verziert, darunter zwei halb geöffnete Klatſchroſen, und auf der Stirne ein einziges Sammetband, auf welchem ein Eſprit in Diamanten erglänzte. Die Robe von indiſcher Mouſſeline war weit offen, à Shawl, und am Gürtel gekreuzt; der Volant war in ſenkrechten Streifen geſtickt, die Einfaſſung des Volant lag unter einem bauſchigen Saume, unter dem man ein Band von der Farbe des Kragenfutters eingenäht hatte. Das Vorurtheil gegen Sammetverzierungen auf Hüten iſt durch einen ſehr geſchmackvollen, mit ſchwarzem Sammet verzierten Capothut zu nichte gemacht worden.

In den Männercoſtümen geht kein ſo häufiger Wechſel vor; indeſſen kommen doch auch hierin gewiſſe Neuerungen, denen man ſich als Mann von Welt durchaus unterwerfen muß. Ciſelirte Knöpfe ſind erſchienen, aber plötzlich wieder verſchwunden, oder zu den Fashionables der Sackgäßchen hinabgeſtiegen. Man trägt beim Reiten oder Fahren, aber nicht zu Fuße, vergoldete glatte Knöpfe. Bei dem Reiter muß der Rock zugeknöpft ſeyn und er darf keine Taſchen an den Hüften haben. Die Kragen ſind nieder und laufen platt nach der Bruſt zu; die Revers ſind breit, aber weniger bei den Redingoten, wo der Kragen dagegen höher iſt. Dieſe Redingoten trägt man ſo kurz, daß man oft, wenn man jetzt einem Fashionable begegnet, in Verſuchung geräth, zu glauben, er habe aus Spaß ein Matroſenwamms angezogen; die Redingoten haben eine Reihe mit Seide überſponnener Knöpfe von allerhand Deſſins. Die Reitbeinkleider werden hauptſächlich von Marengo-Zwillich gemacht. Die Weſten von Sommer-Kaſchemir ſieht man immer à Shawl. Für Halsbinden iſt weißer Batiſt in der Mode; man hat auch ſehr glänzende Phantaſie-Batiſte. Kleine Jabots werden getragen, und an eleganten Hemden ſieht man nur elfenbeinerne Knöpfchen.

## Großes Conzert in Stafford-house in London.

Die italieniſchen Sänger und Sängerinnen, im Begriffe, London zu verlaſſen, wo die Saiſon für ſie jetzt eben zu Ende gegangen iſt, haben in England eine reichere Erndte gemacht, als dies vielleicht je der Fall war. Die Rieſenſchmäuſe, welche Britanniens Hauptſtadt noch am Schluſſe des vorigen und in den erſten Decennien des gegenwärtigen Jahrhunderts als das höchſte und anſtändigſte Vergnügen betrachtete, das man den Gäſten ſelbſt des vornehmſten Hauſes zu bieten hatte, ſind in ſanfte Symphonien übergegangen, und ſtatt der coloſſalen Schüſſeln, über die ein altengliſch Herz allein in Entzücken gerathen konnte, bietet man den Geladenen ſanfte Melodien. Aus den Speiſengängen ſind Läufe der Bravourſänger geworden. An Englands Buſen kühlten ſich die mächtigſten Kunſttalente, und fiſchen im Nebel die aufgehäuften Guineen, nehmen die vollgültigen Goldſtücke ſtatt der vollgültigen Anerkennung und Kritik nach der Heimath zurück und kaufen den verarmten italieniſchen Prinzen ihre Landgüter ab. So geht es, dieſe Prinzen, deren Voreltern in ihren ſtolzen Paläſten Orcheſter und Sängertruppen zu beſolden gewöhnt waren, müſſen ſich jetzt von Geigern und Sängern flott machen laſſen, die ihnen das Gold aus fremden Ländern zuführen, aus Ländern, die Italien ſeinen Handel und folglich die Quellen ſeines Reichthums abgerungen haben.

Die Morgen-Conzerte ſind es beinahe mehr, als die Bühnen, welche den Künſtlern den

reichen Lohn bringen. Das Court-Magazine und die Journale der vornehmen Welt kritisiren beinahe einzig und allein nach den Produktionen in den Conzerten und dem Beifalle, welchen hier sich die ausübenden Künstler erringen, obgleich nirgends erwiesen ist, daß mit einer Pairswürde Kunstverständniß verbunden seyn muß. Die bedeutendste musikalische Unterhaltung der jüngst abgelaufenen Saison ist die des Herzogs und der Herzogin von Sutherland, bei der sich Alles einfand, was die Stadt an Personen von ausgezeichnetem Talente und hohem Range umfaßte. Lablache, Tamburini, Rubini und Mlle. Grisi ließen sich unter einem fortwährenden Beifallssturme hören. Dann erschien ein Talent eigener Art, eine schüchterne, eben sich öffnende Blüthe, die das Feuer einer glänzenzenden Theaterbeleuchtung noch nicht auszuhalten den Muth hat, Madame Crescini, dieser wunderbare Contr'alto, deren mächtigen Gaben zu huldigen der Herzog von Sutherland das Conzert eigentlich veranstaltet hatte; alle Welt überhäufte ihn mit Dank, daß er im Namen Londons der reizenden Venezianerin die schuldige Gastfreundschaft erwiesen hatte. Madame Crescini konnte ihr Debut in einer Carriere, zu der sie durch ihr ausgezeichnetes Talent berufen scheint, in keiner großartigeren Künstlergesellschaft machen. An einem solchen Contr'alto allein hatte es diesem musikalischen Ensemble gemangelt. Die ungewöhnlichen Fähigkeiten der Dame Crescini mußten die Wirkung gewinnen, die eine solche Stimme auf alle musikalische Organisationen, auf alle Freunde eines seelenvollen Gesanges unfehlbar hervorbringt. Eine zweite Pisaroni ersetzt in ihr, aber eine Pisaroni von poetischerer Natur. Die Glocken ihrer Stimme waren ein entzückendes Grabgeläute für die Londoner Saison.

## Die Theater von Neapel.

An zwei Enden Italiens findet man die theatralische Herrlichkeit und in der Mitte liegt die aurea mediocritas. Nur Neapel und Mailand verdienen die stete Aufmerksamkeit der Theaterfreunde, in den andern Städten findet man blos vorübergehend in einem oder dem andern Jahre einen Zusammenfluß bedeutender Kräfte. Neapel hat sieben Bühnen und zwar St. Carlo für die Opera seria, Fondo für die Opera buffa, Teatro Nuovo und Fenice, wo man sich an keine bestimmte Gattung der Oper hält, das Theater der Fiorentini für die Komödie, St. Carlino für das volksthümliche Genre, und endlich das Theater der Puppi, wenn man eine Marionettenbude Theater nennen darf. — St. Carlo ist eines der ersten Theater Italiens. Bei der inneren Ausschmückung ist mehr eine große Prachtliebe, als der gute Geschmack zu Rathe gezogen worden. Im ganzen Saale sind Massen von Bas-reliefs und vergoldete Bildnerei angebracht. Bei außerordentlichen Gelegenheiten, bei festlicher Beleuchtung verbreitet das Gold einen solchen Glanz, daß jede Toilette auf der Bühne und in den Logen dadurch verdunkelt wird. Die bedeutendsten Talente Italiens werden stets für diese Bühne engagirt, und das Orchester ist wohl das beste, das man in der Welt finden kann. Die Neapolitaner lieben den Tanz und die Tänzer und Tänzerinnen empfangen von den Zuschauern den goldenen Lohn zugeschleudert, wenn sie gefallen, wie man einst in London die guten Schauspieler mit zugeworfenen Börsen belohnen sah. Die neapolitanischen Ballete haben bis auf unsere Tage ihren hohen Ruf zu wahren gewußt. — Fondo entzückt in einer Saison, während es in der andern kaum den genügsamsten Zuschauer zufrieden halten kann. Man darf deßhalb den Stein nicht auf die Unternehmer werfen, sie haben nur zwei Monate zur Benützung, und sind daher meistens außer Stande, die Fehler ihrer Engagements wieder gut zu machen. Teatro nuovo ist dasjenige, auf welchem Rubini zuerst debutirte. Fioravanti schrieb damals für dieses Theater, und hatte ihm eine Rolle in seiner neuen Oper versprochen; aber es wurde ihm doch gewaltig bange, als er des Kunstjüngers, wenn auch angenehme, doch flötenartig zarte Stimme hörte. Nun kam aber noch die Hauptprobe, wo man zugleich spielen und singen mußte; da benahm sich Rubini so hölzern und linkisch und kalt, daß man ihn allgemein für untauglich zur Bühne erklärte. Er war nicht ein Mal im Stande, mit dem Arme die Viertelskreis-Actionen auszuführen, wie sie Comparsen und Choristen unabänderlich in Italien wie in Deutschland zu machen pflegen. Der arme Jüngling sah sich für immer verloren; der Direktor wollte das Engagement brechen, das er mit ihm abgeschlossen hatte. In Verzweiflung lief er zu Fioravanti und eröffnete diesem seine traurige Lage. Der Maestro ließ sich erflehen. Rubini in Schutz nehmend, drohte er dem Impressario, er werde seine Partitur zurückverlangen; das hilft, man vereinigt sich dahin, daß die Rolle eines Engländers eingelegt werden solle, für die sich die Natur des Debutanten eigne. Endlich kommt der Tag der Vorstellung. Rubini tritt auf, findet Beifall. Kenner aber behaupten, er sey selbst für einen Engländer noch zu kalt. Was ist in der Zeit aus diesem Manne geworden, was müßte überhaupt aus Studien, wie er sie gemacht, aus tausend Talenten werden, die aus Mangel an wahrem Ehrgeize ewig

auf der Stufe bleiben, die ihnen ihr erster Direktor bei der ersten Vorstellung anweist.

## Theatralisches Phänomen.

Zwei Rivalinnen und kein Neid.

Was man von großartigen Leistungen bei der italienischen Oper in Paris spricht, was man Herrliches für die Zukunft weissagt, Tausende kommen immer zu dem Refrain eines endlosen Lobgedichtes auf jene herrliche Zeit zurück, da zwei ewig unvergängliche Namen am Sternenhimmel von Favart glänzten: Sonntag und Malibran. Die Letztere, diese mächtige dramatische Sängerin, wollte einst die heitere coquette Rolle der Zerline in Mozart's Meisterwerk, Don Giovanni übernehmen. Sie war begierig, wie sich ihre blonde, anmuthige Rivalin, welcher nur eine bedeutende Kehlfertigkeit zu Gebot stand, der beinahe übermenschlichen Aufgabe, die Donna Anna darzustellen, entledigen würde. Von der Introduktion an stand Madame Malibran in der ersten Coulisse und folgte jeder Bewegung der Sonntag. Von der ersten Scene griff Diese in das musikalische, tief rührende Drama ein. Die junge, glühende Spanierin hat ihre Ehre zu rächen. In dem energischen, tief tragischen Recitativ: „Quel sangue!... Quella piaga!" wenn der Vater unter den Streichen des verwegenen Don Juan gefallen war, und in dem darauf folgenden herrlichen Musikstücke: Fuggi crudele, fuggi! steigerte sich die Sängerin zu einem wahrhaft erhabenen, erschütternden Vortrage, der den ganzen Saal in Enthusiasmus versetzte. Im höchsten Grade bewegt, theilte Madame Malibran die allgemeine Bewunderung; aber sie mußte befürchten, verdunkelt und ihres Anspruchs auf einen großen tragischen Titel beraubt zu werden; auf dem ausdrucksvollen Gesichte der Sängerin sah man Thränen, aus denen zugleich Bewunderung, Rührung und — Eifersucht sprachen. In diesem Augenblick mußte sie mit Masetto und den fröhlichen Landleuten auf der Bühne erscheinen, denen sie lachend zuzusingen hat:

Giovinetto, che fatte all' amore.

Während sie aber so zu den liebetrunkenen, lustigen Mädchen sang, entflossen ihren Augen Thränen des Unwillens. Dieser doppelte Ausdruck, diese zusammengesetzte Bewegung, welche zugleich eine leidenschaftsvolle Seele und dieses Gesicht belebte, bot ein seltsames Schauspiel. Aber es war nicht der Neid der Mittelmäßigkeit, sondern die Eifersucht des Genies, wie das Genie überhaupt eifersüchtig seyn kann. Die Thränen hörten auf; — nie hat man eine vollkommenere Zerline gesehen und gehört.

## Aufklärung in Frankreich.

In Frankreich wird das Wort Emancipation längst absolut seyn, wenn man sich in der deutschen Ständeversammlung noch eine Ewigkeit darüber streitet, und mit Händen und Füßen für und wider Abschaffung veralteter Mißbräuche, für und wider Vorurtheile kämpft, die unserer Zeit nicht zur Ehre gereichen. Ein Journal gibt folgende Aufzählung von Israeliten, welche in Frankreich eine ausgezeichnete Stellung einnehmen: ein Generallieutenant, dreißig Offiziere von allen Waffengattungen, achtzehn Advokaten, sieben und zwanzig Aerzte (Menschen zu kuriren oder auf den Friedhof zu spediren ist den Israeliten in Deutschland auch überall gestattet), drei Schriftsteller, sechs Notare, drei Sachwalter, sechs Professoren in den großen öffentlichen Unterrichtsanstalten, zwölf Chefs von großen industriellen Unternehmungen, zwei Banquieurs, Barone, einen Deputirten, und ein Mitglied des Instituts, was jenes Journal für die größte Ehre hält, die je einem Israeliten in Frankreich und im Auslande widerfahren ist.

## Der falsche Herzog.

Man hatte nicht sobald erfahren, daß der Herzog Karl von Braunschweig Paris zu verlassen und nach London zu reisen gedenke, als man sich in Vermuthungen über den Zweck der Reise erschöpfte, weil man nicht zu begreifen vermochte, wie er es wagen könne, sich nach einem Lande zu begeben, dessen Herrscher er kurz zuvor vor den französischen Tribunalen schmählich behandelt hatte, in ein Land, in welchem sich überdies zur selben Zeit sein Bruder, der regierende Herzog, aufhielt. Der Herzog Karl, der trotz der eifrigen Verfolgung seiner politischen Interessen doch immer mit einer gewissen Vorsicht zu Werke geht, die man wohl mit gutem Fug Furchtsamkeit nennen könnte, mochte selbst einsehen, daß er des guten Empfanges in London nicht ganz sicher war, und bediente sich deßhalb eines eigenen Mittels, um sich zu überzeugen, wie sein ehemaliger Vormund gegen ihn gesinnt sey. Nachdem er öffentlich seine nahe bevorstehende Abreise erklärt hatte, ließ er seine Equipagen in Stand setzen und bezeichnete zu seiner Begleitung seinen Freund, den Baron Andlau, Bertini, der seit Kurzem als Kabinetskurier in seinen Diensten stand, und eine merkwürdige Aehnlichkeit mit dem Herzoge hat, einen Mohren, und einen Friseur. Man reiste in zwei Tagen von Paris ab und hielt in Saint-Denis im Hotel du Grand-Cerf an. Der Herzog stieg aus und sprach

zu Bertini; „Thue Alles, was Dir der Baron befiehlt; Du sollst mit der Belohnung zufrieden seyn.“ Dann warf er sich in einen Coucou und kehrte incognito nach Paris zurück. Der Baron erklärte indessen Bertini den Willen des Herzogs; er soll auf der Reise und beim Aufenthalte in London die Stelle seines Gebieters einnehmen, um S. D. keinem übeln Empfang auszusetzen. Lange wollte sich Bertini nicht entschließen, aber die versprochene Belohnung überwog am Ende jede Bedenklichkeit. Er war der Sohn eines Schauspielers und hoffte, seine Rolle schon durchzuführen. Bertini fand sich sehr gut in seine Aufgabe, er ließ sich viermal des Tages die ausgesuchtesten Mahle serviren, trank Champagner nach Herzenslust, und vergaß dabei niemals nach Art des Prinzen, um nicht vergiftet zu werden, die Speisen zuvor durch den Mohren kosten zu lassen. In London stieg man in Germyn-Street, im Gasthofe der Brüder Payne ab, welche man in das Vertrauen zog und beauftragte, das Gerücht zu verbreiten, der Herzog sey krank angekommen. Um bei den Aufwärtern im Hause keinen Verdacht zu erregen, mußte sich Bertini die Entziehung des Champagners gefallen lassen und die runden, fetten, weißen Austern erhielt er nur heimlich und in kleinen Portionen zugesteckt. Darüber war der falsche Herzog sehr unzufrieden; nicht einmal die Ehre, daß die höchsten Herrschaften sich bei dem Krankenbülletin einschrieben, daß selbst des Königs Namen eingezeichnet wurde, tröstete ihn für die Entbehrungen des Magens. Schon nach wenigen Tagen erklärte er, er wolle nach Paris zurückkehren. Der Baron fleht und droht und verspricht endlich 6000 Franken, wenn er nur noch acht Tage krank und Prinz bleiben wolle. Das wirkt; Bertini läßt sich 3000 Franken auf Abschlag geben und bleibt. Endlich reist man zurück; Bertini entschädigt sich unterwegs für die strenge Diät. Von Saint-Denis geht Baron Andlau sogleich nach Paris, Bertini bleibt, um sein letztes fürstliches Mahl zu verzehren. Am andern Morgen kommt der Herzog; man steckt Bertini wieder in seine Kurierjacke. Der wahre Herzog steigt in den Wagen, Bertini hintenauf, und man langt in Paris an. Der Kurier, jetzt im Besitze eines Vermögens von 3000 Franken, das bald verdoppelt werden soll, verlangt einen Urlaub von einem Monat, um nach Piemont zu gehen und seine alte Mutter abzuholen, die sich in Paris häuslich einrichten soll; bei seiner Rückkehr ist das Hotel verlassen, und der Herzog, durch die Art, wie man seinen Stellvertreter empfangen hat, beruhigt, wirklich nach London abgereist. Baron Andlau erklärt dem armen Kurier, er sey aus den Diensten des Herzogs entlassen, durch die 3000 Franken hinreichend belohnt und werde nichts mehr bekommen. Bertini ist nicht dieser Ansicht und widersetzt sich nun dem Verkauf des Mobiliars und der Equipage des Herzogs. Die Entscheidung ist den Tribunalen anheimgestellt.

## Höchst gutmüthiger Proceſs.

Ein sonderbarer Prozeß lockte eine große Menschenmenge zu dem Polizeitribunal von Colchester in England. Der pensionirte General-Lieutenant Rebon hatte gegen Samuel Goyner Klage geführt, der sich mehrer Verbal-Injurien gegen den alten Herrn erlaubt, ja ihm sogar wiederholt mit Ermordung gedroht haben sollte. Goyner war lange als Eintreiber von Wirth- und Pachtzinsen in Diensten des General Rebon gewesen. Seit ein Paar Monaten hatte ihn sein Herr entlassen, und dadurch war er gänzlich außer Nahrung gesetzt. In seinem Unglücke hatte der arme Eintreiber oft geäußert, der General müsse von seiner Hand sterben; er werde ihm eines Tages hinter einer Hecke mit einer Doppelflinte aufpassen.

Goyner zeigt sich vor dem Tribunal äußerst reumüthig und erklärt, wenn er auch einen solchen Vorsatz ausgesprochen habe, so sey er nur durch sein schreckliches Elend dazu veranlaßt worden; an die Ausführung seiner Drohungen habe er nie gedacht.

Der General: Gibt Goyner sein Ehrenwort, daß er von seinen verwerflichen Plänen abstehen wolle, so nehme ich meine Klage zurück; verlangt das Tribunal eine Caution für sein Verhalten, so wäre er außer Stands, die Summe beizubringen, wenn ich sie ihm nicht selbst geben würde. (Man lacht.)

Das Tribunal nimmt die Zurücknahme der Klage zu Protokoll und verurtheilt Goyner zu den Kosten.

Der General: Der arme Teufel ist nicht im Stande, die Kosten zu bezahlen, so unbedeutend sie auch seyn mögen; ich übernehme die Zahlung.

Voll Dankgefühls stürzt sich Goyner zu des Generals Füßen, küßt ihm die Hand und ruft aus: „Nie habe ich an einen Angriff auf Ihr Leben gedacht, aber ich bin Familien-Vater und unbemittelt.“

Und der General stellte Goyner wieder als Eintreiber an.

## Die russischen Generale.

Wir geben unsern Lesern hier eine Schilderung der russischen Generale, welche sich in den letzten Kriegen verdient gemacht haben. Die Charakteristik verdient um so mehr Aufmerksamkeit, als sie der Feder eines Polen entflossen ist.

Paskewitsch, Graf von Eriwan, Fürst von Warschau, ein alter Soldat unter Suwarow, commandirte eine Infanterie-Division in der Schlacht von Borodino, und bewies dabei eine außerordentliche Unerschrockenheit. Später entwickelte er ein noch höheres militärisches Talent als Armee-Chef gegen die Perser; er verstand es, den Krieg durch den Krieg zu nähren, und Eingeborene gegen Eingeborene zu bewaffnen. Schon in diesem Feldzuge standen die Präcision und die Kühnheit seiner Bewegungen in grellem Widerspruche mit den Bewegungen des Diebitsch, den nur das blinde Glück leitete. An die Spitze der russischen Armee gestellt, ging Paskewitsch im Jahr 1831 über die Weichsel, und griff Warschau auf dem linken Ufer des Flusses an. Bei diesem kühnen Streiche hätte er sein Heer aufopfern und zum Rückzuge nach dem preußischen Gebiete genöthigt werden können. Die Unentschiedenheit des polnischen Heerführers begünstigte das Wagstück. Paskewitsch ist ein Mann von großem militärischen Genie. Lieben ihn die russischen Officiere nicht, so kommt es davon her, daß er ihnen weder schmeicheln, noch sie besonders begünstigen kann; das liegt nicht in seiner unbeugsamen Natur. Er ist ernst und zum Hofmann verdorben; zu seiner Umgebung werden nur Leute von wirklichem Verdienste gezogen, und er verachtet Jeden, dessen einziges Verdienst in der Geburt besteht.

Toll, ein deutscher Baron, Chef des Generalstabs bei Diebitsch und auch einige Zeit bei Paskewitsch, mag Talent haben, doch er ist eben ein Bureaukrat, der an der Spitze einer Armee von Federhelden eine gute Figur spielen könnte, dagegen wenig taugt, wo es Schlachten zu schlagen gilt.

Roth, ein alter Dragoner von Condé's Armee, ein Elsäßer von Geburt, hat durch seine Eilmärsche einen Theil der Insurgenten von Podolien aufgerieben. Gleich streng gegen Soldaten und Officiere, degradirte er einst im Jahr 1826 als Commandant der dritten Husaren-Division zu gleicher Zeit mehr als dreißig Officiere. Im Frieden von den Truppen gehaßt, gewinnt er die Liebe seiner Untergebenen im Kriege, denn er ist ein braver Soldat.

Rüdiger ist ein Deutscher, ohne große Fähigkeiten, ohne besondern Muth, aber vom Glücke begünstigt. Mit einem weit überlegenen Corps ließ er Dwernicki, der eine Abtheilung von 3000 Mann befehligte, ganz ruhig sich nach Galizien zurückziehen, wo dieser die Waffen niederlegte, weil er sich auf neutralem Gebiete befand. Das Verdienst, diese Entwaffnung veranlaßt zu haben, blieb Rüdiger, der die Scharte von Boromel noch nicht einmal ausgewetzt hatte, und auch am Ende des Feldzuges stets sich ängstlich bei seinen Manövers benahm.

Von den beiden Grafen Pahlen zeichnet sich I. durch seine Unerschrockenheit in den Schlachten und seinen Muth bei strategischen Bewegungen aus. Pahlen II. ist ein Mann für das Lagerleben, jeder Anstrengung, jedem Clima trotzend. Er wußte bei den Bivouacs den brüderlichen Ton einzuführen, der hier immer herrschen sollte, indem er die Officiere wie Brüder, die Soldaten wie ein Vater behandelt; deßhalb beten sie ihn auch an, und ließen sich für ihn in Stücke reißen, wenn es in die Schlacht geht.

Einen besonders guten Klang hat der Name Kaiserow. Nach der Capitulation von Zamosc versprach er den Truppen Amnestie, und als sich der Czaar widersetzte, gab er seine Entlassung ein. Aber Nikolaus konnte nicht umhin, diesem Benehmen selbst seine Achtung zu zollen; er wollte einen Diener nicht verlieren, der sein Wort zu halten vermochte wie Kaiserow.

Schaowski, Muraview, Kreutz, Rosen sind Leute, deren Verdienste nicht besonders herauszuheben, deren Fehler nicht besonders zu tadeln sind; sie gehören zu den passiven Naturen, die sich freudig dem Worte des Feldherrn unterordnen.

## Leichen-Begängniß des Vice-Admirals Marquis von Sercey.

In ihren weiten Büchern vermag die Geschichte nicht alle mit dem ehernen Buchstaben einzugraben, wie sie es verdienen. Eine einzelne That wird durch einen sonderbaren Zufall auf die Nachwelt vererbt, durch eine einzige That setzt sich ein Name oft ein unvergängliches Monument, während sich ein anderer Name in unbenützten Archiven verliert, da doch des Mannes Leben durch eine Häufung von Verdiensten jene einzelne That hundertfach zu überwiegen im Stande wäre. Wie viel spricht man von Codrington wegen seiner Schlacht, die er mit einer dreifachen wohl geordneten Marine gegen eine halb barbarische einfache Seemacht gewonnen hat, und wenig von Sercey, den Frankreich, wenn es dankbar seyn will, seinen ruhmwürdigsten, verdienstvollsten Männern beizählen muß. Mit dem dreizehnten Jahre war er bereits bei der Marine, mit dem siebenzehnten hatte er zwei Feldzüge bei den Antillen und eine Entdeckungsreise nach den australischen Ländern gemacht. Als im Jahre 1798 der Krieg zwischen Frankreich und England ausbrach, zeichnete er sich durch wichtige Kapereien und die Geschicklicht

keit aus, womit er mehre Transporte von Truppen und Lebensmitteln, gegen welche die Engländer bedeutende Flotten ausgesandt hatten, an den Ort ihrer Bestimmung begleitete. — Während des amerikanischen Freiheitskrieges war er stets auf der See und trug nicht wenig zum Siege der edeln Sache bei. Im Jahr 1793 zum Admiral ernannt, nahm er glorreichen Antheil an den furchtbaren Kämpfen. Trotz der zahlreichen englischen Schiffe, welche sich wie drohende Citadellen hinter jeder Welle im Ocean erhoben, begab er sich nach der Insel St. Domingo, und gab Tausenden von unglücklichen, durch die Schwarzen mit Schwert und Dolch verfolgten, Pflanzern einen sichern Zufluchtsort auf seinem Geschwader. Ganze Monate hindurch ernährte er sie auf seine Kosten und verließ sie nicht eher, als bis er sie auf dem gastlichen Boden der vereinigten Staaten untergebracht hatte. — Im Jahr 1795 wurde er mit einer Schiffsabtheilung nach Indien geschickt und bis zum Jahr 1802, wo er nach Frankreich zurückkehrte, wußte er die französische Flagge in diesen entfernten Meeren in Achtung zu erhalten. Die Wiederherstellung des Friedens auf Ile de France, die Vertheidigung nnd Befreiung von Batavia, die Zerstörung der englischen Flotte waren die Resultate dieses langen, denkwürdigen Feldzuges. — Er hatte den Dienst verlassen und wohnte im Jahr 1810 auf Ile de France, als die Engländer diese Kolonie angriffen. Sogleich bot er sich dem braven General von Lain, der die Insel commandirte, an, und Beide vertheidigten sie, so viel in ihren Kräften lag. Im Jahr 1814 wurde Admiral Sercey nach England geschickt, um die Ketten der französischen Seeleute zu brechen, die seit zwanzig Jahren am Bord der englischen Pontons in Gefangenschaft schmachteten. Seit dieser Zeit entzog er sich dem activen Dienste; aber bei den Verhandlungen über das Marinewesen wurde sein Rath vielfältig und mit großem Nutzen beigezogen.

Den 12. August dieses Jahrs fand sein Leichenbegängniß, unter dem Geleite aller Celebritäten der Marine und Landarmee, die sich in Paris befanden, statt. Sein alter Kamerad, Admiral Willaume, sprach am Grabe rührende Worte über die Ansprüche des Hingeschiedenen an dem Nationalruhme. Unter den ausgezeichneten Seemännern, welche dem Verstorbenen die letzte Ehre erzeigten, bemerkte man den bekannten englischen Admiral Sidney Smith, der sich mehr als einmal auf der See mit eben diesem Sercey gemessen hatte, den er jetzt zur letzten Ruhestätte begleitete.

## Vermischtes.

Die zoologische Gesellschaft in London hat vier Giraffen erhalten, und dieselben in die ihr zugehörende Menagerie bringen lassen. Der Reisende, in dessen Besitze dieselben gewesen waren, ist ein Franzose, der sich solche Thiere in den Wüsten Oberägyptens zu verschaffen wußte. Vier von diesen Thieren sind während der langen Ueberfahrt gestorben. Derselbe Reisende wird sich in kurzer Zeit wieder nach Afrika begeben, um daselbst wo möglich ein Nilpferd zu holen. Bei einer früheren Reise war es ihm gelungen, ein junges zu fangen; aber durch die Nachlässigkeit eines Wärters verlor er es wieder in Alexandrien. Seit der Römerzeit hat man nur ein einziges lebendes Nilpferd in Europa gesehen. Die Giraffen der Londoner Menagerie sind jünger und folglich kleiner und minder schön, als die Giraffe des Jardin des Plantes in Paris. Drei sind männlichen und eine ist weiblichen Geschlechtes.

— Einem bei den letzten Assisen von Westminster zum Tode Verurtheilten, Namens Williams, ist es vor ein paar Tagen gelungen, aus Newgate auf eine ganz neue Art zu entkommen, die wohl wenige von seinen Kameraden nachahmen werden. Er scheint früher Schornsteinfeger gewesen zu seyn, und sein altes Handwerk nicht ganz verlernt zu haben. Er ist auf die fünf und sechzig Fuß hohe Mauer des Gefängnißhofes hinaufgeklettert und zwar einzig und allein mit Hülfe seiner Hände, seiner Knie und seines Rückens, mit Muth und Riesenstärke gegen den Winkel gestützt, den zwei Mauern von harten, genau an einander gefügten Steinen bilden. So bald er die Höhe erreicht hatte, spazierte er über die Dächer von mehren Häusern in Warwick-Lane, bis er auf einem derselben ein Fenster entdeckte, an dem der Laden offen stand. Die Gelegenheit ist günstig, er springt zum großen Schrecken einer Frau hinein, welche hier arbeitet und glaubt, es sey um sie geschehen. „Der Herr erbarme sich unser," ruft sie aus. „Amen!" antwortete Williams, „denn Niemand würde sich meiner erbarmen, wenn Ihr es nicht thut." „Oh! mein Gott, mein Gott," sagt das Weib noch voll Schrecken. „Wo kommt Ihr aber her?" „Wo ich her komme? Aus Newgate, Gott verdamm. Wo soll ich beim Teufel denn sonst herkommen? Wäre ich noch einen Tag da unten geblieben, so würde man mich hängen, sonst Nichts." Das arme Weib macht drei Schritte rückwärts, Williams drei vorwärts, sucht die Treppe zu gewinnen, springt auf die Straße und läuft noch.

# Telegraph von Deutschland.

## Frankfurter Theater.

Man liest und hört so viel über den Verfall des Frankfurter Theaters, daß man fast daran glauben möchte. In der Wirklichkeit ist es so arg nicht. Durch den Abgang der Herren Schmezer, Marrder und Fischer, so wie der Damen Fischer-Achten und Benesch sind allerdings Lücken entstanden und haben wir allerdings Verluste erlitten, — aber die Fächer der Herren Marrder und Fischer sind durch die Herren Jaskewitz und Dettmer schon wieder besetzt, und auch für die andern wird sich Rath und Ersatz finden. In unsern Tagen der Concurrenz gibt es von den meisten Dingen mehr als Ein Exemplar, und wann der Eine geht, so kommt der Andere. Mad. Ernst bleibt vorläufig in Frankfurt, und sie ist doch wohl eine Sängerin, die unserer Oper nur zur Zierde gereichen kann. Was Tenoristen betrifft, so befinden sich deren gegenwärtig fünf in unserer Mitte, und wir werden zu wählen haben. Nicht weniger sind jungen Schauspielerinnen Gastspiele eröffnet. Die Oberdirektion thut also ihre Schuldigkeit, und was kann man mehr verlangen? Wird auf solche Weise das Theater zu Grunde gehen, wird man das Haus schließen müssen? O nein, ihr lieben Leute! — weint nur nicht gar zu bitterlich. Noch gelten unsere Brabanterthaler 2 fl. 42 kr., und noch hat sich wegen Abgang der Mad. Fischer kein Enthusiast in die Fluten des Mains gestürzt. Unsere Bühne ist im Augenblick ein wenig unpäßlich, — aber todtkrank, wie Viele lamentiren, ist sie nicht. Referent appellirt gern an das Forum der gesunden Betrachtung.

(Didaskalia.)

## Schauspieler-Anekdote.

Ein Schauspieldirektor hatte ein Faktotum: Inspicient, Requisiteur, Proben-Ansager in einer Person. Nur ein einziges Mal war diesem vielbeschäftigten Manne eine kleine Rolle zugetheilt worden, ein meldender Haus-Hofmeister, der nichts zu sprechen hat, als: „Wenn es gefällig ist, zur Tafel.“ Er entledigte sich seines Auftrages ganz gut. Da nun zur Vorstellung der „Maria Stuart“ der Sherif fehlte, welcher die unglückliche Königin zur Hinrichtung abholen muß, so übergab man die Charge in Ermangelung eines Schauspielers wieder dem Faktotum. Der geschmeichelte Requisiteur kostümirte sich mit allem möglichen Fleiß, schminkte sich rothe Backen, und trat, den weißen Stab in der Hand, sehr ernst und würdevoll ein. Die trauernde Maria machte ihm aber eine zu lange Pause. Er glaubte sich nicht bemerkt und meinte, es sey wohl an der Zeit, durch glückliches Improvisiren die Königin von seiner Ankunft zu benachrichtigen. Zwei Schritte vorwärts tretend, mit dem Stabe auf die Thür zeigend, sprach er ganz im Charakter des Hausshofmeisters: „Wenn es gefällig ist, zum Tode!“

## Wichtiges Geheimniss.

In einem Pesther Blatte steht folgende Ankündigung wörtlich: „Ein durch vieljährige Erfahrung erprobtes Mittel, wie man Gänse binnen 14 Tagen nicht nur außerordentlich schmackhaft machen, sondern auch so kräftig mästen kann, daß sie 3 Kannen Fett oder erstaunlich große Lebern ihrem Besitzer verschaffen. Nebst einer „für die Menschheit“ erprobten wohlthätigen Belehrung, das im Frühjahr so häufige Sterben der jungen Gänse zu verhüten. Allen Gänsebratenfreunden und Landleuten abermals gewidmet und zum Versuche vorgelegt von J. J. in S. Dritte vermehrte Auflage. Gesiegelt 6 kr. C. M.

## Berliner Strafsen-Unterhaltung.

Bon Schur, Fernand, wo schwiewste denn hin? ....

— Gen Pankow —

Per pedes, in manu baltimorum stockibus? — Biste denn mit hinlänglichen Larschang versehn? ....

— Wui Musie, schä mong Wochelohn —

Wie ville bedrägt Wotter Appanasche uf de Woche? ....

— Le Mäter de la Stiebel a la Mode de Pari haben mit mich noch nich gerechent, jedennoch ick habe eenen Extravorschuß von duse Groschens a la Silber —

Bong! — Die frühe Weißen, erküso, die de da anhast, sind aber noch von det Jahr 25 von donnermals, wo der Boom in den Blitz geschlagen hat. Ick bemerke an solchen frühen Weißen eene extraordinäre Pluderität, se sind ja nochweetlestiger, wie'n Grenzprozeß. Hoc non amabus anjetzo ....

— Wat geht mir Amabus an? — Ick amorire vor mir alleene, wat mich gefällt. Mein Ju is eenzig in seiner Art —

Doch bong! — Doch, wat kost'n Dich det graue Milchpferd, welches beinah wie'n Sommerrock auszusehn scheint?

— Hat mich mong Mondör angefertigt, Na, rath' mal, wat er dich kosten thut —

Dämulus es — mich kost' er gar nischt. Wat kost' er aber Dich?

— Zwee Daler 25 Sgr. in Gold —

Da is woll ooch gleich der Kaminvorseher mit bezahlt, der Dich als Weste ausnehmend kleedet?

— Die Weste? — Wußt bong Spaßvogel. Det is Rips —

Pardonnö, ick gloobt' et wat Gerapstes. — Ferdinand, ick muß mir anjetzt skizziren, ick bin zum Kaffee anatomirt, wat ist'n de Glocke?

— A la bonnör! — Is des'n Kieselsteen oder 'ne Zilinderuhre? — Ne hörmal, Fernand, die mußte in de Chausseesteener Verkleenerungs-Anstalt schicken, det se de Pellen abkloppen, oder bind' se Dich uf de linke Backe und geh int Klinikum, so denken se doch, Du hast'n Gewächse un da bekommste freie Medecin. Geht et denn — det grahamsche Meesterstücke?

— Wui Musje, wenn man se schüddelt!

Det brauchste nich. Denn will ick Dich wat besserſch sagen. Du steckst nemlich bewußte stehende Uhr in de Tasche un machst 'ne Reise nach'n Haag, so wird selbige ooch mitgehn, und hör mal, wenn eene Uhr bis nach'n Haag gehn duht, det is allens mögliche. Aber eh' de abreist, mußte Dir vorher ufziehn lassen un denn komme man bei mich. Ick rekommendire mir ....

— Loof! — (Für sich.) Der weeß ville, wat Eleganz un Mode anbelangen duht. —

(Beob. a. d. Spree.)

## Allerlei.

In Danzig lebt ein bejahrter Rentier, der in so fern der Klasse der Sonderlinge beizuzählen ist, als er, schon seit mehren Jahren, Abends mit Ueberziehschuhen von starkem Leder zu Bette geht, weil man ihm einst prophezeiht hat: er werde durch Eintreten in Glasscherben seinen Tod finden. Uebrigens wird auch alles Glaswerk von seinem Hausgeräth fern gehalten.

— Der Zieler Joseph Kamhüber in der Au und der Buchbindergesell Polzmacher von München, welche mit eigener Lebensgefahr, der erste ein Mädchen von sechs Jahren und der andere einen achtjährigen Knaben vom Ertrinken retteten, wurden für ihre edle That öffentlich belobt und von den Behörden mit Einem Kronenthaler belohnt. (!) (Münchn. Tagbl.)

## Nekrologe.

In der Nacht vom 16. auf den 17. d. starb der Bischof Ignaz Albert von Riegg zu Augsburg in seinem neun und sechszigsten Lebensjahre, dieser Priester war ein Mann von seltenen Geistesgaben und wirkte als Oberhaupt der Diözese Augsburgs stets strenge im Geiste, im Willen der göttlichen Lehre.

— Zu Hannover starb am 10. August der als Schriftsteller rühmlichst bekannte geheime Rath Rehberg in seinem achtzigsten Lebensjahre.

## Die artistischen Beilagen.

Wir übergeben unsern Lesern mit dem heutigen Hefte:

1) Neuestes Portrait und Facsimile des Fürsten Talleyrand (London 1835).

2) Lied von Lindpaintner.

August Lewald

# Die Frauen-Perücke.

## I.

Vergangenen Sommer ſtieg ich im beſten Gaſthofe von Belfaſt ab. Lautſchallendes Gelächter lockte mich in das Gaſtzimmer. Eilf oder zwölf Fremde umgaben einen langgewachſenen Mann, der Erzähler des Kreiſes zu ſeyn ſchien, und hielten vor Lachen ſich die Seiten. Der Urheber dieſer lärmenden Freude war eine Geſtalt, wie man ſie nie vergißt. Callot's und Cruikſhank's Crayon hat nie eine groteskere ſkizzirt. Denkt Euch einen Mann von ſechs Fuß Länge, deſſen Taille zwei Hände umſpannen konnten. Er mochte ungefähr ſechszig Jahr alt ſeyn. Sein Schädel war kahl; nur am Hinterkopf hingen ſparſam einige graue Haare hinab, die geflochten und mit einer Bandſchleife geſchmückt einen dünnen und langen Zopf bildeten, welcher den Takt zu den Worten des Erzählers auf dem Rücken ſchlug. Seine Haut war durch die Sonne gebräunt, ſeine Naſe gebogen, ſein Kinn hervorſpringend, ſein Mund ungeheuer breit und ſein Blick ſchielend. Seine Heuſchreckenbeine ſteckten in zwei eng anliegenden Beinkleidern von Hirſchleder; ein blauer Ueberrock mit Uniformknöpfen und rothen Aufſchlägen zwängte ſeinen ausgetrockneten Rumpf zuſammen; lange, mit ungeheuren Sporen bewaffnete Stiefeln beſchloſſen ſeinen Putz. Dazu kam noch, daß ſeine linke Hand eine lange Poſtillonpeitſche hielt, und daß ſeine rechte mit aller Lebhaftigkeit der irländiſchen Pantomime geſticulirte. Meine Neugier ward zu ſehr aufgeregt, als daß ich der Verſuchung zu widerſtehen vermocht hätte. Sobald das laute Gelächter ſich ein wenig gelegt hatte, legte der Redner ſeinen Zopf, der während der heftigen Bewegung ſeiner ganzen Figur über die Schulter geſprungen war, wieder zurück, und begann auf's Neue:

„Meine Herren, was Sie ſo eben hörten, beweiſt, daß große Ereigniſſe oft ſehr kleine Veranlaſſungen haben; allein ich will Ihnen eine andere, noch mehr bewunderungswürdige Geſchichte erzählen, deren Wahrheit ich Ihnen gleichfalls, und ſelbſt bei meinem Wort als Offizier und Irländer, verbürge.

Eben jetzt sind gerade dreißig Jahre verflossen, als die ostindische Compagnie, in deren-Dienst ich zu stehen die Ehre hatte, dem Peischwa von Surindab den Krieg erklärte.

Die Ursache dieses Krieges ist nie öffentlich bekannt geworden, allein ich weiß sie, denn ich war vom ersten Anfang an darin verwickelt; allein Sie werden mir kaum glauben wollen, wenn ich Ihnen sage, daß der ganze indische Continent in Bewegung gesetzt, 100,000 Rupien verbraucht und 150,000 Menschen (bei Gott!) um einer Perücke willen geopfert wurden! Ja, ja, wegen einer Perücke!

Es ereignete sich einst, daß im Dunkel der Nacht das Gepäck des Generalgouverneurs gestohlen ward, worunter sich auch die Perücke seiner Frau befand. Diese Perücke ward für fünfzig Rupien dem Peischwa von Surindab verkauft, welcher in der Meinung, er sey der rechtmäßige Besitzer, sein kahles Haupt damit deckte, und dadurch in seinen eigenen Augen und in den Augen seiner Unterthanen einen höheren Glanz sich erwarb. Die Begeisterung stieg sogar auf solche Höhe, daß ein neuer Titel dem Katalog der Würden Seiner indischen Majestät hinzugefügt wurde; dieser war: „Groß-Perücke," und ward unmittelbar hinter „Bruder der Sonne und Vetter des Mondes" gesetzt.

Das Verschwinden der Perücke ward aber in Calcutta bald bemerkt. Die Gemahlin des Gouverneurs verfiel in heftigen Zorn und wollte, nach zweimaligen Nervenkrämpfen, man solle sogleich an den Mauern von Calcutta Proklamationen in indischer, persischer, syrischer, coptischer, arabischer, hebräischer und sinesischer Sprache anschlagen. Eine große Belohnung ward dem Ueberbringer der Perücke versprochen, und derjenige, bei welchem man sie fände, solle, hieß es, auf den Altären des großen Gottes Juggernaut geschlachtet werden. Sie können sich, meine Herren, den Schrecken denken, der sich hierauf in Calcutta verbreitete. Die Hindus empfahlen sich den Krokodillen; die Mahomedaner kauten eine doppelte Ration Opium und rauchten eine Pfeife mehr wie gewöhnlich, wobei sie bei jeder Rauchwolke den heiligen Namen des Propheten aussprachen und sich mit dem Gedanken tröstete, sie würden, wenn sie für die verfluchte Perücke sterben müßten, auf den Armen der Huris sogleich in die Schatten des Paradieses hinübergetragen werden.

Die Grimassen der armen Chinesen können Sie sich denken. Sie riefen ihren Gott Fum an und brummten zwischen den Zähnen: Berührt man nur ein Haar unserer Zöpfe, so wird unser himmlischer Kaiser Kien-long mit seiner unsterblichen Armee kommen und Calcutta von der Oberfläche der Erde vertilgen.

Kein menschlicher Verstand konnte die Lösung dieser Verwickelung voraussehen, als ein Kurier der Gemahlin des Gouverneurs die Nachricht überbrachte, ihre Perücke ziere das Haupt des Peischwa von Surindab. Diese Nachricht verdoppelte ihren Unwillen. Eines Abends ließ sie mich rufen: Oberst, redete

ſie mich an, Sie ſind ein tapferer und muthiger Offizier, und ich verlaſſe mich auf Sie wegen einer ſchwierigen Sendung. Ich ließ Ihnen ein glänzendes Gefolge bereiten, wie es meinem Geſandten geziemt. Erweiſen Sie ſich als würdig meines Vertrauens; begeben Sie ſich an den Hof des Peiſchwa und verlangen Sie meine Perücke zurück.

Am nächſten Tage befand ich mich ſchon vor Sonnenaufgang mit meiner Caravane auf der Reiſe. Sie war lang und ſchwierig. Endlich erreichten wir die Hauptſtadt des Peiſchwa, und ich ward ihm ſogleich vorgeſtellt. Ich ſetzte ihn in Kenntniß von dem Gegenſtande der Geſandtſchaft meiner erhabenen Gebieterin.

Der Peiſchwa war ein kleiner, kurzer und dicker Mann; eine dicke und glatte Naſe, eine Haut von der Farbe des Mahagony und drei und ſechszig Jahre bewirkten bei ihm eben kein ſtattliches und würdevolles Ausſehen. Er trug Sandalen und breite leinene Beinkleider. Sein Haupt war von einem weißen, mit Diamanten geſchmückten Turban umwunden, unter dem die Locken der nur zu ſehr berühmten Perücke hinabhingen. Ein ſcharlachfarbenes, ſeidenes Gewand, deſſen Stickereien alle Myſterien der indiſchen Mythologie darſtellten, reichte von den Schultern bis auf die Füße. Sein dicker Bauch ward von einem mit Amethyſten beſetzten Gürtel eingeſchnurt, der einen Dolch mit Diamanten am Griff, einen langen Säbel und ein Paar ſpaniſcher Piſtolen trug. Seine Hoheit ſaß auf einem Thron von Gold und Elfenbein, umgeben von einer Menge Bewaffneter mit trotzigem Ausſehen. Der Ceremonienmeiſter, als er mich einführte, empfahl mir, mich niederzuwerfen und eine beſtimmte Anzahl von Salem aleos auszuſprechen; allein ein Irländer beugt die Knie nur vor dem Papſte. Dieſe Kühnheit brachte ihn ein wenig außer Faſſung ſeine Züge nahmen einen ſo furchtbaren Ausdruck an, daß alle meine Fibern ſich zuſammenzogen, als ſchwebte der Stock ſchon über meinem Haupte. Es ſchien mir unmöglich, mit weniger als mit einer Baſtonade davon zu kommen, wie ich dachte, konnte ich mich glücklich ſchätzen, wenn mir mein Kopf auf den Schultern blieb. Allein ich täuſchte mich, meine Hartnäckigkeit blieb ungeſtraft, und der Peiſchwa, nachdem er ſich von der erſten Aufregung erholt hatte, fragte mich höflich nach dem Gegenſtande meiner Miſſion.

— Erlauchter Peiſchwa von Surindab, erwiderte ich, ich erſcheine vor Euch als der ſehr unwürdige Geſandte einer keuſchen und tugendhaften Dame, der Gemahlin des unbeſiegbaren Gouverneurs aller Indien, um eine Perücke zurückzufordern, die einer Eurer Unterthanen auf betrügeriſche Weiſe ihr entzogen, und die ich jetzt auf Eurem königlichen Haupte erblicke. — Dies war meine Rede. Seine Hoheit ſchien plötzlich von einem Sonnenſtich getroffen zu werden; ihr Geſicht ward ſo dunkel, wie Campecheholz, ihre Zähne klapperten und ihre Augen traten aus den Höhlen hervor; ihre Hand berührte abwechſelnd den Dolch, den Säbel und die Piſtolen. Zittern ergriff alle meine

Glieder; ich warf um mich her schnelle Blicke; die Garden legten die Hände an die Griffe ihrer Säbel, der Visir lud seine Pistolen. Der Kopf fing an, sich mir zu drehen, und ich erwartete jeden Augenblick im Innern meines Leibes neun Zoll Stahl oder eine Unze Blei zu fühlen; allein der Peischwa schien sich zu besänftigen. Er neigte sich zum Ohre des Visirs, der seine Pistolen wieder in den Gürtel steckte; auch die Garden stießen ihre Säbel wieder in die Scheiden zurück.

— Was wird mir denn geschehen, fragte seine Hoheit mit spöttischer Miene, wenn ich mich weigere, die Perücke herauszugeben, welche die keusche und tugendhafte Gattin des unbesiegbaren Gouverneurs aller Indien für zweckmäßig befunden hat, von mir zurückzufordern?

— In dem Fall, erwiderte ich, hat Seine Herrlichkeit mir befohlen, Ihnen sogleich den Krieg zu erklären; man wird Sie Ihrer Besitzungen berauben, welche die Compagnie mit ihrem Gebiet vereinigen will; Ihr Name wird für ehrlos erklärt und endlich werden Sie als Hehler gestohlenen Gutes gerichtet, verurtheilt und gehängt.

Meine Rede muß wohl energisch gewesen seyn, denn ich erstaunte selbst über die Wirkung meiner Beredsamkeit. Das kupferfarbene Gesicht des Peischwa zeigte alle Farben des Regenbogens. Seine Haut ward schwarz, blau, braun, grün; sein Mund schäumte, als litte er an epileptischen Zufällen. Er verfluchte mich im Namen Brahma's, Wischnu's und Schiwa's; er schwur, mich den Priestern zu überliefern, damit mein Blut die erzürnten Götter sühne. Als seine Stimme endlich freier ward und durch seine Flüche hindurchbrach, rief er aus: Werft ihn in's Gefängniß! Er wagt es, den Peischwa von Surindab zu beschimpfen! Dem Vetter des Mondes, dem Bruder der Sonne, der Groß-Perücke, dem Herrscher der Sterne, dem König der zehntausend Krokodille, dem Commandanten aller Elephanten, dem Vater der Schlangen, dem Großtrinker des Weins, dem erlauchten Esser des Büffelfleisches, einem Prinzen zu trotzen, der hundert und sechszig Pfund wiegt, der fünfhundert Frauen und ein Heer von Verschnittenen besitzt! Man führe ihn fort, man haue ihn in Stücke, man erdroßle ihn, man gebe ihm die Bastonade, man rasire ihn, man reiße ihm die Augen aus! — So lautete der wüthende Ausruf des erbitterten Peischwa von Surindab; ohne Umstände schleppte man mich aus dem Saale und warf mich in einen schwarzen Kerker mehr als zwanzig Fuß unter der Erde.

Einige Fußtritte hatten mir meine neue Wohnung angewiesen. Sobald ich allein war, dankte ich dem Himmel, noch zu athmen; als ich aber die wahrscheinliche Entwicklung meines Abenteuers überdachte, schien meine letzte Stunde nur um ein Kurzes hinausgeschoben zu seyn. Ich befand mich in der Höhle des Tigers und war ohne Mittel, seinen Klauen auszuweichen. Deßhalb

entſchloß ich mich, dem Glück kühn zu trotzen und als Mann von Muth zu ſterben, weil mir der Tod doch einmal gewiß war.

Die Zeit ging während dieſer düſteren Gedanken vorüber; eine Stunde folgte auf die andere, und ich war noch am Leben. Als ich mir die Drohungen des Peiſchwa in's Gedächtniß zurückrief, wunderte ich mich, noch nicht gepfählt, enthauptet oder geſchoren zu ſeyn. Die letzte Drohung ſchreckte mich übrigens durchaus nicht, denn mein Bart war ſchon ſehr lang, und der Peiſchwa hätte mir einen großen Dienſt durch Zuſendung ſeines Barbiers erwieſen. Die Helle des Tages ging immer mehr und mehr in den Abend über; allmählich erloſchen die ſchwachen Strahlen, welche durch ein Luftloch in meinen Kerker drangen, und wichen dem dichteſten Dunkel.

Ich befand mich in der Einſamkeit und im Schweigen des Grabes. Was ſollte ich beginnen, um die Phantome zu verſcheuchen, die in der Stunde uns umſchweben, welche wir für die letzte unſeres Lebens halten? Wäre wenigſtens meine Cigarrenbüchſe noch gefüllt geweſen, oder hätte mir meine Feldflaſche noch Branntwein ſpenden können; allein ich war der einzigen Freude von Unglücklichen, des Tabaks und der Liqueure beraubt! Ich verſank in die tiefſte Schwermuth, und dieſe hätte mich gewiß zu einer verzweifelten Handlung verleitet, wären die Garden nicht ſo vorſichtig geweſen, mir meine Waffen zu nehmen. Hätte ich nur ein Federmeſſer gehabt! Zwar hatte ich noch meine Cravatte; auch blieb mir noch das Hülfsmittel, meinen Kopf an der Wand zu zerſchmettern, allein beide Todesarten widerſtritten meinen Ideen. Ich will Euch nicht die Zahl der Viſionen nennen, denen mein Geiſt zur Beute ward; ich dachte an Irland, mein theures Vaterland, ſah, wie alle meine Hoffnungen in der Knospe erſtarben; das Grab öffnete ſeinen ungeheuren Schlund, mich zu verſchlingen, und die Nacht, die mich mit ihren Fittigen umhüllte, war nur ein ſchwaches Bild des furchtbaren Dunkels im Sarge. Die Idee des Sarges beſitzt noch etwas Tröſtendes; aber auch ein Sarg ward mir verſagt; mein Leib ſollte den Krokodillen des Ganges zum Futter dienen. Allmählich ging ich vom Nachſinnen in Betäubung, und von Betäubung in Schlaf über. Ich erinnere mich, am Abend vor einer Schlacht einſt von einem Rendezvous der Liebe geträumt zu haben, und erhielt am andern Tage den Säbelhieb, der, wie Sie, meine Herren, ſehen können, mir die Stirne bearbeitet und ein Stück vom Ohre abgehauen hat, allein im Gefängniß des Peiſchwa ſtanden meine Träume nur zu ſehr mit meiner Lage im Wechſelverhältniß; ich träumte von Säbeln, Dolchen, Schlingen und Torturen; ich ſah meinen Feind auf dem Throne ſitzend und von tauſend Sklaven umgeben, die bereit waren, dem geringſten Winke ſeiner Augen zu gehorchen. Vom Himmel herab ſchienen die indiſchen Götter ihn zur Rache und zum Morde aufzureizen. Dieſe peinlichen Träume dauerten mehr Stunden, als ich plötzlich erwachte. Man öffnete die Thür.

— Die Stunde des Todes iſt gekommen, rief ich aus, Gott meiner Väter, Dir empfehle ich meine Seele. Der Anblick der Eintretenden beſtätigte nur zu ſehr meine Beſorgniß. Es waren zwölf Gardiſten des Peiſchwa, die ſich um mich herumſtellten und mit einem Kreiſe entblößter Säbel umringten. Ein Dreizehnter hielt eine Laterne und ein Vierzehnter entrollte einen langen Strick, den er um den Arm gewickelt hatte. Vier Soldaten ſtießen ihren Säbel in die Scheide und halfen dem wilden Träger des Stricks, mir die Füße und Hände zu binden; vergeblich war mein Widerſtand; ich mußte der Uebermacht weichen. Da ſie mich auf ſolche Weiſe zurichteten, glaubte ich einen Augenblick, ſie würden mich lebendig braten, und bat ſie in indiſcher Sprache, mir doch lieber den Kopf abzuhauen; ſie antworteten mir nicht; vielleicht waren ſie ſtumm. Einer von ihnen begann mit der größten Kaltblütigkeit mir den Kopf zu ſcheeren; in weniger als einer Viertelſtunde war mein Schädel eben ſo nackt als an dem Tage, wo man meinem Vater ſagte: „Ein Sohn ward Euch geboren.“ Man band mich los; ſogleich fuhren meine armen Hände auf den Kopf zu: kein Haar war mir verblieben, mein Schädel war ſo glatt, wie der eines mit Firniß überzogenen Skeletts. Drei Hiebe mit der flachen Säbelklinge gaben mir zu verſtehen, daß ich aufſtehen müßte; zwei Gardiſten packten mich bei den Ohren und führten mich aus dem Kerker; Mit welcher Freude ſah ich den Himmel wieder, den ich wiederzuerblicken ſchon aufgegeben hatte. Mein Barbier brach hier zuerſt das Schweigen: — Kehrt zurück, woher Ihr gekommen ſeyd, Herr Geſandter, waren ſeine Worte, und geht ſchneller, wie eine Schildkröte, denn erblickt Euch die Sonne eines zweiten Tages auf dem Gebiete des erlauchten Peiſchwa von Surindab, ſo bleibt Euer Kopf am dritten Tag nicht länger auf den Schultern ſitzen, und Euer Leib ſoll den Krokodillen zur Speiſe dienen. — Dann gab er mir zum Abſchied einen Fußtritt auf denjenigen Theil des Körpers, womit Cäſar zuerſt von Afrika Beſitz nahm. *)

Ich war ohne Haare und meine Taſche ohne einen Heller. Denkt Euch meine Lage! Ein Anderer hätte ſich der Verzweiflung überlaſſen. Ich war bereit, auf das Leben zu verzichten, allein mir fiel ein, daß ich mit dem Leben zugleich meine Rache aufgeben müßte. O, dicker, elender Peiſchwa, rief ich aus, wärſt Du ein Saladin, Du fändeſt in mir einen Löwenherz, der Rechenſchaft für die Beleidigung fordern würde. Aber ſchicke ich Dir eine Herausforderung, ſo läßt Du mich hängen oder pfählen, denn von einem Wilden, wie Du es biſt, kann man nicht erwarten, daß er die Geſetze des Ritterthums beobachtet. Allein iſt auch meine Rache nicht ſo ſchnell, ſo iſt ſie deſto gewiſſer. Elender Tyrann von Surindab! Ich reiſe ab, aber ich

*) Cäſar fiel nach ſeiner Landung in Afrika vom Pferde. „Es iſt kein Fall,“ ſprach er zu ſeinen Gefährten, die über dies Vorzeichen beſtürzt waren, „es iſt eine Beſitznahme.“

komme wieder! Meine Beleidigung will ich meiner erhabenen Gebieterin enthüllen, und weigert sie sich, meine Sache zur Ihrigen zu machen, dann sind Wahrheit und Ehre auf der Erde nur eitle Namen.

Als ich diesen Entschluß einmal gefaßt hatte, suchte ich einige Leute meines Gefolges aufzufinden; allein ich sah mich in dieser Hoffnung getäuscht, und mußte mich allein auf den Weg machen.

Ein günstiges Schicksal führte mir einige Stunden von der Hauptstadt einen prächtigen Renner mit reicher Decke entgegen. Sein Herr hatte ihn wahrscheinlich wegen eines dringenden Geschäfts auf einen Augenblick verlassen. In den fürchterlichen Umständen, worin ich mich befand, machte ich mir kein Gewissen daraus, das schöne Thier zu besteigen, welches die Vorsehung mir absichtlich in den Weg gestellt zu haben schien. Vom Himmel so sichtbar begünstigt, verfolgte ich meinen Weg theils unter der brennenden Sonne des Tages, theils beim Mondschein der Nacht. Nach einer Menge von Abenteuern, nachdem ich hundertmal von Horden indischer Räuber verfolgt war, nachdem ich den Tiger und die Boa constrictor auf dem brennenden Sand der Wüste verdurstend im Todeskrampf geschaut und Berge erstiegen hatte, deren Fuß von den Strahlen eines ewigen Sommers verbrannt wird, während die Gaben eines ewigen Frühlings den Gürtel schmücken und der Gipfel in dem eisigen Reiche des Schnee's sich verliert; nachdem ich endlich mehr Wunder geschaut und mehr Gefahren überstanden, wie Ihr Alle Haare auf dem Kopfe habt, erreichte ich Calcutta, das Ziel meiner Pilgerschaft.

Sogleich begab ich mich zur Gemahlin des Gouverneurs. Als sie meinen entblößten Schädel, meine zerrissenen Kleider, meinen Körper, mager und schwach durch die Uebel, welche ich für sie erlitten, erblickte, ward sie von Mitleid bewegt und vergoß einen Strom von Thränen. Als ich ihr aber die Ursache meiner Uebel, die Verweigerung der Perücke und die Art berichtete, wie der Peischwa von Surindab in der Person ihres Gesandten sie selbst beschimpft hatte, wandelte sich die Stimme des Mitleids in Töne der Wuth

Sie befahl mir, ihr zu folgen, und lief sogleich zu ihrem Mann, dem Gouverneur, welcher gerade eine Pfeife rauchte, und in eine duftende Tabackswolke gehüllt, sich ein Paquet Depeschen vorlesen ließ. Seine Excellenz war ein kleiner, ausgetrockneter, mürrischer Mann, der besonders Vergnügen daran fand, Andere zu beißen, aber vollkommen unter dem Pantoffel seiner Frau stand. Während er Indien tyrannisirte, verfuhr Mylady bei ihrem Mann auf dieselbe Weise.

— Mylord, redete sie ihn mit klagend zärtlichem Ton an, Sie haben meine Perücke doch nicht vergessen?

— Nein, bei St. Georg! erwiderte der Gouverneur und blies eine Rauchwolke seiner Frau entgegen, wodurch sie gänzlich eingehüllt ward. Nein, bei

Gott! Ein ganz Land! Stelle ich es mir deutlich vorgestellt haben, so die Schiffe mit Land vor den Augen haben.

Diese unsere Worte machten ein unerklärliches Ding entgegenstehen. Der Bürgermeister im Gasthaus', in mir sich sagt: Herr Jesus! Wie bedeutend, daß die Menschen hier einige Augenblicke den Gedanken an einzelnen Leib und an Leute nun.

— Nun, Michael, sagen Sie auch? Nun, so schauen Sie heraus, daß der Bürgermeister vom Gasthaus' nicht allein meine Worte hören, sondern auch die Wirklichkeit der Gedanken in der Nähe sehen können Wissen, meine Allgemeinen, verlegen, daß ich beunruhigt, die geschäftlichen. Gewissen Sie diesen Land!

Der Gouverneur nahm seine Brille aus dem Etuche, betrachtete mich aufmerksam, daß ich das unendliche Wissen auf der Stelle, wo Sie Augen wollte mir's Gefühl, und gab dieses Gemüthe des Verlobungs: Er nahm mich Gesicht von Gesicht der Gesicht verschwunden, so Gesicht, wollen aber nicht wissen, und Michaels Hause in Gesichte nicht eine andere bekommen.

Nach Worte der Verlobung kamen die Gründung einiger Wissenschaften, die in der Gesellschaften wissen; Michael hatte Gesellschaft als Gesangs.

Der neue Mann, dem die Bürger ihrer Verwaltung anvertraut, sah bezeugt. Michael sagt von Verwaltungen verstehen werden, nahm gründen Land, nannte in Gabel Herr, sagte sie Schiff sei auch das Ist, die sie bei das auf hat werden Stelle zu Land.

— Nun, Michael, und ist ja das? Nicht Stelle Ein, ich gebrauche.

— Gründung Ein neue Verfassung des Land, und die Bürgermeister Gesellschaft.

— Sondern Menschen! sind der Gouverneur antworten, wegen einer Freiheit! Denken Sachen Ein wissen, Gründe Herr!

— Michael, ich brauche ein Stock. Ein andere ist herum, wenn der König mehr Gesicht erhielt wird. Innerlichen Ein die allerneue Verfassungen! Wieder ich Ihn Gabel Herr, in welchen Ein sein Gesellschaften wissen, meine Verfassung Ehre zu wissen.

— Verzeihen Sie mir, meine Herr. Ein verlieren Ihre Gründe, daß eben die meinen Augen haben nicht anzeigen Stelle. Ein Leben Ihr Vermögen zum Verlieren Ihnen Ihren Verlust Leute erfinden.

— Ich, Michael, die Gründe haben ich mir von Gründen herübergestanden: Ein ist mir der Verfassung das Verfassungen Gesellschaft, Ein Gesellschaft, Ein Staat meine Ehre, mir Stelle, die Ehre von Land Stelle Ein ist Gesellschaft, und die Ehren Ein, Ihre Stelle zu wissen.

Der neue Gouverneur hatte wissen werden empfangen, zu sondern.

— Mylady, antwortete er, ich biete Ihnen Alles an, was in meiner Macht steht, den Verlust auszugleichen. Befehlen Sie nur; ein Dreimaster der Compagnie soll nach London segeln und eine ganze Ladung von Perücken Ihnen bringen.

— Kein Spott, Mylord! Sie haben mich verstanden! Merken Sie es sich! Erklären Sie noch heute dem Peischwa von Surindab den Krieg, oder kommen Sie nicht mehr in meine Nähe! Mylord, ich werde Ihr Betragen meinem Bruder, dem Parlamentsglied, meinem Vetter, dem General, schreiben! Glauben Sie nicht, daß ein Mann ungestraft die Ehre seiner Frau gekränkt lassen darf, ohne daß der Schimpf auch nicht ihm anheimfiele. Noch einmal, Mylord, rathe ich es Ihnen, erklären Sie den Krieg.

Sie stürmte aus dem Saal und überließ den bestürzten Gemahl seinem Nachdenken. Der arme Mann wünschte sich zu allen Teufeln. Die Drohungen seiner wüthenden Gemahlin und andrerseits die Abgeschmacktheit ihrer Forderung verursachten ihm unaussprechliche Verlegenheit. — Kriegerklärung wegen einer Perücke! Was wird die Compagnie sagen! Aber wie wird meine Frau mit mir umspringen, wenn ich den Krieg nicht erkläre!

Der Gouverneur mußte einen Entschluß fassen. Er ließ seinen Sekretär rufen. Dieser war einer der größten Gelehrten Indiens, das wahre Haupt der Regierung, dessen Titularhaupt nur in einer Gliederpuppe im Tressenkleide bestand. Der Sekretär antwortete auf die Frage: „Ob man nie in Indien wegen einer Perücke Krieg geführt habe?“ Die Perücken wären dort unbekannt und hätten also auch keine Veranlassung zum Kriege geben können. Wenn aber die berühmte Fahrt der Argonauten einst wegen der Eroberung eines Vließes unternommen wäre, könne auch wohl eine Perücke Vorwand zum Feldzuge geben. Eine solche Unternehmung, fügte er hinzu, ist zwar mehr ritterlich wie nützlich, da aber Palmerin und Amadis sich nirgends mehr finden, so mögen die Söldlinge der Compagnie sich glücklich schätzen, einer so poetischen Sache zu dienen.

— Sie geben also ihre Zustimmung, sprach der Gouverneur; in dem Fall betreiben Sie die Verproviantirung des Heeres. Ich werde die Befehle zur Zusammenziehung der Truppen, so bald Sie diese entworfen haben, unterzeichnen. Eilen Sie ein wenig, denn meine Frau ist ungeduldig.

Das Gerücht verkündete dem Peischwa bald darauf die Kriegsrüstungen der durchlauchtigsten Compagnie. Man denke sich sein Erstaunen! Er hatte mit der Compagnie stets in gutem Vernehmen gestanden, und konnte den so ungerechten Angriff sich nicht erklären. Der Gouverneur und der Sekretär, die Gemahlin seiner Excellenz und ich wußten allein um das Geheimniß. Man nahm eine Verletzung des Gebiets der Compagnie, welche von unabhängigen indischen Horden ausgegangen war, die man aber den Unterthanen

des Peischwa zuschrieb, zum Vorwand. Mehr war nicht erforderlich. Alle Zeitungsschreiber verkündeten, die Compagnie habe eine schändliche Beleidigung erlitten. Die Absetzung des Peischwa und die Confiscation seines Reichs ward noch für die geringste Strafe erklärt. Der Gouverneur hielt eine allgemeine Revue über die zum Kampf bestimmten Truppen. Die Infanterie war durch Präcision ihrer Manöver ausgezeichnet, die Cavallerie trefflich beritten. Als ich die Federbüsche schweben, den Wald der Bajonette glänzen sah, als ich das Wiehern der Rosse, den Schall der Trompeten und Trommeln vernahm, wußte ich wirklich nicht, ob ich lachen oder weinen sollte.

Die Operationen begannen bald darauf. Bevor ich jedoch Calcutta mit meinem Regiment verließ, ließ mich die edle Gemahlin des Gouverneurs zu sich rufen und beehrte mich mit einer langen Unterredung auf dem Sopha ihres Boudoirs. Oberst, sprach meine Beschützerin, Sie sind jung und ich kann viel für Sie thun. Sie kennen die Ursache des Krieges: das Heer der Compagnie rächt die Beleidigung, welche ich zugleich mit Ihnen erlitt; allein dies ist ein Staatsgeheimniß und muß unter uns bleiben. Seyn Sie so klug, zu schweigen. Ihre Dienste habe ich nicht vergessen, allein ein noch größerer, den ich von Ihnen erwarte, wird Ihnen meine höchste Dankbarkeit sichern. Erfüllen Sie diese Bitte und verlangen Sie Alles von mir, was ein Weib gewähren kann, ein Weib, welches über Indien herrscht. Sie wissen ja, ich führe meinen Mann an der Nase herum, und bin der wahre Gouverneur Indiens. Doch dies bleibt unter uns.

— Trefflichste aller Frauen, rief ich knieend aus, und drückte ihre erhabene Hand an meine Lippen. Verfügen Sie über Ihren Diener. Das Glück, Ihnen gedient zu haben, wird stets meine süßeste Belohnung bleiben. Schönste aller Frauen, wie konnten Sie jemals eine Perücke tragen, denn Ihre Locken sind schwarz wie Ebenholz!

— Oberst, um keine Haarwickeln zu gebrauchen. Ein Mann, der von Morgen bis zum Abend raucht, ist doch wohl nicht werth, daß man zwei Stunden darauf verwendet, sich das Haar zu ordnen. Allein jetzt stimmen Sie Ihre Begeisterung ein wenig herab, um mich anzuhören. Entzückt Sie diese Unterredung, wollen Sie nicht, daß es die letzte bleibt, so müssen Sie meine Gunst um einen Preis erkaufen. Sey es nun Laune oder nicht, ich wollte diesen Krieg; dieser Krieg wird um meine Perücke geführt; erhalte ich sie nicht zurück, so ist mein Zweck nicht erreicht. Sie müssen sie mir bringen. Verzehren die Flammen Surindab und den Palast des Peischwa, dann durchsuchen Sie alle Winkel, retten Sie meine Perücke, Oberst, und überbringen Sie mir diese auf Ihrer Degenspitze. Hundert tausend Rupien werden Ihre Belohnung seyn.

— Bewunderungswürdige Frau, rief ich aus, warum erwähnen Sie die Belohnung eines Söldlings! Für Ihre Perücke verlor ich schon meine Haare;

allein meine Hingebung wird ſich noch als größer erweiſen, denn ſelbſt mein Haupt will ich wagen.

— Gehen Sie, Herr Oberſt, ſprach Mylady; vollbringen Sie meinen Willen und Ihr Glück iſt gemacht.

Hiemit ſchloß die geheime Unterredung.

Der Krieg wird aber nicht ſo leicht geführt, wie erklärt. Die Armee war noch nicht lange auf dem Marſche, als man bemerkte, diesmal ſey der Kampf kein Kinderſpiel. Die Veteranen wackelten mit dem Kopfe, die Rekruten ließen die Zungen weit aus dem Munde hängen. Die indiſchen Hülfstruppen lachten über unſer Trübſal, und verſprachen uns noch weit herbere Mühſeligkeiten.

Der Marſch von Calcutta zur Hauptſtadt von Surindab dauerte lange. Man mußte ſandige Ebenen durchziehen, ſteile und dürre Berge überſchreiten. Das ganze Land war ein Miniaturbild der Wüſten Afrika's und Arabiens, und um dieſe Aehnlichkeit noch mehr hervorzuheben, raubten indiſche Horden unſere Zufuhr, und ſchwärmten im Rücken unſerer Armee. Trotz dieſer Hinderniſſe, welche den Marſch eines angreifenden Heeres aufhalten, ward der Peiſchwa ſo oft geſchlagen, als er ſich blicken ließ. Dieſe immerwährenden Niederlagen hätten ihn klüger machen ſollen; doch dies war nicht der Fall. Er bedurfte einer noch härteren Erfahrung. Hinter einer Linie von Verſchanzungen bot er uns eine Schlacht an: wir nahmen jene mit dem Bajonett; ſeine Elephanten wurden ſämmtlich getödtet; ſeine Frauen und Beiſchläferinnen, welche ſeinem Heere folgten (dieſe Mode iſt übrigens nicht neu, denn Darius und Porus thaten ſchon daſſelbe), fielen mit ſeiner ſämmtlichen Bagage in unſere Gewalt; allein die Perücke war nicht mit dabei. Wüthend über die Niederlage, ſchwor er bei dem goldenen Barte ſeines Bruders Sonne, und bei den ſchönen Augen ſeiner Couſine Mond, er wolle uns ſämmtlich mit Leib und Seele, Infanterie und Cavallerie, im Ganges erſaufen laſſen.

Es fehlte aber wenig, ſo hätte er ſeine Drohungen erfüllt, denn ohne eine Kriegsliſt, welche Alles der Art von Hannibal und Andern bei Weitem übertrifft, und die ich die Ehre hatte, zu erſinnen, war das unbeſiegliche Heer der Compagnie verloren. Ja, meine Herren, ich rettete die Armee! Ohne mich ging das Heer, welches mit flatternden Fahnen und beim Schall der Trommeln Calcutta verlaſſen hatte, bis zum letzten Mann zu Grunde.

Vielleicht ſind Sie neugierig, die Einzelnheiten dieſes großen Ereigniſſes zu vernehmen. Hören Sie, aber mit Geduld.

Nach ſeiner Niederlage ſammelte der Peiſchwa die Trümmer ſeines Heeres auf der ungeheuren Bergkette, welche Thibet von Hindoſtan trennt. Haben Sie ſich, wie ich, durch claſſiſche Studien gebildet, ſo wiſſen Sie, daß dieſe Bergkette, welche gegenwärtig den Namen Himalaya führt, der Imaus der

Alten ift, auch als eine lange Reihe ungluͤcklicher Jahrgaͤnge ihnen folgte. Aber Gluͤck, wie Ehre in den Kleinen anerkennen, werden wir den Juͤngern, die Gluͤcklichen gehoͤren, zu Theil. Sie haben ihre Ehre, ihren Ruhm erfuͤllt.

— Was die Herbst-Ernte ſtet einer von den Jahren ein. — Viel, meine Herren, aber ich weiß nicht den Namen dieſer Jahre. — Ich kann zum Beiſpiel Ihnen eine Kombinat, meine Herren, der Jahre, die Ihnen in Erinnerung ſind, nennen. Drei ſind die Jahre, Schlechter, Schlechter, Schlechteres und viele Menſchen.

— Der Schlechte hatte vielleicht ſeine Vorzuͤge hinlaͤnglichen, bemerkte Jean.

Nein, er hatte ich bort kaum wahrnahm. Die Jaͤgdzeit zur Vergnuͤgen Herren war Vorbehalten und Beſtimmt, in Mai bis Juli Perſonen, wo der Hauer ihren Nachbar, noch Zaun um in ſeine Korn. Die Hauer war Dringen, bis einen Nahen hatte, meine und ich Erfahrung, die Aufſeher zu Hauern. Wenn in wenigſtens war er, die Hauer Dringen zur Liebzeiten zu getragen, heute er war auf und Hauer mit Schwarzwild verſtehen. Man ſahen die Hier Gutsbeſitzungen erfahren, allein bekam nicht die Felder meiner Herrn, und zahlreich erfolgte, aufgeweicht worden.

Dieſen Herrn behielt ich in nicht wahrlicher Ruhe. Ihre Leidenſchaft, welche Menſchen von Bildung geſtoͤrt hatte, war tuͤdtlich, und wenn ein Einwohner hatte ihr Anſehung, zu ihnen, wo ihre Briefe, der Bildung, ihren Gluͤckſeligkeit und jenen Tage Brief, in verſtorbenen und mit den Eingang und die gingen. Da hab ihr Briefe haben meine Thraͤnen Leben, Herren der Mann er, denen zuvor, wenn ihre Gattin Herren war mit ihnen, dem Mangel an Lebensbildnung, Unmaͤßigkeit, Unkenntniß alter wirken Mittel. Wenn dieſen Stammvater von Familienvater, der Gattin und Mutter, Gattin und Lehrer der Perſonen Seelen und eingebildeten, und halten den Mittelweg und ihren eigentlichen. Unterdeß hatte bei Interneſſe der Felder Gluͤcken und Pferde auf Gutsbeſitzer Weiſe eingerungen. Ich leidet erbaute auch nicht weiter, wenn ich noch in meinem Lebensjahr beſtreiten, bis ich, wie bei Kaͤlte Ehre, in Klima Geiſt mit mir benommen. Ich habe leider ihren Geiſt und von meinen Mittelmaͤßigkeit weinen.

Dieſe wuchten ich bei Magen ohne Leidenſchaft und die Beſtrebungen Gluͤck und Verluſte; der, wie, zum Begreifen Angriffen, den nicht bemerkte und beruhte.

Unter beiden Geſchichten Unmaͤßigkeit erhob ich zum Hauptzug ihr Ehre einer Haltung, und erhielt ſie.

— Erſchuͤtterte Gemuͤth, ſtreich ich und einigen jener Gemuͤther, die ich beim Geſtehen von Gutsbeſitz verweigert hatte, bei Eingang einer in meinem

von einem ſo trefflichen General geführten Armee raubt mir den Schlaf. Als ich mich vergangene Nacht auf dem Lager herumwälzte, ward mir ein Mittel zur Rettung offenbart. In den Gebirgen verborgen, wird unſer Feind unſichtbar. Einen Feind, den man nicht ſieht, kann man nicht ſchlagen; deshalb iſt der Peiſchwa unüberwindlich. Deshalb mache ich Ihnen den Vorſchlag, einen Luftballon verfertigen zu laſſen.

— Einen Ballon? fragte der General. Bei Gott! weßhalb? ich vermuthe zu einer Reiſe in den Mond.

— Erlauchter General, erwiderte ich, das Lachen verbeißend, ich bin nicht mondſüchtig, ſondern ein treuer Unterthan ſeiner großbritanniſchen Majeſtät, der ich eine ſchöne Armee unverſehrt gern erhalten möchte. Ich bin auch kein Aëronaut, ſondern ein loyaler Irländer, und bereit, meine erſte Luftſchifffahrt anzutreten, nicht um die Wolken zu beſuchen, ſondern um den Blick eines Adlers auf die Poſitionen des Feindes zu werfen, und einen genauen, ſorgfältig ausgeführten Plan Ihnen auszufertigen.

— Tapferer Jüngling! rief der General. Unerſchrockener Oberſt! Welche Idee! Bringen Sie mir den Plan! Geben Sie mir den Schlüſſel des Labyrinths, wo der Feind ſich verbirgt. Iſt der Durchgang geöffnet, ſo ſtürze ich mit meinen Grenadieren zum Angriff. Tapferer Oberſt, ich mache Sie zu meinem Adjutanten. Ja, Cochore mit Ihnen verglichen, war nur ein Pinſel, Vauban ein Eſel!

Bei den Worten umarmte er mich, und drückte mir die Hand ſo heftig, daß er beinahe mein Handgelenk verrenkte.

Nach drei Tagen erhob ſich ein mit Gold und Scharlach geſchmückter Ballon unter dem Zuruf des ganzen Heeres in die Wolken. Lebend genoß ich die Ehre der Apotheoſe. Nie glich ein Triumph dem meinigen. Die Trommeln wirbelten, die Kanonen donnerten, die Roſſe wieherten. Es war der ſchönſte Tag meines Lebens. Welch' eine angenehme Kutſche iſt doch ein Ballon! Sanft wie ein Kind ward ich im Schiff geſchaukelt. Ich ſtieg immer höher. Die Armee ſchien mir nur noch ein Ameiſenhaufen; die Berge glichen Maulwurfshügeln. Meine Herren, eine erhabene Lage! Adler umflatterten mich, und kamen mir ſo nahe, daß ich einen Augenblick Furcht empfand; da fiel mir ein, daß die weiſe Vorſicht des Generals zwei Branntweinflaſchen und eine gebratene Hammelskeule hatte hineinlegen laſſen. Ich ſchleuderte die Hammelskeule heraus; alle Adler ſtürzten ſich auf die Beute und ergriffen ſie im Fall. Ich weiß nicht, ob Blut floß, allein der Kampf ward ſo erbittert, daß die Hammelskeule losgelaſſen ward und hinabfiel. Da nun die Schnelle ihres Falls mit der Entfernung ſtieg, da ferner die Schnelligkeit der Adler dieſelbe blieb, ſo glaube ich wohl, daß ſie die Hammelskeule nicht eher wieder in ihre Klauen bekamen, als bis ſie die Oberfläche der Erdkugel berührte.

Gräflicher Gleis, meine Herren, brauche wir nicht einen gräflichen Gleichlauf zu begehren, um unsere Absichten zu erlangen. Keiner! Einzig und allein ein ..... gutes ..... Recht ..... wie wir sind wir! ..... Ein gutes ..... einfaches Verfassen ..... Ich glaube, meine Herren, meine Gedichte sind meine Sache beginnt. — Herrn! Gerade! war der einstimmige Ruf der Versammlung. — Und aber die Gerichte verwirft, konnte die Gräflichkeit der ausführenden Gräfinnen, so konnte über die Akte, nach Gerichten, über Akte und den Kopf bei Gerichten; Gräfinnen entweder in großer, aber in auch unter den Herren wenigen. Gleichen Sie sich selbst verfahren, so bekommen Sie mit mir einen Gräfinnen, und machen Sie eine Herren Akte durch den Gerichten."

Digitized by Google

# Ein Winter in Steyermark.*)

Gegen das Ende des Monats April 1834 reiste ich an einem prachtvollen Morgen beim schönsten Sonnenscheine von Rom nach Neapel ab. Um die Abnahme meiner Gesundheit bekümmert, begleiteten mich meine Frau und meine Kinder. Die treulose Milde des römischen Klima, seine Tod bringende Versuchung, sein unseliger Reiz hatten meine Seele niedergebeugt und meine Lebensgeister gelähmt. Mit gleichgültigem Auge begann ich die endlosen Ruinen der alten Roma, die Wunder ihres Vatikans, ihren Kirchenwald, ihre prachtvollen Paläste, ihr Riesen-Colisäum zu betrachten. Das Interesse für die einzelnen Gegenstände der Betrachtung schwand nach und nach. Ein Anfall von Rheumatismus machte das Maß meines Elends voll, und ließ meinem ausgezeichneten Arzte, dem Doktor Gloay, am Ende nur noch ein Mittel, eine Antwort übrig: Luftveränderung.

Nie ist eine Weissagung der Fakultät von einer so schnellen und vollständigen Metamorphose unterstützt worden. So lange ich mich in der unmittelbaren Nähe von Rom befand, hielt der Dämon seine Beute in den Krallen fest. Harmonie der Farben, berauschende Wärme der Sonne, Reinheit des Himmels, Bewegung der Luft, Nichts fruchtete: meine trübe Gemüthsstimmung kämpfte gegen die Herrlichkeit der Landschaft; erst in dem Augenblicke fing ich an, wieder aufzuleben, da mein Wagen die sanft abhängigen, vulkanischen Seiten des alten Albanoer Gebirges hinanfuhr. Hundert Fuß über Sanct Peter entsank die Last, die mich drückte; endlich athmete ich wieder frei; die Lebensflamme entzündete sich in mir; der belebende Hauch wurde kräftiger, rascher.

Zum Leben zurückgekehrt, bewunderte ich mit entzückten Sinnen des Himmels Blau, die abgeschnittenen Schatten und die scharfen Lichter der

*) Wir geben dem Leser hier einige Blätter aus dem neuen Werke des bekannten englischen Touristen Basil Hall, welches den Titel führt: Schloß Hainfeld oder ein Winter in Steiermark. Kein Reisender hat vielleicht als Schriftsteller mit so scharfer Auffassung liebenswürdigere Eigenschaften des Gemüths verbunden.

Landſchaft. Es war eine wahre Wiedergeburt. Oft ſtreckte ich meine Arme aus dem Wagen und ſuchte aus des Windes Wehen Kraft, Friſche und Geſundheit einzuathmen. Hundert Fuß über dem Spiegel der Tiber waren mir Glück und Appetit vollkommen wiedergegeben. Ich fühlte mich ſo glücklich und ſo hungrig, daß ich ohne eine leichte Regung von Rheumatismus gewiß aus dem Wagen geſprungen wäre, um unſer Mahl zu beſtellen.

Hier liegt Albano. Da wir mit dem Vetturino reiſen, müſſen wir zwei Stunden verweilen. Von unſern Fenſtern ſehen wir das weite, ſtolze, an großen Erinnerungen ſo reiche mittelländiſche Meer. Zwiſchen uns und dem Geſtade bildet eine Fläche von zehn bis zwölf Meilen einen Gürtel ſumpfigen Erdreichs, auf dem einige weiße Hütten zerſtreut liegen, die in der Sonne wie glänzende Punkte erſcheinen. Der Charakter der Landſchaft wird reicher und fruchtbarer, je mehr man ſich dem Herde des Vulkans nähert; durch Erderſchütterungen von ihrer Stelle gerückt und fortgerollt, bedecken ſich die Felſen mit Gärten, Villa's, Olivenhainen, Weinbergen, und enthüllen allen Luxus, mit dem ſich ein italiſcher Lenz ſchmückt. Die bewegliche Maſſe eines dunkelgrünen Bodens erhebt ſich von Zeit zu Zeit und zeigt die charakteriſtiſchen Trümmer alter Monumente, Triumphbögen und Thürme, Haufen zuſammen geſchichteter Mauerſteine, Marmorblöcke, einſt von Menſchenhänden zu einem Bildnerwerke benützt, jetzt von der Zeit retouchirt; links liegt gegen Südoſten die Inſel Ponzo, wie ein ſchwarzer Fleck. Man behauptet ſogar, bei gänzlich durchſichtiger Atmoſphäre könne man die Inſel Iſchia mit bloßem Auge ſehen.

Glückſelig ſtanden wir in Anſchauen verſunken vor dieſer Natur, deren Zauber ihres Gleichen auf dem Erdenrunde ſucht. Bald jedoch mußten wir uns mit Vorbereitung zur Abreiſe beſchäftigen. Andere Wagen, welche Reiſende brachten oder wegführten, feſſelten unſere Aufmerkſamkeit; in einem derſelben fuhr eine polniſche Dame, deren Liebenswürdigkeit wir kannten; ihren Namen Fürſtin Rzewuska ſpreche aus, wer kann. Sie kam von Neapel zurück; wir gingen dahin.

„Ah!“ rief ſie aus, ſo bald ſie uns erblickte, „das iſt ein ſeltſamer Zufall. Ich habe intereſſante Briefe für Sie, und wußte nicht, wo ich Sie finden ſollte. Ohne dieſes Zuſammentreffen wären die Briefe Ihrer Correſpondentin (es iſt eine Correſpondentin) ohne Zweifel mit nach Polen gewandert, und dort mit mir zu Grabe gegangen. Das für Sie beſtimmte Päckchen kommt von der Gräfin Purgſtall, einer ſchottiſchen Dame von reiferem, man möchte ſagen, hinfälligem Alter, die ſich, nachdem ſie einen öſtreichiſchen Officier geheirathet hatte, im Schloſſe Hainfeld in Steiermark niedergelaſſen hat. Sie hat mir den beſondern Auftrag ertheilt, Sie zu einem Beſuche in der alten Feſte einzuladen, welche ſie bewohnt, und ich kann Ihnen kaum ſagen, wie ſehr ſie ſich für Sie, für Ihre Familie und beſonders für Ihren Vater, Sir James

Hall, intereſſirt, und wie oft ſie mich ſorglich gefragt hat, ob Sie deſſen Sohn ſeyen."

Der Vorſchlag kam mir ſehr angenehm und gelegen. Wir reisten in keiner andern Abſicht, als um zu reiſen, ohne Vorbedacht, ohne Plan, ohne vorgängige Anordnungen. Jetzt waren uns Richtung und Zweck gegeben. Ein Aufenthalt in einem alten ſteyriſchen Schloſſe war nicht zu verachten, war nichts Gemeines, Nichts, was ein engliſcher Touriſt mit Geringſchätzung betrachten mußte. Ich ſchrieb der Gräfin, die, beiläufig geſagt, eine Schweſter der Miſtreß Dupald Stewart war, und ſo mit Schottland in ziemlich enger Verbindung ſtand. Das war der einzige Umſtand, den ich von ihren Lebens-Verhältniſſen kannte; es kam mir wohl vor, als hätte ich in meiner Familie von ihr als von einer originellen, geiſtreichen Perſon reden hören, die mit einem deutſchen Grafen verheirathet war, aber ich hatte keine Ahnung von ihrem ſonderbaren Charakter und den intereſſanten Bizarrerien ihres Lebens. Einige leuchtende Funken verſchafften mir bald einen Begriff von dieſem ungewöhnlichen Gemüthe, von dieſem ausgezeichneten Geiſte, als ich Schlag auf Schlag zwei von ihr unterzeichnete Briefe empfing, aus denen ich hier Bruchſtücke gebe. Der zweite, in dem viel mehr Einzelnheiten enthalten waren, ſollte den erſten erſetzen, welchen ſie für verloren hielt. In beiden finden ſich für den Reiſenden und Beobachter höchſt anziehende Verhältniſſe, und der Philoſoph wird darin den angeborenen Stempel eines originellen Charakters erblicken, an deſſen friſchem Ausdruck die Welt Nichts zu verwiſchen vermochte.

Hainfeld, den 7. Mai.

Ihren Brief, datirt Albano den 21. April, habe ich ſo eben empfangen, mein lieber Herr. Eine angenehme Empfindung iſt etwas ſo Neues und Seltſames für mich, daß ich zittere, während ich Ihnen ſchreibe, daß ich Ihren Beſuch und den von Madame Hall für eine große Gunſtbezeugung halten werde. Ihre lieben Kinder müſſen der Ruhe bedürfen; Schloß Hainfeld ſoll ihnen als Aſyl dienen. Mein Haus iſt weitläufig gebaut; wir haben neun und dreißig Zimmer im Erdgeſchoße, die, um die Wahrheit zu geſtehen, alle nach dem Geſchmacke des vorigen Jahrhunderts möblirt ſind; Sie finden gute Luft, vortreffliches Waſſer, ein wohlbebautes Land, das hinreichend Wechſel bietet, um ſich darin gefallen zu können. Vergnügen verſpreche ich Ihnen nicht. Diejenige, welche Sie einladet, iſt ein trockener, unfruchtbarer Zweig vom Lebensbaume. Vermag aber die herzlichſte Aufnahme eine Einſamkeit erträglich zu machen, ſo ſollen Sie dieſe Aufnahme bei uns erfahren. Nur drei Stunden trennen uns von Ungarn, einem wenig bekannten Lande. Meine Gränznachbarn werden Sie gut aufnehmen, und Sie finden hier ein vom übrigen Europa ſich abſcheidendes Geſchlecht.

Reisen Sie durch Steiermark, wenn Sie sich nach Deutschland begeben; dieser Weg ist vortrefflich und dem durch Tyrol in jeder Hinsicht vorzuziehen. Zufälliger Weise haben die ersten englischen Reisenden, welche aus Italien kamen, den Weg durch Tyrol eingeschlagen, alle ihre Kameraden nahmen ihren Flug in derselben Richtung und folgten ihnen, wie ein Bienenschwarm. Grätz ist so viel werth, als Inspruck; unsere Alpen und Seen stehen denen von Tyrol nicht nach. Der Weg, den ich Ihnen angebe, bietet überdieß einen Vortheil, auf den Sie gewiß Gewicht legen werden: Sie können die Bekanntschaft des Erzherzogs Johann machen, der als friedlicher Bürger inmitten seiner Hammerwerke wohnt. Sie werden über die Anmuth seiner Sitten, über seine ausgebreiteten Kenntnisse und seine manichfaltige praktische Erfahrung staunen. Als Mensch gibt es Wenige, die ihm gleichen; als Prinz ist er ein Phänomen.

Kaum wage ich es, mit Ihnen über mein erstes Vaterland zu sprechen. Die Abwesenheit raubt unserm Inneren das Andenken an Diejenigen, welche uns nahe standen. Sollten Sie aber die Güte haben, mich zu besuchen, so wird Ihre wohlwollende Hand eine Ecke des Schleiers lüften und mir einen Blick nach den leider so weit entfernten und mir doch so theuren Gegenständen vergönnen.

Ist Ihnen mein erster Brief zugekommen? Ich weiß es nicht. Die Adresse war nicht gut gemacht. Alle meine Gedanken verwirren und vermengen sich, wenn ich von der grausamen, meine Nerven stückweise verzehrenden Krankheit heimgesucht werde, welche die Aerzte das schmerzhafte Gliederzucken zu nennen belieben. Ich habe Sie inständig gebeten, zu kommen, und wiederhole meine Bitte. Bringen Sie nicht nur Ihre Familie, sondern auch die Freunde, welche Sie begleiten wollen; an Raum gebricht es Ihnen nicht. Sie finden ein gutes, sehr gesundes Land, darin Menschen, fleißig und gelehrig, wie Ihre Ochsen, wenige Nachbarn, ausgenommen in Ungarn, einem Lande, das wenig bekannt ist, und doch eine nähere Bekanntschaft verdiente. Auch Steyermark ist den Engländern ganz unbekannt, die ihren Kopf aufsetzen, es nicht zu besuchen. Ich bin nicht Kotzebue's Meinung, daß das Gepäcke eines Engländers nothwendig aus seinen Vorurtheilen und seiner Theekanne bestehe; aber in Beziehung auf den Weg, den sie von Italien nach Deutschland wählen, hat Kotzebue Recht.

Unsere Straßen sind nicht schlecht. Der Eilwagen, eine große Diligence, fährt in fünf und fünfzig Stunden von Triest nach Grätz und in fünf und zwanzig von Grätz nach Wien. In Oestreich gehen Menschen und Thiere einen sehr ruhigen Schritt; daraus können Sie schließen, daß unsere Straßen erträglich sind.

Es würde mich freuen, vermöchte ich Ihre Neugierde anzuregen, deßhalb sage ich Alles, was Sie in Beziehung auf Steyermark interessiren kann. Unsere Güter werden von Gesetzen verwaltet, die denen keiner andern Nation

gleichen. Sie haben die Conſtitution der Vereinigten Staaten ſtudirt und werden ſich darum für die unſrige intereſſiren. Das Land iſt in Kreiſe eingetheilt. Mein Kreis zählt 4200 Seelen; mein Amtmann iſt Steuereinnehmer, beſorgt die Conſcription, die Polizei, die Criminal-Gerichtsbarkeit in erſter Inſtanz und beſchützt die Habe der Bergleute. Er muß ſeine Rechtscurſe durchgemacht und ſeine Prüfungen beſtanden haben. Ich bezahle ſeine Sekretaire oder Das, was man meine Kanzlei nennt. Kann es eine wohlfeilere Adminiſtration geben? Er nimmt meine Gülten in Empfang und verwaltet meine Güter, die wir ſelbſt beſtellen, ohne Pächter, wie in Schottland. Geſtern haben wir das erſte Heu eingebracht; reiſen Sie mit eigenen Pferden, ſo iſt das Futter bereit. Nach der Roggen- und Weizenärnte ſäen wir das Heidekorn ein, welches ſelbſt unter dem Schnee ſeine Keime treibt; unſere Bergbewohner nähren ſich davon, wie ehemals die ſchottiſchen Bauern von Habergrütze; unſere beſten Erzeugniſſe verkaufen wir, um ſehr hohe Steuern zu bezahlen. Aber, was ſich Engländer wohl merken mögen, wir haben keine Arme. Das Volk iſt im Durchſchnitt gelehrig und gut; durch den Krieg zu Grunde gerichtet, lebt der Adel nur ſparſam. Um heirathen zu dürfen, muß man nachweiſen, daß man Mittel beſitze, Frau und Kinder erhalten zu können. Dieſes Geſetz, das über das Cölibat der Prieſter, und dasjenige, welches von jedem Officier, der heirathen will, das Deponiren einer Caution fordert, ſetzen der Zunahme der Bevölkerung drei furchtbare Dämme entgegen, die ſich die volle Bewunderung von Malthus und Mademoiſelle Martineau erringen müßten. Der Erfolg dieſer ſchönen Geſetze iſt die vollſtändige Entſittlichung des Volkes. Vergebens ſucht man durch fruchtloſe religiöſe Mummereien entgegen zu arbeiten. In der nächſten Pfarrei ſah man am letzten Tage des großen Jubiläums ſieben und ſiebenzig Jungfrauen an den Altar treten, die ihre keuſchen Stirnen mit weißen Roſen bekränzt und den Gürtel mit weißen Guirlanden, als Symbolen vollkommener Reinheit, umflochten hatten. Acht Monate ſpäter reichten vier und vierzig von dieſen Mädchen einer Frucht ihrer Liebe die Bruſt. Frau Natur iſt keine National-Oekonomin.

Bedürfen Sie noch anderer Motive für Intereſſe und Neugierde? Wir haben in unſerer Nachbarſchaft einen Arzt, der alle mögliche Wunder thut; Todte erweckt er indeſſen nicht, ſo viel ich weiß. Hätte ich nicht auf jede Erweckung aus meiner Starrheit Verzicht geleiſtet, ſo würde ich ihn zu Rathe ziehen. Er iſt ein Homöopathe; ſeit dem Monate November haben ihn 40,200 Kranke beſucht, und Alle ſind von der Unfehlbarkeit ſeiner Orakel überzeugt geworden. Die Allopathen ſtrengen ſich unglaublich an, um Hahnemann und ſeine Schule zu unterdrücken, aber ihre Bemühungen ſind fruchtlos. — Kommen Sie an Ort und Stelle; Sie müſſen die für die Menſchheit ſo wichtige Frage entſcheiden.

Auf diese Briefe voll pikanter Originalität, voll natürlichen Wohlwollens, antwortete ich am 7. Juli 1834 von Neapel. Ich gebe hier einige Stellen aus dem Schreiben, in dem ich meinen Dank ausdrückte:

„Ich kann es nicht länger anstehen lassen, Madame, Ihnen meinen Dank und den von Madame Hall für die Einladung auszudrücken, die Sie mir zugesandt haben. Die Zeit läßt sich nicht wohl angeben, wo wir uns in Ihrer Nähe befinden werden, und endlich von der Gastfreiheit Ihres Schlosses Gebrauch machen können. Neapel nimmt uns gegenwärtig in Anspruch; am Ende des Monats Juli werden wir wohl diese prachtvollen Gegenden, diese unvergleichlichen Schauspiele verschlungen haben, und in der Mitte Septembers bei Ihren Besitzungen anlangen. Von den drei Dutzend Gemächern, die Sie uns anzeigen, brauchen wir höchstens drei oder vier Zimmer, und ich zweifle keinen Augenblick an dem Vergnügen, das Ihnen unser Besuch bereiten wird.

Meinen verbindlichsten Dank für die Andeutungen in Betreff des Weges von Steyermark und Tyrol. Ich habe nie eine besondere Vorliebe für Tyrol in mir gefühlt. Ich wäre nur durch diese Gebirge gereist, um der Spur der liebenswürdigen Maulaffen, meiner Landsleute, zu folgen. Man muß indessen zugestehen, genannte Maulaffen, so albern sie auch seyn mögen, haben in der Regel den Instinkt, die seltsamsten Wege und interessantesten Sonderbarkeiten aufzufinden. Ich überlasse mich übrigens Ihren besseren Kenntnissen von der Oertlichkeit; ein *neues* Land in Europa ist allerdings etwas Bewunderungswerthes. Oft schon habe ich mir gesagt: „Wer mir einen Zoll Landes gäbe, das noch nicht in jeder Beziehung von der Feder vorangegangener Reisenden durchfurcht worden ist!“ Betrachten Sie Italien! Dichter, Gelehrte, Archäologen, Protestanten und Katholiken, Maler und Musiker, blauäugige Frauen und Männer von allen Nuancen haben es so sehr ausgebeutet, ermüdet, durch Ernte und Nachlese erschöpft, daß kaum ein Halm grünes Gras oder eine armselige Distel übrig bleiben, um den Appetit des bescheidensten, vierfüßigen Reisenden anzuregen. Was Sie mir von Steyermark sagen, erweckt meine Neugierde und bringt die Tiefen meines Tintenfasses in Aufruhr; und die Schuld liegt nur an mir, wenn ich nicht einen Quartband schreibe. Welches Glück, Madame, nach dem peinlichen Vergnügen, die tausend Curiositäten dieses südlichen Italien zu erforschen, Zufluchtsort und Ruhepunkt auf Ihren Besitzungen zu finden, die neuen steyrischen Sitten mit denen unserer Italiener und ihre dichten Waldungen mit dem Vesuv zu vergleichen, dessen entzündetes Haupt ich heute von Feuerstreifen durchzogen und brennende Flüsse fernhin ausspeien sehe.“ — — —

Die Antwort blieb nicht lange aus; es finden sich darin charakteristische Züge von der Gräfin Purgstall neben dem Ausdrucke einer gewaltigen Aengst-

große Höhle und kleine Fiſche zu ſehen, Sie neugierig ſeyn werden. Sie finden hier das Land der Höhlen und Grotten; überall unbebaute Tiefen, unterirdiſche Flüſſe. Bei Laybach ſpringt ein Fluß, ſo groß wie die Donau, plötzlich aus der Erde hervor. Wiſſen Sie nicht, daß Jaſon und die Argonauten einen Winter in unſern Cantonen zugebracht haben? haben Sie nichts davon gewußt, ſo ſehe ich Sie in Kenntniß und unſere Antiquare werden Ihnen weiter darthun, was ich Ihnen auf unabweisbare Zeugniſſe zum Voraus melde.

Geben Sie auf den Zollſtätten wohl Achtung; ſie gehören zu unſern Landesplagen. Nehmen Sie Zwanzig-Kreuzer-Stücke mit ſich und das, was man gutes Papiergeld und ſchlechtes Papiergeld nennt; fünf und zwanzig Gulden ſchlechtes Papiergeld gelten zehn Gulden gutes. In Deutſchland wie in Italien ſteht das engliſche Geld hoch, beſonders in den Gaſthäuſern. Machen Sie die Preiſe deshalb vorher feſt; unſere Gaſtwirthe halten ſich nicht für verbunden, wie die italieniſchen Wirthe, ſich mit ihren Gäſten laut zu zanken und um ihre Waaren markten zu laſſen; ſie geſtatten nachher keinen Kreuzer Rabatt. Der Poſtillon wird immer wie ein Pferd bezahlt. Stellen Sie ihn nicht zufrieden, ſo wird er Sie faſt führen, daß die lahme Fahrt und die Koſten in den Gaſthäuſern ein Gleichgewicht zu Ihrem Nachtheile begründen.

Hainfeld iſt ſechs Wegſtunden von Grätz entfernt. Ihre kleine Familie wird ſtaunen, wenn ſie hier nicht eine prächtige Reſidenz, wie ſie ohne Zweifel erwartet, ſondern ein Gebäude findet, das mehr einer Manufaktur, als einem Schloſſe gleicht. Die Aehren wiegen ſich unmittelbar vor unſerer Thüre und das Schlafzimmer der Kühe iſt nur wenige Schritte von dem unſern entfernt. Ich will Ihren Kindern vorher bange machen; ich gleiche nichts von dem, was ſie geſehen haben, wenn nicht Mademoiſelle Endor der Zauberin, in einer alten Bilderbibel. Ach! die Stürme der Zeit haben ſich am armen Schloſſe Hainfeld, wie an ſeiner Beſitzerin gleich bemerkbar gemacht.“ — — —

Trotz dieſer geiſtreichen Correſpondenz konnten wir uns keinen genauen Begriff vom Schloſſe Hainfeld machen. Man zeigte uns einige Stiche, welche dieſes Schloß darſtellen ſollten; wir konnten aber nicht klug daraus werden und ſchenkten ihnen wenig Glauben; denn die erſte Pflicht eines Stiches beſteht darin, das er nie dem gleicht, was er darſtellen ſoll. Untreue, mag ſich der betreffende Gegenſtand dadurch ſchöner oder häßlicher geſtalten, iſt der erſte Glaubensartikel der Künſtler. In unſerer Einbildung muß das deutſche Schloß von Schreckniſſen umgeben ſeyn, an einem Abgrunde hängen, die Ebene bedrohen und ringsum müſſen ſich bemooste, hundertjährige Eichen erheben. Unſere Lieblings-Chimäre wollte ſich

acht Pfund schweren Fischen mit, die es aus ihren unterirdischen Höhlen mit fortschleppt. Von Laybach nach Grätz hat man zwei gleich gute Straßen, die eine durch Cilli ist zwölf Poststunden lang, die andere durch Klagenfurt neunzehn, die letztere aber bietet Ihnen schöne Gebirge, Zwillings-Schwestern der Tyroler Alpen; jeder Gebirgsfreund kann sehr wohl damit zufrieden seyn. Doch, mein Gott, Sie kommen zu spät. Sie finden nur noch eine welke Landschaft, auf welche der Herbst, wie Walter Scott sagt: Die Falten seines röthlichen Mantels fallen läßt. Für die Herrlichkeit des italischen Sommers können wir Ihnen nur unsere Wälder in buntscheckigen Farben, gleich einem dunkeln Stoffe mit goldener Stickerei bieten. Aber Alles geht vorüber, wie Sie wissen.

Durch dreißigjährigen Aufenthalt in diesem Lande habe ich mein Englisch vergessen, entschuldigen Sie diesen langen, ermüdenden Brief. Man hat mir neulich eine in London gedruckte Review geliehen, worin ich so viele neue, mir unbekannte Worte fand, daß ich gar nicht mehr wußte, wie mir war. Es ist ein mißlich Ding Alles zu überleben, was dem Dasein Werth verleiht, sogar sein eigenes Idiom zu überleben! Redlich gestanden, verlassen mich heute Muth und Kraft. Leben Sie wohl." — —

Wir begriffen nicht, warum die Gräfin Purgstall unter den vielen Einzelnheiten, mit denen sie ihre Briefe anfüllte, nicht auch einer Steyermark auszeichnenden Erscheinung erwähnte, ich meine die Quecksilberbergwerke, die wohl als die zweiten in der ganzen Welt zu betrachten sind und die Neugierde der Reisenden verdienen. Lange suchte ich nach einem Grunde dieses vorsätzlichen Schweigens, bis es mir endlich klar wurde, von den Gefahren und Krankheiten unterrichtet, die mit den Ausbeuten der Quecksilberbergwerke verknüpft sind, habe unsere gute Gräfin befürchtet, dieselben Gefahren möchten die einfachen Besucher treffen; durch Stillschweigen hatte sie uns so zu schützen gesucht. Bald wurde unsere Korrespondenz äußerst lebhaft und ich empfand ein wahres Vergnügen beim Empfange und bei Beantwortung der reizenden Briefe dieser alten Dame. Aus einem weiteren Briefe vom 6. September wird man ersehen, wie sorglich meine ehrenwerthe Wirthin die Reiseneugierde in mir zu stacheln bemüht war.

„Mein lieber Herr, der Thermometer zeigt hier 27° Reaumür. Kein Regentropfen, Alles ist verbrannt, überall Wassermangel, meinen Wohnort ausgenommen, wo wir sogar gutes Wasser haben.

Ich kann es Ihnen nicht sagen, wie sehr es mich freuen würde, wenn ich Sie bewegen könnte, unsere Gegenden zu durchforschen; von meinem Beamten habe ich eine Wegkarte entwerfen lassen, auf der nicht allein die Namen aller Posthäuser, sondern auch die Orte bezeichnet sind, wo Sie Nachtlager halten sollen. Als erste Station hat man Adelsberg aufgeführt, dessen

große Höhle und kleine Fiſche zu ſehen, Sie neugierig ſeyn werden. Sie finden hier das Land der Höhlen und Grotten; überall unbebaute Tiefen, unterirdiſche Flüſſe. Bei Laybach ſpringt ein Fluß, ſo groß wie die Donau, plötzlich aus der Erde hervor. Wiſſen Sie nicht, daß Jaſon und die Argonauten einen Winter in unſern Cantonen zugebracht haben? haben Sie nichts davon gewußt, ſo ſetze ich Sie in Kenntniß und unſere Antiquare werden Ihnen weiter darthun, was ich Ihnen auf unabweisbare Zeugniſſe zum Voraus melde.

Geben Sie auf den Zollſtätten wohl Achtung; ſie gehören zu unſern Landesplagen. Nehmen Sie Zwanzig-Kreuzer-Stücke mit ſich und das, was man gutes Papiergeld und ſchlechtes Papiergeld nennt; fünf und zwanzig Gulden ſchlechtes Papiergeld gelten zehn Gulden gutes. In Deutſchland wie in Italien ſteht das engliſche Geld hoch, beſonders in den Gaſthäuſern. Machen Sie die Preiſe deshalb vorher feſt; unſere Gaſtwirthe halten ſich nicht für verbunden, wie die italieniſchen Wirthe, ſich mit ihren Gäſten laut zu zanken und um ihre Waaren markten zu laſſen; ſie geſtatten nachher keinen Kreuzer Rabatt. Der Poſtillon wird immer wie ein Pferd bezahlt. Stellen Sie ihn nicht zufrieden, ſo wird er Sie faſt führen, daß die lahme Fahrt und die Koſten in den Gaſthäuſern ein Gleichgewicht zu Ihrem Nachtheile begründen.

Hainfeld iſt ſechs Wegſtunden von Grätz entfernt. Ihre kleine Familie wird ſtaunen, wenn ſie hier nicht eine prächtige Reſidenz, wie ſie ohne Zweifel erwartet, ſondern ein Gebäude findet, das mehr einer Manufaktur, als einem Schloſſe gleicht. Die Aehren wiegen ſich unmittelbar vor unſerer Thüre und das Schlafzimmer der Kühe iſt nur wenige Schritte von dem unſern entfernt. Ich will Ihren Kindern vorher bange machen; ich gleiche nichts von dem, was ſie geſehen haben, wenn nicht Mademoiſelle Endor der Zauberin, in einer alten Bilderbibel. Ach! die Stürme der Zeit haben ſich am armen Schloſſe Hainfeld, wie an ſeiner Beſitzerin gleich bemerkbar gemacht.“ — — —

Trotz dieſer geiſtreichen Correſpondenz konnten wir uns keinen genauen Begriff vom Schloſſe Hainfeld machen. Man zeigte uns einige Stiche, welche dieſes Schloß darſtellen ſollten; wir konnten aber nicht klug daraus werden und ſchenkten ihnen wenig Glauben; denn die erſte Pflicht eines Stiches beſteht darin, das er nie dem gleicht, was er darſtellen ſoll. Untreue, mag ſich der betreffende Gegenſtand dadurch ſchöner oder häßlicher geſtalten, iſt der erſte Glaubensartikel der Künſtler. In unſerer Einbildung muß das deutſche Schloß von Schreckniſſen umgeben ſeyn, an einem Abgrunde hängen, die Ebene bedrohen und ringsum müſſen ſich bemooste, hundertjährige Eichen erheben. Unſere Lieblings-Chimäre wollte ſich

nicht unter den Gedanken an die Wiesbadener Reminiszenz, als die Gräfin ihren Taschentuch begehrte. Als sie aus dem Gedächtniß schwerer und noch der Bemerkung des Kutschers in der Richtung von Hofheim hinführten, fiel mir sofort der Schlüssel des Geheimfachs ein, welcher mir mit meiner Mutter Habseligkeiten, bei Nacht und Nebel und Hochverrath, ein Geschenk, in Wien fand, indem Jacob und eine besonders gefährliche Rolle spielen Konnte, deren geringste Tortur in Haft Verhaftetwerden, Verschwinden von Haus und Hof, Kind und Kegel sein Konnten. Ich Konnte jene Tagesreise Kommt und in dem Kutschersitz Platz Nehmen, ohne Aufsehen zu erregen, ohne Gefahr, Gräfin sagen sein Unbemerken beibehalten Konnte und gelegen war das Schloß unter der Hofheit eines wiesbadener Kutschers. Ich Verließ meine Mutter, Kam und mein Vorschlag ward als Schluß. Heute, glücklicher Zufall, Zeitiger Antritt, das Umgehen einer Nachtfahrung, Alles Kam in wünschlichster Vereinigung.

Unter Wegen Wollte unser ein Mittagmal Genießen und es Kam uns wol alt, als wir nun in ein portugiesisches Kloster wenige Stunden weiten. Mit dem Schweizer Diener Konnten wir Nahe Verkehr Pflegen, denn jener wurden, mit dem der Zoll umgehen war, gegen Beide Gevatter waren bei Tisches von Diensten gestellt, Sie Nun in einem Gebäude unsern wurden, wo hier aber Gemeinsam Kamen genossen. Die Gesellschaft Kam in großem Widerstreite mit dem Kloster. Diese Mittagsmahl Hatten die Mönche Zurecht, die prächtigsten Gäle waren hierhergeben, und die Mönche Lebig waren, weder eigenen Vortheil mit einer Hatten, weniger mit Fremdlichen Unglücklichen Nicht Nahm man einen Unbekannten Fremdlichen, der während der Gemeinschaft durch Nichts Kund Nahm, von Ihr Erfahren, der Gräfin Verdrängt. Ob nahm Nicht Unbekannten Gräfin jene Mönche und die ganze Tafel Nicht unterwarfen Ein Gespräch von Wichtigkeit Entstand.

In jene Gegenden Hatte der Kaiserliche Hof Reisen angetreten, welche nach den obern Donauen führten. Da Nun Jeder einer Fahrten Traum Nach der Ufer der Donaustadt, der auch auf eine Bergfahrt aber Gräfliche Blicke ernsten, und es Gab Niemand mehr mit der vornehmen Gesellschaft, als mit den Herren gefahrt worden, und Jacob Hatte Gelegenheit, Gräfin Gespräch Nicht weit von Wiener Neustadt, auf der mit der Schnell der gegen Jacobi gehörte

„Jacob," sol er sein, „seiest Jetzt alt und müde?"

Er war ein Donauschiffer, der Jahre lang den Ungarischen Strauen Meister, als Gräfin von Ungarischen Strauen Jacob an der Nicht Barmonnier sich Kredit Schaffe als unseren Kutscher, wo er Gelegenheit zu Verkaufen einer Herrschaft und verschiedene Weile unsere standen wurden. Und seiner Jugend, er war jeder zurück Gräfin Gelegenheit seiner Kenntnisse machen, eben in die Zeit und in

Google

Stand geſetzten Zimmer geführt werden wollten, äußerten wir den Wunſch die Gräfin zu ſehen und begaben uns in Staub bedeckten, durch die gewöhnlichen Wechſelfälle der Reiſen verdorbenen, Kleidern zu ihr.

Hatte das Schloß ſchon unſere Neugierde rege gemacht, ſo ſchien uns die Eigenthümerin ſelbſt ein der Beachtung noch viel würdigeres Monument. Wir hatten mit mehren Perſonen von ihr geſprochen, die ſie kannten, oder mit ihr in Verbindung ſtanden; man ſchilderte ſie uns als eine in ein ewiges Leiden, in eine fortwährende Agonie verſunkene, in einer andern Welt lebende Perſon; als eine Art ſchottiſcher, mit alten Hieroglyphen überladenen, nach einem unbekannten Canton von Deutſchland verpflanzten Pyramide, als eine ägyptiſche, mit Bändern umwickelte, Leben heuchelnde Mumie.

Beim erſten Anblick gewann die ganze Schilderung den Schein der Wahrheit. In einem enormen antiken Bette, unter dem ſchweren Schatten verſchoſſener Damaſtvorhänge, mitten in einem halbbeleuchteten Zimmer mit Möbeln, nach der Art, wie man vor hundert und fünfzig Jahren möblirt war, lag eine kranke Alte, in Kiſſen von allen Dimenſionen und Formen, ein gebrechliches, hinfälliges, ſterbendes oder vielmehr geſtorbenes Weſen, deſſen ganze Umgebung nur von Qual und Schmerz ſprach. Aber die Stimme, die Geſichtsbildung und die Manieren der Alten boten, von mächtiger innerer Aufregung emporgehalten, der allgemeinen Hinfälligkeit ihres Daſeyns Trotz. Der herzlichſte, lebhafteſte Empfang ward uns beim Eintritte zu Theil; in den ernſten Worten, die ſie ſprach, als ſie unſerer anſichtig wurde, lag der Zauber einer gewiſſen kräftigen, energiſchen Anmuth. Sie drückte uns die Hände, wie alten Bekannten, und ſuchte uns auf alle mögliche Weiſe von der Freude zu überzeugen, die ihr unſere Ankunft verurſache. Alsbald begaben wir uns, unter Anführung des polyglotten Majordomus Joſeph, nach den für uns bereit gehaltenen Zimmern.

Man hatte dreimal mehr Zimmer für uns heizen laſſen, als unſere kleine Garniſon beſetzen konnte. Statt der unbequemen und ungeſunden Stuben, die man beinahe in allen alten Schlöſſern trifft, fanden wir in Hainfeld zu unſerer höchlichen Ueberraſchung eine vortreffliche Vertheilung des Raumes. Seinen antiken Möbeln, mit den ſchweren, maſſiven, aus der Mode gekommenen Formen gebrach es weder an einem gewiſſen gefälligen Ausſehen, noch an einer von gutem Geſchmacke zeugenden luxuriöſen Ausſtattung. In dem Hauptzimmer ſtand ein ungeheures Bett, ein ebenholzenes, wankendes Gebäude, um welches weite, karmoſinrothe, ſeidene, mit ſilbernen, wenigſtens drei Zoll breiten Franzen beſetzte Vorhänge flatterten. Darüber erhob ſich ein ſonderbar geſchnitztes Karnieß, reich verziert mit einer dicken Silberſtickerei, welche mit Ornamenten von demſelben Metalle im Einklange ſtand, die mit verſchwenderiſcher Pracht über die Decke ausgebreitet waren. Eine

Tapete von rothem Seidenzeuge verlieh dem ganzen Gemache ein gewisses feierliches Aussehen. Ueberall standen alte Sopha's mit verzierten Rücklehnen, mit Füßen von seltsamen Conturen, Armen en queue de dauphin und elastischen Kissen, auf denen brochirte Blumen ausgestreut waren. Auf verschiedenen Seiten standen kleine, barocke, mit Lack, Gold, Silber und Schildkröte incrustirte, von Zickzackfüßen getragene, Tische; eine Künstlercaprice schien alle ihre Mittel daran erschöpft zu haben. Colossale Toiletten seufzten unter dem Gewichte noch gigantischerer, bald eiförmiger, bald dreieckiger, bald rautenförmiger Spiegel. Die in dem seltsamen Gemache aufgestellten Stühle und Fauteuils präsidirten ihre vier Fuß hohen, wohl ausgestopften Sitze, ihre aus Binsen verfertigte Lehnen, und die vielfachen Verschlingungen ihrer Schneckenlinien. Nur mit größter Mühe konnte man sie von der Stelle bewegen. Was soll ich vollends von den tausend grotesken Zierathen sagen, die in Rundwerk, in Gypsgüssen oder aus Holz geschnitzt, längs den Karniessen hinliefen! Was von den alten Gemälden, von den Schlacht- und Jagdstücken, und all' den antediluvianischen Portraiten, die ihre großen, matten, starren Augen auf den Reisenden richteten?

Vergessen wir nicht, ein anderes unentbehrliches Monument, Deutschlands großes Möbel, den Ofen, zu schildern. In jedem Zimmer stand ein Ofen, ein ungeheures Porzellangebäude von mehren Stockwerken von verschiedener Form und Dicke, ein Haufen übereinander gesetzter Pagoden. Die Mündung des Ofens geht nicht nach dem Zimmer, das er erwärmen soll, sondern nach dem Gange, der dahin führt, jeden Morgen und jeden Abend zündet man Feuer in dieser pyramidenförmigen Maschine an, die ihre Hitze lange erhält, und den ganzen Raum mit einer dichten, heißen, ungesunden Atmosphäre füllt. Mit Recht hat Frau von Staël gesagt, die drei Geißeln, denen man in Deutschland nicht entfliehen könne, seyen das Bier, die Oefen und der Tabak. Diese drei zusammengesetzten Atmosphären bilden eine sonderbare Lebensluft, an die man sich nur schwer gewöhnt.

In wenigen Tagen, die wir um die Gräfin zubrachten, gewannen wir eine Neigung für die außerordentliche Frau, die in Begeisterung überging, und mit der Zeit immer mehr zunahm, statt sich zu vermindern. Sie gehörte zu den edeln seltsamen Seelen, die von den Schlägen des Geschickes getroffen, sich in der Welt verloren. Walter Scott, der sie in ihrer Jugend gekannt hatte, dachte von ihr, wie ich; er machte aus ihr den Typus von einer seiner bewunderungswürdigsten Personen, Diana Vernon. Jene Anne Craustoune, im Jahr 1760 geboren, Tochter adeliger Eltern, mit Dugald Steward verwandt, der mit ihrer Schwester vermählt war, heirathete im Jahr 1797 einen östreichischen Edelmann, den Grafen Purgstall, der große Domänen in Steyermark besaß, wohin sie ihn begleitete. Bald entflammten

Napoleons Kriege auf Deutschlands Boden; der Graf sah sich seiner Familie entrissen und auf die Schlachtfelder versetzt, wo sich Europa's Geschicke entschieden; er gerieth in Gefangenschaft und wurde dabei von unheilbarer Krankheit heimgesucht. Er starb in Italien und hinterließ seiner Gattin einen Sohn von sehr zarten Gesundheitsumständen, und ein Vermögen, über das gierige Seitenverwandte herfielen. Endlose Prozesse müßten die letzten Trümmer vom Vermögen der Gräfin verschlungen haben, hätte sie nicht mehre Jahre hindurch so manchfaltigen Schlägen einen unbesiegbaren Muth entgegengesetzt. Lord Ashburton, ihr Vetter, kam von Schottland, um ihr beizustehen und sie zu unterstützen. Kaum dem Schiffbruche ihres Hauswesens entronnen, verlor sie ihren Sohn, dessen Charakter nicht minder merkwürdig war, als der der Mutter. Eine abgeschiedene, hoffnungslose Wittwe, ohne Freunde, der auf der Welt nichts mehr übrig blieb, als zu weinen (wie sie mir selbst sagte), vergrub sie sich in ihr Schloß Hainfeld, um es nie mehr zu verlassen. Alles sollte nach ihrem Willen an seinem Platze und in demselben Zustande verbleiben, wie es sich bei des Sohnes Tode befand. Alte Möbeln, alte Gebräuche, alte Diener, Alles wurde beibehalten. Im Park fällte man keinen Baum, zog man keine frische Pflanze, legte man keinen Fußpfad neu an. Des Lebens Pulsschläge stockten im Schloß Hainfeld. Die Gräfin betrachtete ihr Daseyn nur als eine fortwährende Denktafel ihres Schmerzes.

Aber der kräftige Körperbau und der sprühende Geist erlagen bald dem herben Zwange, den sich die Gräfin auferlegte. Alle Krankheiten häuften sich in ihrem Körper in Folge der geringen Sorgfalt, welche sie auf ein Leben verwendete, das ihr verhaßt geworden war. Sie wurde von Gicht und Rheumatismus, von schmerzhaftem Gliederzucken und von Fieber befallen. Eine eingefleischte Abneigung gegen die Medizin stellte sie ohne Schutzwehr allen Stürmen ihrer Lage blos. Entschlossen zu leiden, schien sie ihre Qualen ruhig hinzunehmen oder sogar noch absichtlich zu vermehren. Höchst seltsam und rührend war die beständige Milde ihres Charakters während der unaufhörlichen Qualen! Wie sehr mußten alle Herzen von der Liebenswürdigkeit ihrer Sitten, von der freundlichen Aufnahme und dem lebhaften Interesse gewonnen werden, das diese thätige Seele mit Hintansetzung ihrer selbst an den Angelegenheiten der äußeren Welt nahm. Ihre natürliche Heiterkeit stach sonderbar von dem dunkeln Grunde ihres Lebens ab und verlieh ihren Gesprächen einen so anziehenden Gehalt, daß die angenehmsten Stunden für uns diejenigen waren, welche wir um die greise Kranke zubrachten.

Seit den drei Jahren, daß sie sich niedergelegt hatte, um nie wieder aufzustehen, verließ sie ihr großes Bett nicht mehr. Der Gebrauch der Augen

und bei Hund war sie gestorben; da hatte sie entschlossen Gatte, ihre beiden Jungen und eine treue Dienerin. Der Vorstand nahm sie ganz besonders teilnehmend. Die Aussicht auf pensionen, auf verbesserte Lehren, die gesundere, übersichtlichere Schulen, waren in eine zauberhafte, aber ganz unerreichbare Ferne eingerückt. Sie sah in diesen Aussichten den Himmel ihrer Kinder. Der Vorsteher war liebenswürdig, wie Vorsteher nur sein können, wenn sie keinen Gatten und keine Kinder haben. Sie sah ihn bewundernd an. Sie hatte ihn gesehen, wie er mit Würde und Ernst, aber auch mit Milde und Liebe, die Schule leitete. Sie sah

hatte. Unſer ganzes Vergnügen, unſere ganze Anſtrengung beſtanden in Vermehrung der kleinen Summe von Glück, welche die Krankheit unſerer intereſſanten Landsmännin zu genießen geſtattete. Ich erfand ein Mittel, wodurch ſie die über ihrem Bette aufgehängte Glocke anzuziehen vermochte, ohne ihren rheumatiſchen Arm zu rühren, was ihr gewöhnlich bedeutende Schmerzen verurſachte; der Mechanismus, meiner Einbildungskraft entſprungen, iſt ſehr einfach; ein Draht war an einem Ende mit der Bewegung der Glocke in Verbindung gebracht, am andern mittelſt eines Nagels am Boden befeſtigt; ein anderer horizontaler Draht war am vertikalen angebracht, und endigte in einer Schnur, die im Bette der Gräfin lag und ihr immer bei der Hand blieb. Dieſelbe Beſchwerlichkeit war mit dem Suchen des Taſchentuches verbunden, das ſie ſtets verlor und doch immer nothwendig hatte; ganz einfach band ich es an die Glockenſchnur. Ich vermag die rüh ende, begeiſterte Dankbarkeit der armen Gräfin und das Erſtaunen der jungen, deutſchen Kammerfrau, Pepi Boſſi, nicht ſchildern, die gewöhnt, zwölfmal des Nachts auf das Geläute der unſeligen Glocke laufen zu müſſen, das erſtemal ſeit drei Jahren die ganze Nacht in ihrem Bette liegen bleiben durfte! Morgens ſprang ſie ganz erſchrocken auf; ſie befürchtete, die Gräfin todt zu finden.

Wir wetteiferten mit unſerer Wirthin, an Freundſchaft, Herzlichkeit, Artigkeit und Zuvorkommenheit. Die vollkommene Freiheit, uns nach Belieben im Schloſſe zu bewegen, die Gegenwart und Unterhaltung der alten Gräfin, ſchufen dieſen Ort, den man ſonſt für verlaſſen und öde hätte halten können, in ein Feenreich um. Wir hatten die Erlaubniß, die Dienerſchaft abzurichten, und an die Bedürfniſſe engliſcher Perſönlichkeit zu gewöhnen. Es ging einige Zeit hin, ehe wir ihnen z. B. den innigen Zuſammenhang von Waſſer und Thee begreiflich machen konnten. Von Joſeph erhielten wir nicht nur die erforderliche Anzahl von Gabeln und Meſſern, ſondern es blieb uns auch die Theebereitung, ein Ding, was man in Steyermark nicht kennt, beinahe gänzlich überlaſſen. So erinnere ich mich, daß ein Kellner im Gaſthauſe zu Grätz, welcher behauptet hatte, er verſtehe ſich ganz gut auf das Theemachen, mit ſechs Löffelchen, einer Halbtaſſe, und einer großen Schüſſel warmen Waſſers in unſer Zimmer trat.

Nachdem wir uns ein Schlafgemach ausgemacht hatten, gingen wir auf die Entdeckung eines Stübchens aus, an dem es uns noch mangelte; ich meine jene kleine Snuggery oder das für den Engländer zum Lebensbedürfniß gewordene Sprechzimmer, worin man ſich verſammelt, um den Thee zu trinken. Die Snuggery lag dem Gemache der Gräfin gegenüber, die ihre Wohnung gerade über der Einfahrt gewählt hatte, und ſo dem Geräuſche ausgeſetzt war, welches das Rollen der ankommenden Wagen ſtets verurſachte.

Der Sohn der Gräfin war hier geſtorben; dieſer Grund genügte Lady Purgſtall, nie eine Aenderung vorzunehmen; denn ſie ſchauderte ſchon bei dem Gedanken, irgend einen Gegenſtand von ſeiner Stelle zu rücken. Die mit Büchern im Geſchmacke des achtzehnten Jahrhunderts ausgeſtellte Bibliothek führte gerade in unſere Snuggery; das Bibliothekzimmer enthält eine Merkwürdigkeit für Steyermark, einen Franklinskamin, den einzigen, deſſen ſich dieſes Land rühmen kann. Lord Aſhburton hatte ihn mit ſich gebracht; einen Winter in Steyermark zuzubringen, ohne ein Kaminfeuer zu ſehen, ſchien ihm etwas Unmögliches.

So bald wir die kleinen Anordnungen für den engliſchen Comfort getroffen hatten, begannen wir unſere Ausflüge in die Umgebung; unſer erſter Spaziergang war nach dem alten Schloſſe Riegesburg gerichtet; einſt eine Veſte in hohe Felſen geniſtet, welche die Türken nicht anzugreifen wagten, als ſie das öſterreichiſche Gebiet mit ihren Heeren überſchwemmten, bildet jetzt nur einen Trümmer der untergegangenen Größe der Grafen von Purgſtall. Drohend erhebt es ſich über ein ſonderbar wellenförmiges Terrain. Auf dieſem Boden, der durch die Biegung ſeiner Ebenen den Meereswogen gleicht, gibt es nicht eine zollbreite Stelle Landes, die nicht mit üppigem Getreide oder ſtämmigen Eichen bedeckt iſt. Mit Entzücken hängt das Auge an dieſen köſtlichen Strich von ſaftigem dichtem Grün, zur Herbſtzeit nimmt dieſes Grün in unnachahmlicher Miſchung alle Regenbogen-Nuancen an. Das in einem Theil des Felſens eingebaute Schloß iſt dem Sturm der Zeit zur Beute geworden; und während die ewige Verjüngung der Natur den Wäldern einen weiteren Laubmantel, den Felſen ein dichteres Humusbett verlieh, zerfiel das Werk des Menſchen, das für die Ewigkeit gegründet ſchien, in Trümmer. Die Vergleichung dieſer unvergänglichen, ſtets ſich erneuenden Jugend der Natur mit der Hinfälligkeit menſchlicher Werke erregt ſchmerzliche Gefühle in uns; ſchmerzlich auch war uns der Anblick dieſer unnützen Zierrathen, dieſer fruchtlos vergeudeten Reichthümer, dieſer zerfetzten Tapetenwerke, dieſer verwitterten Vergoldungen, die mit ihren ſchwarzen Stellen von großer Dürftigkeit zeugten. Das Ebenholz des großen Zeremonienbettes wurde unter den Kiefern der Inſekten zu Staub; lange Streifen farbloſer Damaſtvorhänge mit Franzen von mattem Golde flatterten im Winde. Ueber dieſen Trümmern breitete ſich ein prachtvoller Plafond aus, deſſen Inkruſtationen von Elfenbein, Sandel und Ebenholz dem Laufe der Jahre widerſtanden hatten, und die Ausſtattung und Anweſenheit einer ariſtokratiſchen petite maitresse zu erwarten ſchienen.

Mit ſchwermüthigen Blicken überſchauten wir dieſe verfallene Herrlichkeit, was uns jedoch noch trüber ſtimmte, das war die moderne Benützung, zu

der das Schloß von ſeinen jetzigen Beſitzern verdammt worden war, die ſich außer Stands ſahen, das Gewicht ſeiner feudalen Größe zu tragen. Auf den marmornen Baluſtraden trocknete man hier Wäſche in der Sonne; dort verdeckte bis zum Plafond aufgehäufter Mais die ehrwürdigen, mit einer dichten Staub- und Rauchlage überzogenen, Ahnenbilder. Wir gewahrten eine prächtige, mit Schnitzwerk in Halb-relief überladene Flügelthüre, und bemerkten, daß ſie, ſtatt ſich auf eine Freitreppe, einen Park, oder einen Bankettſaal zu öffnen, auf eine kleine äußere Treppe führte, die ſich um die Mauern ſchlängelte. Unmittelbar davor lag ein gähnender Abgrund.

„Ohne Zweifel," (ſprach) Joſeph unſer Führer) „kennen Sie die Tradition nicht, die ſich auf die Treppe bezieht. Zwei Brüder beſaßen dieſes Schloß gemeinſchaftlich, wovon bei einer Abtheilung ſich der Aeltere die unteren Stockwerke vorbehielt und dem jüngern die oberen überließ. Sie geriethen in Streitigkeiten. Der Aeltere ſchnitt ſeinem Bruder allen Zuſammenhang mit Außen ab, und würde ihn dem Hungertod überliefert haben, hätte ſich der jüngere nicht dadurch gerettet, daß er an die hohe Mauer die Treppe befeſtigen ließ, deren Trümmer Sie hier ſehen."

Bei unſerer Rückkehr kamen wir durch das im ſchützenden Schatten der Burg erbaute Dorf; hier liegt die von der Gräfin verſchönerte Kapelle, in der einſt ihre ſterbliche Ueberreſte neben denen ihres Gatten und ihres Kindes ruhen ſollen. Anfangs ſtaunte ich über die Toleranz der katholiſchen Prieſter, welche einer Proteſtantin den Eintritt in ihr Sanctuarium und die Errichtung eines Denkmals geſtatteten. Aber mein Staunen ſchwand bald, als ich vernahm, zahlreiche Almoſen und die Clauſeln eines für die dabei betheiligten Perſonen ſehr günſtigen Teſtaments habe den Weg gebahnt und die Scrupel zum Schweigen gebracht.

„Ueberdies," ſagte ſie mir, „habe ich mich für alle Fälle vorgeſehen, und mir, ſollten mich dieſe Herren nach meinem Tode ſtören wollen, eine feſte Behauſung von der ſchönſten Bauart machen laſſen; Joſeph, bring'...."

Joſeph ließ ſie nicht endigen, und kam nach ein paar Minuten mit drei großen Burſchen zurück, welche einen Sarg, nicht von Holz oder Blei, ſondern von Eiſen mitten im Zimmer niederſetzten. Es war ein ſeltſames, ſinniges Werk, das man hätte eher für eines von den künſtlich ausgearbeiteten Gittern in der Weſtminſter Abtei, als für den Sarg einer ſteyriſchen Gräfin halten ſollen. Nachdem wir drei ſonderbar geformte Vorlegeſchlöſſer geöffnet hatten, hoben wir den Deckel auf, und gewahrten im Innern mehre mit Schnur zuſammengebundene Päckchen Papier, auf denen von der Gräfin Hand die Worte geſchrieben ſtanden:

**Unſere Briefe. — J. A. Burgſtall.**

Allen Gedanken, allen Gefühlen, allen Handlungen dieſes ſeltſam tiefen Gemüths war derſelbe unvergängliche Stempel aufgedrückt.

Bald hatten wir den größeren Theil der vielen Schlöſſer beſucht, die in der ganzen Gegend zerſtreut liegen. Hier fanden wir eine zertrümmerte Veſte, in der ein Winkel von einem ebenfalls ruinirten Edelmanne bewohnt wurde, welcher das Uebrige neuen Eigenthümern überlaſſen hatte, die ihm in ſeinem letzten Zufluchtsort eine kleine Rente an Wein und Brod abreichten; dort widmete eine immer noch ſchöne Wienerin, die Blüthe der Eleganz und Artigkeit, ihr ganzes Leben der Sorge für ihre Tochter, welche der Mutter an Schönheit glich, aber der Vernunft beraubt war. Alle dieſe Leiden einer in Verfall gerathenen Ariſtokratie machten einen ſchmerzlichen Eindruck auf unſere Gemüther.

Eine ſonderbare Reliquie vom Schloſſe Steinberg verdient bekannt zu werden; ſie beſteht in einer eiſernen Maske von ſehr künſtlicher, complicirter Conſtruktion. In ſteter Furcht, wegen der gefährlichen Schönheit ſeiner Gattin und von ihrer Unbeſtändigkeit überzeugt, hatte ein Baron von Steinberg den Entſchluß gefaßt, das Geſicht dieſer gefährlichen Frau in ein feſtes Gehäuſe zu verſchließen und den Schlüſſel des Gehäuſes für ſich zu behalten. Das ſonderbare Mittel half nichts. Die Sage behauptet, ſüßes, die Liebe ermuthigendes Geflüſter habe die Stangen des Käfigs durchdrungen, und den Anbetern, die das ſchöne Geſicht nicht ſchauen durften, ſey eine vielleicht viel gefährlichere Entſchädigung zu Theil geworden.

Nach dem Rathe der guten Gräfin dehnten wir unſere Ausflüge bis nach dem halb wilden Ungarn aus, deſſen nähere Beſchauung uns ſehr am Herzen lag; die Gränze, durch welche es von Steyermark getrennt iſt, beſteht nur in der Einbildung; unſere Führer konnten uns die Hecke nicht einmal genau angeben, welche den beiden Ländern als Gränze dient. Trotz dieſer ſcheinbaren Vermengung unterſcheidet ſich der ungariſche Bauer nach Sprache und Sitte weſentlich vom ſteyriſchen. Drei Viertheile von den Ungarn ſind Edelleute oder nennen ſich wenigſtens ſo. Fleiſcher, Speckkrämer und Tiſchler machen auf den Adel Anſpruch und die kleine Anzahl von Vaſallen wird von dieſer Ariſtokratenbevölkerung erdrückt.

Die Ungarn ſind ſehr ſtolz auf ihre Conſtitution, die, ihrer Behauptung nach, viele Aehnlichkeit mit der engliſchen hat; dieſe Aehnlichkeit wird man ſehr genau und richtig finden, wenn man bedenkt, daß die beiden ungariſchen Kammern erblich und keine Wahlkammern ſind, und daß die dreimal hundert tauſend ungariſchen Edelleute das willkürlichſte Monopol ausüben, von den Steuern befreit ſind, und mit den Staatslaſten ihre unglücklichen Mitbürger beſchweren. Ein ungariſches Mittagbrod iſt eine ungariſche Conſtitution werth. Ich vermag weder den Heißhunger zu beſchrei-

ben, mit dem die mit Gerichten überladene Tafel rein gefegt wurde, noch kann ich angeben, welche ſchwarze, halb flüſſige Jauche den Namen Getränke uſurpirte, noch begreife ich, wie ſonderbar der Herr des Hauſes die Regeln der Höflichkeit und der Gaſtfreundſchaft auslegte, indem er eine beſondere Flaſche Tokaier Wein für ſich behielt, und keinem Menſchen einen Tropfen davon zukommen ließ. Gott bewahre mich vor der Beſchreibung der Düfte und Gerüche, welche Wildpret und Fiſche bei dieſer unſeligen ungariſchen Tafel vorausſandten und zurückließen! Wir wollen uns nicht länger als einen Augenblick bei dieſen peinlichen Erinnerungen aufhalten, und dann fort damit!

Je magerer die Nahrung für unſere Beobachtungen auswärts wurde, deſto glücklicher kehrten wir zum Lager der Gräfin zurück; hier in dem ſteyriſchen Schloſſe, entfernt von allen Zerſtreuungen der gebildeten Welt, öffnete ſich uns ein Paradies. Von dem Wohlwollen und der Anmuth unſerer Wirthin angezogen, ſtrömten bald zahlreiche Beſuche herbei, für die es indeſſen auch vielleicht eine Lockung geweſen ſeyn mochte, die ſeltſamen Engländer zu ſehen, die, nachdem ſie die Welt durchwandert hatten, ihren Aufenthalt in einem der unbekannteſten Winkel nahmen. Das Leben im Schloſſe bot einen Ueberfluß an Gegenſtänden ſinniger Beobachtung; ich könnte einen Band ſchreiben, wollte ich die Charaktere aller Herren und Damen ſchildern, die uns beſuchten. Als Spielzeug hatten wir unſere kleinen Scherze, Vergnügungen und Rivalitäten. Eine Dichterin (ein ſchreckliches Ding) erſchien am Horizont. Ach! Es war eine Deutſche, die engliſche Verſe machte; tiefes Grauen ergreift mich bei dieſen Gedanken! Ich mußte mehr auf Umwegen gehen, mehr Diplomatie in Anwendung bringen, um den engliſchen Verſen der Deutſchen zu entſchlüpfen, als ein Miniſter bedarf, um drei Provinzen zu erobern; dann kamen zwei oder drei junge Perſonen aus Wien, würdig eine Stelle in den eleganteſten Salons von Paris und London einzunehmen, aber vom Geſchicke in dieſe Einſamkeit verbannt. Als unbekannte Blüthen, deren Wohlgerüche fruchtlos in der Abgeſchiedenheit verfliegen, glaubten ſie unverweilt die Huldigung des ganzen Schloſſes in Anſpruch nehmen zu dürfen. Die Dichterin und ihre Gefährtinnen verließen den Ort, voll wüthender Eiferſucht ohne Trommeln und Trompeten, was für unſer kleines Comité ein köſtliches Schauſpiel bot. Um das Drama des innern Lebens vollſtändig zu machen, das ſich unfehlbar anknüpft, wo ſich fünf Menſchen zuſammenfinden, traf zufällig die unentbehrliche Perſon ein, über die ſich alle Welt luſtig macht, die Niemand leiden mag, während ſie ſich in Anſtrengungen, um zu gefallen, erſchöpft, die man ſich wie einen Ball gegenſeitig zuwirft, — der Schauſpieler, den man in allen Geſellſchaften und Schlöſſern wiederfindet, der uns anfänglich ergötzte und nach Verlauf von acht Tagen Geduld und Lachluſt völlig ermüdet hatte.

Unsere liebenswürdige Wirthin rieth uns, um dem Ueberlästigen zu entgehen, den Erzherzog Johann, den Bruder des Kaisers von Oestreich, zu besuchen; ein solcher Besuch wurde durch die freundschaftliche Verbindung der Gräfin mit dem Erzherzoge erleichtert und verannehmlicht. Er bewohnte damals seinen Weinberg in der Nähe von Marburg am Fuße des Bachergebirges, eines der Auslaufer der Julischen Alpen, auf dem rechten Ufer der Drau. Die Villa des Erzherzogs liegt mitten an einem so steilen Berge, daß wir aussteigen mußten, um hinanklimmen zu können. Er ist ein Mann von fünfzig Jahren, mit hoher, kahler Stirne, mit einer natürlich liebenswürdigen Miene, ohne Stolz und Affectation; man fühlt sich wohl bei ihm, sobald man sich seiner Person nähert. In seinen Gesprächen entwickelte er ausgebreitete Kenntnisse, Freimüthigkeit, einen wohlwollenden Sinn, und alle die Eigenschaften, die man im Privatleben liebt und schätzt, und die bei einem Manne von seinem Range Bewunderung und Achtung einflößen. Nachdem er Armeen commandirt und seinen militärischen Pflichten als wackerer Krieger Genüge geleistet hatte, verurtheilte er sich selbst zu der ehrenvollen Zurückgezogenheit und gibt von seinem Daseyn nur durch seine Wohlthaten Kunde. Zufällig zehrten wir, mit der deutschen Sitte unbekannt, das Mahl auf, welches auf sein Geheiß für eingeladene Nachbarn vom Lande bereitet worden. Oft lachten wir später über das Mißverständniß, in Folge dessen wir die kalten Speisen, mit denen die Tafel bei unserer Ankunft beladen war, für unser Mittagessen gehalten hatten.

Man bedauert sehr, daß der Erzherzog Johann nicht zum Gouverneur von Steyermark ernannt worden ist, und daß er nur die bescheidene Stelle eines Chefdirektors vom Genie einnimmt. Würde er Kaiser von Oesterreich, was eine unmögliche Sache ist, so hätte ihm diese Gegend viel zu verdanken; aber alle Chancen sind gegen ihn. Steyermark, wie es jetzt ist, ist dieses anspruchlosen Fürsten Werk. Er hat mehre Ackerbauschulen gegründet, die viel zu Vervollkommnungen der Culturmethoden beigetragen haben, er hat ein prachtvolles Museum in Grätz eingerichtet, Curse verschiedener Art veranstaltet, die Sitten, Gebräuche und Interessen seiner Landesgenossen studirt, und mit all' seinen Kräften bei den Fortschritten zum Wohlstande nnd zur gesellschaftlichen Verbesserung ermuthigt; und diese Anstrengung erscheint um so uninteressirter, als ein großer Theil der Domänen, deren Wohlstand er zu fördern sucht, nicht ihm gehören.

Im Frühjahre 1825 besuchten wir seine Eisenbergwerke von Vordernberg in den Gebirgen von Oberstevermark. Wir hatten das Schauspiel, das allerdings die Schweißtropfen des Reisenden werth ist, mit einer langen ermüdenden Route zu erkaufen. Das flüssige Eisen ist ein Vesuv in Miniature; es ist im Kleinen eine Darstellung von einem der furchtbarsten Phänomene

der Erde. Der Erzherzog gab uns die vollſtändigſten Aufſchlüſſe über Guß und Bearbeitung des Eiſens und beſtärkte durch ſeine Geſpräche die gute Meinung, die wir von ihm hegten; ſeine Manieren ſind die eines ſteyriſchen Landmanns, dem das Glück einer guten Erziehung zu Theil geworden iſt. Man könnte dieſen Armeegeneral für einen Arbeiter der Bergwerke halten, die er ausbeuten läßt. Statt eine ſtolze, ſteife, häßliche Hoheit zu heirathen, hat er weislich ſeine Gefährtin unter den Klaſſen gewählt, mit denen er leben muß. Er hat die alten Zänkereien der Bergleute unterdrückt, die lange Zeit in blutige Feindſeligkeiten ausgeartet waren. Man betet ihn an, und oft habe ich Leute ſich auf ſeinen Weg drängen und ſeine Hände mit einem herzlichen, dankbaren Ausdrucke küſſen ſehen, an dem keine Spur von Servilität zu bemerken war; nur in kurzen Zwiſchenräumen zeigt er ſich in Wien, um einer Etikette Genüge zu leiſten, die jede andere in der Welt an Förmlichkeit überbietet. Sein Hauptvergnügen iſt die Gemſenjagd und ſeine Geſchicklichkeit hiebei hält gleichen Schritt mit der Leidenſchaft, die er für dieſe Unterhaltung hat.

Das Vordernberger Eiſen *) wird bekanntlich nicht nur auf dem Continente verwendet, ſondern man führt es auch nach Amerika aus, wo es ſehr geſucht iſt. Der Erzherzog ſagte uns, trotz der Concurrenz von England halte ſich das Vordernberger Eiſen, vermöge ſeiner ausgezeichneten Beſchaffenheit, in guten Preiſen auf dem Markte; was indeſſen die Verfeinerung des Eiſens und die Härtung gewiſſer Stahle und beſonders die Fabrikation von Meſſern und Inſtrumenten betrifft, ſo hat England immer noch einen Vorzug. Im Ganzen zeichnet ſich der Charakter des Fürſten durch eine Miſchung von Einfachheit, Kraft und gutem Tone aus, die uns ſeine Gegenwart beſonders angenehm machte.

Sollte man es glauben? Die Zauberwerke der Gräfin, ihre bewunderungswürdigen Anekdoten, das Studium der deutſchen Sprache, einer wahren Wiſſenſchaft, deren Erlernung ſie uns erleichterte, die Zuneigung, die ſie uns entgegenbrachte, die momentane Anweſenheit eines ſehr geſchickten homöopatiſchen Arztes, der mit aller Kraft gegen die Ungläubigkeit unſerer Wirthin kämpfte, die ländlichen Feſte und beſondere Zufälle, die eine gewiſſe Abwechslung in unſer Leben brachten; alle dieſe ſich verkettenden und durchſchlingenden Motive feſſelten uns ganze ſechs Monate an dieſen Ort.

Im Augenblicke, da ſich die Nothwendigkeit, der ſteyriſchen Armida zu entfliehen, die Taſſos Armida wohl an Jugend, aber nicht an Macht nachſtand, immer näher drängte, wurde die Gräfin von einer gefährlichen Krankheit befallen, oder vielmehr ihr gewöhnlicher leidender Zuſtand verſchlimmerte

*) In Deutſchland gewöhnlich unter dem Namen: „Steyriſch Eiſen," im Handel.

ſich auf bedrohliche Weiſe. Wie ſollten wir ſie jetzt verlaſſen? Zwei Monate gingen in ewigem Schwanken zwiſchen Beſſerung und Schlimmerwerden hin. Aber das Seltſamſte dabei iſt der Umſtand (den ich beſchwören kann), daß die treffliche Greiſin, nachdem ſie uns erſucht hatte, wir möchten ſie nicht vor den Aequinoctien des März verlaſſen, von welchem Monat ſie uns den 22. als den Todestag ihres Gatten und als denjenigen bezeichnete, an welchem ſie ſterben werde, am 22. März um ein Uhr in unſern Armen verſchied. Sie hatte ſich in ihrer Prophezeihung nur um einen halben Tag getäuſcht. Sanft und voll Dankes für ihre Landsleute, die ſie auf dem Sterbebette nicht verlaſſen hatten, ſahen wir die alte Freundin von Walter Scott, die unbekannte Beherrſcherin des Schloſſes Hainfeld, den wahren Typus der Diana Vernon in Rob-Roy, eines der merkwürdigſten und ſonderbarſten Weſen, die ich je geſehen habe, eine originelle, vielleicht bizarrere und geiſtreichere Heldin hinſcheiden, als diejenige, welche Walter Scott nach ihrem Bilde entworfen hat.

[illegible] 1836, 3
[illegible]

# Feuilleton.

## Literarische Uebersichten

von

**K. G.**

### XI.

Es verlohnt sich wohl der Mühe, einen Blick auf jene Anstalten zu werfen, welche in Deutschland unterhaltende mit kritischen Zwecken zu verbinden pflegen. Keine einzige der auswärtigen Literaturen, wenigstens die englische und französische nicht, kennt etwas, das mit unsern sogenannten belletristischen Journalen einige Aehnlichkeit hätte. In Frankreich und England vermischt sich die poetische Thätigkeit der Nation mit jeder andern Bereicherung der Wissenschaft, deren sie sich zu erfreuen hat; sogar die Kritik des Theaters tritt nur da isolirt auf, wo wenigstens die Tendenz der neuesten Mode, ein conversationeller Zweck, mit ihr verbunden ist. Wir finden in den strengwissenschaftlichen Reviews der englischen Kritik untermischte Novellen aus der Feder Bulwer's oder Marryat's, die Ausbeutungen der ungedruckten Reiseportefeuilles rangiren zu gleichen Rechten mit einer Abhandlung, die aus der Feder eines Staatsmannes kömmt und der politischen Debatte des Tages eine neue Diversion gibt. Bei uns ist dies anders. Wir haben uns wahrlich einen abscheulichen Begriff erfunden, das Wort Belletristik, oder wir haben vielmehr geduldet, daß unsere schöngeistige Thätigkeit bis zu der faden Vorstellung herabgesunken ist, welche man mit dem Worte Belletristik zu verbinden pflegt. Mit diesem Worte fassen wir alles zusammen, was sowohl die feinste Bewegung des angeborenen poetischen Genie's ist, wie jene rastlose und ängstliche Thätigkeit, die unsere sogenannten Unterhaltungsblätter mit quasipoetischem Material versorgt. Belletristik ist ein Absonderungsbegriff, der die Poesie von der Spekulation getrennt hat, der den Roman, das lyrische Gedicht, das Epos aus allem Zusammenhange mit den parallelen Entwicklungen des Zeitgeistes im Gebiete der Wissenschaften und der übrigen schöpferischen Künste versetzt hat, Belletristik, dieser Ausdruck hat Schiller zu einem Zunftgenossen des armseligen Journalisten gemacht, der sich damit beschäftigt, die Leistungen einer stehenden oder wandernden Bühne zu beurtheilen. Unsere sogenannten Unterhaltungs-Journale sind gänzlich auf den fatalen Begriff zugeschnitten; sie liefern Novellen, buntes Allerlei, Correspondenzen, Kritiken, Alles wirr durch einander zu dem einzigen Zwecke einer die Zeit und die Langeweile tödtenden Lektüre. Eine Annäherung dieser Institute an die höhere Spekulation ist unmöglich, weil sie dadurch den beschränkten Kreis ihrer Leser verwirren würden. Sie dienen der Belletristik, diesem faden und unausstehlichen Begriffe, welchem sich jede achtbare poetische Fähigkeit, soviel wenigstens dem Referenten bekannt ist, nur mit dem größten Widerwillen unterordnet.

Schon im vorigen Jahre wurde bei einigen inzwischen bedenklich gewordenen Debatten darauf hingearbeitet, das Publikum von der Mangelhaftigkeit der gewöhnlichen verzettelten und verschlissenen Unterhaltungsblätter aufmerksam zu machen, und es durch irgend einen gewagten Versuch an eine gebundene Form zu gewöhnen, die am besten von den französischen Revuen sich entlehnen ließ. Das Journal, für welches wir diesen Artikel schreiben, hat im Grunde eine Revolution gemacht: es hat alle übrigen deutschen Unterhaltungsblätter hinter sich gelassen und den Beweis geführt, daß sich das Publikum sehr leicht an das Bessere gewöhnt, wenn man es ihm nur auf die richtige Weise zu bieten versteht. Daß die Europa Nachahmung finde, kann gewiß Niemand mehr wünschen, als ihr Herausgeber, der so gern seinen Wil-

len die That unterstützen läßt und sich in nichts so sehr gefällt, als in nützlichen und das allgemeine Beste erzielenden Anregungen.

Sehen wir inzwischen auf die Dinge, wie sie sind, so behauptet in der Kategorie von Journalen, die wir so eben bezeichnet haben, das Morgenblatt so ziemlich den zugestandensten Ruf. Es besitzt wenigstens die Mittel, wenn es auch keinen Gebrauch von ihnen macht. Es hat die Physiognomie des Könnens und Wollens, und bietet uns in seinen Spalten nicht jene ärmliche Wirthschaft dar, die sich besonders in den Leipziger Blättern findet, wo Lückenbüßer die Hauptartikel und Nachdrücke die Originalien sind. Dennoch scheint selbst die Oekonomie des Morgenblattes verfehlt. Es ist eine Maschine mit fünf Rädern, und geht auf so viel Beinen, daß sie über ihre eignen Einrichtungen stolpert. Eine dreifache Redaktion vermehrt die Kosten dieses Journals, ohne daß man an der getrennten Wirksamkeit drei entgegengesetzter Willensfreiheiten eine besondere Freude hätte. Das Hauptblatt insbesondere anlangend, so würfelt es der Zufall zusammen. Es ist spröde gegen das, was unsere leidige Belletristik ist, es sucht sich von den Gährungen, welche die Literatur zu allen Zeiten durchzumachen hat, so entfernt wie möglich zu halten, es ist ein Blatt voller Erfahrung, ein Vorzug, den es dadurch erkaufen muß, daß ihm der Reiz der Jugend, die Frische und das Interesse abgeht. Die Redaktion vereinigt gewiß eine Summe seltner Fähigkeiten, aber es scheint, daß sie in Frankreich und England heimischer sind, als in Deutschland. Die Redaktion des Morgenblatts steht mit der deutschen Literatur, wie unzusammenhängend sie seyn mag, in keinem Zusammenhange, sie ist nur receptiver Natur, sie belebt nicht, sie wirkt nicht, sie sieht sich nicht um, sie frägt nicht in's Land hinein, wer, ich will nicht sagen etwas Gutes, sondern wer überhaupt etwas bieten kann. Die Verbindungen dieses achtbaren Journals sind seit Jahren eingeleitet, einige neue bot der Zufall dar, der Zudrang zu einem Institute, das eine solide Rücksprache mit sich nehmen läßt, ist immer groß; da kann es an Material nicht fehlen; es ist nicht selten brav, aber es ist das rechte nicht, es ist nur Auswahl, vornehme Auswahl, es ist keine lebendige, liebevolle, eifrige, strebende Thätigkeit, die sich in dem Blatte ausspricht. Wir wiederholen noch einmal, daß uns die Eigenschaften der Redaktion Achtung einflößen, behaupten aber, daß sie diesmal nicht an ihrer Stelle sind, daß das Morgenblatt ein phlegmatisches Institut ist, daß es vom Zufalle redigirt wird und auf die Belebung und Erweckung von Talenten ebensowenig wirkt, wie auf irgend eine Thatsache unserer laufenden literarischen Verhältnisse.

Fast alle Leipziger Blätter, dem Morgenblatte gegenüber, sind unsolider, aber interessanter. Diese Redakteure arbeiten doch, und streben und ringen und lassen sich's sauer werden, wenn man auch darum durch die Lektüre ihrer Blätter in seinen eigenen Nerven nicht süßer angeregt wird. Die Zeitung für die elegante Welt behauptet den Vorrang vor den übrigen, und ist dem Stoffe nach eingestandenermaßen genießbarer, als das Morgenblatt. Herr Kühne gönnt sich keine Ruhe, er hat das Interregnum des Herrn von Binzer vergessen zu machen, er ist nicht nur Redakteur, sondern eine wahre Anleitung zur Redaktion. Die Novelle wechselt mit der Kritik, diese mit dem Gedicht, das Gedicht mit der Miscelle, Correspondenzen umrahmen das Ganze: es sind die hergebrachten Mittel und Wege, aber sie sind frisch bepflanzt, sie zeigen links und rechts grünes Holz und haben, was die Hauptsache ist, den täglichen Morgenthau des Momentes, des Zeitgemäßen, des gerade Angeregten und Schwebenden. Eine andere Frage ist freilich die nach dem Takte: und hier muß man eingestehen, daß es der Zeitung zwar an Noten nicht gebricht, dafür aber an Tempo, an jedem consequenten und gewissenhaften Rhythmus. Wenn es nicht ein gewaltiger Druck ist, der auf Herrn Kühne lastet, so scheint er mir noch im gegenwärtigen Augenblicke nicht zu wissen, was er will. Er jubelt und jauchzt, wie einst Mundt gejubelt und gejauchzt hat, und die Freude scheint ihm darüber zu entquillen, was er so eben beweint zu haben schien. Herr Kühne hatte sich selbst mit erstaunlicher Emphase zu einer Richtung bekannt, für deren Bekämpfung man aus seinen Schriften die Citate entnehmen konnte. Es fehlt hier überhaupt an Beweglichkeit und Empfangnahme nicht, aber an dem Ernste, welchen man nur aus dem Schmerze des Lebens saugt, an dem Sinn für die Dinge und Menschen, wie sie sind, an diesem ächt historischen Sinn, der erst sagt: Vor Gott ist Alles Eins, der dann fortfährt: Die Natur ist das Letzlich Wahre, das wir sehend hören können! dann sich an die Abstraktion des Menschen gewöhnt und nie anders als in der Kategorie der Liebe an ihn denkt, und nun erst beginnt mit Hegel und Rahel, Bettina und dem ganzen Galopp der neuern Literatur, der immer erst dann seine Sprünge machen sollte, wenn man sich selbst gefunden hat und ein Pferd zu sattlen versteht. Ich bin ich, Ich bin Du, Du bist das, was in dieser und jener Lage, mit demselben Streben, Hoffen, Ringen und

Arbeiten ich auch bin: und dann erſt beginne Dein Raiſonnement, Deinen Witz, Deine Gelehrſamkeit, Deine Kritik! Herr Kühne forderte von mir die Humanität: ich finde aber, daß Herr Kühne kein Menſch, ſondern ein Buch iſt. Ein Buch kann das Widerſprechendſte in ſich aufnehmen, kann hier tadeln, dort loben, kann hier in Schutz nehmen, dort einem Unverſchämten (ich meine Herrn Carové) erlauben, jede Klätſcherei in ſich niederzulegen: das kann keine Perſon, kein Individuum, kein Urtheilbarer, kein Charakter, mit einem Worte, um auf die Journaliſtik zurückzukommen, kein Redakteur, der Takt hat.

Wenn dieſen demnächſt fortzuſetzenden Ueberſichten zuweilen eine perſönliche Empfindung unterläuft, ſo verzeihe man die Einmiſchung einer Individualität, die bald eine bloße Perſon iſt, bald zu einer Tendenz geſtempelt wird. Es iſt dem Referenten unmöglich, ſich durch die böhmiſchen Wälder der Literatur zu ſchlagen, als Gränz- und Waldwächter, in einer Uniform, die er ſich ſelbſt beſtellte, und es dabei zu ignoriren, daß im Grunde der Wilddieb Niemand anders ſeyn ſoll, als er ſelbſt. Man baut und baut, und hat ſich zuletzt ſelbſt vermauert. Ich wünſche nicht, daß es mir wie jenem Zimmermann auf der Hogarth'ſchen Platte ginge, der in aller Gemüthlichkeit an einem Balken hoch auf einem Hauſe ſägt, und es vergißt, daß er ſelbſt auf dem Stücke ſitzt, das bald zur Erde fallen wird.

Wir ſprechen im nächſten Hefte noch Einiges von Leipzig, werden dann auf Berlin übergehen, und mit Braunſchweig den Beſchluß machen. —

## Riego's Hymne.

Wir geben hier dieſes hiſtoriſch merkwürdige Gedicht in der Urſprache mit faſt wörtlicher Ueberſetzung.

| | |
|---|---|
| So freudig und heiter, | Serenos, alegres, |
| So tapfer und muthig, | Valientes, osados, |
| Auf ſinget Soldaten | Cantemos, soldados |
| Die Hymne des Kampfs! | El himno a la lid; |
| | |
| Und bei dieſen Tönen | Y a nuestros acentos |
| Erdröhne die Erde, | El orbe se admire; |
| Und ſchaue bewundernd | Y en nosotros miro |
| Die Söhne des Cid. | Los hijos del Cid. |
| | |
| Das Vaterland, Krieger, | Soldados, la patria |
| Ruft auf uns zum Kampfe: | Nos llama a la lid, |
| Auf, ſchwöret zu ſiegen, | Juremos per ella, |
| Zu ſterben dafür! | Vencer, o morir. |
| | |
| Nicht edlere Kühnheit | El mundo vio nunca |
| Erſchaute die Welt je, | Mas noble osadia; |
| Nie leuchteten Tage | Lucio nunca un dia |
| Von größerem Muth, | Mas grande en valor. |
| | |
| Als der, wo das Feuer | Que aquel que inflamados |
| In Riego entzündet | Nos vimos del fuego, |
| Von Vaterlandsliebe, | Que escitaba en Riego |
| Uns mächtig ergriff. | De patria el amor. |
| | |
| Das Vaterland, Krieger ꝛc. ꝛc. | Soldados, la patria, etc. |
| | |
| Des Krieges Trompete | La trompa guerrera |
| Ertönet im Winde, | Sus ecos da al viento, |
| Den Schrecken durchſchauern, | De horrores sediento |
| Schon brüllt das Geſchütz; | Ya ruge el canon. |
| | |
| Und Mars, hoch erzürnet, | Va Marte sanudo |
| Ruft auf unſ're Kühnheit, | La audacia provoca, |
| Erwecket die Genien | Mil genios invoca |
| Von Unſrer Nation. | De nuestra nacion. |
| | |
| Das Vaterland, Krieger ꝛc. ꝛc. | Soldados, la patria, etc. |

D'rum Preis unſerm Führer,
D'rum lobpreist den Ersten
Der wagte zu heben
Den blitzenden Stahl!

Das Land in den Feſſeln
Vernahm ſeine Worte,
Und ſah ſeine Leiden
Verwandelt in Glück.

Das Vaterland, Krieger ꝛc. ꝛc.

Denn nur mit den Waffen,
Allein mit den Waffen,
Wird Trug und Verbrechen
Von Grund aus zerſtört;

Sie nahen; auf flieget,
Auf flieget, Soldaten!
Seht nur wie ſie zittern,
Ihr Antlitz erbleicht!

Das Vaterland, Krieger ꝛc. ꝛc.

Auf ſchüttelt das Eiſen!
Der furchtſame Sclave
Erträgt nicht die Blicke
Des freiſtarken Mann's;

Die trotzigen Stirnen
Seht Ihr bald ſich beugen,
Und vor unſern Schwertern
Sie laufen davon!

Das Vaterland, Krieger ꝛc. ꝛc.

Er zittre, er zittre,
Er zittre, der Böſe!
Wenn er des Soldaten
Gewehr blitzen ſieht;

Schon ſind wir befreiet,
Und werden ſtets frei ſeyn;
Ihr Spanier, Ihr guten,
Verbannet die Furcht!

Das Vaterland, Krieger,
Ruft auf uns zum Kampfe:
Auf, ſchwöret zu ſiegen,
Zu ſterben dafür!

Honor al caudillo,
Honor al primero,
Que el patriota acero
Oso fulminar.

La patria oprimida
Oyo sus acentos;
Y vio sus tormentos
En gozo tornar.

Soldados, la patria, etc.

Al arma ya tocan
Las armas tan solo
El crimen, y el dolo,
Podran derrocar,

Se muestran, volemos,
Volemos, soldados;
Los veis, aterrados,
Su frente humillar.

Soldados, la patria, etc.

Blandamos el hierro,
Que el timido esclavo,
Del libre, del bravo,
La faz no osa ver.

Sus frentes erguidas,
Vereis humilladas;
Y à nuestras espadas
Fugaces correr.

Soldados, la patria, etc.

Que tiemble, que tiemble
Que tiemble el malvado
Al ver del soldado
La lanza esgrimir.

Ya libres estamos,
Ya libres seramos.
Espanoles buenos,
Nada hay que temer.

Soldados, la patria
Nos llama a la lid,
Juremos por ella,
Vencer, o morir.

## Die Katakomben der Kapuziner in Palermo.

Wir gingen das Kapuzinerkloſter zu ſehen. Vier fromme Brüder mit langen Bärten empfingen uns beim Eintritt und einer erbot ſich höflich, uns in die Zellen und Kapellen zu führen. Der Zweck unſeres Beſuches war, die berühmten Katakomben dieſes Kloſters zu ſehen. Ich ſagte es unſerem Führer, der alsbald vor einer hohen Pforte ſtehen blieb. Eine lange Reihe von Stiegen führte uns in drei Gewölbe, die durch ein Fenſter erhellt wurden, das mitten in der Wölbung angebracht war. Kein gräßlicherer Anblick läßt ſich denken, als der uns hier erwartete. Die Mauern waren mit engen Niſchen angefüllt, worin ſich die vertrockneten Leichname einer Menge Mönche in ihrem Ordenshabite befand, alle nach vorn gebeugt, als wollten ſie auf uns niederfallen. Die Hände waren auf der Bruſt gekreuzt oder hingen an den Seiten herab. Ihre ſchwarzen und verſchrumpften Geſichter zeig-

ten jedoch noch den Ausdruck des Lebens, der Kranz von Haaren umstarrte die nackten Schädel, ihre Zähne hatte die Zeit in dem fürchterlich geöffneten Munde geschwärzt. Die Nasen waren eingetrocknet, eben so ihre Wangen, die zum Theil durchlöchert waren. Man würde sie eher für Schwerverwundete als für Todte gehalten haben. Eine Tafel mit dem Namen eines jeden Bruders, dem Tage seiner Geburt und seiner Einkleidung, so wie seines Hintritts, war an die Kapuzen geheftet. Vor den Nischen standen in drei bis vier Reihen lange Särge mit phantastischen Gemälden bemalt, die nach der Aussage unsers Führers die Reste edler Sicilianer enthielten. Auf einem langen Brete über den Mönchen saßen ungefähr hundert Kinder im Alter von einem bis zu fünf Jahren auf kleinen Stühlen, die ihnen im Leben gedient hatten. Alle waren auf die heiterste Weise gekleidet. Mützen der verschiedensten Art bedeckten ihre kleinen, schwarz gewordenen Köpfe. Die meisten hielten Puppen oder Policinells; zwei bis drei hatten einen ausgestopften Hund oder Papagei auf ihren Knien. Das Hirn keines noch so phantastischen Schriftstellers hat wohl je etwas ungeheuerlicheres als diese Sammlung kleiner vertrockneter Figuren und ihren Contrast mit dem freundlichen Costüm ausgeheckt. Eines dieser Kinder hielt eine Peitsche und sein befestigter Arm schien so eben schlagen zu wollen. Da aber die Halsmuskeln verfault waren, so hing sein Kopf auf die Brust, die Mütze war zur Seite gefallen und man sah den kleinen nackten Schädel in der grotesken Haltung. Dieses eben so entsetzliche als komische Schauspiel entlockte mir ein Mephistopheles-Gelächter. Aber der alte Mönch wurde darüber böse; er bekreuzte sich und ich nahm meinen schmerzvollen Ernst wieder an.

Wir fanden mehre lange Gallerien, die auf dieselbe Weise bevölkert waren, nämlich todte Mönche in ihren Nischen aufgehängt, davor die Särge der Edeln und darüber Kinder auf Stühlchen sitzend. Unser Führer sagte uns, daß mehr als dreitausend Leichname in diesen Gewölben seyen, sowohl Mönche als Weltliche, einige darunter von hohem Alter. Er machte uns auf einen aufmerksam, der nach der Tafel an seiner Kapuze 150 Jahre hier ruhte; seine Zunge hing ihm aus dem Munde. Der Bruder nahm sie zwischen die Finger, bewegte sie von oben nach unten und ließ sie gegen die Zähne schlagen. Sie glich einem Stück getrockneter Fischhaut und war wie ein Nagel zugespitzt.

Am Ende der letzten Reihe hatte man ein neues Gewölbe für die Frauen eingerichtet. Wir zählten hier neun Leichname, die auf weißen Kissen lagen.

„Sie sind alle in diesem Jahre gestorben," bemerkte unser Cicerone. „Diese hier gehört eine der ältesten Familien von Sicilien. Ihre Zwillingsschwester, die ihr sehr ähnlich sieht, ist jetzt die schönste Frau in Palermo."

Die arme Todte lag auf dem Rücken hinter einem Gitter mit einem Strauß künstlicher weißer Rosen im Gürtel und einem Kranze von Tausendschön in den schwarzen Haaren. Ihre kleinen Hände und ihr Gesicht, welche der Luft ausgesetzt waren, hatten sich schon geschwärzt, und auf ihrer Haut bemerkte ich einige kleine weiße Ameisen. Ich schlug leicht mit dem Stocke, den ich in der Hand hatte, auf das Bret, wo der Leichnam ruhte, und in demselben Augenblick stürzte sich der ekelhafte Haufe, durch den Stoß aufgeschreckt, in ganzen Schwärmen aus Mund und Nase.

Indem wir die Treppe wieder hinaufstiegen, zeigte uns der Pater tiefere Gewölbe, wo die Körper während der ersten sechs Monate aufbewahrt werden. Glücklicher Weise gab es zu jener Zeit keine frischen Leichname da. Der Mönch sagte uns, daß während der ersten und zweiten Woche der Geruch unerträglich sey. Man läßt sie aber dennoch hier trocknen, um sie dann in die Gewölbe zu bringen, nach Geschlecht und Handthierung. Ein Strick um den Leib befestigt jeden Mönch in seiner eignen Nische und so bleibt er bis seine wurmstichigen Gebeine sich los lösen und in Staub hernieder fallen.

Wir eilten, die finstere Treppe hinaufzusteigen, und nachdem wir dem Mönche eine Gabe gereicht, begaben wir uns nach unserm Wagen, als zwei Brüder eine mit Vorhängen geschlossene Sänfte hereintrugen. Unser Cicerone rief uns zurück und öffnete die Sänfte. Eine alte Frau mit grauen Haaren, war darin mit Stricken festgebunden, sie war denselben Morgen gestorben und mit ihrem reichsten Schmucke angethan. So sollte sie ihren Platz in den Katakomben einnehmen. Der Contrast der bläulichen Farbe der Todten mit der blendenden Weiße ihres Atlaskleides, machte mich schaudern. Wie langsam kam mir der Trab meines Pferdes vor, der mich von dem Kloster hinwegtrug! Wie sehr eilte ich, dieser Todten-Atmosphäre zu entkommen, worin wir uns seit einer halben Stunde befanden!

Schmerzlicher Contrast! Unser Kutscher hatte den Befehl erhalten, uns zu einem sicilianischen Fürsten zu fahren, dessen Gärten ans Wunderbare gränzten. Frischer Schatten, Sammtrasen, Wasserkünste, griechische Tempel, Einsiedeleien, chinesische

Gründe, daß es wahrer Ernst sei, daß man keine Kosten zu scheuen, daß man alle Mittel, die Sache zu Ende zu bringen, nicht nur anwenden, sondern auch erschöpfen wolle. Wenn man aber nicht wollte, wenn man sich damit begnügte, einen Versuch zu machen, um sich den Anschein zu geben, als wolle man, so würde man sich nur lächerlich machen.

## Die preußischen Provinzialstände 1835.

Die Provinzialstände sind in sechzehn Jahren, die Provinzialstände, so zu sagen, aus dem Nichts, wieder hervorgerufen worden. Man hat sie in einer Weise eingerichtet, welche ihnen keine Gefahr, keine Macht, keine Bedeutung, keine Wichtigkeit, keine Thätigkeit, keine Freyheit, keine Selbstständigkeit, keine Würde, keine Ehre, keine Achtung, keine Liebe, keine Dankbarkeit, keine Anhänglichkeit, keine Treue, keine Ergebenheit, keine Zuneigung, keine Verehrung, keine Liebe, keine Freundschaft, keine Hochachtung, keine Gunst, keine Gnade, keine Gerechtigkeit, keine Gleichheit, keine Billigkeit, keine Gewogenheit, keine Freundlichkeit, keine Gefälligkeit, keine Gutmüthigkeit, keine Sanftmuth, keine Milde, keine Barmherzigkeit, keine Großmuth, keine Nachsicht, keine Schonung, keine Geduld, keine Ausdauer, keine Standhaftigkeit, keine Beharrlichkeit, keine Festigkeit, keine Unbeugsamkeit, keine Unerschütterlichkeit, keine Unwandelbarkeit, keine Unveränderlichkeit, keine Unwiderruflichkeit, keine Unabänderlichkeit, keine Unumstößlichkeit, keine Unwiderstehlichkeit, keine Unüberwindlichkeit, keine Unbesiegbarkeit, keine Unverletzlichkeit, keine Unantastbarkeit, keine Unverbrüchlichkeit, keine Unzerstörbarkeit, keine Unvertilgbarkeit, keine Unausrottbarkeit, keine Unvergänglichkeit, keine Unsterblichkeit, keine Ewigkeit, keine Allmacht, keine Allgewalt, keine Allherrschaft, keine Allbeherrschung, keine Allbeglückung, keine Allbeseligung, keine Allbeschützung, keine Allbeschirmung, keine Allbeschattung, keine Allbeschwichtigung, keine Allbeschwörung, keine Allbeschwörung, keine Allbeschwör

und Hafenplatz ſich gebildet hat. Nur Dreimaſter und tiefer ſegelnde Schiffe pflegen noch in dem Swinemünder Hafen anzulegen. Aber, auch ohne Seebad zu ſeyn, würde die Stadt als Hauptpunkt einer der ſchönſten und fruchtbarſten Inſeln der Oſtſee eine Bedeutung behalten, die, je mehr Uſedom bekannt wird, und der Induſtrie geneigter, nur zunehmen kann. Wir verſparen uns für ein andermal in dieſen Blättern Näheres über dieſe grüne Inſel mit ihren majeſtätiſchen Buchenwäldern, den Reſten uralter Eichenforſte, ihren ſchönen Seen, und den maleriſchen Ausſichten, die ihre Höhen in's innere Land und auf die See gewähren. Sie kann in vieler Beziehung mit Rügen wetteifern, und der Landſchaftsmaler fände hier vielleicht noch reicheren Stoff, um den grünen Buchencharakter der Oſtſeeländer zu ſtudiren als in dem gelobten Eilande, welches freilich durch ſeine majeſtätiſche Stubbenkammen und die Fülle hiſtoriſcher Erinnerungen den Vorrang behält. Nur die Küſtengegenden werden von den Reiſenden in der Regel beſucht, während daß ſchon das nächſt gelegene Corswant mit zwei maleriſchen, den verſchiedenartigſten Charakter repräſentirenden, Landſeen, und das Amt Pudagla, ein uraltes Ciſterzienſerkloſter, ſpäter ein Wittwenſitz der Pommer'ſchen Herzoginnen, verdienten, daß man ſie von weiterher als den Badeörtern Swinemünde und Heringsdorf aufſuchte. Das letztere iſt unſtreitig einer der reizendſten Punkte an den Südküſten der Oſtſee, weil es mit dem Meeres-, den ſanften Gegirgs- und Waldcharakter verbindet, eine Vereinigung, die nicht häufig angetroffen wird. Die Villen und Schweizerhäuschen wachſen mit Jahr zu Jahr auf den vorſpringenden Hügeln und in den Waldecken, ohne daß der ländliche Charakter um deßhalb verloren ginge. Ja den eigentlich maleriſch eigenthümlichen Reiz verleiht dieſen Niederlaſſungen eben die Unordnung, in der ſie entſtanden ſind, und noch entſtehen. Ohne Winkelmaaß und Richtſchnur werden die Häuſer nach der Bequemlichkeit und Laune ihrer Herren unter und über einander erbaut; aber noch hat ein glücklicher Geiſt, der über die Landſchaft waltet, nichts zugelaſſen, was die höhere Harmonie ſtörte. Das kleine Fiſcherdorf iſt in dieſem Jahre ſehr zahlreich beſucht geweſen. Für einen Statiſtiker möchte es von Werth ſeyn, um die Fortſchritte der Kultur zu beweiſen, wenn er die Fortepianos und Klaviere zählte, welche in dieſer Saiſon daſtanden, wo vor noch nicht zwanzig Jahren der Sonnenſtrahl kaum durch den dichten Buchenwald den Boden erreichte. Die Beſorgniß, daß Heringsdorf dem Bade Swinemünde ſchaden könne, iſt nicht wohl begründet. Die Lage des erſtern bedingt von ſelbſt ſeine Abhängigkeit von einer Stadt, und noch dazu einer, die an einem ſchiffbaren Strome liegt. Wenn auch für die Bedürfniſſe und Bequemlichkeit der Gäſte mit jedem Jahre mehr geſorgt wird, liegt es doch weder im Sinne des gegenwärtigen Grundherrn, noch der Angeſeſſenen daſelbſt, aus Heringsdorf einen Badeort im modernen Sinne zu bilden, indem ſein Hauptreiz in der Entfernung jedes ſtädtiſchen Zwanges beruht, und mit zwei Schritten aus den Häuſern die verſchwiegenſte Waldeinſamkeit erreicht wird. Nur die Erbauung einer Kirche an einem maleriſchen Höhenpunkte wird von Vielen gewünſcht. Swinemünde war gegen frühere Jahre weniger beſucht. Dies liegt nur in zufälligen Umſtänden; die Badegäſte aus allen benachbarten Dörfern zuſammen gerechnet, haben kein numeriſches Gewicht gegen die Zahl, welche Swinemünde früher frequentirte, und es auch künftig gewiß wird. Durch die Thätigkeit der Badedirektion, namentlich des Herrn Bürgermeiſter Kirſtein, wird nach Kräften dahin gewirkt, den Gäſten alle Annehmlichkeiten frequenter Badeorte zu verſchaffen. Da die ſtädtiſchen Mittel bisher nicht ausreichten, hat Se. Majeſtät der König in dieſem Jahre eine nicht unbedeutende Summe zur Verfügung der Direktion geſtellt, welche damit bedeutende Verbeſſerungen, namentlich den Aufbau eines größeren Geſellſchaftshauſes und die Anlage einer ſo ſehr nöthigen Kunſtſtraße nach dem Gollen, dem ſchönſten Bergpunkt um Swinemünde, beabſichtigt. Der Vorwurf, daß das Meereswaſſer bei Swinemünde durch den Oderausfluß an Salztheilen und Kraft verliere, zerfällt in ſich ſelbſt, wenn man die Oertlichkeit in's Auge faßt und den gewöhnlichen Strich der Winde kennt, welche nicht ſelten das Salzwaſſer durch die Swine bis in's große Haf treiben. Die Stürme, welche im Frühjahr große Felsblöcke aus dem Grunde hoben, und auf die Molen warfen, haben im Ganzen der Küſte weniger als die vorjährigen Schaden gebracht. Im Gegentheil zieht ſich das Meer zurück, und die Alluvion längs der Küſte hat merklich zugenommen.

(Berl. Voß. Zeit.)

## Geſellſchaft gegen den Zweikampf.

Keine Mandate haben in der Welt weniger Nutzen gebracht, als die Duell-Mandate. Der Befehl eines Obern vermochte eine vermeintliche Ehrenkränkung nicht zu ſühnen. Es handelt ſich dabei um keine Frage, die der Fürſt, ſondern um eine, welche die Ge-

schlägt entfallen. Im Hauptheft mit Notizen ist die Hauptsache nur angedeutet. Der Verfasser braucht Zeit, um sich in die Gedanken wieder hinein zu versetzen, sonst wird er, wenn die Zeit nicht ausreicht, in den Gedanken, was er sagen will, gestört und verwirrt. Das ist bei Anfängern sehr oft der Fall.

Die Konzentrat kann bei Übungen eine Zeitlang ausgesetzt werden, wenn Ermüdung, Unlust, Aufregung und Zerstreutheit, wenn andere gestörte Momente eine Arbeitsunlust, eine Arbeitsunfähigkeit hervorrufen. Ferner kann eine Übung aber auch dadurch, daß sie dem Lernenden Freude macht, die Konzentrat gefördert wird, ist in Übungen, wenn eine Übung nicht gelingt, wenn sie nicht Freude macht, wenn diese Aufgaben und Übungen ein Hemmnis, keine Freude sind, wenn sie Unlust hervorrufen, wenn sie Ermüdung, Zerstreutheit, Unlust, Aufregung, Arbeitsunfähigkeit

iſt, als ob das Bewußtſeyn ſeiner Verdienſte ihm den Kopf emporhebt und man darf als eine weniger pikante, als wahre Begebenheit hinzufügen, daß, wenn ein armer Spanier in ſeinem Lande immer ein Edelmann ſeyn will, ein armer Spanier in der Fremde ſich gewiß für einen Flüchtling ausgeben wird.

Der reiche Hidalgo lebt mit der dem ſpaniſchen Charakter eigenthümlichen prachtliebenden Verſchwendung; ſeine Thür iſt immer geöffnet und ſein Tiſch immer ſervirt; es iſt hier nicht von der impoſanten Großmuth der Engländer die Rede, ſondern es iſt die alte mauriſche Gaſtfreundſchaft, die den Fremden baarhaupt an der Schwelle empfängt und allen Gefahren für den einmal ſo Aufgenommenen trotzt. Es iſt zu bemerken, daß dieſer Punkt im National-Charakter weder durch Sittenveränderungen, noch durch den Einfluß von Revolutionen im Geringſten modificirt wurde; der Spanier unſerer Tage zeigt ſich hierin treu den väterlichen Traditionen. Dieſer Zug des Hidalgo mag genügen, um zu zeigen, daß ein unerſchütterlicher Fond antiker Tugend ſelbſt in dem entarteten Spanien noch zu finden ſey.

Allein es iſt ſelten, daß das Vermögen des Hidalgo ihm von ſeinen Vorfahren hinterlaſſen iſt; zum öfterſten holt er es ſelbſt auf den Philippinen oder in Weſtindien. Als ein eigenthümlicher Zug iſt anzuführen, daß er beſtändig von ſeinen ungeheuern Verluſten ſprechen wird; er hat ſtets Millionen verloren, ſelbſt wenn er Millionär iſt; ſpricht man mit ihm von ſeinem Vermögen, ſo wird er ſich gewiß über Unglücksfälle beklagen; bald hat ihn eine Teſtamentsklauſel gezwungen, ſeine Güter mit einem Vetter zu theilen, oder die Concurrenz hat eine große Weinſpekulation vereitelt, oder eine engliſche Corvette hat ein Schiff mit Barren, welches ihm gehörte, weggenommen, oder man iſt ihm eine halbe Million Piaſter in der Gegend von Valparaiſo ſchuldig geblieben.

Iſt im Gegenſatze der Hidalgo arm, ſo ſpricht er von ſeinen Reichthümern; er hat gewiß beträchtliche Güter, nur weiß er leider nicht, wo ſie liegen; er beſitzt Schätze, aber die Spanier hatten die Gewohnheit, ſie zu vergraben, um ſie vor der Habgier der Mauren zu retten.

Die Mehrzahl der Hidalgo's hat aus allem Unglücke doch ſtets den Stolz gerettet. Kürzlich ſagte ein Miniſter der Königin Regentin einem Hidalgo, der von ſeinen letzten Maravedis zehrte: warum er nicht eine Handthierung ergriff? Der Hidalgo, deſſen ſtolzer Blick mit ſeinem zerriſſenen Rocke lebhaft contraſtirte, antwortete ihm: — Von dem Augenblicke an, wo ich kein Schloß mehr habe, will ich noch lieber in einer Scheune, als in einem Laden leben.

## Tod eines wackern Turners.

In Deutſchland turnt nur die liebe Jugend, in England turnen ſogar betagte Buchbinder: und zwar mit einer Ausdauer, die nur mit dem Leben endet. — William Burns, einer der erſten Buchbinder von London im Quartier Hatton-Garden wurde vor einigen Tagen in ſeinem Schlafzimmer todt durch Strangulirung gefunden. Burns war mitten um den Körper an einem dicken Stricke aufgehängt, den man mittelſt eines eiſernen Hakens am Plafond befeſtigt hatte. Er war durch ein zweimal um ſeinen Hals gewickeltes Taſchentuch erdroſſelt worden. Der Coroner rief ſogleich eine Jury zuſammen. Aus der Unterſuchung ging hervor, Burns ein Mann von vierzig Jahren, jovialem Charakter und großem Vermögen ſey keines Selbſtmordes fähig geweſen. Sein Tod war offenbar durch des Verſtorbenen Leidenſchaft für gymnaſtiſche Uebungen herbeigeführt worden. Um ſich nach Belieben ſeiner Luſt hinzugeben, hatte er das Seil in ſeinem Schlafzimmer befeſtigen laſſen. Es ſcheint daß er ſich daran auf eine Weiſe angebunden hatte, um die Bewegung des Schwimmens nachzuahmen, und daß ein unter der Schulter durchgehendes Taſchentuch ihn horizontal halten ſollte. Das Taſchentuch hatte ſich aber aus ſeiner Lage gerückt und ihm den Hals dergeſtalt zuſammengeſchnürt, daß der unglückliche Buchbinder, der ſich nicht mehr losmachen konnte, erſtickt wurde.

Die Jury hat erklärt, Herr Burns ſey durch einen Zufall bei gymnaſtiſchen Uebungen erdroſſelt worden.

## Couliſſen-Myſtifikationen.

Julius von L. hatte die Monomanie, das Innere eines Theaters kennen zu lernen, mit den Künſtlern auf ihrem eigentlichen Terrain zu converſiren und den Schauſpielerinnen auf andere Weiſe als durch Lorgniren und Beifallklatſchen ſeine Zuneigung zu bezeugen.

Eines Abends war er glücklich unbemerkt auf das Theater gekommen. Da ſtand er nun zwiſchen den Couliſſen. Das ſchmutzige Ausſehen der Decorationen von der Rückſeite, der Lampendunſt, Alles bezauberte ihn. Kaum hat er indeß mit einem Schauſpieler, den er kennt, ein paar Worte gewechſelt und eine Actrice gegrüßt, die ihm ſogar ſein Lächeln erwiedert, ſo erſcheint der wachſame Regiſſeur, dem die Theater-Polizei obliegt, und fragt ihn, was er auf dem

Theater zu thun habe. Da er keinen Grund anzugeben weiß, so ist er leider genöthigt abzuziehen; aber der Schauspieler, mit dem er im Gespräch begriffen war, erräth sogleich, welchen Scherz er aus der reinen Leichtgläubigkeit dieses eingefleischten Liebhabers der Scene ziehen kann und sagt zu ihm: „Lassen Sie sich nicht abschrecken; kommen Sie morgen wieder, jedoch gebrauchen sie die Vorsicht, sich zu schminken und antworten Sie nichts anders dem Regisseur als diese drei Worte: „Ich bin geschminkt!“

Der junge Mensch ist hierüber ganz bezaubert und als er am andern Abend sich wieder auf das Theater schleicht, so sind seine Backen mit einer dicken Lage Schminke bedeckt, unter deren Schutz er sich mit Sicherheit zwischen den Coulissen bewegt.

Der unerbittliche Regisseur der indeß seinen Mann erkannte, geht sogleich auf ihn zu und schnauzt ihn an: „Sind Sie schon wieder da? Habe ich Ihnen nicht gestern gesagt, daß es nicht erlaubt ist, so auf das Theater zu kommen, wenn man nichts zu thun hat?“ — „Herr Regisseur, ich bin geschminkt.“ — „Sagen Sie mir, sind Sie Schauspieler? sind Sie hier engagirt?“ — „Herr Regisseur, ich bin geschminkt.“ — „Geschminkt, geschminkt! Ich sage Ihnen ungeschminkt, daß ich Sie hinausführen lasse, wenn Sie mir nichts anderes anzugeben wissen.“ — „Aber Herr Regisseur, da ich doch einmal ge...“ — „Ah, ich sehe, Sie wollen sich über mich lustig machen. Nun gut, so kommen Sie nur!“ —

Einige Schauspieler kamen herbei und baten für diesen neuen Liebhaber der Kunst und sogleich ergriff die Lust, ihn zu mystificiren, die ganze Gesellschaft und selbst den Regisseur. Man beredet unsern jungen Menschen, daß er sich, um in den Coulissen Aufnahme zu finden, einem üblichen Ceremoniell unterwerfen müsse. Er willigt mit Freuden darein. Nun wird er mit Fesseln belastet und mit Furienkleidern bekleidet. Das Orchester geht in den Spaß ein und spielt eine dissonirende Symphonie, während man ihn unter das Podium versinken läßt. Dann wird er in einem Palankin im Triumph einhergetragen und nachdem er diese grotesken Prüfungen alle überstanden, die bis ein Uhr nach Mitternacht währten, da sie erst mit Ende des Schauspiels ihren Anfang genommen hatten, so erklärt man ihm, daß er nun das Recht habe, als Figurant auf das Theater zu kommen und daß er hiefür einen Jahresgehalt von vierhundert Franken in Anspruch zu nehmen habe. Dieser Scherz trug sich kürzlich auf einem Boulevard-Theater in Paris wirklich zu.

## Vermischtes.

Man erzählt aus Marseille folgendes Beispiel religiösen Eifers: Ein Mädchen von zwei und zwanzig Jahren litt an einer schmerzhaften Krankheit. Es wurde eine Operation für nöthig befunden und sie unterwarf sich ihr mit einer wahrhaft englischen Resignation. Sie sah mit Ruhe die Anstalten dazu machen und begann ein Lied an die heilige Therese, ihre Schutzpatronin zu improvisiren, welches sie während der Operation fortwährend sang. War es nun die religiöse Exaltation oder die geschickte Hand des Operateurs, genug sie erklärte, keinen Schmerz empfunden zu haben. Sie aber schreibt dieses Wunder und ihre schnelle Heilung der Heiligen zu, die sie durch ihr Lied zur Theilnahme bewegt hatte.

## Nekrologe.

Berlin, den 26. August. Gestern, Nachmittags gegen drei Uhr, endete hierselbst auf seinem Landsitze im Thiergarten der würdige Veteran der Medizin, der Königliche erste Leibarzt, Staatsrath Dr. Christoph Wilhelm Hufeland, nach vierwöchentlichem Schmerzenslager seine irdische Laufbahn. Der Verstorbene glänzte als ein so heller Stern in der Reihe derjenigen, welche als die Koryphäen der medizinischen Wissenschaften gelten, daß sein Licht überall hingedrungen ist, wo die Bildung unseres Zeitalters überhaupt Wurzel gefaßt hat. Hufeland war zu Langensalza am 12. August des Jahres 1762 geboren. Sein Vater war Leibarzt des Großherzogs von Weimar. In dieser Stadt begann auch er seine medizinische Laufbahn, nachdem er in Göttingen 1783 die Doktorwürde erworben hatte. Im Jahre 1793 wurde er Professor in Jena, erhielt später den Titel als Großherzoglich Weimarischer Hofrath und Leibarzt, wurde im Jahre 1801 als Leibarzt nach Berlin berufen, erhielt den Geheimerathstitel, und wurde als erster Arzt des Charité und Mitglied des obersten medizinisch-chirurgischen Collegiums angestellt. Als im Jahre 1802 die Universität in Berlin errichtet wurde, erweiterte sich das Feld seiner Thätigkeit durch eine Professur an derselben. Nächstdem nahm sein Verhältniß als erster Rath der obersten Medizinalbehörde des Landes, als erster Direktor der medizinisch-chirurgischen Militair-Akademie, als Mitglied der Akademie der Wissenschaften, als Direktor der medizinischen Staatsprüfungen seine Kräfte in Anspruch. Aber auch außer den Kreisen, die ihm sein amtlicher Beruf anwies, war er auf mannichfaltige Weise für die Wissenschaft thätig, insbesondere auch als

Stifter der medizinischen, seit 1833 mit Königl. Genehmigung nach ihm benannten Gesellschaft, deren thätiger Direktor er bis zu seinem Tode geblieben ist. — Wie ausgezeichnet Hufeland auch als praktischer Arzt war, so concentrirte sich seine Bedeutung für die medizinischen Wissenschaften doch noch mehr in dem, was er als Schriftsteller für dieselben leistete. Bei aller Strenge der Wissenschaftlichkeit ist er einer der wenigen ärztlichen Schriftsteller, deren Arbeiten großentheils zu gleicher Zeit einer populären Verbreitung fähig waren. In dieser Beziehung steht seine weit berühmte Macrobiotik an der Spitze seiner Leistungen; ein Buch, das sich und dem Verfasser einen mehr als Europäischen Namen erworben hat.

(Berl. Zeit.)

— Der Herzog von Gramont, vormaliger Kapitän der Gardes du Corps Carls X., ist 81 Jahre alt in Paris gestorben.

# Telegraph von Deutschland.

## Neuere Dichter.

Ist Niemand hier in München, der
Stahlfedern repairt? —
Die silbernen besorgt der Herr,
der sie verkauft. Man wird
mit einer Waar bedient, und gibt
die alte d'ran, auch was
darauf. Monopolista übt
die Kunst, das macht ihm Spaß.
Man frägt aber: ob nicht ein Mann
in dieser großen Stadt
Stahlfedern repariren kann?
Auf! gebt uns guten Rath!

(Münchn. Tagbl.)

## Theater.

Am 20. August eröffnete Mad. Schröder-Devrient einen Cyclus von Gastrollen in Prag als „Romeo" in Bellini's Oper „die Montecchi und die Capuletti." Man schreibt darüber in der Bohemia: „Wir kennen die vortreffliche Künstlerin nicht nur aus öffentlichen Blättern und aus mündlichen Berichten ihrer Bewunderer, sondern aus einem früheren Gastspiele, welches alle Freunde der Opernschauspielkunst entzückte. Noch immer schwebt uns ihre „Emmeline," ihre „Miß Anna," ihre „Rezia" und ihre „Euryanthe" lebhaft vor der Seele, und mit jedem Journalartikel, welcher ihren Namen nannte, erwachte die Erinnerung an die genußreichen Abende, die uns ihre Kunst vor etlichen Jahren bereitete. Dem Publikum kann es also nur sehr erwünscht seyn, daß es der Direktion gelang, Mad. Schröder-Devrient für ein neues Gastspiel zu gewinnen. Das Haus war am 20: gedrängt voll, und der Beifall so außerordentlich, daß Madame Schröder-Devrient nach jedem Abschnitte der Handlung zwei- bis dreimal stürmisch gerufen wurde. Als sie auftrat, erscholl durch das ganze Haus ein so lautes und anhaltendes Bravorufen und Beifallklatschen, daß die Musik eine lange Pause machen mußte. Mad. Schröder-Devrient ist eine so außerordentliche Erscheinung, daß es Referent vorziehen muß, ihre Leistung lieber zu schildern, als zu beurtheilen, um so mehr, als die Künstlerin von ihrer früheren Darstellungsweise abgegangen ist, und einen neuen Styl befolgt, zu dessen Auffassung und Beurtheilung eine einzige Vorstellung nicht hinreicht.

## Beethovens Monument.

Köln, 27. Aug. Nachrichten aus Bonn zufolge, findet das Unternehmen, dem verewigten Beethoven in seiner Vaterstadt ein Monument zu errichten, überall den lebhaftesten Anklang, wie solches nicht anders erwartet werden konnte. Unter letztern verdient eine besondere ehrenwerthe Erwähnung, die über alle Erwartung ansehnliche Gabe des (in Bonn gebornen) Herrn Hofkammerpräsidenten v. Eichhoff in Wien; unter Erstern sind namentlich die Städte Frankfurt a. M. (durch Herrn F. Ries), Augsburg (durch Herrn Chelard), Breslau (durch Herrn Schnabel), Magdeburg (durch Herrn Vollrath), Fulda (durch Herrn Henkel), Kreuznach (durch Herrn Buß), Duisburg (durch die Herren Mathies und Arnold), Bremen (durch die Herren Riem und Mühlenbruch), Iserlohn (durch Herrn Hülsmann), Rheinberg (durch Herrn Winckels) ꝛc. Selbst eine Gesellschaft herumziehender Fuldaer Musikanten hat einen nicht unbeträchtlichen Beitrag eingesandt.

## Naiv!

Da mir durchaus jede andere Gelegenheit versagt ist, so frage ich Sie auf diesem Wege: wann und wo kann ich den mir von Ihnen versprochenen K... erhalten. K.

(Leip. Tagbl.)

## Anekdoten.

In Andernach lagen Oestreicher und Preußen zusammen, daher auch Excesse nichts Seltenes waren. Dieser Neckerei müde, ließ der Commandant den Schreibe-Unteroffizier kommen, um ihm eine Alles schlichtende Ordre zu dictiren. Wie dieser ins Zimmer kommt, befiehlt ihm der Commandant, sich zu setzen und zu schreiben, worauf folgendes Gespräch Statt fand:

Commandant. Schreiben's!

Fourier. Gleich, Ihre Gnaden! dictiren's nur!

Commandant. (dictirt) Andernach.

Fourier. (repetirt) Andernach.

Commandant. Lesen's mal vor!

Fourier. (lesend) Andernach.

Commandant. Recht so (dictirt weiter) Andernach den.

Fourier. (repetirt) Den.

Commandant. Lesen's mal vor!

Fourier. (vorlesend) Andernach den.

Commandant. (dictirt weiter) Den 12. April.

Fourier. (repetirt) Den 12. April.

Commandant. Lesen's mal vor!

Fourier. (liest) Den 12. April.

Commandant. 's recht so: den 12. April 1814.

Fourier. (repetirt) 1814.

Commandant. Nun lesen's mal Alles laut vor!

Fourier. (liest) Andernach, den 12. April 1814.

Commandant. (greift nach seinem Degen und Hut, stellt sich vor den Spiegel und macht seine Toilette) Recht so! Nu, i hab' Ihnen die Einleitung g'macht, ausarbeiten khan'as nu halt schon selbst; ich muß erst 'mal auf Paraden gehn. Dabei ging er zur Thür hinaus.

— Bei der letzten Illumination in Prag las man auf einem Judenhause die transparente Ueberschrift: „Der Kaiser lebe 100 Jahre," und das darunter befindliche Ladenschild trug die Worte: „Hier wird nicht gehandelt."

## Allerlei.

Ein Trompeter des zu Argos garnisonirenden K. griechischen Lanzenreiter-Regiments fühlte sich von dem Stabstrompeter dieses Regiments beleidigt; er schrieb daher an denselben buchstäblich die folgende Herausforderung: „Herr Stabstrompeter! Sie haben mir beleidigt; denn ich bin so gut freiwillig, wie Sie freiwillig seyn thun. D'rum erwarte ich Ihnen morgen fünf Uhr am Vieh- (Amphi-) Theater auf krumpe Sabel. N. N., freiwilliger Trompeter."

## Die artistischen Beilagen.

Wir übergeben unsern Lesern mit dem heutigen Hefte:

1) Eine Suite zu unsern Schauspieler-Studien, die keiner nähern Erklärung bedarf: der junge Raphael, so wie der besonnene, nicht nach schimmerndem Glück jagende Aesculap, sind dem Leben entnommen.

2) Eine historische Scene: Friedrich II. und Joseph II. in Neiße 1769; Stahlstich nach P. C. Geißler's Zeichnung von Carl Mayer.

(— „Die russischen Erfolge in diesem Kriege (mit der Pforte) mußten endlich selbst Preußen, wie viel mehr Oestreich besorgt machen, und nun erlaubte Theresia doch unter Kaunitz Aufsicht eine früher von ihr vereitelte Zusammenkunft des Kaisers Joseph als Grafen von Falkenstein mit Friedrich, zu Neiße 25. August 1769; hier erklärte Joseph zum ersten Gruß, für Oestreich gebe es kein Schlesien mehr! Friedrich machte zu Neustadt in Mähren, 3. September 1770, seinen Gegenbesuch. Der König und sein Gefolge trugen östreichische Uniformen, und der erste sagte beim Umarmen: Hier bringe ich Ew. Majestät Rekruten! Auf einer dieser beiden Zusammenkünfte oder auf beiden soll nicht nur von Beschränkung des russischen Einflusses in Polen und von Maßregeln gegen eine Ausdehnung Rußlands über die Donau, sondern auch zuerst von einer Theilung Polens die Rede gewesen seyn, und die Karte Polens auf dem Tische gelegen haben." — —)

(K. W. Böttiger, Geschichte des deutschen Volkes und des deutschen Landes. Zweiter Theil, S. 340 f.)

3) Ein Original-Pariser-Modekupfer.

August Lewald.

# Standrecht.

## Eine Schweizer Tablette.

Folgende Geſchichte erzählte mir ein Franzoſe, als wir Abends vor dem Schwanen in Luzern im Angeſicht des Vierwaldſtädterſee's über die durch Regenwolken vereitelte Ausſicht vom Rigi uns zu tröſten ſuchten. Ich gebe ſie hier getreu wieder und beginne damit die Mittheilung meiner Schweizer Tabletten für die günſtigen Leſer.

Der Franzoſe erzählt:

„Es war im Mai 1830. Die Schweizer hatten damals ihr Land verlaſſen, um dem Könige von Frankreich zu dienen, als ich eines Morgens zwiſchen Orleans und dem Schloſſe eines Freundes eines ihrer Regimenter marſchiren ſah. Ihre ſchöne Muſik gefiel mir und ich folgte ihnen. Auf einer kleinen Ebene, die von Fichten umgränzt war, machten ſie Halt. Ich fragte den Hauptmann, den ich kannte, ob ſie exerciren würden.

— Nein, gab er mir zur Antwort, man wird einen Soldaten von meiner Compagnie verurtheilen und wahrſcheinlich erſchießen, der den Bürger, bei dem er einquartirt iſt, beſtohlen hat.

— Wie? verurtheilen und erſchießen in demſelben Moment?

— So ſind unſere Capitulationen.

Ich konnte mich eines Schauers nicht erwehren. Die Gedanken an verkaufte Menſchen, Habgier und Geld kamen mir nicht aus dem Sinn. Ich forſchte nach den Motiven, wonach die eine Regierung dahin gebracht wird, ihre Söhne zu verkaufen, und die andere, ſie zu kaufen.

Der Hauptmann ſchien über meine Miene erſtaunt.

— Wie bleich ſind Sie mit einem Male geworden? fragte er mich mit einer ſo freundlichen Unbefangenheit, wie ein Sclavenhändler, der ſeine Waare feilbietet. Ei was, Sie ſehen ja ganz niedergeſchmettert aus. Nur Muth, ich werde Ihnen einen Platz anweiſen laſſen; das Ganze ſoll nicht lange dauern. Nach dem Schuß frühſtücken wir mit einander.

So heftig ergreifende Schauspiele reizten mich stets und ich folgte dem Hauptmann.

Das Regiment hatte ein Quarré gebildet. Hinter der zweiten Linie am Rande des Gehölzes gruben einige Soldaten ein Grab. Sie wurden von einem Unterlieutenant befehligt, denn Alles muß bei einem Regimente mit Ordnung vor sich gehen. Auch um das Grab eines Menschen zu graben, gehört Disciplin. Mitten im Quarré saßen acht Offiziere auf Trommeln; der neunte saß etwas seitwärts und schrieb einige Worte auf seinen Knien, aber ganz nachlässig und nur, wie es schien, damit ein Mensch nicht ohne einige Formen getödtet würde.

Man rief den Angeklagten vor. Es war ein junger Mensch von gutem Aussehen und edler Gestalt; es war etwas von Zukunft auf seiner Stirn zu lesen. Zugleich mit ihm erschien ein Weib, die einzige Anklägerin in dieser Sache; sie war klein, kränklich, bleich und schien fünfzig Jahre alt zu seyn. Ihre runden Augen schweiften umher und senkten sich dann, und dieses Mienenspiel gab ihrem Aussehen etwas von List und Bigotterie.

Der Oberst wollte an den Beklagten eine Frage richten und die Klägerin schickte sich mit gefalteten Händen und voll Salbung an, zu sprechen, als der junge Soldat ausrief: — Es ist umsonst, ich bekenne! Ja — ich habe gestohlen, ich habe dieser Frau ein Tuch gestohlen! ....

— Wie, Peter, Du warst bis jetzt stets ein wackerer Bursche!

— Es ist wahr, Herr Oberst, aber sehen Sie, ich habe nicht für mich gestohlen, sondern für meinen Schatz.

— Was soll das heißen?

— Für meine Gertrud, die in meinem Lande wohnt, dort oben am Haag, wo die schönen Linden stehen. So soll ich Dich denn nicht wieder sehen, Gertrud?

— Ich verstehe Dich nicht, Peter; erkläre Dich deutlicher.

— So lesen Sie nur diesen Brief, Herr Oberst.

Und er übergab ihm einen Brief, dessen Inhalt mir stets im Gedächtniß bleiben wird. Er wurde zweimal laut vorgelesen und lautete ungefähr wie folgt:

„Mein guter Freund Peter!

Ich benütze die Abreise des Rekruten Arnold, der zu Deinem Regiment kommt, um Dir diesen Brief und einen seidenen Geldbeutel zu schicken, den ich nach Deinem Wunsche verfertigt habe. Ich habe mich vor dem Vater verbergen müssen, als ich ihn strickte, denn er tadelt immer meine Liebe zu Dir und sagt, daß Du nicht zurückkommen wirst; aber nicht wahr, Du kommst zurück? Und Du weißt ja auch, daß wenn Du ausbleibst, ich Dich doch immer und ewig lieben werde. Ich habe Dir mein Wort gegeben, als Du einst beim Tanzen mein blaues Tuch aufhobst. Ich habe es Dir dann geschenkt,

aber Du weißt auch, daß ich nur dann mein Verſprechen halte, wenn Du es mir zurückbringſt. Darauf rechne ich. Wann werde ich Dich wohl wiederſehen? Ich habe gehört, daß Deine Kameraden Dich lieben, Deine Vorgeſetzten Dich achten und daß Du noch zwei Jahre zu dienen haſt. Das iſt wohl recht lang. Diene ſie recht geſchwind ab; ſpute Dich, hörſt Du? Denn nachher bringſt Du mir mein blaues Tuch und dann heirathen wir uns. Leb' wohl, guter Freund Peter.

Deine getreue Gertrud.

Sieh' zu, daß Du mir etwas aus Frankreich ſchickſt, nicht als ob ich Dich ſonſt vergeſſen könnte, ſondern damit ich es ſtets bei mir habe. Du küſſeſt gewiß das Geſchenk, eh' Du es abſendeſt, und ich werde, das kannſt Du mir glauben, gewiß die Stelle errathen, wo Du es küßteſt."

Nachdem der Brief vorgeleſen worden war, nahm Peter das Wort.

— Arnold übergab mir geſtern Abend dieſen Brief, als ich eben mein Quartierbillet erhielt. Ich konnte die ganze Nacht nicht ſchlafen; ich dachte an die Schweiz und an meine Gertrud; ſie ſchrieb mir von ihrem blauen Tuch; ich hatte es verloren .... ſie verlangte etwas aus Frankreich von mir, ich hatte kein Geld. Dieſen Morgen, als ich aufſtand, öffnete ich mein Fenſter; da fiel mir ein blaues Tuch, über eine Leine gehängt, in die Augen. Wie ſeltſam! Es ſah Gertrudens Tuch ähnlich. Dieſelben Farben, dieſelben Streifen; ich hatte die Schwachheit, darnach zu greifen, um es zu betrachten. Wie viele Erinnerungen rief es in mir hervor! Mein Seel! ich ſchob es in meinen Torniſter. Der Tambour ſchlug. Wir rückten aus: ich mußte davon eilen. Auf der Straße packten mich Gewiſſensbiſſe .... Auf die Gefahr, eine kleine Strafe erdulden zu müſſen, wollte ich zurückeilen, um das Tuch an ſeine Stelle zu hängen, aber zu ſpät; dieſe Frau lief mir mit Geſchrei nach, und man fand dies Tuch bei mir. Die Capitulation verlangt, daß ich erſchoſſen werde. Laſſen Sie mich erſchießen, aber verachten Sie mich nicht."

Die Richter konnten ihre Bewegung nicht verbergen; nur das alte Weib ſchien unempfindlich zu bleiben und bewegte ihre Lippen, ob zu leiſen Gebeten oder Flüchen, weiß ich nicht zu ſagen. Peter wurde einſtimmig verurtheilt und hörte den Ausſpruch gleichgültig an. Dann bat er ſeinen Hauptmann, ihm vier Franken zu leihen; der Hauptmann that es.

Peter näherte ſich der Frau, die bereits das blaue Tuch wieder in Händen hatte, und redete ſie mit folgenden Worten an:

— Madame, hier ſind vier Franken; ich weiß nicht, ob Ihr Tuch mehr werth iſt; aber wäre es auch der Fall, ſo bezahle ich es ſo theuer, daß Sie mir wohl das Uebrige ſchenken können."

Hierauf ergriff er das Tuch, küßte es und gab es dem Hauptmann.

— Mein Hauptmann, ſagte er zu ihm, in zwei Jahren kehren Sie wieder nach unſerer Heimath zurück. Wenn Sie in mein Dorf kommen, ſo fragen

Sie auch Gertrud. Schreiben Sie ihr heute Nacht, aber legen Sie Sie nicht, wie ich es gethan. . . .

Gertrud beiste es wieder, heute auch heute Sie an ihren Mann. Die Briefe wird immer ungeduldiger und heute trat Hermann gestern, als er in das Haus kam, in die Zeitung.

Ich sehe heute in den Briefen Gertrud, wie nicht das Leben und Leidenschaft mit solchen zu kämpfen. Die Ehre Gertrud verschwindet mehr und, daß Mann wieder gewinnen.

Eine Stunde später kam ich an den Ort gestiegen; daß Regiment hatte sich entfernt, Hagenau verschwand Gertrud. Ich sie aber sinnigt und Richter Hagenau, um auf die Straße zu gelangen, gewandert ich mehr von mir Einsiedlern und einen Stich entgegenstarrten Hagel. Ich mich einen Wirthshaus wollen Wirthshaus, und fand Hagenau Einsiedlern und Frauen mehr mich nicht einkehren, ein Hagen Hermann dem Augenblicken gegenüber.

— Die Schritt von Hermann Leben und einen Unsinnen Ich verbrannt. Und Gertrud Unsinnen Hermann Verbrannt Hermann Gertrud Unsinnen Mann und Unsinnen Ich Stich nicht. Verbrannt Wirthshaus Wirthshaus auch Stich's, hier Hermann Gertrud einen Wirthshaus zu Ihnen, wo Hermann eher bei Zeitschrift Gertrud Hermann zum geringen Stich zu verschlossen. Warum Gertrud? Die Angst Ihr muss in der allgemeinen Ehrlos, wie ich Ihr Ihnen schreiben, verzeihen von der ganzen Welt, aufgenommen von mir und vielleicht von Gertrud! . . .

Ich schrieb den Brief in einen Wirthshaus, wo an meinem Fenster einen Wirthshaus nicht verstehen. Alle Leben auch den Wirthshaus Ihn, bis und sind auch Hagenauden zu und breiter Leuchten auch gebrochen hier Stich's Wirthshaus, bei Wirthshauptmann, bei Straßen von Wirthen, bei Hagenauer Einen von Abwechslern auch sein er ganz natürlich war, auch von Wirth bei Hagenau von Wirthshaus und bei Wirthsverbindungen, bis in seinen Hagenauden auch Ich ging. —

Digitized by Google

# Aus dem Tagebuche eines Arztes. *)

## Die Tochter des Kaufmanns.

Es war um die Mitte des Monats März; der Regen goß in Strömen auf die Straßen von London. Ich erwartete in meinem Zimmer einige Consultationen, aber Niemand kam. Die Leidenderen unter meinen Kranken hatten wohl nicht den Muth, sich durch die Bäche zu wagen, welche sich über das Pflaster hinwälzten und so auf's Neue den letzten Schimmer ihrer schwankenden Gesundheit zu gefährden. Ich war noch ein junger Arzt. Die Gewohnheit hatte mein Herz noch nicht mit ihrer rauhen Kruste umzogen; ich konnte für meine Mitgeschöpfe noch fühlen und leiden. Jene Verhärtung, welche die Erfahrung stets in ihrem Gefolge führt, hatte meine Seele noch nicht gegen alle Regungen geschlossen; allein in meinem Kabinette, die Ellbogen auf den Kaminmantel gestützt, die Augen gegen den Himmel gerichtet, aus dem die Regengüsse hervorquollen, verlor ich mich in trübe Gedanken über die Unmacht der Arzneikunde und der Gesetzgebung, wenn sie Körper- oder Seelenübel heilen sollen.

Auf meiner Krankenliste stand ein armer Maurer, der mir in der Regel jeden Morgen ein skrophulöses Kind brachte und überdieß eine Frau hatte, welche mit der fallenden Sucht behaftet war; stets erfüllte mich das tiefste Mitleid mit dieser unglücklichen Familie. Es kostet mir nichts, wenn ich ihr einen Besuch mache, sprach ich zu mir selbst; die Räder mögen sich ein paar mal mehr drehen. Ich schickte mich zum guten Werke an und wollte mich eben nach dem traurigen Asyle düsterer Leiden begeben, mein Cabriolet wartete vor der Thüre, der Regen strömte heftiger als je, da trat eine junge Person von etwa zwanzig Jahren in mein Zimmer, in deren Gesichtszügen eine gewaltige Aufregung zu lesen war. Ihre Art sich zu bewegen, deutete auf edle Bildung; sie hatte einen schlanken, wohlgeformten Wuchs, ihr Gang war anmuthig und die Falten ihres vom Regen durchnäßten Kleides zeichneten einen zarten Gliederbau in reizenden Umrissen.

*) Auch in Deutschland ist das Tagebuch eines Arztes bekannt, der das englische Privatleben so trefflich schildert. Eine neue Reihenfolge ist erschienen, aus der wir hier eine Erzählung mittheilen.

„Ich werde Sie nicht lange aufhalten, mein Herr," ſprach ſie, „denn ich ſehe, Sie ſind im Begriffe auszugehen."

„Madame, wollen Sie ſich ſetzen?"

Ich führte ſie nach einem Lehnſtuhle, auf welchem ſie ſich niederließ.

„John ſchüre das Feuer ... Dieſer Regen hat Sie angegriffen, Madame; einige Tropfen Bordeauxwein werden ſehr erſprießlich für Sie ſeyn; ſetzen Sie ſich etwas näher zum Kamine. Wir wollen ein wenig mit einander plaudern, obgleich meine Augenblicke heute gezählt ſind."

„Oh! mein Herr, ich werde Ihre Zeit nicht mißbrauchen. Erlauben Sie nur, daß ich meine Füße ein wenig wärme ... Es handelt ſich nicht um mich, ſondern um eine mir ſehr theure Freundin, über deren Geſundheitszuſtand ich mir die genaueſte Auskunft von Ihnen zu erbitten habe. Sie iſt krank, befürchtet, man täuſche ſie über die wirkliche Lage der Dinge und bittet mich in einem Briefe vom Lande, einen geſchickten Arzt um Rath zu fragen. Ich hoffe, Sie werden mir die Wahrheit unumwunden ſagen."

„Aber, Madame, das iſt ſehr ſchwierig, ohne die Kranke geſehen zu haben, der beſte Arzt kann in dieſem Falle ſeine Anſichten nur als Vermuthungen geben."

„Ich werde Ihnen alle erforderlichen Einzelnheiten mittheilen. Ich kenne die Leidende ſehr gut und habe ſie erſt vor Kurzem verlaſſen."

„Gut, Madame, ich ſtehe zu Dienſten, ſprechen Sie."

Nun ſetzte ich mich vor Sie, jedoch nicht ohne auf meine Uhr, welche ich in der Hand hielt, einen von den ausdrucksvollen Blicken zu werfen, von denen Aerzte und Advokaten ſo häufig Gebrauch machen.

„Die Perſon, von der ich ſpreche, iſt einige Jahre älter als ich, ungefähr dreißig Jahre alt. Schmerzliche Betrübniß hat ihre Seele in der letzten Zeit gewaltig aufgeregt und ihre Geſundheit völlig untergraben. Sie hat in der That ſehr viel gelitten."

„Ohne Zweifel iſt Ihre Freundin in ſüßen Hoffnungen getäuſcht worden. Ich glaube zu errathen: Herzenskummer vielleicht?"

„Ungefähr ſo .... Meine Freundin hegte wirklich ſeit ziemlich langer Zeit eine äußerſt zärtliche und .... ſehr anſtändige Neigung. Sie ſollte heirathen .... Mehre dem Scheine nach ſchwer überſteigbare Hinderniſſe widerſetzten ſich der Erfüllung ihrer Wünſche. Was ſoll ich Ihnen ſagen? Dieſe Geſchichte iſt lang und ich möchte nicht gern die Zeit unſeres Zuſammenſeyns einer rührenden, aber romanhaften Erzählung widmen. Meine arme Freundin fühlte Bruſtbeſchwerden. Man befürchtete eine Auszehrung. Endlich verſchlimmerte ſich die Lage der Dinge noch durch ein unſeliges Ereigniß."

Ich war aufgeſtanden und hatte mich, die Uhr in der Hand, zum Kamin geſtellt, weil ich glaubte, es handle ſich um eine der lächerlichen Berathungen, mit denen junge Frauen ſo oft den Aerzten die koſtbare Zeit rauben, die von wirklichen Krankheiten ernſtlich in Anſpruch genommen wird. Aber bei

Digitized by Google

dem Worte Ereigniß fing ich an zu glauben, es sey von etwas Reellem die Rede und setzte mich wieder. Die Unruhe der jungen Dame machte mich staunen. Indessen war in der Erzählung wenig Folgerichtigkeit, und das Interesse, mit dem sie von der Kranken sprach, schien für eine Freundin viel zu zärtlich, viel zu tief zu gehen.

„Welches Ereigniß, Madame?“ fragte ich.

„Ein Fall, wonach die Person, von der ich spreche, auf der Straße für todt liegen blieb. Ein Cabriolet ging über ihre Brust. Man hielt sie einige Stunden für todt.“

„Waren die Rippen verletzt?“

„Nein, Herr Doctor; aber sie hat viel gelitten.“

„Wirft sie Blut aus?“

„Ja; wenigstens glaube ich so.“ — —

Es schien, als wollte sie einen Brief suchen, in welchem die Einzelnheiten umständlich erzählt waren; aber als ich sie genauer betrachtete, bemerkte ich wohl, daß ein Thränenstrom ihre Augen verdüsterte. Eine so heftige Aufregung konnte ich mit den ersten Worten nicht zusammenräumen, welche die junge Dame gesprochen hatte.

„Wollen Sie wohl erlauben,“ sagte ich, „daß ich einen Blick in den Brief werfe, in welchem nähere Aufschlüsse über den gegenwärtigen Gesundheitszustand Ihrer Freundin enthalten sind?“

„Verzeihen Sie, mein Herr,“ entgegnete sie. „Man schreibt mir darin über einige Privatsachen. Ich habe sie jüngst erst gesehen und kann Ihnen sehr genaue Auskunft über ihren Zustand ertheilen.“

„Fühlt sie einen Schmerz an der Brust?“

„Ja, auf der rechten Seite.“

„Hat sie Abends und Morgens Fieberregungen?“

„Ja, Herr Doctor, ihre Hände sind dann sehr heiß. Sie fühlt Beklemmung und allgemeine Unruhe.“

„Wird sie von übermäßigem Schweiße geplagt?“

„Ja, besonders in der Nacht.“

„Hustet sie?“

„Ja, in einem sehr schmerzhaften Grade, wie sie sagt.“

„Seit wie lange hat sie diesen Husten? Vor oder nach dem Unfalle?“

„Wenn ich mich recht erinnere, bekam sie ihn ein Jahr nach ihrer Verheirathung.“

„Ihrer Verheirathung!“ rief ich.

Sie mochte sich nicht mehr erinnern, daß sie mir erzählt hatte, ihre Freundin habe wider ihre Wünsche nicht heirathen können. Nun bemerkte sie, daß sie sich geirrt hatte, und eine lebhafte Röthe ergoß sich plötzlich über ihr blasses Antlitz.

„Ich habe mich irrig ausgedrückt, ich wollte sagen, ein Jahr nach der Zeit, da diese Verheirathung statthaben sollte.“

„Von welcher Art iſt dieſer Huſten? Ein trockener, häufig ſich wiederholender Huſten?“

„Anfangs war er nicht ſehr ſchmerzlich; in der Folge aber hat ſie unſäglich ausgeſtanden.“

Die junge Dame wurde immer bläſſer und bläſſer; ein Verdacht durchzuckte mein Inneres, wie der Blitz den Himmel durchzuckt.

„Sprechen Sie mit mehr Offenheit, Madame. Sollten nicht zufällig Sie dieſe Freundin ſeyn? Sie ſcheinen in der That unpäßlich. Antworten Sie mir, ich bitte Sie.“

Sie zitterte am ganzen Körper und ihre Unruhe nahm ſichtlich zu. Mit aller Anſtrengung ſuchte ſie die Bewegung zu verbergen und ſammelte eine neue Frage, deren Sinn mir nicht verſtändlich war. Bald verſagte ihr die Sprache; dennoch aber mühte ſie ſich ab, vor meinen Blicken die Erſchütterung ihres ganzen Weſens zu verbergen, oder wenigſtens die Urſache davon zu bemänteln.

„Wüßten Sie,“ fuhr ſie endlich fort, „wie ſehr mich die Lage meiner Freundin peinigt und mit Angſt erfüllt. Ach, mein Herr, ſo ſeltene Eigenſchaften! Eine ſo ausgezeichnete Perſon. Wüßten Sie, wie ſehr ich ſie liebe?...“

„Beruhigen Sie ſich, Madame, ſammeln Sie ſich; geben Sie mir weitere Aufſchlüſſe, die mich in den Stand ſetzen, auf eine wirkſame Weiſe der Perſon nützlich zu ſeyn, für welche Sie ſich intereſſiren. Muth gefaßt!“

„Nun,“ entgegnete ſie mit zitternder Stimme, „ſagen Sie mir offen, Herr Doctor, was Sie von der Sache halten? Haben Sie Hoffnung? Gibt es ein Mittel?“

„Die Symptome, welche Sie mir angegeben haben, ſind alle bedenklich.. und gefährlich.“

„Alſo keine Hoffnung?“ fragte ſie mit ſo ſchwacher Stimme, daß ich ſie kaum verſtehen konnte.

„Ohne ſie zu ſehen, zu ſprechen und über tauſend kleine bedeutſame Umſtände zu befragen, kann ich Ihnen keine genaue Antwort geben. Ohne Zweifel hat ſie einen Arzt?“

„— Sie hat einen gehabt.... Ohne Zweifel....“

Ihr Zögern dauerte immer fort; ich ſchrieb es der angeborenen Abneigung edeler Naturen gegen alles Lügen zu.

„Erlauben ihr die Vermögensumſtände zu reiſen, Madame; Italien oder das mittägliche Frankreich zu beſuchen? Das wäre der beſte Rath, den ich ihr geben könnte.“

„Ich befürchte, beſondere Umſtände werden ſich der Befolgung Ihres Rathes entgegenſtellen.“

„Könnte ſie denn nicht ihre Familie unterſtützen?“

„Ihre Familie wird Nichts thun.... Nichts um ſie zu retten.“

Digitized by Google

Eine ſtarke Convulſion ſchüttelte ihre Glieder; ſie wollte ſich von ihrem Sitze erheben, aber ſie fiel wieder zurück und rief weinend aus:

„Ich ſehe wohl, wir ſind verloren, wir ſind verloren! Ach! Mein armer Gatte! Alles iſt aus, keine Hoffnung mehr!“

Das Zuſammenziehen ihrer Geſichtszüge nahm von Sekunde zu Sekunde zu und nach wenigen heftigen Krämpfen ſchloſſen ſich ihre Augen; ſie fiel in eine Ohnmacht, aus der ich ſie nur mit Mühe erwecken konnte. Jetzt verſtand ich die unglückliche Liſt, deren ſie ſich bedient hatte, um ſich über den wahren Zuſtand ihres Mannes zu vergewiſſern. Sobald ſie einigermaaßen zu ſich gekommen war, ergoß ſie ihren Schmerz in Thränen und Seufzern, von denen ich mein Herz tief bewegt fühlte.

„Verzeihung, Verzeihung, mein Herr!“ ſprach ſie. „Ich habe Sie hintergangen. Haben Sie Mitleid mit mir. Ich bin unglücklich. Ich Thörin, warum mußte ich Sie ſo umſtändlich ausforſchen? Es wäre mir beſſer geweſen, ich hätte meine Unwiſſenheit behalten, die mir doch noch eine ſchwankende Hoffnung übrig ließ. O, mein Gott, mein Gott! So iſt denn Alles verloren! Mein Mann! Mein Mann!“

Die Krämpfe traten wieder ein und, während ſie ſich in den Armen meines Dieners befand, der auf den Lärmen herbeigelaufen war, fiel ihr Taſchentuch nieder und eine in Papier gewickelte Guinee rollte über den Boden hin. Aus einigen Tollettestücken, aus mehren geflickten Stellen am Taſchentuche, aus ein paar Worten unſerer Unterredung hatte ich wohl erkannt, daß ſich hier wirkliche Armuth hinter einem äußern Scheine von Eleganz barg. Deshalb band ich in eine Ecke des Taſchentuchs dieſe Guinee, welche offenbar zum Lohne für die ärztliche Berathung beſtimmt und wohl langen und ſchmerzlichen Erſparungen der jungen Frau abgerungen war. Ich bat ſie in mein Cabriolet zu ſteigen und mich ſogleich nach ihrer Wohnung zu führen. Sie weigerte ſich meiner Aufforderung zu folgen, weil ſie, wie ſie ſagte, befürchtete, die Erſcheinung eines Arztes könnte ihrem Gatten gefährlich werden, der ſich über ſeinen Zuſtand noch Illuſionen mache. Im höchſten Grade durch dieſe Scene bewegt, nahm ich ihr das Verſprechen ab, mich bald wieder zu beſuchen und bat ſie, die Bezahlung für die Conſultation, für welche ſie mir durchaus Geld aufdringen wollte, auf ein ander Mal zu verſchieben.

„Nun,“ ſagte ich zu mir ſelbſt, nachdem ich die Thür hinter der jungen Frau geſchloſſen hatte, welche ſich wankenden Schrittes entfernte, „abermals erſchließt ſich ein düſteres Blatt des menſchlichen Lebens vor meinen Augen. Seelen- und Körperleiden mit fruchtloſer Aufopferung und unbewußter Tugend verbunden; ſtets die Fortſetzung des großen ſocialen Kapitals; ſtets daſſelbe Elend und dieſelbe Ungerechtigkeit durch die Gebräuche und das Geſetz ſanktionirt!“

Einige Tage ſpäter überfiel mich in der Gegend von Chancery-Lane einer von den gewaltigen Gußregen, die ſich in jenem Jahre den ganzen Monat

März hindurch fühlbar machten. Aus einer der jungen Frau entfallenen Visitenkarte, welche bei mir liegen geblieben war, sollte ich ersehen, daß sie sich Madame Elliot nannte und Nr. 4 in Took's Court, einer kleinen nach Chancery-Lane ausmündenden Straße wohne. Ich hatte kein Cabriolet bei mir, der Regen drang bereits durch meine Kleider. Ich gedachte mich in einen Laden zu flüchten, wo ich vielleicht einige Auskunft über eine Person bekommen konnte, die mich interessirt hatte und in der Nachbarschaft wohnen mußte. Da gewahrte ich ein schwarzes mit rothen Buchstaben überladenes Schild, das mich benachrichtigte, Herr William Farren sey zum Verkauf beinahe aller Handelsgegenstände, vom Taffet bis zum Bindfaden incl., patentisirt. Ich stieß die Thüre des kleinen dunkeln Ladens auf; seltsam geordnete Spezereiwaaren lagen darin angehäuft; der Herr des Hauses, ein kleiner Mann, mit einem Fuße hinkend, und runzlichem, verschmitztem Gesichte, war eben mit Umwickeln mehrer Päcke beschäftigt. Es wäre rein unmöglich gewesen, Tabak und Kerzen zu unterscheiden, die hier dicht neben einander lagen, hätten nicht zwei auf das Comtoir gestellte Lichter einige Klarheit über die dunstigen, finsteren Behälter verbreitet. Mein Mann sah gerade aus, wie eine alte Ratte unter seinen unterirdischen Vorräthen. Ich bat um die Erlaubniß mich auf ein Bänkchen setzen zu dürfen, bis der Regen vorüber gegangen seyn würde. Mit vieler Artigkeit willigte das schwatzhafte Männchen ein, das nie stille schwieg, wenn man ihm seine Phrasen an den Mann zu bringen und die Vortrefflichkeit seiner Kerzen, so wie die außerordentlichen Eigenschaften seines Kaffee Preis zu geben erlaubte. Sobald ich ihn auf das Kapitel der Elliot hinübergelenkt hatte, rief er aus:

„Ah, ich kenne sie, Tooks-Court Nr. 4. Sie wohnen erst zwei oder drei Monate dort. Der Mann hat keine gute Gesundheit und die des Weibchens taugt auch nicht viel mehr."

„Wissen Sie, was diese Leute treiben, in welchen Verhältnissen sie leben?"

„In dieser Hinsicht," entgegnete der alte Spezereihändler, indem er die Unterlippe einzog und seine Brille auf die kahle Stirn zurückschob, als wollte er seine Gedanken ordnen, „in dieser Hinsicht kann ich Ihnen nichts Genaues sagen. Der junge Mann hat sich, glaube ich, dem Handel gewidmet, auch in der Musik Unterricht gegeben, und seine Frau hat mit der Nadel gearbeitet."

Ich hatte die Visitenkarte in der Tasche, auf welche Madame Elliot ihren Namen geschrieben hatte; es war eine von den eleganten Handschriften, bei denen jeder Zug von sorgfältiger Erziehung zeugt. Wie mußte es mich daher wundern, daß dieselbe Hand, die solche Charaktere gebildet hatte, die einer Näherin oder Stickerin seyn sollte.

„Diese Leute scheinen nicht glücklich," begann ich wieder, „sie befinden sich in schlimmen Umständen."

„Der Herr ist wohl ein Rechtsgelehrter?" erwiderte der Alte und blinzte

mit dem Auge, während der Ton ſeiner Stimme den unwillkürlichen Widerwillen verrieth, den der Gerichtsbote ſelbſt dem Wucherer einflößt, der ſich ſeiner Hülfe bedient.

„Durchaus nicht. Der Antheil allein, den ich perſönlich an Mad. Elliot nehme, veranlaßt mich zu den Fragen, die ich an Sie richte. Ich kenne dieſe Leute nur ſehr wenig; ſagten Sie nicht, ſie ſeyen in bedrängten Umſtänden?“

„Aufrichtig geſtanden, glaube ich nicht, daß ſie bequem zu leben haben,.... Stets gute Zahler.... Nie auf Kreide.... Man muß ihnen Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Sie geben aber ſehr wenig, äußerſt wenig aus. Sonſt eine halbe Unze Thee, dritte Qualität, und ein Pfund Zucker alle zwei Tage; jetzt nur alle vier Tage und letzte Qualität. Aber baare Bezahlung. Das habe ich lieber. Indeſſen iſt meine letzte Qualität immer noch vortrefflich. Sie ſollen ſelbſt urtheilen.“

Das Männchen ſprang mit einer, bei Hinkenden ganz ungewöhnlichen, für einen Spezereihändler aber ganz natürlichen Behendigkeit, auf einen Fußſchemel, holte eine kleine gefirnißte Schachtel herunter, ſchob den Deckel unter den Arm nnd ſchüttete eine abſcheuliche, dem Thee einigermaaßen ähnliche Miſchung von Reben und Schlehenblättern in die Hand. Dieſe ausgezeichnete Qualität von Thee ſchien mir ein Erfindungspatent zu verdienen; ich ließ den ehrenwerthen Fabrikanten gewähren, der längere Zeit ſeine Schachtel durchſtöberte und einen ausführlichen Commentar über die mediziniſchen Eigenſchaften der ſeltſamen Compoſition gab.

„Meine Preiſe ſind ſo billig,“ fuhr er fort, „daß ich nicht begreifen kann, warum Madame Elliot nicht öfter bei mir einkauft. Mann und Frau müſſen äußerſt ſparſam leben, mein Herr!“

„Wahrlich, das arme Weibchen iſt erſt vor einer halben Stunde bei mir geweſen. Sie brauchte etwas Tabioca und Sago für ihren Mann, zum Unglücke aber hatte ich kein Körnchen mehr vorräthig; ich habe einen ſehr großen Abſatz, mein Herr; einen bedeutend großen, trotz meines kleinen Ladens; mein Reis iſt der Geſundheit ganz beſonders zuträglich. Ich werde Ihnen meinen Reis erſter Qualität zeigen.“

„Schon gut. Aber, ſagten Sie nicht, Herr Elliot habe Lektionen in der Muſik gegeben?“

„Ja, er iſt ſehr ſtark auf der Flöte; ich habe ſelbſt die Gefälligkeit gehabt, die Briefe in Empfang zu nehmen, als er in den Zeitungen ſeinen Unterricht ankündigen ließ. Ich hatte dieſe Güte; die Ankündigung lautete auf mein Haus,“ fügte der Spezereihändler bei, und warf ſich nicht wenig in die Bruſt. „Indeſſen habe ich nur einen Schüler von ihm gekannt.“

„Und jetzt?“

„Der Schüler iſt fort, mein Herr, und die Flöte auch; eine ſchöne ſchwarze Flöte mit ſilbernen Klappen. Meiner Treue, eine ähnliche, wenn nicht die-

ſelbe, findet ſich bei Herrn Brocking, dem Trödler, der auf Pfänder leiht, links, wenn man um die Straßenecke biegt. Es laſſen ſich hundert gegen eines wetten, es iſt dieſelbe, und der junge Mann wird vielleicht fünf Prozent dafür bekommen haben; es ſind ſchlimme Handel, ſolche Darlehen auf Pfänder."

„Ja, Sie haben Recht, es ſind ſchlimme Handel."

„Indeß war der Verluſt nicht groß," fuhr der geſchwätzige Spezereihändler fort. „Die Flöte ruinirt die Bruſt, wie der Herr wohl wiſſen wird, und der Mann iſt ſchwächlich. Seine Frau ſagte ihm mit ihrer ſanften Stimme: „Mein lieber Eugen, ſpiele nicht mehr die verdammte Flöte. Spiele nicht mehr." Madame Elliot hat eine Stimme wie eine Herzogin oder wie eine Sängerin, welche die großen Rollen in Drury-Lane ſpielt. Ich möchte wohl einmal ſehen, daß ein Wagen auf ſie an der Thüre wartete, aber unmöglich; denn ſie kommt ſelbſt, um für einen Pfenning Bindfaden einzukaufen."

Die Ankunft eines neuen Kunden nahm bald die ganze Aufmerkſamkeit, den ganzen käuflichen Höflichkeitsvorrath des alten Spezereihändlers in Anſpruch, der ſeine Brille wieder auf den knochigen Naſenbug warf. Der Regen hörte endlich auf, ich verabſchiedete mich von Herrn William Farren unter den verbindlichſten Dankſagungen für den Schutz, den mir ſein Laden gewährt hatte. Es ging eine Woche vorüber, ehe ich wieder ein Wort von Madame Elliot hörte. Als ich an einem Freitag Abends nach Hauſe kehrte, fand ich ein Billet, das ſie in Eile auf die Kehrſeite eines alten Briefes geſchrieben hatte; ſie bat mich, ſie in Tooks-Court Nro. 4 zu beſuchen, ihrem Gatten aber nicht zu ſagen, daß ſie bei mir geweſen ſey, um ſich bei mir Raths zu erholen. Das war mein erſter Beſuch am andern Morgen. Die Bude eines Krämers nahm das Erdgeſchoß ein; eine ſehr ſchmale Treppe führte zum zweiten Stockwerke, wo Herr Elliot wohnte; auf der Flur ſah ich, daß die Thüre offen ſtand und blieb einen Augenblick ſtille ſtehen.

Der Thüre gegenüber vor einem Tiſche, auf dem mehre Schreibebücher mit grünem Einbande und kupfernen Schließen lagen, ſaß ein noch junger Mann; welcher eingeſchlummert war; ſeinen ſchwachen, abgemagerten Händen entfallen, lag die Feder auf dem Boden. Man ſah wohl, daß dieſe, zur Bekämpfung des Elends beſtimmte Waffe ihm nur von der Ermüdung durch die Arbeit entriſſen worden war. Auf demſelben Tiſche ſpielte ein kleines Kind in einer grünen Blouſe zwiſchen zwei ungeheuern Heften mit einer andern Feder, welche ſeine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm. Der junge Mann mochte etwa dreißig Jahre alt ſeyn; es war einer von den ausdrucksvollen Köpfen, bei denen die körperlichen Reize durch eine moraliſche und innere Schönheit verdunkelt werden, die unſer Intereſſe anregt, ohne daß man ſich den Grund dieſes Intereſſes erklären kann. Die Wangen waren hohl und gleichſam durchſichtig; unter den ſchwarzen, nach der Seite zurückgeſtrichenen Haaren zeigte ſich eine breite, hohe Stirne, der Arm, dem die Feder entfallen

Digitized by Google

war, berührte beinahe die Erde. Trotz der ſtrengen Jahreszeit hatte man nicht geheizt; Herr Elliot (es konnte kein anderer ſeyn) hatte, offenbar um ſich vor der Kälte zu ſchützen, ſeinen ſchwarzen Rock bis an das Kinn zugeknöpft. Im ganzen Zimmer waren nur zwei durchaus nothwendige, reinlich gehaltene Möbel von weißem Holze bemerkbar. Durch das Geräuſch, welches ich beim Eintreten machte, wurde das Kind auf mich aufmerkſam, das nun ſeinen Vater weckte.

„Wollen Sie eintreten," ſprach er noch ſchlaftrunken, „ich bin noch nicht ganz fertig; die Rechnungsbilanz iſt etwas weitläufig. Indeſſen habe ich keine Zeit verloren, ſondern beinahe den ganzen Tag gearbeitet."

„Ich bin der Doktor W . . .," ſagte ich, ihn unterbrechend.

„Ach, verzeihen Sie. Setzen Sie ſich, ich bitte. Meine Frau iſt ſo eben ausgegangen; ich bedaure ſehr, daß ſie nicht hier iſt."

„Es hätte mich gefreut, ſie zu ſehen. Doch dieſer Beſuch, mein Herr, gilt Ihnen. Ihre Geſundheit iſt nicht die beſte, wie ich höre. Ich bin bereit, Sie nach Kräften mit Rath und That zu unterſtützen."

„Ja, in der That, mein Herr, ich leide; ſchon lange fühle ich mich nicht mehr wohl; doch meine Frau läßt ſich vielleicht durch ihre Zärtlichkeit verleiten, die Gefahr, in der ich ſchwebe, zu übertreiben."

In ſeinen Antworten auf meine mediziniſchen Fragen drückte er ſich mit einer Genauigkeit, Beſtimmtheit und Einfachheit aus, die ſeinem Geiſte und ſelbſt ſeinem Muthe alle Ehre machen. Längſt hatten ſich die Symptome einer Leberkrankheit offenbart; durch zu vieles Sitzen und Arbeiten war die Sache noch gefährlicher geworden.

Er theilte mir den Unfall in allen Einzelnheiten mit, von dem Madame Elliot geſprochen hatte. Ach, der arme junge Mann eilte mit ſchnellen Schritten einer Leberſchwindſucht zu, und obgleich die Vermögensumſtände die Ausführung meines Rathes unmöglich oder wenigſtens ſehr ſchwierig zu machen ſchienen, rieth ich doch Luftveränderung und Reiſen, als das einzige, nach der Lage der Dinge anwendbare Mittel. In dieſem Augenblicke trat Madame Elliot ein.

„Nach Italien reiſen!" rief ich.

Der Mann und die Frau ſchauten ſich gegenſeitig an; die Frau wechſelte die Farbe. Ich las in dieſen Blicken die ganze Bitterkeit ihres Geſchickes, Alles, was ſie für einander litten, alle Leiden, die ihnen die grauſame Nothwendigkeit, die Krankheit und die Armuth verurſachten. Was mich am meiſten rührte, war die Schaamhaftigkeit des jungen Mannes, der ſeine Armuth noch verbergen wollte; die Armuth iſt ja das größte Verbrechen unter uns. Dieſes kleine, blonde, lachende Kind, das ſeine großen ſchwarzen Augen auf mich heftete; dieſes Kind, der einzige Troſt der Zukunft, in ein düſteres, hoffnungsloſes Leben hinausgeworfen, dieſe beiden Geſchicke, aus ihrer Stelle gerückt, — es iſt etwas Alltägliches in unſerer Epoche; dieſe arme Tugend,

der Niemand die geringſte Aufmerſamkeit ſchenkt; dieſe Hingebung, von der die höhere Gewalt nichts weiß; dieſe Größe, ſchöner und muthiger als die des Schlachtfelds; dieſe häusliche Tragödie, ohne Thränen, beinahe ohne Wort, wobei eine liebende, duldende, ſanfte Frau, ein lächelndes Kind und ein kranker Mann die Rollen ſpielen. Der Stolz der Armen ohne Hochmuth; der Tod, der mit furchtbaren Tritten inmitten der Armuth wanderte, Alles das bildete ein die Seele tiefſchmerzendes Schauſpiel: eine ſtille Scene ohne Lärm, ohne gewaltige Erſchütterungen. Wie hätte ich es wagen ſollen, Bezahlung für meinen Beſuch anzunehmen? Wie aber ſollte ich auch die Bezahlung zurückweiſen. Es gibt nichts Stolzeres, als unglückliche Ehrliebende. Sollte ich durch eine Weigerung verletzen? Wäre es nicht doppelt grauſam geweſen, das Zartgefühl und die Reizbarkeit der Ehre zu verwunden? Erſt Tags zuvor hatte ein ſehr reicher Mann aus der Grafſchaft Eſſex die Guinee mir abgebettelt, die er mir ſchuldig war. Er ließ ſie mit ſchmerzlicherem Ausdrucke in meine Hände fallen, als wenn er einen Tropfen Herzblut vergoſſen hätte. Für dieſen Menſchen ſchämte ich mich; heute war ich verlegen, das Geld des Herrn Elliot zurückzuweiſen. Ich fürchtete, es ſähe aus, als wollte ich ihm ein Almoſen reichen. Zum Glücke trat das kleine Kind ſpielend zu mir heran; ich nahm es auf meine Knie, und legte in die Hand, die ich dann ſchloß, die glänzende Guinee, an der es ſich zu ergötzen ſchien. Herr Elliot wurde blaß und wollte ſprechen; eine Thräne entſtürzte dem Auge der jungen Frau. Ich entfernte mich raſcher, als ich es unter andern Umſtänden gethan haben möchte; ſie folgten mir mit ihren Blicken. Annalen der Armuth, Annalen des Schmerzes, wer wird euch je ſo ſchreiben, wie ihr geſchrieben zu werden verdient!

Ich machte nun ſehr häufig Beſuche in dieſem Hauſe; aber nur mit Mühe gelang es mir, bei Herrn Elliot und ſeiner Gattin die Zurückhaltung zu löſen, die ſie gegen mich beobachteten. Beſtändige Arbeit, die nicht einmal eine equivalente Entſchädigung zu bieten ſchien, untergrub des jungen Mannes Geſundheit. Sollte ich ihm Ruhe empfehlen? Das hieße ihn zum Tode verurtheilen; Arbeit oder Tod, das war das Dilemma ſeines Lebens. Oft ſah ich Madame Elliot angeſtrengt mit Stickereien beſchäftigt, die viel zu reich waren, als daß ſie für ihren eigenen Gebrauch hätten beſtimmt ſeyn können.

Als ich ſie einſt bei einer ſolchen Arbeit traf, ſagte ich:

„In den erſten Jahren meiner Ehe hat meine Frau auch wie Sie gearbeitet, Madame.“

Sie hob das Haupt, legte die Nadel auf den Tiſch, ſchaute mich einen Augenblick an, und zerfloß in Thränen. Noch hatte ſich kein ſo inniger Zuſammenhang unter uns gebildet, daß mir ein Blick in die einzelnen Umſtände ihrer traurigen Erlebniſſe vergönnt geweſen wäre. Erſt nach Verlauf eines Monats, als die Geſundheit ihres Gatten ſichtlich abnahm, erhielt ich von

ihrem Munde, oder entriß ich ihr vielmehr die Geſtändniſſe, die in folgender Erzählung enthalten ſind. Leſet ſie nicht, wer Ihr auch ſeyn möget, wenn Ihr mit Verachtung auf die Einzelnheiten des Privatlebens, auf die Kümmerniſſe aller Tage, auf das kleine Elend herabſchaut, das am Ende das große Elend der ganzen Menſchheit bildet.

Die Fehler der Eltern zertrümmern das Glück der Kinder. Es iſt dies eine Ungerechtigkeit des Geſchicks, aber eine ewige, unvermeidliche Ungerechtigkeit. Henri Elliot, Cavallerie-Obriſt, ein tapferer, ausgezeichneter Mann, aber ein Spieler, machte ſeinem Leben, nachdem er einen beträchtlichen Verluſt erlitten hatte, im Jahr 1812 durch Selbſtmord ein Ende. Das einzige Erbe, welches Eugen Elliot, der damals in Cambridge den Studien oblag, vom Vater empfing, beſtand in enormen Schulden und einem beſchimpften Namen. Seine Mutter war ſechs Monate nach ihres Gatten Selbſtmord in einem Dachſtübchen verſchieden; Eugen glich ſeiner Mutter an Sanftmuth, Reſignation, Ehrgefühl und Seelenſtärke voll Zartheit, welche die Menſchen ſo oft für Schüchternheit halten. Als Jüngling von zwanzig Jahren ſah er ſich genöthigt, ſeine Bücher zu verkaufen, ſeinen Studien zu entſagen, ſeine Kameraden zu verlaſſen, eine edlere Beſchäftigung aufzugeben, und als Buchhaltungscommis im Handlungshauſe Frederic Hallory und Co., in der Nähe von Ludgate, einzutreten. Es bedurfte noch gewichtiger Empfehlungen, um ihm dieſe armſelige Stelle zu verſchaffen, welche ihm nur eine Stunde Ruhe des Tags vergönnte, die er überdies noch zu ſeinem kargen Mahle verwenden mußte. Eine weitläufige Correſpondenz zu unterhalten, Rechnungsbücher zu führen, viele Gänge zu machen; ſechszig Guineen im Jahr, ein kleines Zimmer im dritten Stockwerke in einer Vorſtadt; Handwerker-Koſt; keine Freunde, denn er war arm; eine Geſundheit, die zuvor ſchon ſchwach, durch angeſtrengte Arbeit noch mehr abnahm; jene erbärmliche Tyrannei, die, von den Höhen der Geſellſchaft herabkommend, ihre Schnelligkeit und ihr Gewicht nach Maaßgabe der Stufen vermehrt, über die ſie hinläuft; die Geringſchätzung, die Gleichgültigkeit, die Verachtung, welche alle im Handelshauſe Angeſtellten gegen einen Neuling an den Tag legten, der für die Welt erzogen worden war, und ihnen fremde Gebräuche und Sitten mit ſich brachte. — Das war ein Jahr hindurch Elliots Exiſtenz. Ohne ſich entmuthigen zu laſſen, ſuchte er die Gleichgültigkeit durch Arbeit, den Haß durch Wohlwollen zu beſiegen. Da er indeß nützlicher war, als ein Anderer, ſo bezahlte man ihm auch mehr, gerade wie man ein Pferd beſſer füttert, deſſen Arbeit für den Herrn einträglicher iſt. Sein Salair wurde nach und nach auf neunzig Pfund Sterling erhöht; dieſe Summe aber überſchritt man nie.

Herr Hallory, der Chef des Bankhauſes, war nicht ſo albern, ſich für Jedermann zu intereſſiren; er gehörte zu den guten Handelsköpfen, für welche Menſchen nicht Menſchen, ſondern Federn ſind, die man mit möglichſt geringen Koſten

ſpielen laſſen muß. Herrn Hallory's Portrait iſt das einer ganzen Gattung. Man denke ſich einen dicken, an den Extremitäten viereckigen, am Leibe runden, vorſpringenden Körper; krauſe, weiße Haare, eine niedere, runde Stirne, einen knochigen Kopf, auf dem mit großen Buchſtaben geſchrieben ſteht: „Der Gewinn.“ Als Handelsmann war er nicht ohne Verdienſt; er verſtand es, aufzupaſſen, zu wählen, auszubeuten. Unter günſtigen Umſtänden konnte er ſich indolent, unter ungünſtigen geſchmeidig benehmen; er wußte denen zu ſchmeicheln, die er nothwendig hatte, und tyranniſirte die Leute, die ſeiner bedurften. Anfangs war er Ausläufer, dann Kaſſengehülfe geweſen, aber durch ſeine Klugheit gelang es ihm bald, aus der Linie zu treten. Er wurde Capitaliſt und heirathete zuletzt die Wittwe ſeines Patrons; die ihm ſterbend eine einzige Tochter, ein reizendes Mädchen hinterließ. Auch dieſes einzige Kind gedachte er zum Beſten ſeines Hochmuths zu benützen, und an ein Mitglied der Ariſtokratie zu verheirathen, welches die Pairswürde und die Vornehmheit ſeiner Ahnen in die Familie der Hallory bringen ſollte. Deßhalb hatte er alle Sorgfalt auf Marien's Erziehung verwendet.

Eines Tags ſtieg der große viel beneidete Mann vor der Börſe aus, ſetzte den Fuß falſch auf, ſtürzte auf das Pflaſter und erhielt an mehren Stellen ſchwere Wunden. Auf das Geheiß der Aerzte mußte er mehr als neun Monate das Bett hüten. Welches Opfer für einen thätigen, eifrigen, ſtrengen, für Studien und Beſchäftigung der Phantaſie unfähigen Mann, der in ſteter Angſt ſchwebte, ſeine Mitbewerber auf der Bahn des Gewinns könnten ihn überholen und die Dienſtleute ſeines Hauſes möchten Gelegenheit haben, in ihren Pflichten nachläſſiger zu ſeyn oder ihn unbeſtraft zu beſtehlen. Seine Tochter verſah bei ihm den Dienſt einer Krankenwärterin, Elliot, der fleißigſte und thätigſte unter den Commis, erhielt den Auftrag, jeden Morgen um acht Uhr die Befehle des Herrn in Empfang zu nehmen, ſeine Commiſſionen in der City zu machen und ſein Bankbuch ſorgfältig eingewickelt zurückzubringen. Die Arbeit des jungen Mannes erhöhte ſich dadurch um das Doppelte, ohne daß man daran dachte, ſeinen Lohn zu verbeſſern. Er ſetzte ſich dadurch auch den Ausbrüchen des Zornes und der unerträglichen Rauhheit des Kranken aus, der ſich durch ſeine Lage ſtets in einem gereizten Zuſtande befand und keinen Grund einſah, warum er einen jungen Mann ſchonen ſollte, der gänzlich von ihm abhing und dadurch neunzig elende Pfund gewann.

Durch einen ſeltſamen Zufall hatte der junge Mann die Tochter zu einer Zeit kennen gelernt, da Eugen noch zu einem gewiſſen Rang in der Welt, zu Glück und Vermögen beſtimmt ſchien. Eugen war bei ein paar ländlichen Feſten Marien's beſtändiger Tänzer geweſen. Er rief ihr dieſen Umſtand nicht in's Gedächtniß zurück, denn er wußte wohl, daß zwiſchen Glücksgütern und Armuth eine weite Kluft befeſtigt iſt. Der ſtrenge, herriſche, brutale Ton, in welchem Hallory dem Commis ſeine Befehle zuſchleuderte, erweckten ein natürliches

Mitleid in Marien's jugendlichem Herzen. Die Empörung, welche in weiblichen Gemüthern gegen Unbilligkeiten, die von der Welt gut geheißen werden, ſich regt, gehört zu den ſchönſten Gefühlen der Frauen. Der arme, abgezehrte, blaſſe Commis, wenn er von tauſend Fragen gequält, allen Inſolenzen ausgeſetzt, ohne ſich zu rühren daſtand, ſchien Marien um ſo mehr eines Antheils würdig, als er zu einem beſſern Platze in der Welt beſtimmt war. Von der Natur mit der edelſten Geſichtsbildung ausgeſtattet, an Erziehung und Eigenſchaften der Seele ſeinem Peiniger weit überlegen, hatte er ſich mit einer heldenmäßigen Entſagung gewaffnet. Marien's Auge entging kein Zug ſeines Weſens.

Da der Vater nur von ſeiner Tochter gepflegt ſeyn wollte, ſo war dieſe immer gegenwärtig, wenn er dem Commis ſeine Befehle ertheilte; die harte Behandlung mußte Marien's Herz ſchmerzlich berühren. Sie hatte ihre Mutter längſt verloren; eine alte Tante, die ſonſt das Hausweſen beſorgte, war von einer Lähmung befallen worden. Herr Hallory verfuhr auf eine eben ſo harte Weiſe gegen ſie, wie gegen andere Leute; ſie fühlte, daß er keinen Anſpruch auf ihre Achtung zu machen habe; der ſchmerzliche Inſtinkt, welcher der Tochter Geringſchätzung gegen den Vater eingab, ein betäubendes Gefühl, das ihr die gebotene Neigung raubte, und ihr blos einfache Pflichterfüllung einflößte, vermehrten die natürliche Zärtlichkeit eines Herzens, das nach Nahrung und Hülfe verlangte. Das arme Mädchen hatte keine Romane geleſen und beſuchte nur ſelten das Theater; ſie ahnte nicht, daß ſich ihr Herz, ohne es zu wiſſen, an ein anderes Weſen anſchloß; den jungen Mann, den ſie zu beklagen und zu ſchätzen glaubte, liebte ſie bereits. Bei ſeinem groben Gefühlsvermögen, ſeinem eiſernen Willen und im Bewußtſeyn der rohen Kraft, welche das Geld verleiht, war Herr Hallory völlig blind. Er kannte die Gefahr nicht, der er die jungen Leute ausſetzte. Seine Tochter mußte immerwährend gegenwärtig ſeyn, um den beſcheidenen Vortrag des Commis, ſeine ſanfte, männliche Stimme zu hören, und die Flüche ihres Vaters zu vernehmen, damit ſie die ganze Entfernung ermeſſe, welche ſie von dem Gequälten trennte. Elliot kam es nicht in den Sinn, zu glauben, Marie könne an ihm Antheil nehmen, noch weniger, ſie könne ihn lieben. Er ſo arm! Sie ſo reich! Aber ein tägliches Zuſammenſeyn von zwei Stunden brachte dieſe beiden Weſen näher, die ſich an Charakter und Erziehung ſo ähnlich waren, ſo ferne ſie ſich auch an Glücksgütern ſtanden. Der Vater hatte die Folgen einer ſolchen Annäherung nicht berechnet.

Eines Tags brachte Elliot ſeinem Patron einige Briefe, die dieſer ihm heftig aus den Händen riß. Der junge Mann blieb vor ihm ſtehen, wie der Soldat auf dem Poſten, mit blaſſem Geſichte und müden, wankenden Gliedern.

„Herr Elliot ſieht in der That ſehr leidend aus, mein Vater!“ ſprach Marie. „Dürfte ich ihm nicht ein Glas Wein bieten?“

„Ja!“ antwortete Hallory maſchinenmäßig, der eben mit ſeinen Blicken

einen Brief verſchlang, deſſen Inhalt für ihn vom größten Intereſſe ſeyn mußte; es handelte ſich um die Ankunft einer bedeutenden Partie Gummi arabicum, die ein äußerſt lucratives und von ihm mit großen Koſten erworbenes Privilegium aufzuheben drohte. Einige dreißig tauſend Pfund Sterling mehr oder weniger hingen von dieſer Angelegenheit ab. Das Glas Wein, welches ſeine Tochter mit zitternder Hand Eugen Elliot bot, konnte Hallory nicht in ſeiner Beſchäftigung ſtören. Elliot nahm das Glas mit einer höflichen Verbeugung gegen die Tochter, und nun entfeſſelte ſich in Marien's blauen Augen der magnetiſche Blitz, der über ihr Leben entſchied, und zwei Schickſalen war die unabänderliche Beſtimmung gegeben. Ueber ſich ſelbſt erſchrocken, ſchlug Marie die Augen nieder und ſetzte ſich, Eugen den Rücken zuwendend, wieder zum Fenſter. Elliot blieb in ſeine Träume verſunken; das Staunen des Einen, wie die Unruhe der Andern entgingen Herrn Hallory, der ſich in ſeinem Herzblute, in den vollen Adern ſeines Reichthumes, in einem Theile ſeines Gewinnſtes bedroht ſah. Mit donnernder Stimme rief er aus:

„Mein Schreibzeug, Marie; bringe mein Schreibzeug!“

„Aber, mein Vater, Sie haben mir nicht geſagt....“

Marie wußte nicht, was ſie ſprach; in eine andere Welt verſetzt, hatte ſie den Befehl ihres Vaters nicht verſtanden.

„Seyd Ihr verrückt, ſeyd Ihr taub?“ brüllte der alte Hallory. „Mein Schreibzeug, ſage ich.“

Er vermuthete nicht, daß ſich in den fünf Minuten, während welcher ſein Geiſt mit Guineen, Prämien und Monopolen beſchäftigt war, ein Drama angeſponnen hatte, das ſein ganzes Leben in ſeine Scenen verflocht und auf ſeine Pläne zerſtörend einwirkte. Mit aller Haſt ſchrieb er einige Briefe, neigte ſich dann gegen Elliot's Ohr, beauftragte ihn mit einer Anzahl von Commiſſionen, die kaum an einem Tage auszuführen waren, empfahl ihm Eile, drohte mit ſeinem ganzen Zorne, falls er ſich Vergeßlichkeit oder Langſamkeit zu Schulden kommen laſſen ſollte, und trieb ſeinen Commis mit einem Stoße an die Schulter von ſich.

Als die Aerzte Herrn Hallory das Zimmer zu verlaſſen erlaubten, war das Uebel geſchehen. Die natürliche Schüchternheit des Mädchens hatte ſich von dem tiefen Intereſſe beſiegen laſſen, das ihr des jungen Mannes Lage einflößte. Es fand hier keine Liebesintrigue ſtatt; Elliot ſuchte nicht durch Verführung zu ſeinem Ziele zu gelangen, Marie lag nicht in Banden einer romanhaften Neigung. Durch Beider Verhältniſſe, durch Marien's Abgeſchiedenheit und das innige Beiſammenſeyn, das ihnen Hallory's Unklugheit geſtattete, wurden ſie einander täglich unentbehrlicher; eine geheimnißvolle Verkettung umſchloß ihr Leben. Opfer derſelben Härte, Verbündete derſelben Qualen, Nachbarn in der Kirche, wenn ſich Herr Hallory Sonntags in die Schatten ſeines Landhauſes Hampſtead begab und ſeine Tochter in London mit dem Auftrage zurückließ, Rechnungen

Digitized by Google

zu ordnen und die Haushaltung zu führen, schickten sie sich unmerklich und unwillkührlich in die unselige Lage, die ihre Herzen verband. Aus diesem Verhältniß ging eine von jenen starken, unauflösbaren Verbindungen hervor, welche, nicht durch den Willen von Menschen geschaffen, vom Geschicke auch nicht zerstört werden können. Eines Sonntags sah Eugen Elliot Mademoiselle Hallory allein aus der Kirche gehen, näherte sich ihr, bot ihr den Arm, führte sie bis zur Wohnung ihres Vaters, der gewiß den Donner seines Zornes hätte rollen lassen, wäre er dieses Schauspieles ansichtig geworden; und endlich öffneten sich ihre Herzen, auf denen längst schon die Schuld einer geheimen Liebe lastete.

Nicht ohne Kämpfe und innere Vorwürfe, nicht ohne Furcht und Reue entledigten sich die jungen Leute des drückenden Gefühls. Ein Jahr war verflossen; das tägliche Zusammenseyn von Marie und Eugen hatte durch des Vaters Wiedergenesung aufgehört; das Herbe der Trennung beschleunigte die gegenseitigen Geständnisse, die sich bisher nur schüchtern und unvollkommen hervorgewagt hatten. Ehe Herr Hallory den geringsten Verdacht hegte, war eine lebhafte Correspondenz zwischen den jungen Leuten im Gange. An einem Dienstag Abends schienen die Schritte des Herrn Hallory viel bewegter als gewöhnlich; seine Lippen verzogen sich grimassenartig von freudigem Lächeln. Mit leuchtenden Zügen setzte er sich neben seine Tochter an den Tisch. Sein falsches, schielendes Auge blinzte von Zeit zu Zeit, wenn er sie anschaute. Marien entging das seltsame Geberdenspiel nicht; sie glaubte, eine glückliche Spekulation sey nach den Wünschen des habgierigen Handelsmanns ausgefallen. Als sich aber die Tochter beim Dessert entfernen wollte, sprach der Vater, ein volles Glas Portwein am Munde haltend:

„Ich habe eine merkwürdige Neuigkeit, Marie! Eine merkwürdige! Es ist an der Börse von Dir die Rede gewesen.“

Das Glas wurde hinabgegossen und der glückliche Handelsmann schmatzte mit den Lippen, als ob der angenehme Doppelgeschmack des Weins und der Neuigkeit, die er eben erzählen wollte, ihn mit unsäglicher Freude erfüllt hätte.

„Von mir hat man an der Börse gesprochen?“ versetzte Marie. „Was habe ich mit der Börse gemein?“

„Was habe ich gemein, was habe ich gemein?“ wiederholte der Vater, die zarte Stimme nachahmend. „Ein Mädchen seyn und heirathen, ist etwas ganz Gemeines, ganz Natürliches, hoffe ich.“

„Sie belieben zu scherzen, mein Vater,“ rief Marie, die, ohne recht zu wissen, was sie that, das Glas an den Mund hob und mit einem Zuge ausleerte.

„Scherzen? Wahrlich nicht. Die Sache ist zu weit vorgerückt, als daß ich länger damit hinter dem Berge halten könnte.“

„Zu weit vorgerückt?“

„Ja doch! Vorgerückt, abgemacht, beendigt, beschlossen. Ein Handel ist ein Handel; ein Wort ist ein Wort; es ist kein Grund zum Widerrufe vorhanden.

Du biſt meine Tochter, oder biſt es nicht. Seit langer Zeit ſuche ich eine paſſende Partie für Dich. Ich habe ſie gefunden, meiner Treue, eine treffliche Partie! Du wirſt Vicomteſſe, Marie, und am Tage, da ich das Wappen an Deinem Wagen glänzen ſehe, ſchließe ich meinen Laden; dem Handel wird Adieu geſagt, damit iſt es aus, ich ſetze mich zur Ruhe. Nun, was ſagſt Du dazu?“

„Was ich dazu ſage?“ entgegnete Marie, welche ſeit drei Minuten mit zitternden Händen an den Enden ihres Batiſttuches ſpielte, während ſie am ganzen Körper bebte und ihr Geſicht bleich wie Schnee wurde.

„Nun, nun! Was iſt das, ſo bleich, ſo erſchüttert! Warum fürchteſt Du Dich? Ich bin vielleicht etwas zu raſch geweſen, wie Deine verſtorbene Mutter zu ſagen pflegte. Ich habe zu rund herausgeſprochen; aber nun iſt es geſchehen und läßt ſich nicht mehr ändern.“

Marie wollte von ihrem Stuhle aufſtehen, aber ſie war ſo ſchwach, daß ſie mehr noch erblaſſend wieder zurückſank. Der Vater rückte näher, faßte mit einer Hand Marien's Kinn, mit der andern ſeiner Tochter zarte Hände.

„Wie, Deine Hände ſind ja ganz kalt! Fort! Welche Kinderei! Marie, das iſt albern! Nun! Du antworteſt nicht? Vorwärts, kleine Thörin! Erſchrickt man ſo über einen Scherz?“

„Ach! mein lieber Vater, es war alſo Scherz?“ rief Marie, ſprang auf und heftete einen leuchtenden Blick auf ihn.

Dann ließ ſie ſich wieder auf ihren Stuhl nieder und ſank in eine völlige Ohnmacht. Des Vaters gewaltige Stimme ertönte durch das Haus; ein Schwarm von Dienern flog auf ſein Geſchrei herbei; man trug Marie in ihr Zimmer, und der Vater war mit um ſo größerem Antheil für ihre Geſundheit beſorgt, als er eine zukünftige Vicomteſſe in ihr erblickte. Alle Geberden der Mädchen wünſchte er zum Teufel, denn er hielt ein ſolches Geziere für höchſt überflüſſig. Hatte er ein Recht oder keines, ſeine Tochter zu den größtmöglichen Intereſſen unterzubringen? Darüber war es in ſeinem Innern zu keiner Unterſuchung gekommen; man hätte ihn eben ſo wohl fragen können, ob er ein Recht habe, auf ſeinen Banquier in Lombard-Street nach Sicht zu ziehen.

Marie Hallory blieb die ganze Nacht äußerſt aufgeregt; ſie erſchien nicht beim Frühſtück und berührte keine Speiſe beim Mittagbrode. Sie hatte Mittel gefunden, einen ſehr unzuſammenhängenden Brief zu ſchreiben, der indeſſen die Mittheilung des geſtrigen Ereigniſſes enthielt. Die Stimmung ihres Vaters, die ſich ſchon am Morgen nicht ſehr heiter geäußert hatte, war am Tage nicht freundlicher geworden.

„Wie nun, was ſoll das heißen?“ rief er beim Nachtiſche. „Was ſollen die Umſtände bedeuten, die Du machſt? Was haſt Du ſeit geſtern?“

„Sie wiſſen wohl, mein Vater,“ antwortete ſie zitternd, „daß Sie mir geſtern Dinge geſagt haben, die mich gewaltig in Erſtaunen ſetzen mußten.“

„Erſtaunen! Weg damit! Du ſollſt Dich verheirathen; ein Mädchen iſt zu

Digitized by Google

nichts Anderem geſchaffen. Komm, laß uns ein wenig plaudern," fuhr er fort, entſchloſſen, diesmal eine klügere Taktik anzuwenden.

„Es hat mich in der That in Erſtaunen geſetzt; ich bin ſo glücklich in Ihrer Nähe."

Das arme Mädchen ging nun ebenfalls mit einer unſchuldigen Diplomatie zu Werke.

„Man kann nicht immer leben, meine Liebe. Man muß ſich häuslich einrichten; eine Ehe iſt eine Rechnungs-Regulirung von zwei Parteien. Was hätteſt Du mir entgegenzuhalten, wäre es mit dem, was ich ſagte, Ernſt geweſen?"

„Aber mein Vater!"

„Aber mein Vater, aber mein Vater. Ich verſtehe nichts von allen den Grimaſſen. Du ſollſt nicht den Zieraffen ſpielen."

Nun ſchwieg er einen Augenblick und trank in langſamen Zügen ein Glas Madeirawein, ehe er weiter ſprach.

„Haſt Du vom Vicomte Geraldin Scamplett reden hören?"

„Ich habe ſeinen Namen ein paar Male in den Zeitungen geleſen; ein ausgemachter Spieler, nicht wahr?"

Dieſe diplomatiſche Frage war von einem feſten, ruhigen Blicke begleitet, der ſein Ziel nicht verfehlte.

„Weg damit," rief der Vater wüthend, und ließ dabei die Breloquen ſeiner Uhr zwiſchen Zeigefinger und Daumen drehen. „Das iſt eine Lüge, eine infame Lüge! Die Zeitungen können nichts als lügen. Lord Scamplett iſt ein Mann von Welt, ein junger Mann von guter Familie, ein charmanter junger Mann, der nächſten Sonntag bei mir ſpeist."

„Bei Ihnen?"

„Ja bei mir! Habe ich etwa nicht das Recht, einen Vicomte zu meiner Tafel zu laden, wenn es mir beliebt...., und ein halbes Dutzend zu kaufen, wenn ich will," fuhr er fort und griff dabei in die Taſche, als ob er darin alle Vicomtes der Welt finden müßte.

„Mein lieber Vater," entgegnete das Mädchen, indem ſie aufſtand, ſich auf ſeine Schulter lehnte und ihn küßte, „ſie müßten auch den Kauf werth ſeyn. Nein, ich würde einen geachteten Kaufmann hundert verachteten Vicomtes vorziehen, die uns arme Comptoirleute überdieß geringſchätzen."

„Arme Comptoirleute! Arme Comptoirleute! Das iſt wahr! Die Kleine hat im Ganzen nicht Unrecht."

Hiernach leerte der Handelsmann ſein Glas Madeira vollends, mit einer ſo feierlichen, vornehmen Miene, als wäre er Doge von Venedig.

Marien's ganze diplomatiſche Geſchicklichkeit ſcheiterte an ihres Vaters Entſchluß; Jenny, die Kammerfrau, mußte ernſtlich auf der Tochter Putz bedacht ſeyn. „Wir wollen einmal beweiſen," ſprach der Alte, „daß wir Comptoirleute auch ſchöne Töchter haben." Der Vicomte Scamplett, ein durch Roulette und Ecarté zu Grunde gerichteter Edelmann, hatte beſchloſſen, Ma-

vien's Hand zu erobern; es ſchien ihm gar bequem, mit einem hübſchen, wohlerzogenen Mädchen zugleich hundert tauſend Pfund Sterling baar Geld zu gewinnen, welche ſeinen zwei und dreißig laſterhaften Lebensjahren, ſeinen gegenwärtigen dürftigen Umſtänden und ſeinen alten Schulden unter die Arme greifen ſollten; er fand ſich deßhalb auch ganz genau beim Mittagsbrode ein und machte Marie den Hof, wie man ein Geſchäft treibt, wie man ſich einer Förmlichkeit entledigt; das Sonntagsmahl hatte einen trübſeligen Fortgang; den faden Galanterien, die von ſeinen Lippen ſtrömten, begegnete das Mädchen mit kaltem Schweigen, ſeinen manierirten Artigkeiten mit augenſcheinlicher Gleichgültigkeit. Der verführeriſche Vicomte, der Mann von Welt, ſah ſich in dieſem Kampfe von einem kleinen Bürgermädchen auf das Haupt geſchlagen; die Hoffnung auf eine bedeutende Gelderoberung war allein im Stande, den Aerger zu mildern, den die Niederlage ſeiner Eigenliebe verurſachte. Er legte einen wahren Heldenmuth an den Tag; der Geringſchätzung Trotz bietend, die ein leichter Schleier von durchſichtiger Artigkeit zu verbergen bemüht war, verharrte er, ohne zu wanken, in ſeinem fruchtloſen Streben, nichts vermochte ihn zu entmuthigen. Verlegen über die Taktik ſeiner Tochter und in ſteter Angſt, die gräfliche Krone ſeinen Wünſchen entſchlüpfen zu ſehen, ſetzte ſich der Handelsherr bei Lord Scamplett in ungeheure Unkoſten, um einen Theil der Wahrheit des Vicomte's Augen zu entziehen. Auf alle mögliche Weiſe ſuchte er darzuthun, ſeine Tochter ſey ſchüchtern und auf dergleichen Ziereréien junger Frauenzimmer dürfe man keine Rückſicht nehmen. Des Kampfes müde, wollte Marie endlich ihrem Vater die Wahrheit geſtehen, um der Qual zu entgehen, die ihr der Vicomte bereitete, als ein dramatiſches Ereigniß ganz anderer Art ihr dieſe Betrübniß erſparte.

Zur Mittagszeit, als Marie mit ihrer Kammerfrau eben Stoffe in einem Magazine von Holborn auswählte, kam Herr Hallory mit ſeinem Advokaten, Herrn Jeffrey, einem ernſten, ehrenwerthen Manne, plötzlich in ſeine Wohnung zurück. Zu einer ſolchen Stunde hatte man ihn nie die City verlaſſen ſehen. Er ſchien wüthend; die Augenbrauen hingen tief herein; auf ſeiner Stirne lagen gewaltige Furchen; ſeine Lippen waren vom Zorne verzogen. Er ging geraden Wegs nach dem Zimmer ſeiner Tochter, ergriff eine Schatulle, trug ſie in das Seinige, erbrach ſie und gab dem Advokaten ein Päckchen Briefe, welches ſich darin vorfand. Herr Jeffrey ſetzte die Brille auf, durchlief die Papiere und las im ernſten Tone eines Rechtsmannes die vertraute Correſpondenz zweier Liebenden vor, denn das war das Geheimniß, welches Marien's Vater entdeckt hatte. Mit geſpannten Nerven, emporſtehenden Haaren und geballten Fäuſten hörte Herr Hallory zu. Da öffnet ſich die Thüre und Marie tritt ein. Er gewahrt ſie und zeigt ihr, vor Wuth zitternd, aber ohne den Mund zu öffnen, die auf dem Tiſche und Pulte zerſtreut umher liegenden Papiere. Das Mädchen ſtößt einen Schrei aus und ſtürzt

Digitized by Google

zu Boden. — Der Advokat Jeffrey fühlte menſchlich, er eilte Marie zu Hülfe und ſuchte ſie nach Kräften zu beruhigen; aber man mußte ſie wegbringen. Den Zorn des Vaters, der ſeine Thorheit zu ſpät einſah, vermochte Jeffrey nicht zu beſchwichtigen. Mit eigener Hand eine ſolche Kataſtrophe vorbereiten! Welche Unklugheit!

Wie iſt das Geheimniß einer Correſpondenz zwiſchen Elliot und Marie an den Tag gekommen? Alle Vermuthungen der jungen Leute führten zu keiner Gewißheit; am wahrſcheinlichſten kam es ihnen vor, daß die Kammerfrau, welche Elliot's Liebe begünſtigt hatte, für gut fand, dadurch einen Schleier über ihre Schuld zu ziehen, daß ſie diejenigen verrieth, welchen ſie behülflich geweſen war.

Elliot erhielt am andern Morgen den Befehl, ſich zur Mittagsſtunde bei ſeinem Prinzipal einzufinden.

Er hatte nicht die leiſeſte Ahnung von dem, was ihm bevorſtand. Das düſtere Weſen des Portiers, der froſtige Empfang von Seiten des Bedienten ſchienen ihm indeſſen unſelige Vorbedeutungen zu ſeyn; ſolche Leute ſind wahrſprechende Telegraphen, welche das Wohlwollen oder die ſchlimme Meinung ihres Herrn verkündigen. Als er in das Kabinet des Herrn Hallory eintrat, ſah er ſeinen ehrenwerthen Chef vor einem großen, mit Papieren bedecktem Tiſche ſitzen. An ſeiner Seite befand ſich der Advokat.

„Ha!“ rief der Handelsherr, einen zornentbrannten Blick nach Elliot ſchleudernd. „Ihre Kunſtſtücke ſind entdeckt; Ihre Treuloſigkeiten ſind bekannt!“

„Treuloſigkeiten!“ rief Elliot erblaſſend.

„Ja, Elender! Ja!“ ſchrie Hallory mit geballter Fauſt drohend.

„Beruhigen Sie ſich, um des Himmels willen,“ flüſterte ihm Jeffrey leiſe zu, wandte ſich dann gegen Elliot und ſprach mit ſtrengem Tone: „Mein Herr, der Grund der Aufregung, die ſich bei Herrn Hallory äußert, kann Ihnen nicht unbekannt ſeyn.“

Elliot neigte das Haupt, ohne zu antworten und ſchien Aufklärung zu erwarten.

„O! Der Ehrloſe! O! Der Dieb! Dein Vater iſt vor Dir ein Verbrecher geweſen! Er hat ſich ermordet.... Thue daſſelbe!“

Leichenbläſſe überzog Elliot's Antlitz, er richtete einen flehenden Blick auf Jeffrey, als wollte er ihn bitten, dieſem qualvollen Auftritte ein Ende zu machen. Der Advokat raunte auch in der That Herrn Hallory einige Worte in das Ohr, der nun über das erſchrocken ſchien, was er geſprochen hatte und eine Zeit lang ſchwieg.

„Wollen Sie ſich ſetzen, Herr Elliot,“ ſprach Jeffrey mit ſanfter Stimme.

Elliot preßte ſeinen Hut krampfhaft zwiſchen den Händen zuſammen und verharrte in ſeiner Stellung.

„Wollen Sie nicht vergeſſen, mein Herr,“ fuhr der Advokat fort, „daß ſich Herr Hallory in einer ſonderbaren Lage befindet, in welche Sie ihn verſetzt haben.“

„Ha! Du haſt zu glauben gewagt, meine Tochter ſey für Dich beſtimmt!

Für Dich!“ rief Herr Hallory und richtete ſich in ſeinem Stuhle auf. „Gut! Gut! Aber tauſend Donner! Ich bin auch noch da, um Euch die Freude zu verſalzen und Eurer Sache einen Stoß zu geben!“

„Im Ernſte werden Sie nicht daran denken,“ ſprach der Advokat in ruhigem Tone, „Mademoiſelle Hallory könne und müſſe mit Ihnen eine Verbindung ſchließen! Das wäre ja ſinnlos?“

„Was wollen alle dieſe Fragen bedeuten, was die Art, in der man ſie mir vorlegt? Was habe ich geſagt, das Sie veranlaſſen ....“

„O! erſparen Sie ſich die Mühe, die Wahrheit zu verbergen, mein Herr! hier ſind die Briefe von Ihrer Hand, die Ihr Inneres beſſer enthüllen, als Sie es zu thun im Stande ſind. Alles iſt bekannt.“

„Nun, mein Herr! dieſe Briefe ſind, wie ich vorausſehe, von mir geſchrieben und an Mademoiſelle Hallory gerichtet. Wie drückend und unſelig auch die Lage ſeyn mag, in der ich mich befinde, wie wohl ich geſtehen muß, daß ich auf die Hand dieſes Mädchens keine Anſprüche machen darf, ſo habe ich doch Mademoiſelle Hallory eine Liebe geſchworen, die nur mit dem Tode aufhören wird.“

„O! hören Sie! Das Ungeheuer! Der Ehrloſe!“ ſchrie Herr Hallory, ſprang auf, lief mit wüthenden, haſtigen Schritten zwiſchen dem Tiſche und dem jungen Manne auf und ab, und ergoß ſeinen Zorn in einem Strom von Flüchen und Verwünſchungen, die wir, ihres gemeinen Tones wegen, hier nicht wiedergeben wollen. Der Advokat näherte ſich ihm abermals, richtete leiſe, aber entſchieden, ein paar Worte an ihn, bei denen der Handelsherr in ſeinen Stuhl zurückfiel. Er kreuzte die Arme, drückte den Kopf in das Polſter und murmelte fortwährend dumpfe, unverſtändliche Verwünſchungen.

„Sie ſehen, mein Herr,“ ſprach Jeffrey, „in welche ſchmerzliche, unſelige Lage Sie meinen Clienten, durch Ihr unbeſonnenes Benehmen, geſtürzt haben. Ich hoffe, es iſt noch Zeit, von Ihren unſinnigen Plänen abzulaſſen. Nach den in Ihren Briefen enthaltenen Ausdrücken haben wir Grund, zu befürchten, daß die Tochter dieſes Herrn mit einigem Wohlwollen die Darlegung einer dünkelhaften Neigung und einer Hoffnung aufgenommen hat, die in Nichts eine Rechtfertigung findet; Nichts, mein Herr, das müſſen Sie ſelbſt zugeſtehen, nicht in Ihrem Alter, nicht in Ihrer Lage, nicht in Ihrem Vermögen, nicht in Ihren Ausſichten für die Zukunft, nicht in Ihrer Erziehung, nicht in Ihrer Geburt.“

„Laſſen Sie die beiden letzten Worte weg,“ unterbrach ihn Elliot mit kräftigem Tone.

„O! Ihr! (ſchrie der Vater, der ſich nicht mehr halten konnte.) Ihr, von mir bezahlt! Von meinem Lohne abhängig! Mein Knecht! Bettler!“

Elliot ſchwieg. Der Advokat, vielleicht etwas gereizt durch des jungen Mannes außerordentliche Kaltblütigkeit und beinahe beleidigender Gelaſſenheit, fuhr ſchärfer betonend fort:

„Streiten wir nicht über Worte. Die Sache, welche wir zu verhandeln

haben, iſt zu wichtig, um ſolche Zänkereien zuzulaſſen. Der geſunde Menſchenverſtand und die Ehre verbieten einen verdammungswerthen, ungerechten, tollen, in jeder Hinſicht lächerlichen und unausführbaren Plan durchſetzen zu wollen. Herr Hallory iſt jedenfalls entſchloſſen, die Sache nicht weiter gehen zu laſſen."

„Gewiß und wahrhaftig! Ich bin entſchloſſen, das ſchwöre ich bei Gott!"

Herr Hallory verſchlang den jungen Mann mit ſeinen Blicken, während Jeffrey über ſeine Feſtigkeit erſtaunte.

„Nun," ſprach Elliot. „Sprechen Sie, was ſoll ich thun?"

„Entſagen Sie ſogleich und für immer jedem Anſpruche. Stellen Sie Mademoiſelle Hallory die Briefe zurück, welche dieſelbe an Sie geſchrieben hat. Machen Sie ſich verbindlich, alle Correſpondenz mit ihr aufzugeben, und jeden Zuſammenhang mit ihr abzubrechen. Dafür bieten wir Ihnen eine ſehr einträgliche, ſichere Stelle im Auslande, und überdies eine Summe von fünfhundert Pfund Sterling in Staatspapieren."

„So iſt es, ſo iſt es! Ich verſpreche dies," ſagte der Vater, und in den Ausdruck ſeines Zornes miſchte ſich ein bittender Ton.

Da aber Elliot die Lippen nicht bewegte, ſo ſuchte ihm der Advokat die preeäre Lage klar zu machen, in der ſich Mademoiſelle, für den Fall einer Heirath mit ihm, befinden würde; er zeigte ihm die Unzulänglichkeit ihrer Mittel, die ſich in Allem nicht über ſechs hundert Pfund Sterling belaufen würden, ſtellte ihm die ſchreckliche Perſpektive vor, die ſich beiden als Strafe für den Undank der Tochter und die Freiheit des jungen Mannes öffnete, und ſprach endlich vom unvermeidlichen Untergang Beider.

Elliot nahm mit betrübtem aber entſchloſſenem Tone das Wort, nachdem er einmal mit einem tiefen Athemzuge ſeine Lebensgeiſter wieder angefacht hatte. Den Mund weit aufgeſperrt, den Hals vorgeſtreckt, um kein Wort zu verlieren, beugte ſich Hallory gegen den Sprechenden:

„Auf alle Ihre Zumuthungen habe ich nur wenig zu erwidern. Wie Sie auch meinen Charakter ſich erklären und mein Benehmen anſchwärzen möchten; welche Ungunſt das Geſchick über mich verhängen mag, nie hat ein ehrloſer Gedanke mein Gewiſſen befleckt. Ich bin Ihr Commis, das iſt wahr; ich ſtehe in Ihrem Lohne, das iſt ebenfalls wahr. Mein Vater iſt unglücklich geweſen, auch das iſt wahr.... nur zu wahr."

Hier hielt er einen Augenblick an; Schweißtropfen rannen Herrn Hallory über die Stirne; Thränen entſtrömten Eugens Augen; nachdem er ſich abermals ermuthigt hatte, fuhr er fort:

„Gleich viel! Ich verdiene Ihre bitteren Vorwürfe; Sie haben mich nicht damit verſchont; lange kämpfte ich gegen die Leidenſchaft, die mein Inneres verzehrte. Mademoiſelle Hallory kannte meine dürftige Lage; ſie wußte, wer ich war; ſie hatte Gelegenheit, mich genau zu beobachten. Sie hat, wenn vielleicht auch auf unkluge, doch auf eine muthige Weiſe ſich für mich inter-

essirt. Ich theilte ihre Gefühle. Ich hatte Unrecht, das weiß ich, fühle ich. Klagen Sie mich an, schmähen Sie mich ebenfalls. Hält sie mich aber ihrer Liebe würdig (und sein Auge glänzte), so bin ich weder so feig, mein Herr, noch so niederträchtig, diese Liebe irgend einem Interesse aufzuopfern, und ich werde das Wort halten, das ich gegeben habe."

„Sieh! Sieh!" schrie der Alte mit schmerzlicher Stimme.

Ein Paroxysmus folgte auf diesen Ausruf. Zehn Minuten lang wurden die abscheulichsten Verwünschungen gegen des jungen Mannes Haupt gedonnert. Der schnaubende Greis, kaum fähig, die von der Wuth diktirten Worte hervorzubringen, hielt von Sekunde zu Sekunde an, um Athem zu holen; in seinen abgebrochenen Phrasen vernahm man alle mögliche gräßliche Beiworte und Bilder; alle Flüche, welche das Wörterbuch der Rache enthält, wurden verworren hervorgesprudelt.

„O!" rief er endlich, „Elender!.... Den Hof machen!.... Meiner Tochter den Hof machen!.... Sie heirathen!.... Sie tödten!.... Sie berauben!.... Er!.... Er soll es versuchen!.... Er soll's versuchen!.... Wir wollen sehen!.... O! O!.... Einen Greis bestehlen!.... Trotzt mir nur alle Beide! Mein Advokat soll meinen letzten Willen, mein Testament aufsetzen!.... Nimmst Du mir meine Tochter; so stirbst Du im Hospital, oder auf dem Anger. Nichts für sie! Nichts für Eure Kinder! Ihr sollt nicht einen Viertelspfennig von meiner Erbschaft bekommen! Das sollst Du sehen, Elender!.."

Krampfhaft lachend und ironisch mit den Fingern schnalzend, daß es klang wie eine Postknechtspeitsche, schrie er: „Fort, fort! Und wenn Du willst, heirathe sie, ich rathe es Dir."

Gänzlich niedergeschlagen verließ Eugen das Haus, ohne zu wissen, wohin er gehen sollte und wäre beinahe von Lord Scampletts Cabriolet übergefahren worden. Man entließ ihn nicht, wie er geglaubt hatte; er verlor seine Stelle nicht. Aber vierzehn Tage später verschwand eine dem Hause Hallory gehörende Summe von fünfzehn Pfund Sterling aus der Kasse. Alle Commis geriethen in Aufruhr, alle Thüren wurden verschlossen und die Gerichte herbeigerufen; man suchte in den Pulten der Commis; in dem von Eugen Elliot waren die fünfzehn Pfund eingeschlossen. Des Hausdiebstahls und der Unterschlagung (embezzlement) angeklagt, wurde der Unglückliche zuerst vor die Behörde und dann in den Kerker gebracht.

Bald werden wir ihn in Newgate unter dem Auswurf der Gesellschaft, als Gefährten unheilbarer Laster und eingefleischter Verbrecher, im Kreise durch Schmach und schändliche Ausschweifungen gebrandmarkter Menschen wiederfinden. *)

*) Die Revue brittanique, woraus wir diesen Artikel entlehnen, verspricht die Fortsetzung in ihrem nächsten Hefte, und wir werden dann nicht ermangeln, ihn sogleich unsern verehrten Lesern mitzutheilen. (Anm. d. Red.)

# Briefe aus München.

## IV.

Resignation ist eine köstliche Eigenschaft, sie darf aber nicht blos darin bestehen, daß man geschehen läßt, was man eben nicht ändern kann, sondern man muß über sich gewinnen, den Schmerz über vereitelte Hoffnungen und Wünsche so vollständig zu bewältigen, daß kein Groll das Gemüth verdüstert, Eigensinn und vorgefaßte Meinungen die Beurtheilungskraft nicht trüben, daß man das Gute erkennt, auch wenn es in einer von uns nicht gewünschten Form auftritt. So geübt, ist Resignation wohl eine Tugend, deren sich der Deutsche befleißige, obschon seine Sprache kein eigentliches Wort dafür hat. Auf was muß man im Leben nicht resigniren — besonders in unseren Zeiten? Es giebt resignirte Fürsten, Minister, Domherrn — warum nicht? Giebt es doch quiescirte Völker mit resignirten Legitimisten, Liberalen und Radicalen. So muß es auch resignirte Journalisten geben, und diese müssen hoffen, resignirte Leser zu finden. Resignation ist eine höchst zeitgemäße Tugend und es ist ein Verdienst, sie in Mode zu bringen; an Gelegenheit, sich darin zu üben, ist unsere Zeit reich und ich werde den geneigten Lesern einigen Stoff zum Bearbeiten vorlegen. Es wird Jedermann bekannt seyn, daß man von 1799 an in Bayern eifrig daran ging, Staat und Kirche zu reformiren. Die aufgeregte Idee einer stürmischen Zeit förderten allerdings hierin, wie in den meisten Sachen, ein Uebermaaß, aber statt sie zu zügeln, überstürzte man die Bewegung, die freilich oft verheerend auftrat, wo sie hätte vermitteln und ausgleichen können und sollen. Aufklärung war das große Wort, das man voranstellte, der alte Sauerteig sollte überall ausgemerzt werden, es geschah auch viel Gutes, das alle Anerkennung verdient, aber in manchen Punkten verfuhr man mit etwas übergroßer Eile und manche Institution warf man kurzweg über den Haufen, da man sich nicht die Zeit nahm zu untersuchen was daran schadhafter Auswuchs und ob nicht ein gesunder Kern vorhanden sey, aus dem gute Früchte erzielt werden könnten. Die Klöster behandelte man etwas Mendizabalisch, sie waren der Vernichtung

geweiht, man hielt es für unmöglich, daß ſie je wieder eingeführt werden könnten. Wie das nun ſo geht. Das Unglaubliche ereignet ſich öfter, als das Wahrſcheinliche. Die Klöſter werden wieder eingeführt, viele ſind es bereits. Wie es ſcheint, war man mit den Ergebniſſen der Aufklärungsperiode in Beziehung auf Religion und Unterricht nicht zufrieden. Große Uebel der Zeit ſchrieb man jenen Ergebniſſen zu. Freilich ſah man vielerwärts einen Hang zur Unbotmäßigkeit, dem zuverläſſig geſteuert werden mußte. Die in der Literatur ſich offenbarende politiſche Richtung iſt bekannt und wir wiſſen Alle, was dagegen vorgekehrt wurde. Aber auch die theologiſche Literatur mußte im höchſten Grade die Aufmerkſamkeit des Beobachters feſſeln, denn ſie bietet uns Unterſuchungen, vor deren Conſequenzen keine religiöſe Poſitivität würde beſtehen können. Es war alſo nicht zu verwundern, daß die Regierungen darauf bedacht waren, dieſen allerdings gefährlichen Richtungen zu begegnen. Man mußte der Religion Achtung verſchaffen, zweifelſüchtige Unterſuchungen unſchädlich machen durch Begründung eines religiöſen Sinnes und den Volksunterricht mit der Religion verbinden. Es iſt alſo ganz in der Ordnung, wenn der Staat für ſeine katholiſchen Unterthanen Maaßregeln im Sinne und im Geiſte des katholiſchen Lehrbegriffs ergreift. Was in dieſem Sinne in Baiern angeordnet worden iſt und wird, fließt nur aus ſtrenger Conſequenz des Katholicismus und des Concordats von 1817. Wir ſehen demnach Klöſter entſtehen und noch weit mehr werden entſtehen. Allen jedoch, ſowohl den männlichen als den weiblichen, iſt als Hauptpflicht der Unterricht der Jugend auferlegt. Der ganze Unterricht der katholiſchen Jugend wird vielleicht in die Hände der Geiſtlichkeit und wohl größtentheils in die der Kloſtergeiſtlichkeit übergehen. Die norddeutſche proteſtantiſche Aufklärung mit dem geiſtig-vornehmen Weſen, thut hier nicht gut, bleibt immer nur ein fremdes Scholarchat und hatte wohl Sitz im Miniſterium, konnte aber keinen Platz im Volke finden, blätterte mit Glacéhandſchuhen in den ſchmuzigen Schulbüchern und entſetzte ſich über Dialectfehler, ohne auch nur in Schriften das Hochdeutſche davon ſäubern zu können. Das Scholarchat polirte an dem höheren Mittelſtande, konnte aber doch den rechten pädagogiſchen Schliff von der Schulpforte nur unvollkommen zu Stande bringen und es gelang ihm höchſtens, einige Schnellköpfe zu encyclopädiſiren und in die kosmopolitiſchen Savannen der Negation hinauszutreiben, wo ſie, der vornehmen Welt entbehrend, die abſonderlichſten Sprünge thaten und doch meiſtens von den Gauchos des alten Regimes eingefangen wurden. Für die dieſigen Umſtände ſind gewiß die Benedictiner gerade die rechten Leute und die Franciscaner haben bei dem niedern Volke ſchon feſten Fuß gefaßt. Die Benedictiner haben bereits mehre Abteien geſtiftet, auch haben ſie ein Inſtitut für Söhne der höheren und höchſten Stände errichtet, wodurch dem Umſtande abgeholfen wird, daß letztere ihre Söhne zu den Jeſuiten in Freiburg ſchicken, wie bis jetzt häufig der Fall war,

in letzterer Beziehung also giebt man nicht einmal einen Impuls, sondern kommt nur einem wirklich vorhandenen Bedürfnisse entgegen. Die errichteten und noch zu errichtenden Nonnenklöster sorgen für den weiblichen Unterricht nach strengen religiösen Principien. So viel ich nun Gelegenheit hatte, in Altbaiern mich von dem Eindrucke dieser Anordnungen zu überzeugen — und viele Reisen noch in den letzten Tagen setzten mich dazu vollkommen in den Stand — so muß ich sagen, daß er bei der Bevölkerung ein überaus günstiger ist. Die Leute hatten von der Aufklärungsperiode nur das empfunden, was ihnen genommen war, sich aber mit dem dafür Dargebotenen durchaus nicht abfinden können und die Rückkehr zu dem alten Zustande, wie er vor diesem Jahrhunderte war, kommt ihnen so behaglich und naturgemäß vor, daß sie den mittlerweiligen Zustand nur für eine Unterbrechung der wahren Verhältnisse nehmen, die nunmehr wiederum in ihre alten Rechte treten. So sind z. B. die Franciscaner auf dem Lande ungemein beliebt, wo dieser Orden in Altbaiern restituirt wird, strömt Alt und Jung seinen Beichtstühlen zu, und er darf noch bedeutend vermehrt werden, ehe dem Verlangen genügt ist. Hiesige Blätter haben die Wiederkehr der Jesuiten besprochen. Ein Artikel in der Landbötin erörtert diesen Gegenstand und wenn man seinen Ursprung kennt, ist er allerdings von nicht gewöhnlicher Bedeutung. Dieser Artikel bedauert, daß vor der Hand keine Aussicht vorhanden sey, den Jesuitenorden wieder in Baiern aufleben zu sehen; denn seine Güter seyen hier radical sequestrirt worden und die Statuten des Ordens verbieten, daß die Güter einer Provinz auf eine andere übergehen dürfen. Wenn nun auch der Krieg auf der pyrenäischen Halbinsel die ultramontanisch-apostolischen Finanzen sehr in Anspruch nimmt, so glaube ich dennoch, daß sich in nicht gar langer Zeit Mittel finden werden, um eine baiersche Jesuitenprovinz zu organisiren und, wie gesagt, Alles ist dazu so vorbereitet und angelassen, daß eine solche Restauration sich zweifelsohne des glänzendsten Erfolgs, sowohl in den höchsten als in den niedern Ständen, erfreuen würde. Wir sehen überhaupt, wie der Katholicismus erstarkt und sich wieder belebt. Wir haben schon das Gesetz über die gemischten Ehen, demzufolge der katholische Clerus gehalten ist, solchen Ehen den kirchlichen Segen zu verweigern, wenn nicht stipulirt wird, daß die Sprossen solcher Ehen ohne Ausnahme der katholischen Kirche zugewendet werden. Wir sehen die gesammte katholische Bevölkerung den Wallfahrtsorten mit den wunderthätigen Heiligenbildern in immer zunehmender Zahl zuströmen. Unübersehbar war die Menge der Prozessionen aus allen Ständen nach dem Muttergottesbilde in Maria Eich (drei Stunden von München) am letzten Maria Himmelfahrtsfeste. Wir haben aber eben jetzt eine Veranlassung zu erkennen, daß Baiern noch immer das alte marianische ist, das die Muttergottesverehrung über Alles heilig hält. Die Nachbildungen der bekannten Pariser Medaille sprechen dafür; diese werden von dem hoch-

würdigsten Erzbischofe von München-Freising geweiht und mit einem erklärenden Büchel verkauft. Anfangs freilich trat ein Mißverständniß ein, das kein geringes und nie genug zu bedauerndes Aergerniß veranlaßte. Die Polizei war, wie es scheint, nicht ganz von dem frommen Ursprung des ganzen Handels überzeugt, sie belegte die Medaille und die Erklärung mit Beschlag und verkündigte ein Verbot gegen deren Verkauf. Unvorsichtiger Weise berichteten dies einige Blätter und rühmten dabei die Wachsamkeit der Behörde. Sie mußten indessen Tags darauf mit Beschämung ihren Irrthum bekennen, denn das erzbischöfliche Kapitel hatte die Polizei eines bessern belehrt, die Beschlagnahme wurde reumüthig gehoben und die Medaille wird verkauft mit einem Gebrauchszettel, dessen Stempel verbürgen, daß sie eine geweihte und ächt wunderthätige ist. Ich werde Ihnen ein Exemplar mit einem Originalzettel übersenden, damit Sie sich selbst überzeugen, wenn ich nämlich eine bekommen kann; denn der Zudrang zum Ankauf dieser Medaille, die bereits in ungeheurer Zahl abgesetzt ist, ist so außerordentlich, daß die Arbeiter nicht genug verfertigen können. Auch hat man bereits einen Steindruck, der die Klosterfrau und die Erscheinung darstellt, die zur Prägung dieser Medaille Veranlassung gab. Der neu ernannte Bischof von Eichstädt, Graf Reisach, früher Director der Propaganda in Rom, ist ein strenger Kirchenhort, der wesentlich dazu beitragen wird, den orthodoxen Glauben zu befestigen. Einem sehr beliebten katholischen Prediger Mannhart ist, wenigstens vor der Hand, die Kanzel untersagt worden. Seine Predigten, welche ächt christliche Versöhnlichkeit athmeten, erbauten in gleichem Grade Katholiken und Protestanten, sollen sich aber des Beifalls der geistlichen Oberbehörde nicht erfreut haben. Ein Professor der Universität S... wurde suspendirt wegen einer nicht ganz orthodoxen Darstellung des Christenthums „in seiner Geschichte der Deutschen.“ Wenn wir alle diese Vorgänge zusammenfassen, so ersehen wir daraus den ernsten Vorsatz der Regierung, den Katholicismus in seinem ganzen Umfange wieder herzustellen ohne vor irgend einer Consequenz zurückzutreten. Wer kann behaupten, daß die Regierung hier nicht im vollen Recht wäre? sie ist es ohne Zweifel. Ich glaube aber wohl, daß Andersgläubige über diese Vorkehrungen ein abfälliges Urtheil haben werden. Diese nun ermahne ich zur Resignation und das um so mehr, da ich ihnen den Trost geben kann, daß es noch immer Strenggläubige giebt, die in dem bereits Geschehenen nur einen Anfang, nur die Morgenröthe einer bessern Zeit für die allein seligmachende Kirche sehen. Diesen Eiferern scheint das Alles nicht rücksichtslos, nicht durchgreifend genug und auch sie müssen zur Resignation ihre Zuflucht nehmen. Unter den Protestanten im Rheinkreise haben sich Sektengeist und vielfache Meinungsverschiedenheit der Geistlichen gezeigt und das Oberconsistorium in München hat durch abgeordnete Commissarien seine Autorität interponiren müssen; man erfährt aber nicht, daß die Angelegenheit zu

einem erſpießlichen Schluß gekommen wäre. Möge auf beiden Seiten das Rechte und Gute geſchehen, alle und jede Ueberſpanntheit verhütet werden, möge vor Allem religiöſer Zwieſpalt nie mehr die Einigkeit der Deutſchen gefährden, geſchähe das, dann würde man freilich kaum mit Reſignation ausreichen. Man hört oft unſere Zeit eine Uebergangsperiode nennen, das iſt nun im Grunde jede Zeit, die unſere aber wohl dadurch eine vorbereitende, daß ſie mit ſtiller Thätigkeit eine Maſſe Stoff anhäuft für künftige Entwickelungen, mögen dieſe unſerm Vaterlande Ruhm und Glück bringen. Wir ſchwachen Menſchen können freilich die Wege der Vorſehung nicht erkennen und nennen ſie mit Recht unerforſchlich. An der Politik nehmen wir ſtillen Antheil, wir beſprechen leiſe Dies und Jenes. Eſtafetten brachten uns die Nachricht von dem Aufſtande der Provinzen in Spanien. Wenige haben hier ſpaniſche Papiere, aber einige altſpaniſche Anſichten über Politik, und dieſe freuen ſich über dieſe Wirren und hoffen, daß nun Don Carlos endlich ſiegen werde. Gemäßigte Anſichten — die denn freilich beſſer durchgeführt werden müßten, als die Chriſtiniſche Regierung es verſtand — ſcheinen ſich in Spanien nicht behaupten zu können, man will dort entweder einen „Ich der König“ mit dem Handkuß und der Inquiſition, oder einen Xefe politico, glücklich wer zwiſchen beiden keine Wahl zu treffen hat. Der Prozeß Norton contra Melbourn intereſſirte uns ſehr. Theils hofften Einige, er könne eine Miniſterveränderung und eine günſtigere Wendung für die Tories herbeiführen, theils nimmt die Geſellſchaft hier einen beſondern Antheil an Ladies, die in criminal conversation gerathen ſind, und man konnte erwarten, daß im Falle eines unglücklichen Ausgangs Dame Norton München zu ihrem Aſyl erſehen werde, wo eine Vorgängerin ſo ehrende Aufnahme fand. Alle Hoffnungen wurden in dieſer Sache vereitelt, das engliſche Miniſterium wurde nicht geſprengt, die Tories gewannen nur einen Skandal mehr. Die Unſchuld Melbourns und der Norton wurde, wenigſtens von den Geſchworenen, anerkannt und wir kamen um die Anweſenheit einer ſchönen Lady, Wittwe einer criminellen Converſation. Das Attentat Alibaud's machte natürlich auch hier einen tiefen Eindruck. Vielfach vernahm man: „ſo etwas kann nur in Frankreich geſchehen!“ Das iſt eine zum Theil verzeihliche, wenn auch ſehr unüberlegte und einſeitige Aeußerung. Wer ermordete denn Kotzebue? und wie lange iſt es her, daß ein Verruchter auf den Kronprinzen eines deutſchen Kaiſerthrones ſchoß? und iſt es darum weniger geſchehen, weil die Kugel nicht traf? Wer die Phrenologie des Fanatismus ſtudirt hat, der weiß, daß keine Nationalität gegen dieſen Tarantelſtich ſchützt, ſo wenig als gegen die Hundswuth. Wenn einmal eine vierzigjährige Revolution ein Land durchwühlt hat, ſo wird mehr als ein Bewußtſeyn ſo ganz aus allen Kreiſen der Ordnung und der Geſetzmäßigkeit geſchleudert, daß die entſetzlichſte Miſſethat begangen wird um Ruhm zu gewinnen. Man kann nicht genug ſolche Geſinnung, ſolche That und ſolche Thäter verdammen, leider kann aber eine ähnliche Conſtellation von Urſachen überall ſolche

Wirkungen hervorbringen. Und hatten wir nicht einen nicht gar so geringen Haufen tollkühner Wagehälse, die, wenn man nicht zur rechten Zeit eingeschritten wäre, die ausgebrüteten Gräuel ausgeführt hätten? Der politische Fanatismus ist blind und zu Allem fähig, in seinen Augen ist ein Verbrechen nur eine That. Der Himmel bewahre uns vor Fanatikern aller und jeder Gattung. — Die Abwesenheit des Hofes und des höhern Adels haben wenig Einfluß auf die Sommervergnügungen in München. Diese sind dies Jahr vielleicht noch etwas belebter als sonst, denn auf einigen Bierkellern und in einigen Biergärten hatte man für bessere Musik als gewöhnlich gesorgt, und so hörte man bisweilen wirklich gute Musik an diesen Orten. Streck, Musikmeister eines hiesigen Regiments, der dem bekannten Strauß nachstrebt, hat seine Leute tüchtig eingeübt und sie tragen Manches sehr gut vor. Im Frühjahre und im Anfange des Sommers hatten wir nicht so viele Fremde als sonst in dieser Jahreszeit, was wohl auch mit dadurch veranlaßt wurde, daß die große Bildersammlung geschlossen war und Jeder, der München besuchen will, doch lieber eine Zeit wählt, wo dieser Hauptgenuß ihm nicht vorenthalten werden muß. Desto mehr Besucher wird später die Pinakothek herbeiziehen, nicht blos wegen des in der That schönen Lokals, sondern wegen der vielen neuen und ausgezeichneten Bilder, welche die restaurirte und wesentlich vermehrte Sammlung enthält. Seit einiger Zeit jedoch kommen erstaunlich viele Fremde an und unsere Gasthöfe sind überfüllt. Viele jagt uns die Cholera aus Italien zu und wir sind sehr damit zufrieden wenn sie nicht selbst nachkommt. Wer übrigens bei uns Gesundheit sucht, findet sich in seinen Erwartungen nicht betrogen, denn unsere Stadt und Gegend ist sichtlich damit gesegnet. Unser Klima, obschon kernig die Nerven belebend und erfrischend, ist doch sonst oft rauh und scharf wegen der Höhe der Lage und der Nähe der Gebirge, seit einigen Jahren hat es indessen wenig böse Laune gezeigt und ist merklich beständiger und angenehmer geworden. Wir hatten mehre Jahre hindurch einen schönen Sommer und der Herbst ist bei uns fast immer besonders freundlich. Die Jagdzeit rückt heran und verspricht den Freunden der Weidmannslust viele Unterhaltung. In der nächsten Umgebung Münchens ist die Jagd durchgängig königlich, nur Baron Eichthal hat nicht weit von hier ein eigenes Revier. Uebrigens kann man durch Begünstigung die Erlaubniß zum Jagen mit den königlichen Jägern erhalten. Wenn man die Wälder um München, namentlich das Forstenrieder und Neurieder Revier begeht, durch welche die anmuthigsten Wege nach Starnberg und dem Mühlthale führen, ergötzt sich das Auge an den Schaaren der prächtigen Thiere, die in allen Richtungen den Forst durchstreifen. Der König ist aus Franken angekommen und geht in einigen Tagen nach Berchtesgaden, wo dann die prächtigen Gebirgsjagden angehen, die in jenen hochromantischen Gegenden ein ungemeines Interesse gewähren. Jeder Jagdzug dort am Fuße des mächtigen Watzmannes, in den Schluchten und Klüften der düstern Thäler, an den Felswänden des Königsees und des Obernsees, bietet Fährlichkeiten, Wagnisse und pittoreske Momente, welche die

Digitized by Google

Luſt würzen und erhöhen. Viele Engländer, die ſich hier aufhalten, rechnen auf die Erlaubniß, daran Theil nehmen zu dürfen. Einige junge Maler, die an mich empfohlen und nun ſchon Jahr und Tag beim Modelliren in den Akademieſälen beſchäftigt ſind, habe ich zu einem Freunde geſchickt, der ein Gut an der böhmiſchen Gränze hat. Die rüſtigen Geſellen haben ſich nicht lange bitten laſſen, haben Büchſen und Malergeräthſchäften aufgepackt und ſind ausgezogen um in den böhmiſchen Wäldern zu jagen. Dort finden ſie Wölfe, und wenn das Glück gut iſt, Bären, jedenfalls aber Schmuggler, Wilddiebe und Zigeuner. Sie können bei längeren Zügen im Walde bei Kienfackeln übernachten und Sonntags in den Waldſchenken giebt es wilde Zechgelage, bei denen die Wildler — ſo nennt man die dortigen Bauern — mit den Meſſerſtichen nicht ſparſam umgehen, ſo wie dort beinahe jede Fauſt mit einem gewaltigen eiſernen Ring bewaffnet iſt. Dies Treiben ſollen die jungen Künſtler ſich anſehen und — bis auf die Fauſtſchläge und die Meſſerſtiche — mitmachen, und wir wollen dann ſchon ſehen, was bei der Zurückkunft ihre Mappen enthalten. Ein Künſtler muß die wilde Natur ſtudiren, die rohe Natürlichkeit kann er nur zu häufig in der Hauptſtadt finden, dies aber zieht ihn herab, während ihn jene erhebt, wenn er ſie zu betrachten weiß. — Die Eiſenbahnphantaſien haben nachgelaſſen, ja es iſt ſogar im Publikum eine Gleichgültigkeit eingetreten; dieſelben Leute, die voriges Jahr voll Eifer wetten wollten, daß man binnen drei Jahren in zwanzig Stunden von München nach Paris reiſen werde, bieten jetzt Wetten an, daß man in zehn Jahren noch nicht über Augsburg nach Nürnberg auf Eiſenbahnen fahren kann. Bei Allem dem ſtehen die Actien der Fürther Bahn auf 340 und werden nach der Dividendenauszahlung höchſt wahrſcheinlich auf 400 ſteigen. In dieſen Tagen nun findet die Zuſammentretung der Abgeordneten der Actionäre der andern projektirten Bahnen mit Regierungscommiſſarien hier in München ſtatt. Große Schwierigkeiten bietet die nothwendige Rückſicht auf die Poſtverhältniſſe, ſo wie die Aufſtellung eines billigen Princips der Schadloshaltung bei Zwangsveräußerungen. Ich zweifle indeſſen gar nicht, daß es gelingen werde, dieſen Gegenſtand auf eine für alle Betheiligten erfreuliche Weiſe zu ordnen, ſo daß man bald zur Ausführung ſchreiten kann, wodurch das Vertrauen des Publikums bald wieder gewonnen wird, das immer zu zweifeln anfängt, wenn ein angekündigtes Unternehmen zu lange auf ſich warten läßt. Die bisherige Zögerung läßt ſich wohl rechtfertigen, wenn man bedenkt, daß das Eiſenbahnſyſtem eine Neuerung iſt, die den bedächtigen Gang unſerer Bewegungsmittel wohl etwas aus der Faſſung bringen kann. Daſſelbe Verhältniß zwiſchen dem Neuen und dem Beſtehenden fand aber auch in Frankreich und Belgien ſtatt, wo man ſich indeſſen nicht ſo lange beſann und nun ſchon in der Ausführung weit vorgeſchritten iſt. Man wird daher nun hoffentlich auch in Deutſchland bald ein für allemal einen Entſchluß faſſen und ein Abkommen treffen, damit man Hand an's Werk legen kann. Mit dem Kanalbau hat man begonnen und betreibt ihn mit dem löblichen Eifer, wie

auch die Rectifikation des Mainflusses. Schon dieser Anfang hat vieles angeregt. Unsere Mainschiffer haben sich ein Herz gefaßt, bauen bessere Schiffe und gehen bis nach Holland. Wenn der Mensch eine Zukunft vor sich sieht, so erweitert sich sein Sinn und seine Kräfte entbinden sich von dem Bleidruck des Schlendrians. Auch die bairisch-würtembergische Gesellschaft für die Beschiffung der oberen Donau entwickelt viele Thätigkeit, man unterhandelt mit der östreichischen Gesellschaft, die für die untere Donau schon so Verdienstliches in's Leben gerufen hat, und wie ich höre werden die Ergebnisse bald zum Vorschein kommen. Kann man doch schon von München nach Alexandrien zu Wasser reisen, und das ist nicht blos ein schlechter Witz, sondern es ist schon, wie der angenehmste, so auch der wohlfeilste Weg, wenn man diese Reise auf einem Floße am grünen Baum antritt. Ich zweifle gar nicht daran, daß in wenigen Jahren manches Handelshaus in Nürnberg, Regensburg und Passau Verbindung und Comptoire in Constantinopel, Trapezunt und Smyrna haben wird, wie es im Mittelalter der Fall war. In allen diesen Beziehungen kann man die vorsorgende und anregende Thätigkeit der Regierung nicht genug loben, die sich in der That ein bleibendes Verdienst um das Land erwirbt. Viele industrielle Hervorbringungen machen zusehends große Fortschritte in Baiern; der Vergleich der jetzigen Ergebnisse mit denen früherer Jahre kann nur in einem, diesem Gegenstande eigends gewidmeten Artikel vollständig erörtert werden, und es ist nur beispielsweise, wenn ich einen Punkt heraushebe. Wir waren früher in allen Gattungen von Seidenmanufakturen der italienischen und meist der französischen Gewerbthätigkeit gehörig. Nun ist für die ungeheuren Wandflächen der Säle in der Pinakothek ein sehr bedeutendes Quantum façonnirten Seidendamastes verwendet worden; dieses hat der Seidenfabrikant Würzer in der Au bei München geliefert, und zwar von überraschender Güte und Eleganz. So würden Sie erstaunen über die schönen und nach den geschmackvollsten Mustern gearbeiteten Fußteppiche, die man hier macht. Unsere Industrie, die freilich zurück war, nimmt einen schnellen und wie es scheint sehr gedeihlichen Aufschwung. Die Glashütte des Herrn v. Ruedorffer — ich glaube in der Gegend von Benedictbeuern — liefert ein ganz vortreffliches Flintglas, das in Beziehung auf Reinheit sogar dem von Frauenhofer verfertigten nicht nachsteht; auch gehen aus dieser Fabrik ausgezeichnete Fernröhre hervor, die gewiß bald eine große Berühmtheit erlangen werden. Man hat dort ferner eine Composition erfunden, die Edelsteine so täuschend darstellt, daß ein sehr geübtes Auge dazu gehört, um sie zu unterscheiden. Die Sitzungen der hier anwesenden Abgeordneten der Zollvereinsstaaten haben höchst interessante Resultate geliefert, die auf entschiedene, nun durch Erfahrung erprobte Weise den gegenseitigen Vortheil des erweiterten Markts darthun und noch größeren Nutzen in Aussicht stellen durch zu veranlassende Verbesserungen und Modifikationen. Die von der letzten Ständeversammlung gebilligte Beschränkung der Gewerbfreiheit

hat ſich als wohlthätig gewieſen, um einen Damm zu ſetzen gegen Verehelichungen und Anſäßigmachungen in's Blaue hinein. Bemerkenswerth iſt es, daß Preußen, das mit dem Beiſpiel der Gewerbfreiheit vorauging, nun auch auf Beſchränkungen bedacht iſt. Der neulich bekannt gemachte öſtreichiſche Zolltarif begünſtigt in manchen Beziehungen die Zollvereinsſtaaten; die Einfuhr vieler Produkte und Fabrikate, die früher ganz verboten waren, iſt gegen nicht ſehr hohe Zollanſätze geſtattet, und namentlich kommt dieſe Ermäßigung einigen Provinzen Baierns zu Gute. —

Im Theater ſahen wir mehre Gäſte in der Oper. Herr Dietz aus Mannheim iſt ein vortrefflicher Tenoriſt. Seine Mittel ſind bedeutend, er hat eine kräftige und doch weiche Bruſtſtimme, die nach den beſten Prinzipien gebildet iſt. Ueberhaupt hat dieſer Sänger ſich bereits auf eine bedeutende Stufe geſchwungen, und verſteht es, in gleichem Grade auf die Maſſe des Publikums zu wirken, wie auch durch gediegenen Vortrag den Kenner zu befriedigen. Nicht nur in der modernen Oper beſtand Herr Dietz die Probe, ſondern er erfreute alle Muſikfreunde durch den unvergleichlich ſchönen Vortrag des Belmonte in der Entführung. Ich glaube, daß es in Deutſchland wenige Sänger gibt, die im Stande ſind, dieſe Partie ſo gediegen und mit ſo hinreißender Empfindung zu ſingen. Herr Dietz trat auch als Melchthal im Roſſini'ſchen „Tell," als Robert, Tamino, Belmonte auf und ſchloß als George Brown in der „weißen Dame," den er auch ganz beſonders ſchön ſang. Einen ausgezeichneten Baſſiſten lernten wir an Herrn Staudigl vom Kärnthnerthortheater in Wien kennen. Seine Stimme zeichnet ſich aus durch kernige Fülle, Kraft und Wohllaut der Tiefe. Er iſt auch ein bereits weit vorgeſchrittener Sänger, der bei ſeiner Jugend gewiß die höchſte Stufe in ſeiner Kunſt erreichen wird. Er trat auf als Saraſtro, Bertram in „Robert der Teufel", Leporello, Osmin (Entführung) und Oberprieſter in Norma auf. Einen ſeltenen Genuß gewährte das Zuſammenwirken der Herren Dietz und Staudigl in mehren Opern, wie in der Entführung, im Don Juan und im Robert. In der letzten Oper hörten wir bei der Gelegenheit einige Nummern, die nie vorher gehört worden waren, auch trugen die genannten Künſtler, unterſtützt von der kräftigen Stimme der Dem. Deiſenrieder, den letzten Akt ſo vortrefflich vor, daß er eine beſonders ergreifende Wirkung hervorbrachte. Beide Künſtler wurden in allen ihren Rollen vom Publikum mit enthuſiaſtiſchem Beifall aufgenommen. Ein dritter Gaſt war der Tenoriſt Herr Wurda vom Stadttheater in Hamburg. In ſeiner Auftrittsrolle (Maſaniello) war es hauptſächlich die dramatiſch-muſikaliſche Seite der Partie, die er heraushob und mit Erfolg geltend machte, namentlich war ſeine Darſtellung im letzten Akte vortrefflich. Während ſeines Aufenthaltes hier hatte Herr Wurda das Unglück, zu erkranken, und war in einigen Rollen ſichtlich nicht Herr ſeiner Mittel. Als Othello leiſtete Herr Wurda viel Schönes, namentlich in den leidenſchaftlichen Ausbrüchen. Joſeph in „Jakob und ſeine Söhne" ſang er durchgängig ſehr gut, mit viel Ausdruck und Gefühl, eben ſo den Gualtiero im „See-

räuber.“ Hr. Wurda fand ehrenvollen Beifall. Hr. Bayer, dessen mehrmonatliche Krankheit das Gastspiel so vieler Tenoristen veranlaßte und nothwendig machte, trat als Melchthal im Tell auf. Er wurde mit großem Applaus empfangen und Gedichte flatterten herab. Ein solches, das meinem Nachbarn in den Schooß fiel, pries den Held des Tages auf Kosten aller andern Tenoristen, die jemals hier erschienen. Ein plumper Mißgriff dieses Dutzendpoeten. Ich fand indessen, daß die Stimme des Herrn Bayer nicht vollkommen wiederhergestellt sey, und das Publikum pflichtete schweigend dieser Meinung bei; übrigens wünscht Jedermann dem bescheidenen und fleißigen Künstler, daß er bald wieder zum vollen Besitze seiner schönen Mittel gelangen möge. Die Oper „Jessonda,“ die noch nie gegeben wurde, wird einstudirt und soll bald in Scene gehen. Am 27. Juni zur Säkularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst wurde Johannes Guttenberg von Charlotte Birch-Pfeiffer gegeben. Dieses einfache, tüchtige Gesinnungen und Ideen entwickelnde Originalschauspiel gefiel außerordentlich. Am ersten Abende wurden Herr und Madame Dahn nach jedem der fünf Akte hervorgerufen, und der Enthusiasmus begnügte sich nicht hiemit, sondern man rief am Schlusse noch die Verfasserin. Auch bei den Wiederholungen wurden die Darstellenden mehremal gerufen. Der Landwirth, ein freundliches Familiengemälde, nicht ohne große Reminiscenzen der übrigen Familienstücke der Verfasserin, gefiel durch das vortreffliche Spiel des Herrn Dahn als Rudolph und der Madame Dahn als Marie. Die Bastille von Berger ist ein heiteres Sittengemälde aus den Zeiten Ludwig XVI., das ein beachtenswerthes Talent verräth, welches alle Aufmunterung verdient; es fand günstige Aufnahme. — Madame Dahn spielte die Eleonore sehr gut. Wir haben, es ist nicht zu läugnen, einige Lücken im Personalstande unserer Bühne, die nicht lange mehr bleiben können, ohne der Anstalt wesentlich zu schaden. Als die Fühlbarsten, deren Wiederbesetzung durch tüchtige Talente unausbleiblich nothwendig ist, wollen wir folgende bezeichnen. Im Schauspiel: ein tragischer Held (Herr Eßlair wird alt und hat selbst vor Kurzem erklärt, daß er anstrengende Rollen nicht mehr spielen kann, auch ist er nach der Darstellung des Otto v. Wittelsbach bedenklich krank geworden) — eine tragische Mutter und Anstandsdame (die Abnahme der Kräfte der Madame Fries, die noch immer eine vortreffliche Künstlerin ist, macht es ihr ganz unmöglich, diesen Fächern allein vorzustehen) — ein Komiker, wir haben gar keinen, denn daß ein talentvoller junger Schauspieler in einigen Lokalstücken Raimund und Carl mit Erfolg copirt, ersetzt uns das Fach keineswegs. In der Oper fehlen uns ein Tenorist, eine deklamatorische Sängerin und eine Soubrette. Dieser Zustand nun wartet auf die Rückkehr des Intendanten, der zur Wiederherstellung seiner Gesundheit im Bade ist, und, wie es heißt, Anfangs September zurückkommt. Hoffen wir, daß er Hülfe bringt, denn es ist in der That Zeit, daß etwas geschieht, um die Anstalt zu heben.

# Feuilleton.

## Kleine Zeitung.

Wien, im September.

»Aus Furcht zu sterben ist er hier gestorben.
Alarcos.«

Raimund hat sich erschossen! Lebensmüdigkeit, Zerfallenheit und seine stete Gefährtin Melancholie, hatten ihn längst mit der Idee des Selbstmordes vertraut gemacht, den eigentlichen Impuls soll jetzt die Furcht vor der Wasserscheu gegeben haben; sein Lieblingshund hatte ihn nämlich einige Tage zuvor gebissen, und von diesem Augenblicke an spiegelte ihm seine brennbare Phantasie beständig das gräßliche Bild der Hundswuth vor, er wurde düsterer als je, seine Umgebung veranlaßte ihn endlich, sein einsames Landhaus bei Gutenstein (4 Meilen von Wien) zu verlassen, aber auf dem Wege hieher übermannte ihn die Angst, er entfernte sich in Pottenstein von seinen Begleitern und vollführte das Entsetzliche. Wie ich so eben ersehen, soll die Kugel nicht ins Gehirn gedrungen, der Unglückliche noch leben und nicht unrettbar verloren seyn. Er ist als Mensch wie als Mime und mitunter auch als Dichter achtungswerth. Mit ihm stirbt der letzte Glanz der Wiener Volksbühne und phantasievollen Volksstücke. Auch Kurländer, der fleißige Uebersetzer, oder im beliebten Euphemismus, der bühnenkundige Bearbeiter, ist nach einem mehrwöchentlichen Krankenlager gestorben. Sonst ist alles in statu quo, d. h. trotz der noch immer Opfer fordernden neuen Geißel der Menschheit, der nicht mehr asiatischen, sondern fast einheimischen Brechruhr, ist man heiter und lebensfroh und die Inhaber öffentlicher Gärten veranstalten Feste aller Art, Reunionen, Sommerbälle, Illuminationen mit immer mehr sie ruinirender Pracht. Am Brigitten-Kirchtage brannten bei einem solchen Spektakel „die Nacht in Armida's Zaubergärten“ betitelt, bei dem Wirth Heß im Augarten 10,000 farbige Lampen, man fuhr mit einem mechanischen Wagen auf einer Quasi-Eisenbahn, sah ein kleines feuerspeiendes Besuvchen, einen Telegraphen, Luftballon, 3 Orchester zweckmäßig vertheilt, im Hauptsaal der Geiger-Hauptmann Lanner mit seinen Gesellen, geigten und bliesen und schmetterten, und als ich so die fröhliche Masse betrachtete (es waren gegen 4000 Menschen, in der eigentlichen Brigittenau gegen 80,000), wie sie sich da ergötzte nach Herzenslust, theils promenirte im Lampenschimmer, welche der Sterne mattes Leuchten beschämten, theils fuhr und jauchzte, theils sich erlabte an Speis und Trank, theils dahin wogte im glühenden Walzen — da erkannte ich erst so recht die Bedeutung der Josephinischen Inschrift am Eingange des Augartens: „Der Menschheit gewidmeter Belustigungsort von ihrem Schöpfer.“ — In den andern Localitäten zur Birne, Sperl ꝛc. giebt es fast wöchentlich Aehnliches. „Immer ist Sonntag, immer dreht am Heerd sich der Spieß“ und die Unternehmer wetteifern nur für die Schaulustigen neue Reizmittel der Anziehungskraft zu erfinden, wobei freilich manche Albernheit zum Vorschein kömmt, so kündigt der Inhaber des Tivoli für nächsten Sonntag seinem Publikum mit riesengroßen Lettern an, daß sich allda zum allgemeinen Entzücken auch produziren wird — ein Kalligraph. Der Strauß, der Mann des tanzenden Jahrhunderts, verläßt uns jetzt auf einige Zeit, er reist mit seinem Orchester nach Paris, vielleicht hilft das Panem et circenses und wenn es ihm gelingt durch den Wirbel seiner Walzer und Gallopaden den Franzosen andere „gefährlichere“ Wirbel zu vertreiben, so kann der Mann in unserer Monumentreichen Zeit es noch zu einer Statue bringen. Jedenfalls ist es interessant, daß in Paris wieder ein

Deutſcher den Ton angeben wird und die Franzoſen tanzen müſſen, wie ein Deutſcher geigt. Literatur-Novitäten ſind allerlei, die meiſten hieſigen literariſchen Erſcheinungen gehen aber in der Büchermaſſe des deutſchen Auslandes ſpurlos unter, nur wenige gelangen über das Weichbild. Seitdem das Loben und Poſaunen ſo gar alltäglich geworden, die Selbſtrecenſionen, literariſchen Gevatterſchaften überall an der Tagesordnung ſind und die Leſewelt durch ſolche literariſche Umtriebe ſich nicht mehr täuſchen läßt, wird es der lieben Mittelmäßigkeit immer ſchwerer durchzudringen und das Makulatur häuft ſich. Ich erwähne nur deren, die genannt zu werden verdienen. Der gelehrte, aber ſehr viel ſchreibende Hammer-Purgſtall kündigt außer ſeinen neueſten, noch einige allerneueſte Werke an, deren Titel ich vergeſſen; von unſerer Gentis, der geſchätzten Frau Caroline Pichler, iſt eine Sammlung kleiner Aufſätze unter dem Titel: „Zerſtreute Blätter aus meinem Schreibtiſche“ und von Zacharias Werner ſind Predigten erſchienen; Vogl, Braunthal, Seidl öffnen fleißig den Quell ihrer Lyrik und ihres Humors, des erſtern Romanzen und Balladen, des zweiten „Phantaſie- und Thierſtücke,“ dann: „Stehende Masken im Luſtſpiele des Lebens“ (ein etwas pretiöſer Titel!) bieten Gelungenes; dagegen des dritten „Georginen, geſammelte Erzählungen für Frauen“ nur Mittelgut; von Zeitteles gediegenem äſthetiſchen Lexikon iſt der zweite Band unter der Preſſe, und Grün-Auersperg, gegenwärtig auf Reiſen, bereitet eine Sammlung wendiſcher Volkslieder. — Das Burgtheater hat zwar ſeit dem 1. Auguſt keine nominellen Ferien mehr, hat aber ſeit ſeiner Eröffnung, außer Devrients mattherziger „Gunſt des Augenblicks“ nichts Neues gebracht und ſcheint Kräfte für die Herbſt- und Winterſaiſon ſammeln zu wollen, nach dem Repertoir ſoll „die Macht der Leidenſchaft“ von Römer, zur Darſtellung kommen. Nach Beendigung der italieniſchen Opern-Stagione und einer monatlichen Zwiſchenpauſe, hat die deutſche Operngeſellſchaft wieder begonnen — italieniſche Opern zu geben, und wir hören nun die Norma, Straniera und Othello wieder von deutſchen Kehlen, die zerſtreuten Truppen müſſen ſich erſt ſammeln, dann wird man ſich vielleicht wieder mit Mozart, Beethoven und Spohr herumbewegen. Im Theater an der Wien erſpringt in einem paſſenden Gelegenheitsſtück von Neſtroy „der Affe als Bräutigam,“ der geſchickte Voltigeur Klifchnig als Affe Mamock dem Direktor Carl goldene Schätze. Dieſe Poſſe iſt bereits heute zum 101. Male bei überfülltem Hauſe aufgeführt worden und der ſchlaue Direktor — lacht am meiſten. Die andern Vorſtadttheater ſind in Agonie.

Frankfurt a. M., im September.

Am 28. Auguſt wurde die mit der Geſellſchaft zur Vereinigung verbundene Loge zum Frankfurter Adler auf eine recht feierliche Weiſe eingeweiht. Das in ägyptiſchem Style erbaute Local kann den ſchönern Bauten der Stadt beigezählt werden; ſchon in ſeinem Aeußern kündigt es ſich als ein für höhere Zwecke beſtimmtes an. Die inneren Räume ſind auf das Eleganteſte eingerichtet; Saal und Loge mit ſehr vielen Geſchmack decorirt. Bei der Feſtlichkeit waren neben den einheimiſchen viele auswärtige Brüder und Mitglieder andrer Logen zugegen. Unter Letztern verdienen beſonders der Meiſter vom Stuhl aus Mainz und der Meiſter vom Stuhl aus Leipzig genannt zu werden. — Durch Reden, Geſang und Muſik, dem ein großes Banquet folgte, wurde die Feier des Tages verſchönt. Der erſte Toaſt wurde dem hohen Senate, als dem Beſchützer des Frankfurter Adlers dargebracht. Der Stifter dieſer Loge iſt nur ein ſchlichter, anſpruchloſer Kaufmann, der, nachdem man ihm, ich weiß nicht aus welcher Urſache, die Aufnahme in eine hieſige Loge verweigert hatte, ſich eine Loge auf eigene Hand ins Leben zu rufen vornahm. Der glänzende Erfolg beweiſt, daß es ihm weder an erforderlicher Energie, noch an zureichenden Mitteln gefehlt hat.

## Literariſche Uebersichten

von

**R. G.**

### XII.

In Leipzig macht es die Mannichfaltigkeit der dortigen literariſchen Induſtrie, daß ſich der Begriff Belletriſtik zuweilen mit Zuſätzen vermiſcht und ſchon öfter die Miene eines gewiſſen Univerſalismus annimmt, der ſich wenigſtens in der Kritik zu bethätigen ſucht. Die Brockhaus'ſchen Inſtitute vereinigen die Tendenzen dieſer Gattung, indem ſie faſt alle von der ſchöngeiſtigen Vorſtellung auszugehen ſcheinen, ſich aber oft in die ſtrengſten und nicht ſelten mit Geſchmack vorgetragenen Details der Fachwiſſenſchaft verlieren. Junge Privatdozenten bilden dieſe Uebergänge aus der Spekulation in den poetiſchen Formalismus. Sie wiſſen nicht, ob ſie lieber Phyſik oder die Novelle cultiviren ſollen, ſie ſchwanken, ungewiß über ihren Entſchluß, bis ſie einem induſtriellen Genie in die Hände fallen, das ihre Unentſchloſſenheit für Vielſeitigkeit hält und ſie mit den heterogenſten Beſchäf-

tigungen in der Dosis Originalität, welche sie besitzen, erstickt. Um ein Beispiel dieses auffallenden Unterganges zu geben, den wissenschaftliche Bestrebungen an der Belletristik nehmen, so erwähne ich hier einen gewissen Gotthart Oswald Marbach. Dieser junge Mann bestrebte sich zunächst, in der Naturwissenschaft etwas Tüchtiges zu lernen, hatte aber einen angebornen Fabrikationsinstinkt, der ihn sogleich fortriß, sein eben Erlerntes zu verzetteln und in einem weitläuftigen physikalischen Wörterbuche populär zu machen. Aus der Natur verirrte sich diese unruhige Oberflächlichkeit in die Region des Geistes, mischte sich in philosophische Streitigkeiten und schrieb im Interesse der Hegelschen Philosophie eine Schrift, wo die Geistesphilosophie ungefähr so aufgefaßt war, wie sie etwa Krug auffassen würde, wenn es ihm plötzlich einfiele, Hegelianer zu werden. Herr Marbach desavouirt von einer Schule, deren Lehren er trivialisirte, warf sich auf einen andern Gegenstand und schrieb recht in Krug'scher Weise in Alles hineinredend über die Universitäten. Als auch dieser Gegenstand erschöpft war, begann er sich in die Streitigkeiten über sogenannte moderne Literatur zu mischen und hat zwei Hefte über diese Frage edirt, in welchen die Affektation, der phrasenhafte Aufputz der Trivialität eine höchst lächerliche Rolle spielen. Jetzt endlich hat sich dieser junge Mann, der mit der Luftpumpe anfing, auf die Tragödie geworfen; wir können aber, an den Geburtsort unseres großen Dramatikers denkend, das Publikum versichern, daß aus diesem Marbach nie ein Schiller kommen wird.

An Subjecte dieser Art reihen sich zunächst die ausschließlichen Belletristiker an. Das sind junge Leute in Leipzig, welche der Zufall an die Redaktion irgend eines Blattes schleuderte, z. B. ist der Planet jetzt in die Hände eines jungen Mannes gerathen, der den Namen eines großen Feldherrn führt, aber schwerlich so glückliche Schlachten liefern wird, wie dieser. Das hat Schreiblust, das hat Redensarten, titanische Gleichnisse, weiß aber kein Ziel und kein Ende und wirrt die Confusion unserer gegenwärtigen literarischen Zustände nur noch immer trüber zusammen. Andre, wie der bequeme Komet, beschränken sich gerade auf so viel, als man braucht, um weißes Papier mit leserlichen Buchstaben zu bedrucken. Die Abendzeitung die nicht hierher paßt, ist, seit Herr Hofrath Hell sein eigner Verleger werden mußte, recht flau mitunter geworden. Sie plaudert gar lustig mit, hält die Augen offen und geht am spätesten zu Bett. Sie controlirt die ganze deutsche Journalistik, läßt polemische Bienen und Schmetterlinge ausflattern, kurz ihr Wollen ist so entschieden geworden, daß man ihr Können beinahe darüber vergißt.

Gehen wir auf Berlin über, so werden wir besonders leise treten müssen, weil es sich hier fast darum handelt, das Gras wachsen zu hören. Man muß natürlich eingestehen, daß sich recht muntre und tüchtige Kräfte in dem dortigen literarischen Treiben regen, wenn hier auch freilich mehr errathen, als versichert werden kann. Von den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik sprechen wir hier nicht, weil sie allmälig ein Conglomerat von Recensionen geworden sind, wie es die Literaturzeitungen anderer Universitäten auch sind. Weit ausführlicher, für das Allgemeine nämlich, ist Büchners literarische Zeitung, ein Repertorium, dessen Vollständigkeit willkommener ist, als zuweilen eine kritische Meinung, die sich darin geltend zu machen sucht. Das Ansprechendste aber in der neuen Berlinischen Journalistik sind eine Menge mehr oder minder fähiger Köpfe, die zwar fast Alle mit keiner besondern Produktionsfähigkeit begabt sind, sich aber durch eine seltene Empfänglichkeit, wenn nicht für das Schöne, auf alle Fälle für die Tagesordnung auszeichnen. Die neuen Debatten fanden unter diesen strebenden Hoffnungen mächtigen Anklang, für und wider; die Umstände verhinderten, daß sie daran Theil nahmen, aber sie haben nicht verhindern können, daß das Echo dieser Streitigkeiten bei ihnen am längsten nachhallte und sich all ihr Dichten und Denken nach diesem Gesichtspunkte gegen den Wind stellte und einrichtete. Es ist ein Unglück, daß dieser ganze Kreis nur Dialektik war und keine Thatsachen abwarf. Der Mangel an solchen Thatsachen ist nirgends fühlbarer, als wo eine Fülle von Bestrebungen und Bereiferungen um das Richtige und Tüchtige vorhanden ist. Woran soll man sich halten? Positionen dürfen nicht gestellt werden, können auch nicht, da es an der herbstlichen Reife fehlt. So muß es freilich kommen, daß heute behauptet, morgen bestritten wird, daß die Dinge eben so wenig feststehen wie die Personen, daß Liebe nur Interesse, Unbehaglichkeit aber schon Tadel wird. Es sind transitorische Verhältnisse, die sich schon wieder herstellen werden, die aber quälen und Unheil stiften, so lange sie die Miene annehmen dürfen, als würde durch sie etwas abgeschlossen und entschieden.

Die Herren H. Marggraff, Genkel und A. Rebenstein verdienen eine rühmliche Auszeichnung. Sie scheinen alle drei nicht im Zusammenhange produziren zu können, aber das Bild der Vollendung schwebt ihrem geistigen Auge vor, so daß sie zwar nicht den Guß machen, aber den Typus

besitzen. Es sind negative Fähigkeiten, zersetzende, so gut wie diejenigen, welche sie nicht selten bekämpfen. Sie besitzen all die Unruhe und Excentricität, welche das Muttermaal der wahren poetischen Bildung ist. Wenn sie verneinen, werden sie nie so wahrhafter seyn, als wenn sie bejahen. Ihre Worte sind nur entschieden, um die Ungewißheit ihrer Gedanken zu verschleiern. Wo saßet ihr wohl fest? Was hättet ihr wohl als ewiges Eigenthum erobert? H. Marggraf gefällt sich in kecken Assertionen, Gentzel ruft nicht selten die Positivität zu Hülfe und faßt sich allzukurz, Rebenstein wühlt nach dem verborgenen Horte der Wahrheit und giebt sich doch die Miene, als besäß er ihn schon — o diese Sicherheit ist Eure Unnatur, dieser strenge Ernst ist die Ironie, die über Euch kömmt, ohne daß Ihr's wißt! Diese drei jungen Männer können nicht sagen, daß sie dem Systeme angehören, daß ihr Denken irgend einen Mittelpunkt oder einen Zusammenhang hätte; allein sie affectiren System, Mittelpunkt und Zusammenhang und die Folge wird seyn, daß sie zu Journalisten herabsinken, während sie sich auf der Höhe erhalten könnten, wenn sie recht tiefen Athem schöpften und sich so leicht und unerfahren machten, wie sie jetzt auf ihren Schwerpunkt drücken und ein Gewicht haben wollen.

Auch Laube, dessen Mitternachtszeitung zuletzt erwähnt seyn soll, arbeitet mehr auf den Aplomb, als auf die Peripherie der Wissensehnsucht und der strebenden Tendenz hin. Laube hat aber die Vorsicht, das Positive mehr in der Form, in der Haltung zu suchen, er läßt dem Inhalte freies Walten und Leben, er schließt sein Ohr nicht dem ewig rinnenden Born der werdenden, sich selbst erzeugenden Geschichte. Es ist möglich, daß Laube diese Verschiedenheit nicht merkt, daß er den von ihm gern gebrauchten Ausdruck: historische Pietät, fast in einem an Leo oder Haller streifenden Sinne nehmen zu müssen glaubt; allein die unveränderliche Complication des Laube'schen Genius wirft bald das Untere wieder nach Oben und treibt die innern Naturmühseligkeiten, die ins Blut gehen sollten, auf die Haut zurück und zwingt den liebenswürdigen Renegaten immer wieder das Gegentheil von dem zu werden, was er geworden zu seyn so eben vorgab. Es macht eine komische Wirkung, wenn man hier eine Tendenz beobachtet, die sich gegen frühere Irrthümer zu verwahren sucht und die von diesen Irrthümern doch die Farbe, die Form, den Ton, den Styl beibehalten hat, also Alles was die Hauptsache an den Irrthümern war; denn nicht ihr Inhalt verletzte, sondern die Art, wie er vorgetragen wurde. So läuft Laube in einem Cirkel herum, er entflieht sich, er verfolgt sich, Häscher und Dieb ist Eins. Wie dies enden wird? Mit höherer Nachsicht: mit dem Zeugnisse, daß der gute Wille die böse That entkräftet.

Uebrigens ist Laube ein trefflicher Journalist. Seine Zeitung ist lesenswerth und würde noch anziehender werden, wenn Laube am Orte ihres Druckes zugegen wäre. Laube gewinnt allen Dingen schnell ihre glatte Seite ab. Die Ideen verkörpern sich ihm schnell, sein kritisches Wissen ist nie in Verlegenheit, so kömmt es, daß er schnell und mit Interesse arbeitet. Die Mitternachtszeitung erhält durch Laube einen Aufschwung, der sich täglich steigert und den Beweis liefert, mit welchem Eifer die Gebildeten den Wegen nachspüren, auf welchen die neuesten Erscheinungen der Literatur sich geltend zu machen suchen oder wo ihnen etwas persönlich entgegentritt, das in unsern Tagen so viel besprochen und genannt wurde. Laube besitzt überdieß die Fähigkeit, nicht nur die Neugier zu fesseln, sondern sie auch allmälich in herzliche Theilnahme zu verwandeln. —

## Dramaturgische Uebersichten

von

**A. L.**

### XI. und XII.

Demoiselle Betz vom Nürnberger Theater gastirte als Zerline in Fra Diavolo. Der Versuch verunglückte hier gänzlich. Warum soll ich das verschweigen? Könnte dem Mädchen ein Vortheil daraus erwachsen, wenn ich es verschwiege, ich würde es sicher thun, aber in mir lebt die festeste Ueberzeugung, daß ein jeder ähnliche Versuch ganz ähnliche Resultate liefern müsse. Abgesehen von der großen Aengstlichkeit und Befangenheit, die doch nur bis zu einem gewissen Grade zugestanden werden kann, und offenbar nichts verderben darf, fehlten hier die Mittel fast gänzlich, um diese Rolle gehörig zur Anschauung zu bringen. Eine vollkommene Unkenntniß dessen, was die Bühne erfordert; eine Unsicherheit und der Mangel an Stimme wie an eigentlicher musikalischer Bildung machten sich sogleich bemerkbar. Dieser Ausspruch könnte der Dem. Betz nur dann wehe thun, wenn sie eitel genug wäre, sich über ihren Beruf länger zu täuschen und eigensinnig genug, durch unangenehme Erfahrungen erst spät zu dem Bewußtseyn zu gelangen, daß sie für diese Laufbahn nicht tauge. Ich halte es für Pflicht, jungen Leuten, die sich dem Theater widmen wollen, stets das ernsteste Gesicht zuzukehren, um ihnen die Augen zu öffnen. Dies ist das einzige Mittel, um

das heilige Gebiet der Kunst einmal von den unzähligen falschen Bestrebungen zu säubern und Anmaßungen im Keime zu ersticken, die uns über den Kopf wachsen und in diesem Augenblick dem bestehenden Theater so großen Nachtheil bringen. Jeder rechtlich Denkende muß in gleichem Sinne handeln und selbst die Getroffenen werden dieses Verfahren einst mit Dank anerkennen.

Mein Bewußtseyn sagt mir, daß ich der jungen Sängerin durch diese Zeilen nur Vortheil zufüge, indem ich vielleicht ähnliche Erfolge, wie den hier erlebten, für die Zukunft von ihr abwende. Dies sey ihr als Künstlerin gesagt; ist sie jedoch in der traurigen Lage, aus Mangel an anderem Unterhalte die dramatische Laufbahn fortsetzen zu müssen — das traurigste, was es auf Erden gibt — je nun! so werden ihr diese Zeilen auch keinen Schaden bringen. Sie wird ein Unterkommen bei Theatern finden, wo ich mit meinem Urtheil nicht hindringe, und die — wenn es der Fall wäre — nach andern Ansichten, die von den meinigen sehr verschieden sind, ihres Engagements treffen und ihre Maschine lenken.

Eine andere Frage wäre aber allerdings, warum man dem armen Mädchen die trübe Erfahrung und dem Publikum den verlorenen Theaterabend bereitete? Was ich hier öffentlich ausgesprochen, um der Dem. Betz die Augen zu öffnen, hätte sich unter vier Augen nach der Probe milder ausgenommen. Das Urtheil des Kapellmeisters, des Regisseurs, ja aller mitspielenden Kunstgenossen konnte keinen Augenblick schwanken, nachdem sie Dem. Betz bei der Probe gehört. Hier Milde üben wollen, wird zur Grausamkeit; besser ein herzhafter Schnitt, als ein linderndes Pflaster auf eine unheilbare Wunde. —

Eine Neuigkeit war der Bekehrte, ein einaktiges Lustspiel nach dem Französischen von irgend einem Uebersetzer, der seine Sache nicht gut gemacht hat. Der Dialog war ungebildet, und es thäte Noth, daß, da nun einmal dieser Fabrikwaare die Ehre der Aufführung auf allen deutschen Hoftheatern erfährt, eine kundige Hand überall nachhülfe, und Künstlern wenigstens eine Sprache in den Mund legte, die der Würde der Scene entspricht. Das Stück an und für sich ist, wie es hier vor uns erschien, eine arge Uebertreibung. In Frankreich ist es sicher nicht so. Daß ein junger Geistlicher von einer blöden Scheu in Gegenwart von Frauenzimmern erfüllt wird, daß er sich fürchtet, sie zu berühren, ist der Gegenstand des Stücks. Der junge Mann trägt aber dabei das Bild eines schönen Mädchens im Herzen, das er für einen Engel des Himmels hält, und dem er — sobald er seiner ansichtig wird — mit heißer Empfindung, mit überströmender Glut zu Füßen fällt und seine Liebe erklärt. Ein solcher Mensch darf indeß kein Magister Lasenius im „Hofmeister in tausend Aengsten" seyn. Er ist kein Pedant; die Lage Beider ist ganz anders. Ich kann mir den schüchternen Geistlichen denken — einen jungen Seminaristen — in dem engen, langen Chorrocke, mit dem schmalen schwarzen Mäntelchen, fast wie ein verkleidetes Mädchen, schüchtern über die Maßen, und der dreisten, lustigen Frau gegenüber in Todesangst gerathend. Um so heiterer wirkt dann der Moment, wo er vor der Geliebten endlich überströmt, der indeß hier ohne Wirkung vorüberging, da es nach den frühern outrirten Scenen nicht anders möglich war. Ein solches Stück mag nur dann herbeigeholt werden, wenn ein eben anwesendes Individuum, das alle hiezu erforderlichen Eigenschaften besitzt, die gute Aufführung verbürgt. Wozu es sonst wohl aufführen? Die Wahl guter, passender Stücke mag allerdings sehr schwer seyn, aber sie ist nicht unmöglich. Daß der hiesige Darsteller es an lobenswerthem Fleiße nicht fehlen ließ, soll hier jedoch noch gesagt werden.

Hierauf berichten wir von dem „Turnier zu Kronstein," das auch wieder einmal vorgeführt wurde. In vierzehn Tagen zweimal Holbein ist fast zu viel; wir hatten die Maria Petenbek noch kaum verdaut. Dieses sogenannte „Spektakel-Lustspiel" — es ist zum Spektakel seine Arbeit so zu benennen — ist indeß besser als das andere neuere, und man könnte darauf anwenden, was einst Schlegel von der Johanna von Montfaucon sagte:

„Traun! mir gefiele das Stück,
Wären nicht Worte dabei!"

Die Erfindung ist gut; die Rollen sind dankbar und nicht verzeichnet und einige Scenen originell. Aber die Sprache! Die Sprache! Verrenkte Prosa, eine Art von türkischer Prosa mit Reimen durchwebt. Weiß der Himmel, wie der Verfasser zu dieser Kenntniß gelangte!

Die Aufführung dieses Stückes war — was die Darsteller der Hauptrollen betrifft — herrlich. Mit solchen Aufgaben spielen Künstler wie Unsere. Dem. Stubenrauch als Elsbeth, Herr Moritz als Laufenheim, Herr Maurer als Stürmer; vortrefflich! Das Publikum ergötzte sich weidlich.

Aber die Scenerie war sehr mangelhaft und es wäre hierüber manch ernstes Wort zu sprechen. Doch wir wollen es hier unterlassen, und es lieber beim Wallenstein thun, obgleich jedes Stück, und wär's das Unbedeutendste, hierin stets dieselbe Sorgfalt in Anspruch nehmen sollte. Die erste For-

derung an Künstler ist, dem Publikum nichts Unvollkommenes in der Technik zu zeigen. Dies gilt vom Architekten, Bildhauer, Maler, Musiker; warum nicht auch vom Schauspieler? Aber nirgends sehen wir so viel Gebrechliches in dieser Hinsicht, als auf dem Theater, und wie leicht wäre es doch zu vermeiden?

Wallensteins Tod, des unsterblichen Dichters größtes Werk, das Herrlichste, was unser Theater zu geben vermag, bis jetzt der Gipfel der deutschen Tragödie, und mithin das Höchste unserer Kunst: wie unvollkommen war es in die Scene gesetzt? Soll ich Belege zu dieser Behauptung anführen? So will ich berichten, daß die Scene mit den Pappenheimern belacht wurde; daß sie nicht einmal so gut exercirt waren, als es die sieben Mädchen in Uniform sind; daß der Sinn der ganzen Scene verfehlt wird, wenn man den Gefreiten so gibt, wie es hier geschah; daß endlich der Aktschluß durch das Auftreten der Kürassire am unrichtigen Orte, durch die Lufthiebe, die sie führten u. s. w. ebenfalls lächerlich erschien. Schiller hat hier so richtig dem Regisseur vorgeschrieben, und er darf es nur befolgen, um der Wirkung sicher zu seyn. Die Soldaten müssen mehr im Hintergrunde bleiben; bei der Stelle:

„Es hängt Gewicht sich an Gewicht —"

strömen viele Neue herein, die Ersten bewegen sich nun tumultuarisch vor und der Hintergrund füllt sich ganz mit Gewaffneten, die zum Schlusse ihren Max umringen und jubelnd mit ihm fortstürmen. Der Vorhang fällt und es macht einen schönen Effekt, das Reiterlied hinter dem Vorhang von Trompeten zu Ende spielen zu lassen, bis dann das Orchester das Thema aufnimmt und rauschend als Zwischenakt fortspielt. Dies macht einige Umstände; allerdings! aber ist es der Vorwurf nicht werth? —

Herr Maurer darf nach meiner Ansicht den Wallenstein zu seinen besten Rollen zählen. Er strebte einem berühmten, längst von der Bühne entschwundenen Vorbilde nach, und wenn dieses auch nicht in der Rolle des Wallenstein ganz musterhaft genannt werden kann, so waren doch immer einzelne Momente bei ihm in höchstem Grade vortrefflich, und lobenswerth ist es von Herrn Maurer, diese verstanden, wohlaufgefaßt und wiedergegeben zu haben, um so mehr, da ihm die Natur Vorzüge einräumte, die sie seinem Vorbilde entzogen und ihn dadurch zu dieser Leistung befähigter machte. Dem. Stubenrauch sprach schön; namentlich den Monolog, nachdem sie Maxen's Tod erfahren. Beim Anhören der Meldung des schwedischen Hauptmanns entfaltete sie ein durchdachtes, fein nüancirtes Spiel, voll zarter Empfindung. Sie verschmolz die Entschlossenheit und Sentimentalität, die in Thekla's Busen schlummern, sehr schön; denn sie ist ja nicht blos Maxen's Geliebte, sondern auch Wallenstein's „starkes Mädchen." Herr Moritz war von seiner Aufgabe erfüllt und leistet in solchen Rollen stets das Beste, was er zu leisten vermag, und das ist dann immer in hohem Grade ausgezeichnet. Die Scene mit Thekla im zweiten Akte bezeichnen wir als seine Gelungenste an diesem Abende, wenn gleich der laute Beifall erst am Schlusse, durch größere Kraftanstrengung des Schauspielers, hervorgerufen wurde. Herr Gnauth als Buttler und Herr Seydelmann als Gordon waren sehr verdienstlich. Letzterer gab sonst den Oktavio, den er jedoch wegen Erkrankung eines Mitgliedes Herrn Häser abtrat, und um die Vorstellung möglich zu machen, dafür den Gordon übernahm. —

Wir wenden uns jetzt nach Paris und wollen noch über ein neues Stück berichten, das seit einigen Abenden im Gymnase dramatique gegeben wird. Der Zettel verkündete mit deutschen Buchstaben den Titel: „l'Hérétique" (der Ketzer), und dies gab Veranlassung zu dem Glauben, als sey das Stück deutscher Abkunft. Hierauf fußend, schrieb nun ein Pariser Kritiker Folgendes, was wir wörtlich übersetzt mittheilen: „Wenn man wissen will, wie ein Schauspielhaus in Pest- oder Cholera-Zeiten aussieht, so muß man in die Wüste des Gymnase eintreten, seitdem man dort „den Ketzer" gibt, dessen Zettel mit deutschen Buchstaben gesetzt ist. Bouffé ist gewiß toll geworden, als er einwilligte, diesen Mephistopheles zu geben, der nach der Seele eines armen Mädchens gierig ist, die er in die Hölle werfen will. Es gibt immer eine Art von Gewissen des Publikums, das sehr bald dramatischen Betrug zu würdigen weiß. Seit der zweiten Vorstellung ist ganz Paris übereingekommen, diese phantasmagorische Armseligkeit nicht zu sehen, von der wir sagen, um der deutschen Herausforderung auf dem Zettel zu entsprechen: „In deutsche oder in französische diese Stücke ist schlecht."

So waren diese Worte nehmlich in der französischen Kritik enthalten. Man sieht, was man uns noch in jenem Paris zutraut, wo jetzt das Deutsche besonderer Vorliebe genießen soll, und wie man es dort kennt, da man sich nicht entblödet, es so zu verkünden.

Zum Schlusse überrascht uns die traurige Nachricht: daß Raimund an seiner Verwundung gestorben ist, und daß der Sänger Santini in München lebensgefährlich und ohne Hoffnung der Rettung an der Wassersucht darniederliegt. Man erwartet ihn in

diesem Augenblicke in Paris, woselbst er seit einer Reihe von Jahren ein beliebtes Mitglied der italienischen Oper war.

## Thomas Moore bei Lady Blessington.

Ein Name wird laut von dem Lakay ausgerufen, der an dem Fuß der Treppe steht: es ist der Name Thomas Moore. — Herr Moore, wiederholt leiser der Bediente an der Thür des Saales und mit dem Glas am Auge tritt der Dichter ein und stolpert leicht über eine Ottomane, die er in der Dunkelheit nicht sehen konnte. Auf den ersten Blick bemerkt man, daß er ein Mann von Welt ist; seine Haltung ist anmuthig, seine kleinen Füße rutschen bis zur Lady Blessington, an die er seine Begrüßungen mit Aisance und zugleich mit verbindlicher Höflichkeit richtet. Mit den Herren, die er alle kennt, sind seine Manieren frei und ungezwungen. Er geht von einem zum andern, hebt den Kopf in die Höhe, um sie zu betrachten und hat für jeden von ihnen ein passendes Wort, das man bei Andern bemerken würde, aber ihm fließt Alles so leicht und schnell vom Munde, daß man nur mit Mühe folgen kann.

Man lud zur Tafel. Ein russischer Edelmann gab Milady die Hand und wir folgten nach einem prächtigen achteckigen Saale, dessen ungeheure Spiegel alle Bewegungen der Gäste wiederstrahlten. Ich saß Moore gegenüber. Ein Meer von Licht umstrahlte seine schöne Stirne. Wer ihn nur bei Tische sitzen gesehen, muß ihn für größer halten, als er ist; denn sein Leib ist verhältnißmäßig länger als seine Beine, und Schultern und Kopf scheinen einer größeren Gestalt anzugehören. Daher sitzt er hoch und sein Hals, den er auf ganz eigene Weise emporrichtet, trägt dazu bei, seine Kleinheit zu verbergen.

Die Unterhaltung roulirte auf O'Connell. „Er ist eine Macht," sagte Moore, „er hat aber in England wie in Irland viel Böses angerichtet. Nichts widersteht der Beredtsamkeit, und die Fähigkeit, „auf seinen Beinen zu denken" (aus dem Stegreif zu sprechen), ist ein furchtbares Instrument, bei wem es auch sey. Man hegt für diese Fähigkeit eine unkluge Bewunderung und die Herrschaft, welche man ihr einräumt, war immer mehr schädlich, als nützlich den Ländern, in welchen sie ausgeübt wurde. O'Connell wäre unwiderstehlich ohne die zwei Flecken, die seinen Namen verdunkeln: die irländischen Contributionen zu seinen Gunsten und die Weigerung, dem Manne, den er noch anzugreifen Willens war, Genugthuung zu geben. Man sage von dem Duell, was man will, es bleibt stets der Schutz der socialen Convenienzen. Die alte Schule hat über diesen Punkt gesündere Ansichten, sie erlegte einem Manne die Verantwortlichkeit seiner Reden auf und ich bekenne mich zu dieser Meinung. O'Connell hatte noch nicht sein Glaubensbekenntniß gegen das Duell abgelegt, als P. ihn forderte. Die Herausforderung wurde angenommen; in Frankreich sollten sie sich treffen. P. ging bis Dover, aber O'Connell schützte die Krankheit seiner Frau vor, gewann so Zeit, bis daß die Gerichte einschritten. Ein anderer irländischer Patriot verschanzte sich hinter die Krankheit seiner Tochter, um eine Herausforderung anzunehmen. Dies gab denn Gelegenheit zu einigen witzigen Epigrammen. Die schönen Tage Irlands waren von 82 bis 98; da lebte man nur mit der Pistole in der Faust und Grattan empfahl noch seinem Sohne auf dem Todtenbette, nie ohne Pistole auszugehen."

## Die Wahnsinnige.

Nichts ist trauriger, als der Anblick eines schönen jungen Weibes, das den Verstand verloren hat. Kürzlich überzeugte ich mich wieder davon, erzählt ein Reisender aus Palermo. Ein sicilianischer Baron dirigirt dort ein Narrenhaus, welches ich im Mai dieses Jahres besuchte.

Wir traten in einen Hof, wo acht bis zehn Frauen weiß gekleidet unter blühenden Akazien spazieren gingen und in Betrachtungen versunken schienen. Diese melancholische Gestalten, deren Schweigen sie für Schatten halten ließ, erinnerten mich an die rührende Stelle im Virgil, wo er den Ort in der Hölle beschreibt, in welchem sich die verlassenen und verrathenen Geliebten befinden. Eine dieser Spaziergängerinnen näherte sich mir mit Lächeln auf den Lippen. Ihre Physiognomie verkündete durchaus keine Verwirrung ihrer Gedanken; ihr Gesicht war schön und ruhig und schien selbst Verstand und Geist zu verrathen. Die weiten Falten ihres Kleides verhüllten ihren Wuchs und doch schien er anmuthig und schön zu seyn. Alle ihre Bewegungen waren reizend und gewandt. Sie war mit zwei leichten Sprüngen bei uns und machte eine liebliche Verbeugung. Der Arzt der Anstalt fragte sie, was sie wünschte: „Ich will ihm die Hand küssen," sagte sie mit einer sanften Stimme, „ich will ihm die Hand küssen, aber er sieht zu stolz aus." Indem sie das sagte, ward sie über und über roth, sah mich an, senkte dann die Augen, kreuzte ihre runden Arme auf der Brust und entfernte sich. Beim Weggehen begegnete ich wieder der Armen, die sich hinter einem

Pfeiler halb verſteckt hatte. Ich ging raſch auf ſie zu, ergriff ihre Hand und führte ſie zu meinen Lippen, indem ich ihr Adieu zuflüſterte. „Adieu," erwiderte ſie, „aber warum umarmen Sie mich nicht? Wollen wir uns denn für immer verlaſſen?" Der Baron gab mir ein Zeichen und ich drückte einen Kuß auf ihre Stirne. „Werden Sie an mich denken?" ſprach ſie. — Ja, immer. — „Dann geben Sie mir ein Andenken." Und ſie griff mit ihren beiden kleinen Händen nach meinem Augenglaſe, das ſie einen Augenblick betrachtete. Ich nahm es ab und hing es ihr um. „Hier," ſprach ſie, indem ſie mir eine Roſe gab, die ſie im Gürtel ſtecken hatte. Adieu — Adieu! Und das Gitter ſchloß ſich hinter uns.

Die arme Wahnſinnige drückte ihre Stirne gegen die Eiſenſtäbe und verfolgte uns ſo lange ſie konnte mit ihrem großen ſchwarzen Auge. Ich ſah mich noch einmal nach dieſer ſchönen Geſtalt um, die ſelbſt in ihrer Verwirrung ſo rührend erſchien. Wie oft ſah ich ſie im Traume, wie oft öffnete ich die kleine Büchſe, worin ich die Blätter ihrer Roſe aufbewahre und benetzte ſie mit meinen Thränen.

Ich fragte den Arzt nach der Geſchichte des armen Weibes.

„Wir haben nur zu viel Beiſpiele vom Wahnſinne," erwiderte der Arzt, „der aus ähnlichen Urſachen entſprungen iſt. Die arme Amalie war die Tochter eines jener edlen Sicilianer, die nichts als ihren Stammbaum beſitzen. Zu arm, um ſeine Tochter an einen Mann ſeines Ranges zu verheirathen, war er doch zu ſtolz, ſie einem Andern zu geben und trat lieber die Geſetze der Natur mit Füßen, als den Vorurtheilen ſeiner Kaſte zu entſagen. Sein Kind, das durch ſeine Schönheit zu allen Genüſſen des Lebens berufen war, ſah ſich zu dem Tode eines Kloſters verdammt. Dort iſt ſie wahnſinnig geworden."

## Porträts.

„Haben Sie 30,000 Franken, ſo will ich Ihnen ein vortreffliches Geſchäft an die Hand geben, um ſie anzulegen.

„Ich mache keine Geſchäfte."

„So werden Sie doch wenigſtens mit 10,000 Franken ſich dabei intereſſiren wollen. Leihen Sie mir die 10,000 Franken kurz und gut."

„Kurz und gut."

„Sie wollen alſo nichts hergeben? Es wäre eine Schande für einen Mann, wie Sie, wenn er nicht zum Mindeſten eine Aktie von 1000 Franken nehmen wollte.

„Eben ſo wenig 1000, wie 10,000 und 100,000.

„Sie ſcherzen. Ich hätte Sie nicht für ſo furchtſam gehalten. Doch entſchuldigen Sie meine Propoſitionen; allein Sie zwangen mich dazu. Nun aber, um es kurz zu machen, geben Sie mir 500 Franken in die Hand."

„Ich gebe Ihnen nichts in die Hand, als die meinige, wenn Sie ſie wollen.

„Ich erſtaune, nicht einmal 500 Franken! Halten Sie mich für einen Bettler, der Ihnen 100 Franken abborgen möchte? Aber Sie ſehen daraus, wie ſehr ich Ihr Freund bin, um ſo tief herabzuſteigen. Haben Sie 100 Franken bei ſich?"

„Nur 100 Sous."

„Warum bin ich zum Elend geboren!"

„Ich habe keine Zeit. Leben Sie wohl!"

„Zum Teufel! So geben Sie die hundert Sous her. Ich ſchlage die Augen nieder und nehme ſie."

„Dieſe 100 Sous ſind zu meinem Frühſtück beſtimmt; ich kann jetzt nicht nach Hauſe gehen, um anderes Geld zu holen."

„Darf ich Sie begleiten?"

„Nicht möglich. Ich habe zu thun und werde mich wahrſcheinlich lange bei einem Freunde aufhalten, bis ich zum Frühſtück komme."

„Undankbarer! ſo zahlen Sie mir wenigſtens eine Cigarre."

„Hier ſind zwei."

„Sie ſollen Ihnen in einer beſſern Welt wieder gegeben werden."

„In einer beſſern Welt raucht man nicht."

## Luſtſpielſtoff.

Kürzlich trug ſich Folgendes im Faubourg St. Germain zu. Ein reicher junger Menſch, der von ſeinen Verwandten ziemlich knapp gehalten wird, hatte das Unglück, einem Wucherer in die Hände zu fallen, der ihm für einen Wechſel von 12,000 Franken baare 3000 Franken auslieferte. Am Verfalltag erfolgte wie natürlich Proteſt und gerichtliche Verfolgung. Aber unſer junger Menſch war feſt entſchloſſen, ſich nicht arretiren zu laſſen. Er entfloh auf das Land, während einer ſeiner Freunde Schritte bei den Verwandten und bei dem Wucherer machte, um Beide zu erweichen.

Paris iſt jedoch ſo verlockend, daß unſer Flüchtling es nicht unterlaſſen konnte, jeden Sonnabend nach Sonnenuntergang dorthin zurückzukehren, den Sonntag in Paris zu verleben, aber wohl Sorge zu tragen, daß am Montage die aufgehende Sonne ihn nicht mehr im Departement der Seine antreffe.

Während dieſer vier und zwanzig Stunden war er den franzöſiſchen Geſetzen nach unver-

lehbar und er zeigte ſich deßhalb vollkommen ſicher und kümmerte ſich um ſeinen Gläubiger nicht.

An einem Sonntag um zehn Uhr Abends war er eben in ſeiner Wohnung beſchäftigt, für ein paar geladene Freunde Punſch zu bereiten, als es ihm ſchien, als werde er beobachtet. Er bemerkte nämlich aus ſeinem Fenſter drei Individuen, welche die Lokalität in Augenſchein nahmen und unter einem Thorwege gegenüber ſich poſtirten. Kein Zweifel, daß das ihm galt. Auch ſeine Freunde waren der Meinung. Die verdächtigen Leute ſchlichen umher, traten dann zuſammen, ziſchelten leiſe mit einander, gleich als ob ſie ſich ihre Bemerkungen mittheilten. Dieſe augenſcheinliche Gefahr ließ jedoch den Punſch nicht vergeſſen. Man hatte noch einige Stunden vor ſich, um darüber zu delibriren, was man ergreifen ſollte, und man weiß wohl, daß die Heiterkeit nicht nur die Unruhe verſcheucht, ſondern auch kräftige Entſchlüſſe befördern kann. Die drei Freunde ſetzten ſich alſo zum Trinken, als ein lautes Geräuſch ſich auf der Treppe vernehmen läßt. Einer der jungen Leute, der Medizin ſtudirt, läuft hinaus, um ſich nach der Urſache zu erkundigen. Er kommt ſogleich zurück und ſagt, daß eine Frau plötzlich Kindeswehen bekommen habe, und daß er ihr beiſtehen wolle, bis daß die Hebamme erſcheint. Seine Freunde mögen ihn in kurzer Zeit wieder erwarten.

Nach einer halben Stunde kehrt er freudig zurück. Die Frau war glücklich entbunden und er verknüpfte damit einen herrlichen Gedanken: „Lieber Freund,“ rief er dem armen Schuldgefängniß-Candidaten zu, „in einer Stunde ſollſt Du bei Deinen Spionen vorüber in das Findelhaus getragen werden, wenn Du es nämlich nicht vorziehen ſollteſt, unterwegs zu entwiſchen.“ Ohne eine Antwort abzuwarten, eilt er davon, kehrt aber bald mit einer verdeckten Sänfte und zwei Trägern zurück. „Nun, mein Freund,“ ſprach er zum Schuldner, „hülle Dir den Kopf ein, ſetz' Dich in die Sänfte und laſſe Dich getroſt in das Findelhaus tragen. Den Neugebornen wollen wir jedoch auch nicht vergeſſen.“

„Aber die Spitzbuben dort unten?“

„Beſorge nichts. Ich habe ihnen zehn Franken geboten, wenn ſie mir eine arme Frau, die ſo eben niedergekommen, in's Spital tragen wollten. Sie aber antworteten mir: es ginge nicht, weil ſie einen andern Auftrag hätten.“

Der Zug ſetzte ſich in Bewegung und ging bei den Gerichtsdienern vorüber, denen es nicht einfiel, daß ihnen ein Wild durch die Lappen ging. Nach einigen Umwegen ſprang zum großen Erſtaunen der Träger die Wöchnerin aus der Sänfte, und warf das Neugeborene weg, das aus einigen Servietten recht geſchickt zuſammengeſtoppelt war.

## Der Bey und der Bettler.

Mehemed Bey war der Miniſter Mehemed Ali's, des jetzigen Paſcha's von Egypten. Er war einer jener ächten Muſelmänner, deren Züge jetzt immer mehr und mehr verſchwinden.

Eines Freitags nach der Parade ſaß Mehemed Bey in dem Empfangsſaal auf einem prächtigen Divan von den Oberoffizieren umgeben. Plötzlich tritt ein armer Greis, mit Lumpen bedeckt, in den Saal. Elend und Müdigkeit hatten ihn gebeugt und ſein Geſicht entſtellt. Er bleibt am Eingange ſtehen und erwartet ſtillſchweigend, daß der Miniſter an ihn eine Frage richte.

Und in der That bemerkt Mehemed Bey alsbald die Lumpen des Bettlers unter den glänzenden Kleidern ſeiner Diener.

„Wer biſt Du und was willſt Du?“ fragt er ihn.

„Ich bin ein Macedonier,“ gab der Arme zur Antwort, und während er ſprach, beobachtete ihn der Miniſter mit Aufmerkſamkeit.

„Tritt näher,“ ſagt er lebhaft bewegt, indem er aufſteht.

Der Arme nähert ſich und der Miniſter ſpricht ſeinen Namen aus.

„Ja, der bin ich,“ antwortet der Bettler, und hierauf ſtürzen ſie ſich in die Arme, halten ſich feſt bei den Händen, ſtillſchweigend und die Augen voll Thränen. Hierauf nimmt der Miniſter ſeinen rothen, mit Gold und Edelſteinen geſtickten Mantel ab, legt ihn auf die Schultern ſeines Freundes und läßt ihn auf den Ehrenplatz niederſitzen. Er ſtellt ihn hierauf ſeinen Offizieren als den Freund ſeiner Kindheit vor, ſeinen Gefährten in der Dürftigkeit, als er weder Paläſte, noch Diener, noch Würden beſeſſen, und er lobt ſeinen Freund, daß er ihn noch immer nicht vergeſſen, obgleich er inzwiſchen reich und mächtig geworden war.

Mehemed Bey bot dem armen Macedonier die Hälfte ſeiner Güter an, aber dieſer ſchlug es aus und bat nur um ein kleines Plätzchen in ſeinem Hauſe, um ruhig die Größe ſeines Freundes bewundern zu können und manchmal mit ihm zu ſprechen von ihrem Vaterland und ihrer Jugend, bis daß Gott ihn abforderte. Alle dieſe Wünſche wurden befriedigt. Er lebte als Gaſt im Hauſe des Miniſters, und dieſer ließ ſogar ſein Grabmal neben dem ſeines Freundes errichten.

Man ſieht beide Mauſoleen, von Sykomoren umſchattet, auf dem Wege, der von Alt-Kahira nach Bulak führt. Seit acht Jahren geht die Wittwe Mehemed Beys in

den Freitag dahin, um ihren Gatten zu bewei-nen.

## Neue Wirkung des Selters-Wassers.

Herr Arnold, vormaliger Kapitän der engliſchen Marine, bewohnt ein einſames Landhaus auf der Straße nach Aberdeen. Kürzlich wird er in der Nacht durch ein Geräuſch geweckt, und überzeugt ſich bald, daß Jemand den Laden ſeines Zimmers erbrechen will. Er hatte keine Waffen, aber die Geiſtesgegenwart verließ ihn dennoch nicht. Er ergriff eine Kruke mit Selterswaſſer, ſchnitt den Bindfaden im Finſtern entzwei, hielt mit dem Daumen den Propf feſt und erwartete ruhig, bis daß der Dieb das Fenſter geöffnet und ſein Geſicht ihm zugekehrt haben würde. Nachdem dies erfolgt war, ließ der Kapitän den Propfen los; die Exploſion war fürchterlich und der Dieb von dem Knall erſchreckt, glaubte nicht anders, als daß das Selterswaſſer, das ſein Geſicht überſchwemmte, ſein eigenes Blut ſey, das aus einer fürchterlichen Wunde hervorſtrömen müßte. Er fiel zur Erde und ſchrie: Gnade und Barmherzigkeit! Nachdem ſich Herr Arnold überzeugte, daß er es nur mit einem zu thun hatte, ſprang er zum Fenſter hinaus, band ihm die Hände und führte ihn zum nächſten Dorfe, um ihn den Händen der Conſtables zu überliefern.

Es iſt einem Jeden anzurathen, ſtatt der Piſtolen ſich in Zukunft mit dieſer unſchuldigen Waffe zu verſehen. Stößt man auf keine Diebe, ſo hat man den Vortheil, ſich mit ſeiner Vorſichtsmaaßregel erfriſchen zu können.

## Franzöſiſche Gerichtshändel.

„Höre, ſage ich eines Tages zu meinem Kameraden, während wir ſo an nichts denkend, am Kanale von la Vilette hinunter ſpazieren, weißt Du was, daß es jetzt am frühen Morgen ſchon niederträchtig heiß iſt; und daß das für heute gar nicht angenehm ſeyn wird; die Sonne ſticht Einem auf den Kürbißkopf, wie, ich weiß nicht was; ſo einen Strich da oben durch, wo es Waſſer genug hat, und die Leute ſich teufeliſch rar machen, das müßte nicht ſo übel ſeyn, Alter! Meinem Kameraden gefällt das. Wir gehen weiter hinauf an einen noch abgelegeneren Ort, um nicht die Schaamhaftigkeit von irgend jemand, oder gar von der Gendarmerie in Aufruhr zu bringen. Während wir ſo hinſpazieren, treffen wir die zwei Kleinen da, Laporte, den ich zuvor ſchon kannte, und ſeinen Freund Barre, der mir auch bekannt vorkam, denn ſie gingen ja beiſammen: „Wo hinaus denn mit einander?“ ſagte Laporte zu mir. „Wir? Baden, ein wenig .... und Bonjour, und Bonſoir!“ Und wir immer vorwärts; und die in einiger Entfernung immer hinter uns drein. Ich ganz ſtill und ohne etwas Böſes zu denken, und ſo mein Kamerad, und wie wir ſo an dem Plätzchen ſind, das mir für uns gemacht ſchien, nehme ich meinen Hut und lege ihn auf den Boden, meine Uhr darunter, mein Sacktuch darüber, und eine Weſte noch oben auf, meine anderen Kleider dahin und dorthin, ſo in der Umgegend des Hutes. Mein Kamerad folgt meinem Beiſpiele, und wir überlaſſen uns dem eben ſo angenehmen als heilſamen Vergnügen des Schwimmens. Unterdeſſen machen ſich Laporte und ſein Freund ganz nahe an unſere Effekten; Laporte erlaubte ſich ſogar die Frage: „Ohe! Iſt das Waſſer gut?“ „Ein wahrer Honig, Kleiner, eine Glückſeligkeit;“ antworte ich, und tauche zu meinem Privatvergnügen ein Weniges unter. Wie ich den Kopf wieder herausſtreckte, um Luft zu ſchöpfen, ſehe ich einen ehrlichen Bürgersmann, einen Darmſaitenmacher; der geht ſo mir Nichts, dir Nichts mit ſeinem Stocke in der Hand am Ufer hin und ruft mir zu: „Sagen Sie mir, mein wertheſter Herr Schwimmer, Sie ſcheinen den Schurken da nicht zu bemerken, der Ihnen Ihre Uhr ſtiehlt?“ „Wie ſo?“ „Poh, ſchauen Sie nur, Sie können es ſelbſt ſehen.“ Ich drehe mich um, und ſehe Laporte ſich aus dem Staube machen, als ob ihn der Teufel holte. Nun war kein Zweifel mehr; ich ſpringe aus dem Waſſer, wie ich bin und in dieſem natürlichen Zuſtande, das heißt ohne Hemde, illaterelalibus (man lacht) laufe ich querfeld ein, gerade durch die Kornſpitzen durch, meiner Uhr nach, was eben nicht beſonders bequem war, denn das kitzelte ganz komiſch. Endlich habe ich meinen Laporte am Fräckchen. „Strauchdieb, gieb mir meine Uhr wieder!“ „Ihre Uhr, wie ſo; ich habe ſie nicht; mein Kamerad hat ſie, der da unten läuft.“ Ich laſſe den los, um Barre nachzulaufen; ich habe das ſaubere Subjekt endlich am Kragen. Aber Nichts! wie ich meine Uhr abfordere: „Ich habe ſie nicht, mein Kamerad hat ſie!“ Iſt das nicht ein ſehr alberner Spaß, von dieſen unſeligen Jungen, mich ſo zu vexiren? Und was das Schönſte iſt, meine Uhr habe ich nicht wieder geſehen. Das heiße ich ein verdammt theures Gratisbad, und das iſt gar nicht angenehm.“

Barre und Laporte haben gut läugnen. Das Tribunal verurtheilt Barre in Betracht eines Rückfalles zu dreizehn Monat Gefängnißſtrafe und Laporte zu ſechs Monat.

Digitized by Google

## Englische Höflichkeit.

Als kürzlich ein Mörder in Exeter gehängt werden sollte, trat der Scharfrichter zu ihm hin und sagte: „Mein Herr, wenn Sie dort oben stehen werden auf der Plattform, so halten Sie den Kopf ein wenig hoch, Sie werden sich besser dabei befinden.“ Der Deliquent antwortete: „Schönen Dank!“ und stieg mit festem Schritte die Leiter hinan.

## Vermischtes.

Die Abgaben von dem Nachlaße des verstorbenen Freiherrn von Rothschild, der in England befindlich und 25 Millionen Franken betragen soll, belaufen sich auf 375,000 Franken.

— Die wüthenden Antiquitätensammler in Paris setzten sich der Strenge der Gesetze aus, um kleine Stückchen von dem Obelisken von Luxor herunterzuschlagen. Endlich mußte man die Wache verdoppeln. Fragmente, nicht größer als eine Haselnuß, wurden mit zwei Louisd'or bezahlt.

— Kürzlich wollte Lablache von London nach Dover reisen und hatte seinen Platz in der Diligence bestellt. Als er jedoch einsteigen wollte, bemerkte ihm der Beamte, daß es unmöglich sey, noch Jemand neben ihn zu setzen und der berühmte Sänger sah sich genöthigt, zwei Plätze zu bezahlen, wodurch er erstlich die Reise bequem machen konnte und zweitens nicht Gefahr lief, seinen Nachbar zu erdrücken.

— Man weiß, daß eine Tochter des Königs der Franzosen, die Prinzessin Marie, sich mit der Bildhauerkunst beschäftigt. Alle, welche ihr neuestes Werk, eine Jeanne d'Arc, gesehen haben, kommen darin überein, daß es ein Meisterstück sey. Die Heldin hat so eben einem Engländer den Kopf herunter geschlagen, aber auf ihrem schönen und ruhigen Gesicht zeichnet sich das große Erstaunen der Jungfrau, die zum ersten Mal das Schwert führt. Sie ist eine Heldin und zugleich ein Weib, die vor dem vergossenen Blute erschrickt. Das Ganze ist so schön aufgefaßt, als ausgeführt und zeugt von dem Kunsttalente der Verfertigerin.

— Der True sun berichtet von dem jüngst verstorbenen Freiherrn von Rothschild, daß er oftmals kleine parfümirte Billete mit graziösen Einladungen erhielt, die sich zwei bis drei Mal wiederholten. Die gesuchtesten Schönheiten hatten glänzende Soupers veranstaltet und man hoffte, daß die Namen der Schönen den reichen Mann anzuziehen im Stande seyn würden. Aber nie wurden die Billete beantwortet, nie folgte Rothschild solchen Einladungen. Selten trug der Banquier Geld bei sich. Er bat manchmal seinen Schwager, ihm ein paar Handschuhe zu kaufen, weil er kein Geld habe, und oft lieh er welches, um einen Fiaker zu bezahlen. Bei großen Gelegenheiten war er auch großmüthig; einen wichtigen Dienst belohnte er fürstlich; einer seiner Commis erhielt einst 5000 Pfund (60,000 Gulden) für eine zur rechten Zeit mitgetheilte Nachricht, und dieser Commis heirathete später eine Verwandte des Hauses und ist sehr reich geworden.

— Der König von England hat der Lady Gordon bei Gelegenheit ihrer Vermählung einen prächtigen Diamantschmuck zum Geschenke gemacht, wozu der Monarch selbst die Zeichnung verfertigte.

# Telegraph von Deutschland.

## Des Stockmeisters Gesuch.

Ein Stockmeister sollte pensionirt werden, wogegen er mit folgendem Gesuch, welches diplomatisch genau copirt ist, einkam:

Allergnädigster Herr Referendarii!

Zu meiner lebenslänglichen Bekümmerniß vernehme ich seit gestern Abend, daß ich armer Invalide soll abkommen von meinem erlichen Stückchen Brot, und in die Marktmeisterei soll employirt werden mit Verlust meines treuen Dienstes als Stockmeister seit zwei und dreißig Jahr und habe zusehen müssen, wie der Beltner heut Morgen die Execution vorgenommen ohne Einsicht und Umgang mit die Menschheit, daß es ein Gotteserbarmen. Daher ich gesagt: Beltner, gieb mich die Peitsche, denn du kennst nicht den Comman. Worauf ich den Menschen nur dreimal angetippt, daß selbiger so laut aufgeschrieen, daß einen das Herz im Leibe lachte. Und Beltner sprach: siehe, du verstehst das Ding besser; worauf ich kurz absolvirt und die vierzig aufgezählt habe, ohne daß einer gefehlt hat.

So wollte den Herrn Referendarii gebeten haben, um Mitleid und Erbarmen mit einem alten Mann und Invalide seit dem Kartoffelkrieg, daß sie mich lassen mein einzig Bis-

chen Vergnügen auf diese Welt, weil ich doch hoch in die siebenzig und keinem hauen lassen als mich, nach meine schwachen Kräfte, so lange Gott noch schenkt Leben und Gesundheit zu das schwere Handwerk mit die Peitsche oder Ruthen für das Geschlecht. Wobei ich verspreche zu thun mein Möglichstes, daß Keiner klagen darf und Alle zufrieden gewesen sind und denken an mich armen alten Mann; nur Veltnern in die Marktmeisterei zu setzen bitte ich und lassen mich in die Justiz, wo ich gewohnt bin und jeden gegeben habe das Seinige nach die Sentenz, ohne alles Murren, viel mehr sehr gern nach Pflicht von Glocke Zehn an des Morgens bis alle abgefunden gewesen sind vor das Mal bis Weiteres, bis Gott wieder was bescheert hat, nach Stand und Würden, wie nur immer verlangen kann.

Ich alter Mann flehe erbarmungswürdig, mich nicht zu verstoßen, sondern in Ruhe fahre zu lassen in die Grube, so lange die Hand noch halten kann die Kantschuh von Nro. 1 bis 7, wobei ich nach Gewissen sorgen will für gute und frische Ruthen nach Befinden eines Criminalsenats, wobei ich verbleibe,

Croſſen, den 10. Juli 1823.

Dero
verstoßener, der betrübte Invalide
Riening.

(Oſterl. Bl.)

## Wallfisch.

Man schreibt aus Frankfurt: Obgleich gestern bei Eröffnung des Pavillons, worin der große Wallfisch ausgestellt ist, die Aufstellung desselben noch nicht ganz vollendet war, so hat sich doch eine große Anzahl Schaulustiger eingefunden, um dieses riesenmäßige Thier in Augenschein zu nehmen. Unter den Anwesenden befanden sich viele Personen von hoher Auszeichnung. Sämmtliche Notabilitäten schrieben ihre Namen in das Album ein, welches sich in dem literarischen Kabinet befindet, das in dem Kopfe dieses enormen Wallfisches errichtet ist, und haben ihre Bewunderung und Erstaunen über dieses Wunder der Schöpfung bezeugt, welches so gut erhalten ist. — Heute Nachmittag von vier bis sieben Uhr wird Harmoniemusik in dem Bauche dieses Seeungeheuers stattfinden.

## Zarter Geschmack in Leipzig.

Geräucherte neue Häringe, deren vorjährige wegen ihres dem Lachs ähnlichen zarten Geschmackes so viel Beifall fanden, sind von heute an wieder zu haben bei

Carl Julius Lieder,
Gerbergasse Nro. 1108.

— Herr Ringelhardt wird gebeten, doch so bald wie möglich den zweiten Theil vom Donauweibchen aufzuführen, welches wünschen mehre Theaterfreunde.

(Leip. Tagbl.)

## Anekdote.

Ein Jude trug Saugschweine zu einem Christen. „Wie kommst Du dazu, mir Deine Todfeinde zu bringen?“ fragte der Christ. „Mai, das ist kein Wunder,“ erwiderte der Jude, „die Toleranz greift überall um sich.“

## Die artistischen Beilagen.

Wir übergeben unsern Lesern mit dem heutigen Hefte:

1) Eine Scene aus dem Straßenleben. Hier ist Paris gemeint, aber Aehnliches trägt sich überall zu. Schon Staberl sagte: „Ich sah dort eine Menge Menschen versammelt und als ich nachfragte, erfuhr ich: es wäre eine Nachtmütze aus dem obern Stockwerke auf die Straße gefallen, und sie verwunderten sich, daß keine Masche daran aufgegangen war.“ Hier ist eine Katze in die Seine gefallen, und dieselben Pariser, die täglich beim Anblick der herzzerschneidendsten, bald Mitleid, bald Abscheu erweckenden Scenen gleichgültig bleiben, sehen wir hier den lebhaftesten Antheil nehmen. Die Zeichnung ist nach dem Leben und trefflich. Von dem kleinen Jungen, der die Katze lockt und vielleicht im nächsten Augenblick selbst in's Wasser fallen wird, bis zu dem Herrn, der mit dem Perspektiv hindurchblickt, welche Reihe von Originalen! Die betende Bürgersfrau mit dem Mitleid in den Zügen, hinter ihr die nervenschwache Dame, die in Ohnmacht zu fallen scheint, der Rekrut neben ihr, der Herr mit stieren Blicken hinter der jungen Frau, die sich hastig nach ihm umwendet, das allerliebste Kerlchen mit der Brille daneben, die prächtige Gaminphysiognomie neben der betenden Frau u. s. w. Das große Ereigniß hält auch auf der hintern Brücke und an den Fenstern Alles festgebannt, aber Niemand ist da, der die arme Katze aus dem Wasser zieht. So sind diese Pariser!

2) Ein Lied von Lindpaintner.

Augusk Lewald.

Digitized by Google

# Chronologische Uebersicht

der Monate

## Juni, Juli und August 1836.

Von

**C. A. M.**

---

Es gibt wenige Sterbliche, die so glücklich sind, daß sie sich mit ihrem Gemüth und Verstand im Gang der Zeit zurecht zu finden wissen. Da sind die Leichtsinnigen, die lieben sie regellos, wild, ungebunden, je toller desto besser, und wenn die Ereignisse nicht Schlag auf Schlag folgen, gleich rufen sie: wie langweilig! Da sind die Philanthropen, die blicken immer an einer ganzen Himmelsleiter gesellschaftlicher Vervollkommnungen hinauf, nach ihrer Meinung soll Sprosse um Sprosse bedächtlich, damit der Fuß nicht strauchle und doch rasch erstiegen werden, kommen aber Hindernisse, Stillstände oder gar Rückschritte, so werden sie verdrießlich und lassen die Flügel hängen. Einen Nebenzweig von ihnen bilden die Moralisten, eine Art Statistiker der Tugend, die das Wohl oder Wehe der Menschheit nach den Taufregistern über die unehlichen Geburten oder den Verbrecherlisten der Gerichtshöfe ermessen, unter ihnen Viele mit trefflicher Gesinnung aber einem engen Gesichtskreis, in welchem bald die Grundsätze, bald die Gefühle an den scharfen Ecken der Welt sich zerstoßen. Die Zufriedensten wären die Erfahrungsgläubigen, wenn nur im Ganzen Alles heute wie gestern und morgen wie heute bliebe!

Ein launisches Wesen — diese Zeit! Voll mächtiger Ideen und kleinlicher Leidenschaften, ästhetischer Ueberfeinerung und grober Sinnlichkeit, sträubt sie sich gegen den konventionellen Zwang, welchen ihr die Staatskunst auflegen möchte oder die Gewohnheit, sie täuscht das Auge der Kenner, sie tyrannisirt ihre Lieblinge, erhebt und erniedrigt, segnet und flucht, überschüttet mit Kränzen und über Nacht schon sind sie vielleicht verwelkt. So viele Größen sahen wir in dem Raume einiger Jahrzehnte untergehen, edle Namen erloschen, Schoßkinder der Macht und des Reichthums mit dem Wanderstab

auf der Landstraße, neuen Erdengöttern Tempel und Altäre aufgerichtet und wieder eingestürzt, oft die Baumeister unter dem Schutt begraben. Mitten unter diesen ungeheuern Wechseln, in diesem Wirrwar von Erscheinungen aufgewachsen, sind die Menschen nicht mehr jenes harmlose Geschlecht, das in frommer Einfalt die Ersparnisse eines Jahrhunderts zum Bau einer Kirche sammeln oder eben so lang vor einem Reichskammergericht liegen und dabei froh seyn konnte, wenn der Enkel oder Urenkel den Familienprozeß gewann. Alle Ansprüche an das Leben sind gesteigert. Niemand pflanzt mehr, Was ihm nicht selbst Früchte trägt, Jeder will, wie er sein Werk kaum angefangen hat, es auch vollendet schauen. Und während die Einen sich in Genüssen abstumpfen, verhärten die Andern in Leiden. Daher denn dieser ewige Kampf unaufgelöster Widersprüche und unbefriedigter Begierden, der sich jezt still in den Tiefen der Brust verbirgt, jezt mit urplötzlicher Naturgewalt als Revolution hervordringt. Sie ist das überfluthende Element, von welchem Napoleon sagte, eine starke Hand müsse ihm ein Bett graben, wenn es nicht die Ufer mit traurigen Trümmern bedecken solle. Er glaubte der Mann zu seyn mit dieser starken Hand, hob an zu schaufeln und zu dämmen, aber eine leichte Welle hat ihn weggespült!

Seitdem hat der Strom der Revolution in wiederholten Verheerungen aufgebraust und Andere haben Napoleons Bändigungsversuche, noch konsequenter und systematischer, erneut. Unermeßliche Arbeiten wurden unternommen, auf allen Punkten, wo Gefahr zu drohen schien, wachsame Hülfsmannschaften vertheilt, weder Geld noch Mühe gespart. Man suchte seine Quellen auf, gedachte sie hermetisch zu verschließen. Allein die Quellen sind zahllos und stehen durch tausend unsichtbare Kanäle in Verbindung. War ein Loch zugemacht, so brach da und dort ein anderes wieder auf. Statt den Abfluß des Stroms sicher zu leiten, hatte man häufig nur seinen Lauf gehemmt oder einen seiner Arme verschüttet und die Wasser bäuften sich unterirdisch an und sprengten, wie der zu hohe Druck einer Dampfmaschine, um so heftiger ihren Kerker.

Noch gehört das große Geheimniß der Versöhnung, der wirklichen Weltberuhigung zu den unentdeckten Wissenschaften. Die materielle Kraft der Leidenschaften ist theilweise erstickt, die moralische wirkt ungeschwächt. Er, den seine Verehrer als den Napoleon des Friedens begrüßt haben, konnte zwar verhindern, daß das revolutionäre Frankreich, mit der Propaganda bewaffnet, sich über Europa wälzte, unterliegt er aber nicht fast seiner Aufgabe? Was wäre der Thron des Bürgerkönigs, wenn er ihn nicht auf einige hunderttausend Bajonette stützen könnte, wenn er nicht Millionen zu verwenden hätte, um Polizeien und Gegenpolizeien zu besolden, die die Verschwörer erspähen, deren gellende Kugeln um sein Ohr pfeifen, deren blitzende Dolche seinen Schlaf tödten? Grausamer Irrthum, wenn sechs Jahre der an-

Digitized by Google

gestrengtesten Thätigkeit, der feinsten Politik sich so lohnen! Mit dem stolzen Bewußtseyn eines Herstellers und Erhalters, war er im Begriff, ruhig seinen Ehrenplatz unter den alten Dynastien einzunehmen und diese schienen das erste, das einzige Unrecht seines Ursprungs zu vergessen, durch Einführung einer ihrer Töchter in sein Haus Vertrauen mit Vertrauen erwiedern zu wollen. Glänzende Lustlager und Hoffeste sollten dann der Welt einen Begriff geben von der Monarchenwürde Ludwig Philipps, und die Gegenwart fremder Prinzen aus allen Hauptstädten, die man bei dieser Gelegenheit zu vereinigen hoffte, sollte der von ihm gestifteten Ordnung das Siegel der lezten feierlichen Weihe aufdrücken. Wie ist Das anders geworden. Die Parade hat man abgesagt, die Hochzeiterin ist ausgeblieben. Die Priester weigern sich nicht mehr für ihn zu beten, die Prozessionen mit den Missionskreuzen gehen wieder auf die Gasse, wehe dem Protestanten, der ihnen begegnet und nicht kniet! Aber einsam hat sich der Fürst in seinen Palast zurückgezogen, finster blickt er hinter den Jalousien auf die wogende Menge, aus der vielleicht ein Mörder lauert, dicht verschlossen, im Galopp, von Reitern umschaart, rollt sein Wagen vorüber — man hat ihn zur Sicherheit kugelfest gemacht! Und Was ist nun Frankreich? Ist nicht zu fürchten, daß das Beispiel des Sergenten von La Granja in einem Heer Anklang finde, aus welchem bereits so manche jener Soldaten, welche das Marschallspatent in ihrer Patrontasche zu führen glauben, wegen staatsverbrecherischer Umtriebe zu den Strafbataillonen nach Algier verbannt werden mußten? Wie dann? Oder hat sich der öffentliche Geist in irgend einer Weise gebessert? Spricht aus ihm nicht entweder der Unmuth eines Lafitte, der sein Vaterland und Europa um Verzeihung bittet wegen des Antheils, den er an der Gründung der besten der Republiken genommen hat, oder wenn der Patriotismus wieder aufflammt, ist er weniger eroberungslustig? Rüttelt er nicht beständig an der englischen Allianz, die, wenn es bloß konstitutionelle Interessen gälte, ihm als die passendste erscheinen müßte, die aber Vergrößerungsentwürfen in Bezug auf das linke Rheinufer, Belgien, Savoyen, die welsche Schweiz nicht hold, schon über Frankreichs herrisches Walten längs der ganzen nordafrikanischen Küste eifersüchtig ist? Droht er nicht, troz der Polenfreundschaft, abwechselnd sich auf eine Seite zu schlagen, nach welcher ihn keine Sympathien hinziehen könnten, wenn es nicht der Wunsch nach einigen „Reunionen" wäre? Und wenn man von den publicistischen Parteiäußerungen absieht, zeigt wenigstens die officielle Nation Achtung für den Rechtszustand anderer Staaten, besonders der kleinern? Zeigt sie sie etwa darin, daß Kabinetsminister ihnen diplomatische Noten zuschicken, die von telegraphischen Depeschen an Maires oder Präfekten schwer zu unterscheiden sind? Oder daß man, z. B. der Eidgenossenschaft Zumuthungen macht, wobei ihre Verfassung vornehm ignorirt wird, wenn es ein Vorwurf für den Vorort seyn soll, daß er nicht

geradezu als Centralgewalt handelt, ob er gleich bloß Haupt eines Föderativstaats ist? Doch Thiers hatte wahrscheinlich seine scharfen Redensarten nicht im strengst wörtlichen Sinne gemeint: er nahm den Mund etwas voll, weil er von Denjenigen, als deren Organ er auftrat, einen kleinen Gegendienst erwartete. Er wollte den großen Mächten gleichsam sagen: „Frankreich läßt Euch in der Schweiz gewähren, überlaßt uns dafür Spanien. Nach unserm Verfahren dort könnt Ihr urtheilen, daß Ihr hier ebenfalls von uns Nichts gegen das Interesse der allgemeinen europäischen Politik zu besorgen habt."

Ludwig Philipp hätte sich ohne Zweifel mit seinem Minister in der spanischen Sache verständigt, ein so brauchbares Talent nicht abgenuzt, wäre nur die Quadrupelallianz nicht gewesen. Diese scheint ihm nachgerade lästig zu werden. Sie hat für ihn beengende Formen: sie bindet an die englische Politik, welche schlechtweg die Beendigung des Bürgerkriegs auf der Halbinsel will, gleichviel ob ein liberaleres Regierungssystem Vortheil daraus ziehen wird. Seine Politik war: zwischen den beiden streitenden Parteien, bis zur angemessenen Erledigung der wichtigsten Verfassungsfragen, das Gleichgewicht zu erhalten, sie gegenseitig zu ermüden und zu guter Lezt einen Vergleich herbei zu führen, welcher wohl dem Prätendenten, nicht aber den Exaltados Zugeständnisse gemacht hätte, die vielmehr durch die Furcht vor Jenem und dem Mißfallen Frankreichs, dessen kräftigere Unterstüzung in Aussicht gestellt, von dem Ministerium Isturiz als unentbehrlich erklärt wurde, in ihren Forderungen herabgestimmt werden sollten. Wenn Cordova nicht ein solches Juste-Milieu von einem Plan hatte, so wäre sein Benehmen unbegreiflich. Wozu sonst diese mysteriösen Zusammenkünfte mit dem karlistischen Feldherrn? Diese diplomatische Korrespondenz mit Madrid, dieses Wegreisen aus dem Lager zu langen Conferenzen mit der Camarilla, diese Waffenruhe in der besten Jahreszeit, während die Nation der versprochenen entscheidenden Schläge harrte? Und als er einmal, wie einer seiner emphatischen Tagesbefehle kund thut, „über die Berge zog, höher als die Adler horsten und über den Maischnee hinaus" bis auf zwei Stunden von Oñate, wo der Hauptsiz, die Magazine und Arsenale des Karlismus waren, deren er sich bemächtigen konnte, warum kehrte er schnell wieder um? Dieses ganze Gewebe von Schlauheit zerriß die Ungeduld des spanischen Volkes! Ein Zaudern, das etwa berechnet seyn mochte für einen friedlichen Zustand, in welchem es ohne zu nachtheilige Folgen hätte zur Befestigung der Gewalt dienen können, war ein unbarmherziges Experiment mit einem Bürgerkrieg. Es hielt die Wunden offen und blutend, als hätte Spanien nicht Aderlässe genug gehabt und dämpfte die Thatkraft und Begeisterung, als hätte es daran Ueberfluß. Diese lächerliche Blokade, welche den Karlismus in die Berge von Biscaya bannen wollte, wurde auf allen Seiten durchbrochen. Brandschazende und Rekruten aushebende Guerilleros durchstreiften von Asturien bis Valencia ungehindert die

Halbinsel und statt daß der Feind sein Vermögen aufzehrte, lebte er jezt auf Unkosten der andern Partei. Was man so ängstlich vermeiden wollte, geschah. Ohne die auswärtigen Widerstandsmittel hatten die Isturiz, die Cordova, die Quesada sich vermessen, der Revolution den Fuß auf den Nacken zu sezen, aber wie der Riese der Fabelwelt, welchen ein mächtigerer Donnerer unter dem Aetna gefangen hält, richtete sie sich empor, spie Feuer und Rauch und erschütterte Europa.

Der Zeitgeist hat nicht überall die parlamentarische Geschmeidigkeit wie in England. Wo die bürgerliche Freiheit eine so breite Grundlage hat, haftet keine Gefahr auf dem Verzug. Hier begnügt man sich, Stück um Stück von dem alten Gerüste der Mißbräuche abzutragen, und selbst der große Agitator wäre es zufrieden, mit der Appropriationsklausel für jezt nur den ersten Stein aus der monstrosen Sinekuristenkirche herausgenommen zu sehen: er wüßte, daß bald von diesem Denkmal religiöser Zwingherrschaft wenig Spuren übrig seyn würden. Auch hier ist zuweilen das beliebte Vertagen populärer Maßregeln, aber nur auf drei Monate, nicht auf sechs, auf Jahre, auf die Ewigkeit, auf welche oft das kurzsichtige Vorurtheil seine Einrede gegen erkannte Wahrheiten und Bedürfnisse zu erstrecken meint. Auch hier muß jeder Schritt vorwärts erkämpft werden. Aber in England hat man auch eine Idee von jener Staatskunst, die, um das Rechte zu thun, nicht immer auf die Augenblicke des Drucks von Außen wartet, wo die Tagesordnung stürmischer wird und der Steuermann, gern oder ungern, einen unbefahrenen Ocean beschiffen muß!

---

3. **Juni.** Spanischer Repressalienkrieg. Die karlistischen Banden unter Torres und Manbiola, die aus Catalonien in Ober-Arragonien eindringen, werden bei Huesca geschlagen und ungefähr gleichzeitig in Unter-Arragonien bei Bajion eine christinische Abtheilung unter dem Obrist Don Francisco Valdez. Lezterer verliert 600 Gefangene, darunter 54 Offiziere, die Erstern werden mit 11 Offizieren selbst gefangen. Und der wilde Cabrera läßt die 54 Offiziere, ein Kriegsgericht zu Jaca die 13 Offiziere erschießen. Später wird in Gallizien die Bande der Guerilleros Lopez und Mana aufgerieben und der christinische Befehlshaber zu Santiago läßt die Anführer durch den Rücken erschießen, ihre Körper zerstückeln und in acht oder neun Ortschaften vertheilen.

5. **Juni.** Neuer Versuch, den Katholicismus zu reformiren. Das erste Beispiel gab vor einigen Jahren Abbé Chatel in Frankreich, jezt hält auch der Priester Crotty in Ireland die Messe in der Landessprache.

6. Juni. König Anton von Sachsen, der Nestor der europäischen Monarchen, stirbt zu Pillnitz. Er war geboren am 5. Dezember 1755, wurde also über 80 Jahr alt. Sein Neffe, Friedrich August, der mit dem Titel Mitregent bereits seit dem 13. September 1830 in Folge der Ereignisse, welchen Sachsen das Aufhören der Unverantwortlichkeit verdankt, zur Regierung berufen worden war, ergreift von dem Thron Besiz. Die Nachfolge hätte eigentlich seinen Vater Maximilian getroffen, aber dieser streng katholische Prinz hatte in derselben konstitutionellen Epoche verzichtet. Die jezige Regierung ist sonach eine bloße Fortsetzung der vorigen. Der neue König ist geboren am 18. Mai 1797.

9. Juni. Politische Prozesse in Modena. Dreizehn Personen werden durch das permanente Kriegsgericht theils zum Galgen, theils zu lebenslänglicher und kürzerer Galeerenstrafe ꝛc. verurtheilt. Bei Einem, Franz Verati, wird aus Rücksicht auf seinen Vater, den verstorbenen Präsidenten Verati, die Strafe des Galgens in die des Erschießens gemildert.

10. Juni. Gebrauch des Vertrauensvotums. Durch die Polemik der isturiz'schen Blätter, die freilich volle Preßfreiheit genießen, während die Censur den Gegnern das Maul stopft, erfährt man, worin Mendizabals Geheimniß bestanden haben soll. Sollte es wahr seyn, daß er Certifikate der auswärtigen Schuld aus der Amortisationskasse im Betrage von 350 Millionen Realen auf den Börsen von London und Paris in Umlauf gesezt, daß er Wechsel auf die Philippinen, Cuba und Puerto Rico in Vorausnahme der künftigen Einkünfte dieser Provinzen im Betrag von 50 Millionen und in demselben Betrag einige andere künftige Einkommenszweige z. B. vom Queckſilber verkauft, daß er noch überdieß für 50 Millionen Schatzkammerscheine ausgegeben, also die Staatslast ganz in der Stille um 500 Millionen vermehrt hätte, so begreift man, wie er troz der Unzulänglichkeit der ordentlichen Mittel ohne neue Anlehen regieren konnte.

11. Juni. Die Herzoge von Orleans und Nemours verlassen nach einem 14tägigen Aufenthalt die Kaiserstadt. Ueberhäuft mit Ehren, wie in Berlin, scheinen sie bei dem österreichischen Adel nicht so viel Glück gemacht zu haben, wie bei dem preußischen. Dagegen begleitet sie derselbe Nachruhm von Freigebigkeit. Die Hoflivreedienerschaft erhielt 20,000, die Dienerschaft des Oberstallmeisterstabs 10,000 Franken, die vier obersten Hofämter je Dosen im Werth von 3 bis 5000 Gulden, andere Personen Ringe, Busennadeln, Ehrenlegions-Kreuze ꝛc. Dem Fürsten von Metternich hatte der König der Franzosen ein kostbares Porzellanservice, der Kaiser Ferdinand seinen Gästen zwei prächtige arabische Pferde verehrt. Auf dem Rückwege sollten einige italienische Höfe besucht werden. Auf diesen Plan hätten die hohen Reisenden zwar auch ohne ein unvorhergesehenes Ereigniß, das sie plöz-

lich nach Paris zurückrief, wegen des in Norditalien herrſchenden Durchfalls (wie man neuerdings euphemiſtiſch die Cholera nennt) verzichten müſſen, durch das Zuſammentreffen mit der Wittwe Napoleons zu Spital in Kärnthen und mit dem König von Neapel und dem Herzog von Salerno in Roveredo wurden ſie angenehm entſchädigt.

13. bis 19. Juni. Unruhen in Saragoſſa. Die Miliz dieſer Stadt hatte „im Namen der großen Mehrheit ſämmtlicher Nationalgarden des Königreichs“ eine ſcharfe Adreſſe gegen das Miniſterium Iſturiz nach Madrid geſandt. Sie hatte die Bildung eines Kabinets aus der parlamentariſchen Minorität, die Erhebung unverwilligter Steuern, die Abſetzung von Staatsdienern, welche als Abgeordnete gegen Iſturiz geſtimmt hatten, den Preßzwang gegen die Majorität der aufgelösten Kammer, überhaupt das ganze Verfahren der neuen Räthe Ihrer Majeſtät als unkonſtitutionell und geſezwidrig, ja als eine „organiſirte Tyrannei“ bezeichnet, mit angefügter Verſicherung, daß ſie ihre bürgerliche Freiheit zu vertheidigen wiſſen werde gegen Männiglich. Iſturiz nahm die Sache ſo wichtig, daß er, um ſich Gehorſam zu erzwingen, ſogar einige tauſend Mann von der Nordarmee aus Navarra berief, welche die Stadt beſetzen und die Widerſpenſtigen entwaffnen ſollten. Auf dieſe Nachricht eilt aber das Volk zu den Waffen, ſchwört, eher zu ſterben, als den Soldaten der Königin den Eintritt zu geſtatten: man wählt eine Junta, der General-Kapitän, Evariſta San Miguel, ſchließt ſich der Bewegung an. Was war zu machen? Die Regierung darf keinen neuen Bürgerkrieg wagen: ſie befiehlt den Truppen, wieder gegen die „Faktioniſten“ zu ziehen und erklärt die angeblich beabſichtigte Entwaffnung Saragoſſa's für ein Mißverſtändniß!

13. Juni bis 19. Juli. Bugeaud's Feldzug gegen die Beduinen, in welchem Abdel Kader zum — man weiß nicht, wie vielten Male vernichtet wird. Die Hauptſache ſind 118 Gefangene, die man auf die Parade nach Paris ſchickt und die Beförderung des General Bugeaud zum Generallieutenant.

14. Juni. In Athen langt für den Bau der königlichen Reſidenz der erſte Transport aus den Marmorbrüchen des Pentelikon an. Die vier Wagen ſo wie die Steine ſind mit Laub umwunden, die Pferde mit Bändern verziert. Der Einzug geſchieht unter Muſikbegleitung.

16. Juni. Lord Ponſonby erhält in der Sache Churchill's von der Pforte vollſtändige Genugthuung. Er hatte die Abſezung des Reis-Effendi Hadſchi Oakif Efendi gefordert und ſchon unterm 10. Mai demſelben angezeigt, daß er allen Verkehr mit ihm abbreche. Der Miniſter wird nun von dem Sultan in Betracht ſeiner „ſchwächlichen Geſundheit“ entlaſſen. Churchill wird mit einem Schmerzengeld von 2000 Pfund Sterling abgefunden; an den Unterbeamten, die ihn haben prügeln laſſen,

Wiedervergeltung geübt. Der arme Churchill hatte dieſe Sühne wohl verdient, denn es gab keinen eifrigeren Vertheidiger der türkiſchen Civiliſation in den engliſchen Journalen, als ihn!

16. bis 24. **Juni.** Die hohe Bundesverſammlung erkennt den Reklamanten aus der vormaligen unmittelbaren Reichsritterſchaft in Baden das Recht zu, ihre Entſchädigungsanſprüche nach den ihnen früher ertheilten landesherrlichen Deklarationen ohne Rückſicht auf die neuere Landesgeſetzgebung und deren Ablöſungsnormen vor den Gerichten zu verfolgen.

20. **Juni.** Sieyes, geboren den 3. März 1748, ſtirbt in Paris. Durch ſeine Schrift über den dritten Stand einer der leitenden Männer der erſten franzöſiſchen Revolution, ihr Metaphyſiker und Conſtitutionenmacher, Direktor der Republik, Bonaparte's Mitverſchworener am 18. Brumaire, deſſen Miteonſul, dann, ohne Großwähler geworden zu ſeyn, als Senator, Graf und Großoffizier der Ehrenlegion abſorbirt, Pair in den hundert Tagen, während der Reſtauration im Exil in Brüſſel, Regicide, Exprieſter, war er nach den Julitagen zurückgekehrt, aber ſeine Rolle war längſt ausgeſpielt, ſein Daſeyn kaum ſeinen nächſten Nachbarn noch bekannt, denen zuweilen eine mumienartige Geſtalt auffiel, die ſich auf einem Balkon in die Sonne ſezte. Der Erzbiſchof Quelen hatte der Leiche die kirchlichen Ceremonien verweigert.

21. **Juni.** Der nordamerikaniſche Congreß beſchließt, den Ueberſchuß im Schatz unter die einzelnen Staaten zu vertheilen. Das erſte Beiſpiel in der Welt, daß ungefähr 30 Millionen Dollars den Steuerkontribuenten zurückgegeben werden! Vielleicht wäre es aber beſſer geweſen, dieſe Summe zur Entſchädigung der Sklavenbeſitzer zu verwenden, um dieſen Flecken aus der amerikaniſchen Geſchichte zu vertilgen, ſtatt daß die Geſetzgebung den Abolitioniſten Stillſchweigen auferlegt, und durch die Aufnahme von Arkanſas die Zahl der Sklavenſtaaten um einen vermehrt. Indeß, wenn man lieſt, welch' kräftige Stimme ein Staatsmann wie John Quincy Adams (am 25. Mai) gegen die Sklaverei erhob, ſo darf man ſich wohl der Hoffnung hingeben, daß auch ihre Tage gezählt ſeyen.

22. **Juni.** Ehebruchs-Prozeß gegen Lord Melbourne. Schon hatte man geglaubt, die Anklage ſey aufgegeben, ſie ſcheint ſich aber nur verzögert zu haben, weil es einige Mühe koſtete, die erforderlichen Beweiſe zu ſammeln. In der aufgefangenen Correſpondenz fanden ſie ſich nicht: denn dieſe enthielt Nichts als drei oder vier unſchuldige Billete, wenn etwa der Lord der ſchönen Dame (einer Enkelin des berühmten Sheridan) ſchrieb: „Ich werde um 3½ Uhr kommen, der Ihrige;" oder: „Wie befinden Sie ſich? Ich werde heute nicht vorſprechen können, vermuthlich aber morgen" u. dergl. Man ſah ſich daher unter dem Geſinde nach Zeugen um. Was jedoch zum

Digitized by Google

Voraus Verdacht erregte, war, daß man ſie aus männlichen und weiblichen Dienſtboten nahm, die vor mehren Jahren fortgeſchickt worden waren, obgleich der verbotene Umgang bis faſt auf die neueſte Zeit gedauert haben ſollte. Und unter dieſen Zeugen war der belaſtendſte, John Hooke, ein Kutſcher, der einerſeits geſtand, daß er ſelten einen Tag nüchtern ſey, andrerſeits nicht leugnen konnte, daß man ihm für ſeinen Dienſt vor Gericht eine Verſorgung in Schottland zugeſagt hatte. Die Urſache ſeiner Verabſchiedung war ein Rauſch geweſen, in welchem er den Wagen umwarf, ſo daß ſein Herr ſelbſt den Bock hatte beſteigen müſſen. Der Anwalt des Beklagten lud keine Gegenzeugen vor, ſondern begnügte ſich, die Unglaubwürdigkeit der Perſonen und die Unwahrſcheinlichkeit ihrer Ausſagen darzuthun. Ueberdieß hatten die beiden Gatten ſich wegen eines Familienzwiſtes anderer Art getrennt, und der Gedanke zum Prozeß war dem Kläger erſt hintennach gekommen, wie es ſcheint, weil der Parteigeiſt, der aus dem Skandal eine Waffe gegen das melbourne'ſche Miniſterium zu ſchmieden hoffte, dem ſchwachen Mann vorſpiegelte, er könne mit leichter, wenn auch nicht eben mit guter Manier, 10,000 Pfund Sterling gewinnen. Unter dieſen Umſtänden ſprachen die der achtbarſten Klaſſe der londner Bürger angehörigen Geſchworenen ohne lange Berathung ihr: Nichtſchuldig aus.

— Austreibung der Flüchtlinge aus der Schweiz. Außer den bei dem ſavoyer Attentat Betheiligten, von denen ſich noch Viele auf dem eidgenöſſiſchen Gebiet verborgen hielten, werden in einem von dem Vorort Bern an die Kantone erlaſſenen Umlaufſchreiben beſonders die Mitglieder der geheimen Vereine des ſogenannten jungen oder neuen Deutſchlands des Aſylrechts unwürdig erklärt, überhaupt aber wird die ſtrengſte polizeiliche Wachſamkeit empfohlen, „um Alle, welche die ſchweizeriſchen Intereſſen gefährdet hätten oder noch gefährden dürften, ſey es durch Einmiſchung in die inneren Angelegenheiten der Schweiz oder einzelner Kantone, ſey es durch ruheſtöreriſche Anſchläge auf benachbarte Staaten, ſofort anzuhalten und auf eine zuverläßige Weiſe zur Verfügung des Vororts zu ſtellen, damit ſie an die Grenze gebracht und förmlich aus der Schweiz verwieſen würden.“ Mit der franzöſiſchen Regierung, wird bemerkt, ſey bereits Rückſprache genommen worden: dieſe habe eingewilligt, ihnen entweder den Aufenthalt in Frankreich zu geſtatten oder zu erlauben, daß ſie ſich von dort nach irgend einem andern Land begeben könnten, wo man ſie würde aufnehmen wollen. Wenn die Gerüchte, die über die Flüchtlinge ergehen, nur zur Hälfte wahr ſind, ſo konnte die ſonſt ſo radikale berner Regierung ihrem Unweſen allerdings nicht länger zuſehen. Sie ſollen Arges im Schild geführt haben, unter Anderem die Beerbung Rothſchilds. Auch will ihnen von Einigen die Ermordung Leſſings aufgebürdet werden, während ſie von Andern mit der Geſchichte Caſpar Hauſers in Verbindung gebracht wird.

22. bis 30. **Juni.** In München wieder zwei Abbitten vor dem Bild des Königs in Folge der fortwährenden Majestätsprozesse. Der eine der Verurtheilten ist ein berühmter Universitätslehrer und Bürgermeister, der andere ein Buchdrucker, Behr und Thein, zwei Würzburger. Die Strafzeit des Erstern ist unbestimmt, d. h. wenigstens 16 Jahr auf der Festung Oberhaus bei Passau, die des Andern 8 Jahre im Zuchthaus in der Vorstadt Au. Beide benehmen sich bei der ungewöhnlichen Gerichtsscene, die ihrer vor Abführung auf den Strafplatz wartet, mit Kraft und Fassung und begleiten die vorgeschriebene Formel mit einer kleinen Rede, worin sie sich zu vertheidigen oder zu entschuldigen suchen. Nur wollte das Publikum, das sich für diese Art von Oeffentlichkeit der Rechtspflege nicht weniger interessirt, als z. B. der Rheinbaier für die Jury, in Hofrath Behrs Zügen nach vollbrachtem Akt den Ausdruck einer tiefen Erschütterung bemerken. Dem Vernehmen nach hat derselbe sich der Gnade zu erfreuen, daß ihm die Haare nicht geschoren werden, er auch die Sträflingskleidung nicht tragen muß. Den Dr. Wirth hat er nicht mehr auf der Festung angetroffen: dieser lebt jezt in seinem Geburtsort unter polizeilicher Aufsicht.

24. **Juni.** Reform des kaiserlich österreichischen Militärs. Die weißen kurzen Beinkleider und schwarzen Camaschen verwandeln sich in lange blaue Hosen, die Artillerie bekommt dunkelbraune Röcke und gleichfalls blaue Pantalons, die Generalität verliert ihre Gallauniform mit Borden und verlängert die rothen Hosen ꝛc.

25. **Juni.** Angriff auf das Leben des Königs der Franzosen. Ludwig Philipp war im Begriff, Abends um halb sieben Uhr mit seiner Gemahlin und Schwester aus den Tuilerien nach Neuilly zu fahren, als eine Kugel auf ihn abgefeuert wurde, die man nachher im Wagen fand. Der Mörder hatte seinen Standpunkt vor der Durchfahrt nach dem Pont Royal gewählt, wo die zahlreiche Cavalleriebedeckung, die sonst den König bei seinen Ausflügen dicht umgiebt, wegen des schmalen Weges etwas zurückbleiben mußte und, weil die Straße um eine Ecke bog, nur im Schritt gefahren werden konnte. Warum der Schuß fehlte, davon wurde die Ursache auf verschiedene Art erzählt. Nach Einigen hätte ein Polizeimann die verdächtige Bewegung des Thäters bemerkt, ihn am Rockkragen gepackt und dadurch die Richtung abgelenkt. Nein, sagten Andere, die Polizei kostet zwar ungeheures Geld, wo sie aber seyn sollte, ist sie selten auf dem Platz. Sie schreiben der Geistesgegenwart des Königs die Ehre seiner Rettung zu. Nach ihnen (und diese Angabe wurde später bestätigt) hatte der König gesehen, daß man auf ihn ziele und sich schnell gebückt, als wolle er das Volk grüßen, oder der Nationalgarde, welche die Honneurs machte, danken. Der Unbekannte wurde durch einen Sergenten der Nationalgarde festgenommen, ehe er von seinem Dolch Gebrauch machen konnte, um sich zu tödten. Und wie sonderbar! dieser

Sergent, der Büchsenmacher Devisme, erkannte die Waffe — eine Stockflinte — als seine Arbeit und in dem Mörder einen jungen Menschen, Louis Alibaud aus Nimes, der sich ihm als Handlungsreisender vorgestellt und mit dem Erbieten, diesen Stockflinten Absatz zu verschaffen, drei Stück zur Probe hatte geben lassen, von denen er zwei wieder zurückschickte, das dritte aber in einem Kaffeehause verloren zu haben vorgab. Im ersten Augenblick glaubte das Publikum, das Verbrechen sey die Frucht einer weitverbreiteten Verschwörung. Eine Menge Verhaftungen schienen es anzudeuten. Es zeigte sich jedoch bald, daß diese Verhaftungen nur eine der herkömmlichen Präventivmaaßregeln Gisquets waren, der sein seit der Julirevolution angelegtes schwarzes Register führt und daraus bei wichtigen Vorfällen die Gefängnisse füllt. Fast alle Verhafteten wurden nach dem ersten Verhör wieder entlassen und in ihrem Eifer soll die Polizei sogar nach Leuten gefahndet haben, die nicht mehr unter den Lebenden wandelten, die aber noch auf ihrer Liste figurirten. Wie die Untersuchung bewies, war der Mordanschlag eine isolirte Handlung eines Schwärmers, und die Beweggründe nicht persönlicher, sondern politischer Haß. Da die Erhebung des Thatbestandes bei der Offenkundigkeit des Verbrechens, das auch der Angeklagte nicht leugnete, und bei dem Nichtvorhandenseyn von Mitschuldigen keine Mühe machte, so nahm der Prozeß einen raschen Gang. Alibaud bekannte, daß er seinen Mordgedanken seit zwei Jahren mit sich herumgetragen, daß er auch jezt keine Reue fühle. Vor dem Pairshof suchte er seinen Privatcharakter zu rechtfertigen, indem er sich beklagte, man habe ihn dargestellt, als ob er ein sittenloser verworfener Mensch wäre. Als sein Vertheidiger für ihn um Gnade und Mitleid bitten wollte, unterbrach er ihn mit den Worten: „Ich will für mich kein anderes Gefühl als das der Achtung oder des Hasses.“ Er hatte selbst eine Rede aufgesezt und sie enthielt eine republikanische Kritik über die Regierung, der er Unterdrückung des Volks durch blutige Militärgewalt vorwarf. Der Präsident entzog ihm aber das Wort, als er sagte: „Ich wollte das Uebel in der Wurzel vertilgen. Ich hatte gegen Ludwig Philipp dasselbe Recht wie Cäsar gegen Brutus.“ In dieser stoischen Verhärtung blieb er bis an sein Ende. Kein Zureden seines Anwalts konnte ihn bewegen, daß er ein Begnadigungsgesuch unterschrieb. Ludwig Philipp sollte bei Fieschi's, Pepin's und Morey's Verurtheilung geäußert haben, er würde gern das Richtbeil hemmen, wenn nur sein, nicht fremdes Blut geflossen: es schien also eine Bitte um Milderung Erfolg zu versprechen. Der Advokat Ledru that diese Bitte zulezt für sich im Namen des Vaters, welcher Gastwirth in Perpignan ist. Sie konnte natürlich nicht erfüllt werden. Und bei der Hartnäckigkeit des Verurtheilten konnte sich der König auch nicht bewogen finden, ihm die Zugabe des schwarzen Schleiers und des weißen Hemdes zu erlassen. Aber diese ganze furchtbare „Toilette“ rührte ihn nicht. Er sagte nur: „Braucht es so viel Umstände, um einen Menschen zum

Tod zu führen?“ Die miniſteriellen Journale ſelbſt können nicht umhin, ſeinem Muth Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen und herauszuheben, daß er ein ganz anderer Menſch war, als Fieschi, der bis an ſein Ende mit Phraſen und Souvenirs kokettirte. Sie ſcheinen gleichſam zu ſagen: So kann nur ein Franzoſe ſterben! Die Hinrichtung geſchah am 11. Juli Morgens 5 Uhr.

25. **Juni** bis 26. **Juli.** Der König von Neapel in Schönbrunn. Die Blätter wiſſen Viel zu melden von den Heerſchauen und Manövern, die ihm zu Ehren gegeben wurden, von den Jagden, auf denen er war, von den Kirchen, Grüften, Theatern, Marſtällen die er beſuchte, von der Leutſeligkeit, mit der er ſich prunklos unter das Publikum miſchte, von der Furchtloſigkeit, mit der er, ganz verſchieden von ſeinen Landsleuten in Italien, wo ſelbſt die Aerzte Reißaus nehmen, in dieſem öffentlichen Verkehr der auch in Wien vorhandenen Choleragefahr trozte. Doch wer ſeine Königin ſeyn wird, wiſſen die Götter! Da er, nachdem auch von ihm 15,000 Franken der Hofdienerſchaft zurückgelaſſen worden ſind, ſtracks nach Paris reist, ſo läßt man ihn dort freien, wo es auch Prinzeſſinnen gibt, die einen Thron zieren können. Schon ſoll die Braut erwählt ſeyn — man nennt die mit dem Meißel kunſtfertige Prinzeſſin Marie — ſchon ſoll unterhandelt werden wegen der Mitgift und es ſoll ſich von neapolitaniſcher Seite bloß fragen, ob ſie 6 oder 10 Millionen, von Ludwig Philipps Seite, der den perſönlichen Werth ſeiner Tochter deſto höher ſchäzt, was ſie weniger betragen ſolle. Bekanntlich iſt dem König von Belgien bloß 1 Million zugeſagt worden, die man gelegenheitlich von der Kammern votiren laſſen will. Das neugierige Publikum, das ſich für hohe Vermählungen intereſſirt, wird ſich vorläufig gedulden müſſen: denn der König hat in Paris ſeine Reiſe, die, wie man glaubte, nach London gehen würde, plözlich abgekürzt und iſt noch als Wittwer nach ſeinem ſchönen Neapel zurückgekehrt.

26. **Juni.** Der neue karliſtiſche Obergeneral Villareal, ein Navarreſe, ſchickt unter Gomez ein ſtarkes Corps nach Aſturien und Gallizien, vielleicht nicht ohne Abſicht den Anhängern Don Miguels in dem benachbarten Portugal einen Impuls zu geben. Die Sache des Prätendenten gewinnt unter dieſem thätigen Anführer, in welchem Viele ſchon einen zweiten Zumala Carreguy vermuthen, neuen Schwung. In Valencia, Caſtilien und Arragon ſchießen die Banden wie Pilze auf. Cordova zaudert, in den Bewegungen der Chriſtinos iſt keine Einheit, die unpopulären Männer, welche die Regierung vorzieht, flößen den Truppen und Einwohnern kein Vertrauen ein: die Hiobsposten mehren ſich. Nur Catalonien wird von Mina ziemlich ſauber gehalten.

27. Juni. Der Verfaſſer der Marſeillaiſe, Rouget de l'Isle, ſtirbt 76 Jahr alt. Die Juliregierung hatte ihm, wie den Baſtilleſtürmern, eine kleine Penſion ausgeſezt. Sein Marſch entſtand in Straßburg, wo er mit ſeinem Regiment in Garniſon lag, als die erſte Schaar Freiwilliger zur Armee abging und die Municipalität und die Einwohner ſie auf einige Stunden Wegs begleiten wollten. Für dieſen feſtlichen Auszug dichtete der junge Offizier während der Nacht zuvor Text und Melodie. Berühmt und zum Nationalgeſang wurde aber das Lied durch die marſeiller Freiwilligen, die es am 10. Auguſt 1792 in Paris ertönen ließen.

— Die franzöſiſche Flotte auf der Rhede von Tunis. Wenn Tahir Paſcha mit dem türkiſchen Geſchwader, das einige tauſend Mann Landungstruppen an Bord hat, ſich dieſes Barbareskenſtaats bemächtigte, wie die Pforte ihre unmittelbare Herrſchaft in Tripolis hergeſtellt hat, ſo hielte ſich Frankreich in ſeinen Beſitzungen in Algier gefährdet. Ludwig Philipp hat den Paſcha von Tunis gegen den Großherrn in Schutz genommen. Auch ſoll der Admiral Hugon vielleicht verhindern, daß der Kapudan Paſcha nicht in Conſtantine einen türkiſchen Bei einſezt. Eine ſolche Beſtallung würde Frankreich geniren, wenn es eines Tags ſeine Anſprüche auf die ganze ehemalige Regentſchaft von Algier geltend machen wollte.

30. Juni. Colliſion zwiſchen den beiden Parlamentshäuſern wegen der iriſchen Municipalbill. Die Miniſter wiſſen keinen Rath, als daß ſie dieſe für die Beruhigung Irelands ſo nothwendige Maßregel auf drei Monate vertagen. Da ihnen Lord Broughams Beredſamkeit abgeht, der in der Zurückgezogenheit des Landlebens ſeine geſchwächte Geſundheit pflegt, ſo hat Lord Lyndhurſt das Oberhaus ganz im Bann ſeiner glänzenden Talente. Er iſt der Miniſter der Ariſtokratie, dem ſie wie blindlings folgt. Vergeblich war ſogar Lord Grey, zum erſten Male ſeit ſeinem Austritt aus dem Kabinet, als Redner vermittelnd aufgetreten. Was einer Conceſſion gegen das katholiſche Ireland gleich ſieht, wird ohne Gnade verworfen. Die Miniſter hatten darin einen Ausweg geſucht, daß ſie die vorgeſchlagene Municipalverfaſſung mit einem von 5 auf 10 Pfund Sterling erhöhten Wahlcenſus auf zwölf der größeren Städte beſchränken, daß ſie es in den kleinern Gemeinden bei einer Verwaltung durch Kommiſſäre bewenden laſſen wollen. Umſonſt. Die ariſtokratiſche Oppoſition erblickt in jeder Form von Municipalverfaſſung, ſeyen es konſtituirte Korporationen oder gewählte Kommiſſäre, Normalſchulen der Agitation, wodurch das proteſtantiſche Uebergewicht untergraben, O'Connell's Einfluß geſteigert wird. Sie will den iriſchen Gemeinden bloß Kommiſſäre zugeſtehen, die der Lordlieutenant ernennte, die er entlaſſen könnte, und die wahrſcheinlich nicht Viel

zu verwalten haben würden, da die bisherigen Korporationsbeamten den lebenslänglichen Genuß der vollen Gehalte von ihren Stellen nebst deren Nuzungen zur Belohnung für ihre Verdienste vornherein wegzögen.

— Die würtembergische Kammer der Abgeordneten verlangt ein Gesetz gegen den Nachdruck. Der Nachdruck hatte sonst in dieser Kammer immer seine Vertheidiger gefunden, dießmal keinen. Die Regierung erklärt sogleich ihre Bereitwilligkeit, diesem Wunsch zu entsprechen: sie bringt bald darauf einen Gesezesentwurf ein, wornach in Erwartung einer allgemeinen Bundesmaßregel einstweilen auf sechs Jahre der Nachdruck aller nach Erlaß des Gesetzes erscheinenden Werke verboten seyn soll. Dieses Gesetz wird angenommen und promulgirt.

1. Juli. In München Versammlung von Abgordneten der Zollvereinsstaaten. Maaß, Gewicht, Münzfuß ꝛc. bilden den Gegenstand der Berathung. Später findet sich ein englischer Agent, Mac Gregor, ein. Die englische Regierung will, wie es schien, das Terrain recognosciren.

2. Juli. Unruhen an der bosnischen Grenze. Da die Bosnier sich häufig Verlezungen des österreichischen Gebiets erlauben, so rückt General von Waldstätten mit einer Kolonne gegen die Türken in's Feld, liefert ihnen blutige Gefechte und verbrennt sieben Dörfer.

4. Juli. O'Connell kündigt eine „General-Association von Ireland" an, nach dem Muster des frühern Katholikenvereins. Ihr Zweck ist: „Gerechtigkeit für Ireland" durch befriedigende Lösung der Zehntfrage und Municipalreform auf den Grundlagen und in der Ausdehnung der englischen und schottischen Institutionen. Zur Unterstüzung „der Opfer ungesezlicher Zehnterpressungen", überhaupt zur Organisation des Widerstandes gegen Bedrückung soll eine Rente für Ireland erhoben werden. Die General-Association verbreitet sich schnell über ganz Ireland: sie verspricht eine Agitation noch kräftiger als die, welche dem Herzog von Wellington die Emancipationsakte entriß. Dagegen hat O'Connell seinen Antrag auf Reform des Hauses der Lords vertagt. Im Parlament ist bereits eine Petition in diesem Sinn eingereicht worden, der ohne Zweifel bald viele andere nachfolgen werden.

5. Juli. Differenzen zwischen Frankreich und Marocco. Zwei Kriegsschiffe bringen den Obrist de la Rue nach Tanger, von wo derselbe sich an den Hof des Sultans von Marocco begibt, um ihm anzudeuten, daß er sich nicht in die algierischen Geschichten mischen solle. Der Abgesandte stieg am 9. September wieder in Toulon an's Land: er soll seinen Zweck erreicht haben.

6. Juli. Der Postvertrag zwischen Frankreich und England tritt in Wirksamkeit. Ist es der britischen Regierung noch nicht gelungen, einen Handelsvertrag zu Stand zu bringen, so dürfte diese Erleichterung

Digitized by Google

des Verkehrs die Verbindungen so vervielfältigen, daß sie früher oder später jenen Zweck erreichen wird.

7. Juli. Der Kaiser Nikolaus verleiht dem polnischen Adel dieselbe Organisation, die der russische hat. Das Prinzip ist, den unabhängigen Grundadel mit dem Militär- und Civilstaatsdienst zu verschmelzen. Künftig wird also jedes Amt von der sechsten Rangklasse aufwärts, ein russischer Orden erblich adeln ꝛc. Bis jezt hat der polnische Adel eine große Abneigung gegen den Staatsdienst: er soll durch diese Verordnung herbeigezogen werden.

8. Juli. Reform der englischen Staatskirche. Sie bezweckt bloß eine gleichere Vertheilung der Kircheneinkünfte, so daß z. B. der Erzbischof von Canterbury statt jährlich 18,000 Pfund Sterling, künftig 15,000, der Bischof von Durham statt 19,480, künftig 18,000 u. s. f. erhält. Von diesen Abzügen werden einige zu schwach dotirte Bischofssitze aufgebessert und zwei, Manchester und Ripon, mit einem Einkommen von je 4500 Pfund neugeschaffen. Leztere Summe ist das Minimum. Die hohe Geistlichkeit hat zu dieser Reform ihre Einwilligung gegeben, im Unterhaus wird sie aber von einem Theil der liberalen Partei, der gewünscht hätte, daß die niedere, die arbeitende Geistlichkeit besser bedacht worden wäre, nichts weniger als günstig aufgenommen, so daß man sogar einen Augenblick fürchtet, das Ministerium möchte mit dieser ursprünglich von Sir Robert Peel ausgegangenen Bill in der Minorität bleiben, Was jedoch nicht der Fall ist, da die Reformers einsehen, daß sie das Kabinet nicht im Stich lassen dürfen, weil sie durch dieses allein nach und nach ihre Wünsche zu erreichen hoffen können, weßhalb auch O'Connell eine Spaltung bekämpft.

— Auswanderung der Krikhs hinter den Missisippi. Die erste Abtheilung, 2400 Köpfe stark, kommt, wie Gefangene begleitet von den Kommissären der vereinigten Staaten, in Montgommery an, von wo sie auf Dampfbooten weiter gebracht wird. Bloß die Häuptlinge, unter ihnen der berühmte Krieger Nea Matla, ein neunzigjähriger Greis, haben ihre Waffen behalten, den Andern werden sie nachgeführt. So ist dieser Indianerkrieg, der so viel Blut und Geld gekostet hatte, seinem Ende nahe und das Ende ist das Verschwinden der schwachen Reste der alten Herren des Landes, wie der Anfang der lezte Verzweiflungsakt eines Volkes war, dem man durch Betrug und Gewalt den heimathlichen Boden entreißen wollte, Was nun gelungen ist.

— Der Prinz von Capua mit seiner Gemahlin kommt auf dem Dampfboot in Livorno an. Der Gouverneur bedauert, bloß ihm die Erlaubniß zum Landen ertheilen zu können. Er fährt nach Civita-vecchia: dieselbe Zurückweisung. Darauf kehrt das Paar nach Marseille zurück. Seit-

dem melden öffentliche Blätter, der König von Neapel habe seinem Bruder eine Pension angeboten, wenn er seinen Aufenthalt in Mähren nehmen wolle, ja die Erlaubniß zur Rückkehr mit seiner Gemahlin nach Neapel, unter der Bedingung, daß die Ehe als unebenbürtig behandelt werde. Derselbe verlange aber von dem König, daß er sie als Prinzessin am Hof aufnehme und ihre Descendenz als successionsfähig anerkenne.

— Auflösung des Storthings, obgleich keine Steuern bewilligt, kein Budget regulirt, die staatsräthlichen Protokolle und Gehaltslisten nicht revidirt, die allgemeinen Kontrollen der Staatswirthschaft und des Geldwesens nicht vollendet sind. Diese Collision entspringt aus einer Verschiedenheit der Ansichten über die norwegische Verfassung: dem König scheint sie sehr verbesserungsfähig, d. h. sie ist ihm zu demokratisch, und er möchte ihr einige Elemente der Stabilität beimischen, den Norwegern ist sie eben recht und sie hängen so sehr an ihr, daß sie in der lezten Session mehre in jener aristokratisirenden Richtung wiederholt an das Storthing gekomenene Regierungsanträge ohne Berathung mit der einfachen Bemerkung von der Hand gewiesen haben: es sey darüber schon früher Alles gesagt worden. Das Storthing hat nun in dieser plözlichen Auflösung eine Verfassungsverlezung erblicken wollen und den norwegischen Staatsminister Löwenskiold, weil er das Dekret unterschrieben, vor das Reichsgericht geladen, das am 21. August seine Verhandlungen eröffnet hat. Der Beklagte hat es vorgezogen, das Ergebniß des Prozesses einstweilen in Stockholm abzuwarten. In dem Anklageakt wird auf Kassation angetragen. Auf den 13. Oktober ist ein außerordentliches Storthing einberufen.

9. Juli. Alibauds Rede. Mehren Journalen der Hauptstadt wird verboten, diese Rede abzudrucken, die Correspondenz der auswärtigen Journale wird um einen Tag auf der Post zurückgehalten. Die Presse geräth in Unruhe; sie fragt: Ob man es auf Einführung der Censur abgesehen habe? Ob das berüchtigte schwarze Kabinet wieder erstanden sey? Jenes Zurückhalten der Korrespondenz mußte doppelt auffallen, weil sie meist unter Privatadressen geht, so daß also eine große Anzahl Briefe geöffnet werden mußten, damit man die politischen herausfinden konnte. Der Moniteur sucht in ersterer Beziehung zu beruhigen, indem er berichtigt, es sey kein Verbot, sondern nur ein guter Rath gegeben worden. Dessen ungeachtet beharren die Blätter bei der Behauptung, die auf den Bureau's der Gazette de France und des Messager erschienenen Polizeidiener hätten nicht bloß aufgefordert, sondern gedroht. Die Maßregel hatte indessen die Folge, daß man zwar die Rede in einer Anzahl von Journalen nicht las, hingegen förmliche Verwahrungen, zum Theil mit kolossalen Lettern, wider diesen Eingriff in die Preßfreiheit, abgedruckt wurden.

— Der ungarische Hofkanzler Graf Revicky wird seiner

Digitized by Google

Stelle enthoben. Bekanntlich befand ſich die Oppoſition des ungariſchen Reichstags nicht im beſten Vernehmen mit dieſem Staatsmann.

11. Juli. Verunglückter Angriff des Generals Evans auf Fuentarabia. Ein an ſich unbedeutendes Unternehmen, wenn man nicht ſagen will, eine Recognoscirung! Aber es waren ſo überlegene Streitkräfte aufgeboten und man ſchien des Erfolgs ſo gewiß, daß dieſes Fehlſchlagen wie eine Niederlage wirkte. Seitdem iſt die Legion äußerſt demoraliſirt, Deſertionen nehmen überhand, viele Soldaten verlangen ihren Abſchied, es reißt ein Geiſt der Unordnung ein, der in einzelnen Regimentern zu förmlicher Inſubordination getrieben wird. Evans ſelbſt iſt mit Cordova in offenem Zerwürfniß. Dazu der Mangel an Verpflegung und Sold, da das iſturiz'ſche Miniſterium für gar Nichts Vorſorge trifft. Zwei Monate lang iſt mehr als einmal das Gerücht von gänzlicher Auflöſung der Legion verbreitet.

— Die würtembergiſche Abgeordnetenkammer nimmt die Frohnablöſung im 22½fachen Betrag an. Die Majorität hatte zwar ihre Anſicht von der Unſtatthaftigkeit eines Maaßſtabs, der die wohlerwogenen Anträge der Regierung weit überſteigt, nicht geändert, aber ſie wollte ein Geſetz nach Haus bringen und wußte, daß ſie mit ihrer Zuſtimmung den Wunſch einer hohen Perſon erfüllte. Auf der andern Seite verwarf die konſequente Oppoſition ein Geſetz, durch das ſie einen Vorgang zu bilden fürchtete, der die wichtigeren Ablöſungen unmöglich machen könnte. Sie dachte, wenn man für armſelige Frohndienſte ſchon ſo Viel bezahlt, ſo werden die Berechtigten für Zehnten, Gülten ꝛc. Summen fordern, die man nicht erſchwingen kann.

15. Juli. Sieg der Oppoſition bei den Wahlen zu Madrid. Die ſieben Procuradoren, welche dieſe Provinz zu wählen hatte, ſind Gegner der Regierung, unter ihnen Arguelles und Mendizabal. Trotz aller Inſinuationen der miniſteriellen Preſſe iſt Mendizabals Credit in Spanien unerſchüttert und auch in England, wo die Times, das Journal der londner Börſe, eifrig ſeine Partei nimmt.

— Großes Marinefeſt zu Kronſtadt. Das Boot Peters des Großen wird feierlich auf die See gebracht. Die Flotte des baltiſchen Meeres, in 26 Linienſchiffe, 21 Fregatten und 17 kleineren Kriegsſchiffen beſtehend, begrüßt das Wiegenkind der ruſſiſchen Seemacht.

17. Juli. Der Erzbiſchof von Paris erkennt endlich Ludwig Philipp als König an. Noch in dem Circular aus Anlaß des Te Deum wegen der glücklichen Errettung Sr. Majeſtät bei dem alibaud'ſchen Attentat, hatte er ſich bloß des Ausdrucks bedient: „Der Prinz, der Frankreich regiert und ſeine Tage der Erhaltung der Nation, der Quelle aller Ordnung, aller guten Geſetzgebung, alles wahren Friedens zu widmen verſprochen hat ꝛc.“ Erſt in der Einladung zu der Todtenfeier am 28. Juli ſpricht er vom König. Der Miniſter Sauzet ſcheint durch ausnehmende Zuvorkom-

menheit gegen die Geistlichkeit den legitimistischen Prälaten umgestimmt zu haben.

— Don Basilio Garcia rückt in Soria ein, das zweite karlistische Corps, welches die Linie vom Ebro durchbricht. Sein Vordringen in Castilien erregt am 23ten einen panischen Schrecken in La Granja. Hier heißt es: die Karlisten kommen und der ganze Hof, Granden, Herzoge, Marquise, Generale, Günstlinge, Hofdamen und Zofen zu Fuß und zu Esel, zu Roß und zu Wagen nehmen Reißaus! Die Königin hatte schon ihre Equipagen in Bereitschaft, doch soll sie sich verhältnißmäßig am herzhaftesten benommen haben. Es war ein falscher Lärm!

— Die schleswig'schen Stände erklären sich für parlamentarische Oeffentlichkeit. Die Regierung möchte eine Veröffentlichung der Protokolle zulassen, nicht aber auch Zuhörer zu den Verhandlungen, Was der Majorität eine halbe Maaßregel scheint.

— Fortschritte der konstitutionellen Ideen. Lippe Detmold erhält einen Verfassungsvertrag. Repräsentation: Zwei Kurien, die erste gebildet durch 7 Deputirte der Ritterschaft, die andere durch 7 Deputirte des zweiten Standes (Städtebürger) und durch 7 Deputirte des dritten Standes (erbliche Grundbesitzer auf dem Lande). Permanenter ständischer Ausschuß, bestehend aus drei Mitgliedern, landesfürstlicher Bestätigung bedürftig, unter Direktion eines Regierungsmitgliedes das Landkassenadministrationskollegium bildend. Landständische Befugnisse: Recht der Steuerbewilligung, so wie des Vorschlags bei Gegenständen, welche die Wohlfahrt des Landes und die Vervollkommnung der Gesetzgebung betreffen, auch Recht der Anzeige, wenn sich Mißbräuche der Verwaltung oder Verbrechen einzelner Staatsdiener ergeben sollten und das Recht auf diese Anzeige auf dem folgenden Landtag Antwort zu bekommen. Dauer der Landtagsperiode: 6 Jahre mit in der Regel zweijährlichen Landtagen. Form der Verhandlung: Vorberathungen gemeinschaftlich, Abstimmung in Kurien, bei Steuerbewilligungen Zusammenzählung aller Stimmen, Sitzungen geheim, Bekanntmachung der Resultate durch die Regierung.

18. Juli. Note des Herzogs von Montebello an die Eidgenossenschaft über das Asylrecht. Die von dem Vorort eingeleiteten und von den Kantonen bereitwillig angenommenen Maßregeln genügen ihm nicht. Der Herzog belehrt die Tagsatzung, daß England wegen seiner insularischen Lage, Frankreich mit seiner mächtigen administrativen Einheit, seiner Militärmacht und seinen Polizeimitteln das Asylrecht auf eine ganz andere Weise ausüben können, als die Schweiz, die bei ihrer Föderativverfassung, bei ihrer Zerstücklung in 22 Staaten, diese Garantie nicht darbiete, um so dringender müsse von ihr verlangt werden, daß sie keinen Personen Aufenthalt gestatte, welche für die Ruhe der benach-

Digitized by Google

barten Staaten, namentlich Deutschlands und Italiens, störend seyn könnten. Ihr Verhältniß zu dem übrigen Europa müsse ein gefälliges seyn. Würde daher die Bundesbehörde nicht mit dem Nachdruck gegen die Flüchtlinge verfahren, den man zu erwarten berechtigt sey, so müßten die Mächte sich selbst Recht verschaffen. Die Schweizer meinen, Herr v. Rumigny habe doch vor zwei Jahren ganz anders gesprochen. Wer nun Recht habe, jener Gesandte, der erklärte, die Anwesenheit der Flüchtlinge in der Schweiz sey für die andern Staaten durchaus ungefährlich, oder der jetzige Gesandte, der sage, sie sey sehr gefährlich?

22. Juli. Pistolen-Duell zwischen Armand Carrel und Emil de Girardin. Lezterer wird ungefährlich in den Schenkel, Ersterer in den Unterleib tödtlich verwundet. Die Veranlassung war ein Streit über die neuen Journale zu 40 Franken, von deren einem, der Presse, Girardin der Gründer ist und das er durch Angriffe auf die ältern Journale, die den doppelten Preis kosten, empfehlen wollte. Er gab zu verstehen, daß die Unternehmer das Publikum übervortheilen, wogegen ihm von der andern Seite vorgerechnet wurde, er könne seine Rechnung bei dem niedern Preis nicht finden, müsse also wohl ausserordentliche Quellen in Aussicht haben, d. h. eine ministerielle Subvention. Wegen dieser Entgegnung machte er gegen den Bon-Sens einen Diffamationsprozeß anhängig, worüber der National bemerkte, es würde anständiger gewesen seyn, wenn Girardin eine Erörterung, die in den Journalen angefangen worden, auf diesem Boden gelassen und sich nicht unter den Schutz der Septembergeseze begeben hätte. So kam es zum Duell, an dessen Folgen Carrel zwei Tage nachher starb. Das Schicksal des geistreichen Publicisten, des muthigen unabhängigen Bürgers erregte die Theilnahme aller Parteien. Seine lezten Worte sollen gewesen seyn: „Ich sterbe im Glauben Benjamin Constants, Manuels und der Freiheit!“ Es ist eine Subscription eröffnet, um ihm in seiner Vaterstadt Rouen ein Denkmal zu errichten. In ungefähr zwei Monaten wurden 10,000 Franken unterzeichnet — nicht der dritte Theil der Summe, welche eine legitimistische Subscription für den verschuldeten Berryer abwarf, dem seine Partei sein Landgut retten will, das er sonst verkaufen müßte. Abermals ein Beweis, welche der Parteien die Reichen auf ihrer Seite hat!

— In Paris Gerüchte von einer weit verzweigten Verschwörung. Es verlautet von Hunderten von Arbeitern, Handwerksgesellen, einem beurlaubten Corporal, Namens Hochard, die auf die Conciergerie gebracht, von Kisten mit Waffen, die weggenommen, von ganzen Mörderrotten, die, um bei der Einweihung des Etoiletriumphbogens in die königliche Loge einzudringen, mit falschen Karten versehen, von Complotten in der Linie und Nationalgarde, die entdeckt seyn sollen. Selbst von den verbannten Republikanern sollten einige, namentlich Cavaignac, ja die Herzogin von Berry, in

der Nähe von Paris ſpuken, die Polizei ſie entweder ſchon ſelbſt, oder doch ihre Spur haben. Die Polizei entwickelt die umfaſſendſte Thätigkeit, Tag und Nacht dauern die Verhöre. Der Moniteur zeigt an, daß die Heerſchau am 29. Juli nicht ſtattfinden werde.

25. Juli. Wiederaufleben der Cortes-Verfaſſung von 1812. Malaga macht den Anfang. Die iſturiz'ſche Partei hatte, wie an vielen Orten, ſo auch in dieſer Stadt von 60,000 Einwohnern unpopuläre Wahlen durchgeſezt. Die Nationalgarde erhebt ſich. Der Militärgouverneur San Juſt, der Civilgouverneur Graf Donadio (Eidam des Grafen de Las Navas und bei der Erſtehung der Junten Präſident der andaluſiſchen Centraljunta, ſeitdem der gemäßigten Partei angehörig) wollen dem Volk Einhalt thun: ſie werden von Kugeln durchbohrt. Die Soldaten fraterniſiren. Die „patriotiſche Junta," gebildet aus der Municipalität und den Chefs der Linie und der Nationalgarde, verkündet die „angebetete Conſtitution, das alte glorreiche Banner der Unabhängigkeit." Am 28ten folgt Cadix, am 1. Auguſt Saragoſſa, beide Städte ohne Blutvergießen. In der Leztern tritt der Generalkapitän San Miguel an die Spitze, gegen Malaga erläßt der Generalkapitän von Granada, Lopez Baños, vergebliche Proklamationen. Wie ein Lauffeuer geht es durch ganz Spanien: jeine Stadt um die andere richtet die alten Conſtitutionsſteine wieder auf, die Junten erklären ſich zu Regierungsjunten, theilen ſich in Sektionen für Finanzen, Bewaffnung und Vertheidigung, Verwaltung und vollziehende Militärbehörde, verweigern der Regierung in Madrid den Gehorſam. Schon hat Iſturiz drohende Dekrete in Bereitſchaft, Truppen ſollen zuſammengezogen werden, um die Aufrührer zu Paaren zu treiben, doch der Sturm iſt zu mächtig und man begnügt ſich, Kommiſſäre abzuſchicken, um den Weg der Ueberredung zu verſuchen, einſtweilen aber in Madrid die alte Ordnung aufrecht zu erhalten. Die Inſurgenten verſichern übrigens, ſie wollten ſich nicht zu Geſetzgebern aufwerfen, ſondern hätten in der Verfaſſung von 1812 nur einen Vereinigungspunkt geſucht, bis die Nation in den Cortes ſich ausſpreche. In England, ſcheint es, war man auf dieſe Ereigniſſe gefaßt: wenigſtens hatte in der Sitzung des Unterhauſes vom 8. Auguſt Bowring geäußert, er glaube, die Spanier müßten zu der Verfaſſung von 1812 zurückkehren, die mit einigen Abänderungen wohl die paſſendſte für ſie ſeyn dürfte und das glänzendſte Symbol der Freiheit, um die erſchlafften Gemüther zur Thatkraft zu entflammen. Und auch die Börſen müſſen dieſer Anſicht geweſen ſeyn: denn wider Erwartung ſtiegen die ſpaniſchen Papiere.

— Preſſe in Dänemark. Ein Blatt war in Folge einer Verurtheilung unter eine ſpezielle Cenſur geſtellt worden. Um die Cenſur zu umgehen, ließ es der Redakteur unter dem Namen ſeines Bedienten erſcheinen. Die Sache kam vor Gericht, da die Behörde gegen den wirklichen und den fingir-

ten Redakteur eine Klage wegen Illuſion der Geſetze erhob. Das Gericht aber ſprach Beide frei, weil die Garantie, um deren willen das Geſetz ſpezielle Cenſur für verurtheilte Schriftſteller verordne, vollkommen erreicht ſey, wenn nur eine nicht früher wegen Preßvergehen beſtrafte Perſon ſich nenne.

— Die Inquiſition zu Rom publicirt ein Bücher-Verbot. Es enthält 13 Nummern: darunter Schriften von Lerminier, Harro Harring, Carli, Monti, Rhegellini ꝛc., drei mit dem Beiſaz: donec expurgetur oder donec corrigatur.

26. Juli. Geldüberfluß in Belgien. Bei einem Anlehen von 50 Millionen Franken beläuft ſich die Summe der Unterzeichnungen auf 691 Millionen, die der Einzahlungen auf 69 Millionen, darunter 43 Millionen baar.

27. Juli. Hamburg entledigt ſich ſeiner Flüchtlinge durch eine eigene Art von Deportation. Es läßt ihnen die Wahl, ob ſie im Zuchthaus bleiben oder einem braſiliſchen Kapitän als Rekruten folgen wollen. Der Kapitän hatte gleich eine volle Ladung.

27. bis 29. Juli. Feier der Julirevolution. Obgleich das Munkeln von Verſchwörungen nachläßt, die Denunciationen ſich in Dunſt auflöſen, die Gefängniſſe ſich allmälig wieder entleeren, Cavaignac ruhig in London ſizt und ſelbſt der vermeintliche Hauptverſchwörer Hochard wieder frei herumgeht, ſo bleibt doch die Heerſchau abgeſtellt. Bald heißt es, die Miniſter hätten gedroht, ihre Entlaſſung zu nehmen, wenn ſich der König der wenn auch nur entfernt möglichen Gefahr bei einem öffentlichen Erſcheinen bloßſtelle, bald die Königin und ſeine Schweſter hätten ihn flehentlich gebeten, ſein Leben zu ſchonen. Die Enthüllung des Etoile-Triumphbogens muß dem Publikum das militäriſche Schauſpiel erſetzen. Zu dieſem Denkmal der Siege des Kaiſerreichs, das 152 Fuß hoch, 138 breit, 68 lang und im innern Bogen 69 Fuß hoch und 45 breit iſt, war am 15. Auguſt 1806 (dem Geburtstag Napoleons) der Grundſtein gelegt worden, und die Reſtauration hatte nach dem ſpaniſchen Feldzug beſchloſſen, es zu vollenden: die Bildſäule des Herzogs von Angoulême, des Helden vom Trocadero, hätte die Stelle eingenommen, die für den Sieger in hundert Schlachten beſtimmt war. Das Jahr 1830 gab das Monument ſeiner erſten nationalen Beſtimmung zurück. Der Plan des Ganzen iſt von dem Architekt Chalgrin, aber mit der Ausführung der einzelnen Basreliefs, welche die Waffenthaten des neuen Frankreichs darſtellen, waren gegen 12 Künſtler beſchäftigt. Auf der einen Seite überreichen die Repräſentanten des Volkes am Fuß des Altars des Vaterlandes den Führern der ausziehenden Heere Fahnen, auf der andern Seite empfängt das wiedergeborene Frankreich die an den heimiſchen Heerd zurückkehrenden Krieger und vertheilt Kränze. Die Ortsnamen der entſcheidendſten Siege wie der ausgezeichnetſten Generale ſind eingegraben. Jemappe mit dem Porträt des Herzogs von Chartres iſt nicht vergeſſen.

28. Juli. Parlamentsverhandlungen über das griechiſche Anlehen. Rußland verweigert die Ausbezahlung ſeines Drittheils an der lezten Serie von 20 Millionen Franken. Aus der dem Unterhaus vorgelegten diplomatiſchen Correſpondenz erhellt, daß das ruſſiſche Kabinet mit dem Gang der griechiſchen Regierung nicht zufrieden iſt, weil ſie, wie man in Petersburg glaubt, nach einer politiſchen Bedeutung ſtrebt, die ſich mit ihren Verhältniſſen nicht verträgt. „Aber, erwiedert Lord Palmerſton, es war ja die Abſicht der Mächte, einen unabhängigen Staat zu gründen, und wenn man Griechenland jezt, da es noch des Zuſchuſſes bedarf, im Stich ließe, ſo hieße Dieß ſo viel, als es in Anarchie ſtürzen und das eigene Werk zerſtören wollen.“ Darauf erbietet ſich Rußland, zu zahlen, aber unter der Bedingung, daß dieſes Geld ausſchließlich zur Schuldentilgung verwendet werde und nicht für die Bedürfniſſe des laufenden Dienſtes. „Allein dann,“ wendet Palmerſton ein, „würde der beabſichtigte Zweck verfehlt. In dieſem Augenblick reichen die Einkünfte des Staates noch nicht hin zur Deckung der Ausgaben, ſie beſſern ſich aber und in drei bis vier Jahren wird Griechenland auf eigenen Füßen ſtehen können.“ Da die Diplomatie ſich nicht vereinigt, ſo genehmigt das Parlament die einſeitige Ausbezahlung des engliſchen Antheils.

— Nathan Mayer Baron von Rothſchild, Chef des londner Bankierhauſes, geboren den 16. September 1777, ſtirbt an den Karbunkeln zu Frankfurt, wo er der Verheirathung ſeines älteſten Sohnes Lionel mit Fräulein Charlotte, Tochter des Baron Karl, angewohnt hat. Die Familie hatte Alles gethan, um das Feſt glänzend zu machen, unter Anderem mehre künſtleriſche Notabilitäten, z. B. Roſſini, nach Frankfurt gezogen. Schon unterwegs war aber Nathan erkrankt und konnte nur unter ſchweren körperlichen Leiden an dieſen Vergnügungen Theil nehmen. Obgleich der dritte unter den die europäiſchen Börſen beherrſchenden Brüdern war er derjenige, der auf dem Weltmarkt an der Themſe eine Art Oberleitung der Geſammtoperationen des großen Bankierhauſes führte. Die Glanzperiode der Rothſchilde beginnt mit dem Jahr 1813 und die ſeit dieſer Zeit von ihnen negotiirten Anlehen ſollen ſich auf die unermeßliche Summe von 4000 Millionen Franken belaufen. Daß ihr Gewinn gleichfalls unermeßlich ſeyn mußte, begreift ſich aus ihren Verhäl'niſſen zu vielen der bedeutendſten Staatsmänner, die in ihrem großartigen Talent eine Hauptſtüze des Friedens und der Stabilität ehrten. Wie viel Nathan hinterlaſſen hat, weiß man genau nicht, das geldkundige Publikum ſchäzt ihn aber ſo hoch, daß das Vermögen des Geſammthauſes gegen 250 Millionen Gulden ausmachen würde. Aus ſeinem Teſtament ſind die Vermächtniſſe an ſeine Gattin und ſieben Kinder bekannt. Die Wittwe erhält jährlich 20,000 Pfund nebſt dem Familienſiz in Picadilly und dem Landſiz in Barnesbury, die drei Töchter je 100,000 Pfund bei ihrer Verheirathung und eben ſo viel auch die vier Söhne zum Voraus, dazu die Leztern

das Geschäft mit dem Gesammtvermögen, mit der Bedingung, daß sie noch fünf Jahre nach dem Tod des Vaters mit ihren Oheimen associirt bleiben müssen. Legate für öffentliche Zwecke enthält das Testament nicht. Die Beschenkung der Freunde und Diener ist der Wittwe überlassen. Das feierliche Begräbniß erfolgte am 8. August zu London auf dem jüdischen Gottesacker: voran die Polizeimannschaft der City, hinter dem schweren bleiernen Sarg, der in einem zweiten von Eichenholz mit trefflichem Schnitzwerk und silbernen Handheben lag, ein langer Zug von 75 Trauerwagen, worin außer den vielen Verwandten der Lord Mayor, viele Herren vom Adel und Diplomaten saßen. Der Oberrabiner Dr. Salomon Herschel verrichtete die religiösen Handlungen am Grabe.

30. Juli. Den Hebräern in Preußen wird eine (ältere) Polizeiverordnung eingeschärft, wornach es ihnen künftig nicht mehr gestattet seyn solle, ihren Kindern christliche Vornamen zu geben. Auch sollen sie sich nicht mehr Israeliten, sondern Juden, noch ihre Religion die alttestamentliche oder mosaische, sondern die jüdische nennen.

1. August. In Konstantinopel Gerüchte von einer unterdrückten Verschwörung. Eine Anzahl hochgestellter Personen, Generale, Obristen, Ulemas, der Erzieher des Thronfolgers, sollen plötzlich verschwunden und paarweise an den Füßen zusammengefesselte Leichname an den Strand gespült worden seyn. Diese Begebenheit würde mit der Aufstellung des Bildnisses des Sultans in den Kasernen zusammenhängen, welche Neuerung bei vielen gläubigen Muselmännern als eine Art Abgötterei großes Mißfallen erregt hatte, um so mehr, als Mahmud verlangte, daß man seinem Konterfey denselben Respekt erweise, wie seiner Person.

— Ansiedlungen in Griechenland. Die Regierung befördert besonders die Ansiedlungen solcher Griechen, die an dem früheren Befreiungskampf Antheil genommen haben, deren Heimath aber unter türkischer Hoheit geblieben ist. So sind folgende Kolonien entstanden: von Kretern zwei, eine bei Nauplia, unter dem Namen Minia, eine andere bei Modon, unter dem Namen Neu-Kreta; von Macedoniern Neu-Metsala und Atalanda; von Chiern eine im Piräus; von Ipsarioten eine in Eretria. Man berechnet, daß 1800 Nomadenfamilien mit 500,000 Ziegen und Schafen und 20,000 Pferden aus Epirus, Macedonien und Thessalien, welche verschiedenen Gemeinden des Königreichs einverleibt zu werden wünschen, und gegen 3000 Familien vom Asprospotamos, unter ihnen viele Gewerbtreibende, Handelsleute und Ackerbauern, eingewandert seyen. Andere werden erwartet.

2. August. Abermalige Collision beider Parlamentshäuser, bei welcher sich die Minister durch Vertagung auf drei Mo-

Wale aus der Verlegenheit ziehen. Wenn statt der 60,000 Pf. Sterl., welche nach der irischen Zehntbill aus den Ueberschüssen der protestantischen Kirche Irlands zum Besten des allgemeinen Volksunterrichts, also auch der Katholiken, verwendet werden sollen, so Viel aus anderen Mitteln verwilligt würde, Das wollten sich die Lords gefallen lassen, nur nicht die verhaßte Appropriationsklausel. Lord Melbourne war so offenherzig, dem Oberhaus zu erklären, er habe sich für diese Klausel verbürgt.

2. bis 11. August. Pulververschwörung der Rue Saint-Jacques vor Gericht. Die Entdeckung hatte seiner Zeit großen Lärm erregt. Nun erscheinen 45 Angeklagte — vor den Assisen, vor dem Pairshof? Nein, vor dem Zuchtpolizeigericht. Es sind junge Leute, Ouvriers, Künstler, Studenten mit langen Haaren à la Sand, ehemalige Offiziere, die in einem eigends gemietheten Lokal Pulver verfertigt haben, zur Vorbereitung, wenn es losginge, übrigens ohne bestimmten Plan. Man hatte bei den Angeklagten Tagebücher, Aufsätze, Proklamationen ꝛc. gefunden, die über ihre feindseligen Gesinnungen gegen die Regierung keinen Zweifel ließen, ungeschickter Weise mußte aber der Hauptanstifter und auch Hauptzeuge, Lucas, ein Mann seyn, der, wie die gerichtlichen Verhandlungen bewiesen, längst mit der Polizei in Verbindung stand und von ihr Geld empfing. So schrumpfte die große Verschwörung gewaltig zusammen und das Resultat waren einige Gefängnißstrafen von zwei Jahren abwärts und einige Geldbußen von 100 bis 3000 Franken. Unter Anstimmung des chant do depart zogen die Verurtheilten ab.

3. August. Begnadigungen in Preußen. Aus Anlaß der Ruhestörungen am vorjährigen Geburtsfest Sr. Majestät waren mehre Personen zu zwei- bis achtjährigen Zuchthausstrafen verurtheilt worden. Diese Strafen sollen auf den vierten Theil ermäßigt worden seyn. Auch verlautet im Publikum, man sehe bei dem nächstens zu erwartenden Haupterkenntniß des Kammergerichts gegen die Demagogen großen Milderungen durch die Gnade Sr. Majestät entgegen.

— Das französische Geschwader unter Admiral Hugon begleitet den Kapudan Pascha von den Küsten der Barbarei nach dem Archipel. Es vereinigt sich mit der englischen Flotte in den Gewässern von Athen.

3. bis 8. August. Hexenprozedur in Ceinowa bei Danzig. Eine Frau sollte eine andere, welche erkrankt war, behext haben: man verlangte von ihr die Aufhebung des Zaubers, nehmlich die Herstellung der Patientin. Da sie Dieß nicht vermochte, so wurde sie zuerst grausam mit Schlägen mißhandelt, zulezt auf die See gebracht und ertränkt. Die Gerichte schritten ein. In dem benachbarten Königsberg haben sie noch mit den Muckern zu schaffen, deren Prozeß nicht niedergeschlagen worden ist, wie es

hieß: jene Gegenden können durch Verbrechen aus Aberglauben berühmt werden.

4. **August.** Furchtsamer Versuch, in Madrid die Auftritte von Malaga, Cadix ꝛc. nachzuahmen. Einige Tambours der Nationalgarde beginnen Allarm zu schlagen, man rottet sich in den Straßen zusammen, Freiheitsrufe erschallen. Da das Militär sich theils passiv verhält, theils einige Offiziere auf die Gruppen feuern zu lassen drohen, so verlaufen sich die Haufen. Die Regierung erklärt die Hauptstadt in Belagerungsstand, sezt eine Militärkommission nieder, um die Ruhestörer zu richten, vereinigt alle Civil- und Militärgewalt in den Händen des Generalkapitäns Quesada, der sogleich die „anarchischen" oder mendizabal'schen Oppositionsblätter unterdrückt, die Nationalgarde auflöst und Jeden mit dem Tod bedroht, der sich bewaffnet oder bei einer Zusammenrottung auf der Straße betreten lasse. Eine Proklamation der Regentin aus La Granja hält der spanischen Nation vor, Was sie Christinen verdanke und offenbart ihren Entschluß, nie zuzugeben, daß ein aufrührischer Haufen die königliche Majestät unterjoche und erniedrige.

4. bis 29. **August.** Hermetische Blokade, Antwortsnote der Tagsatzung. Die Zerwürfnisse des Herzogs von Montebello mit der Schweiz vervielfältigen sich. Zwar wird der wahl'sche Streit verglichen. Baselandschaft, durch eine Grenzsperre gedrängt, die so streng war, daß Einwohner dieses Cantons, deren Felder auf französischem Gebiet liegen, sie bei Strafe einer dreimonatlichen Einsperrung, selbst während der Ernte nicht betreten durften, zahlt 25,000 Franken Entschädigung und die Gebrüder Wahl lassen sich endlich die Annahme dieser Summe gefallen, nachdem es einen Augenblick geschienen hatte, die Geldfrage würde noch einmal in das Gebiet der Politik hinüber gespielt werden. Dagegen sind die föderativen Formen der Schweiz dem französischen Centralismus immer zu langsam. Ein Kurier überbringt dem französischen Gesandten ein Billet von Thiers, das er noch Nachts 11 Uhr dem Präsidenten der Tagsatzung, Schultheiß Tscharner, mittheilt. Es heißt darin: „Die Anträge der (eidgenössischen) Commission (nehmlich, daß die Ausweisung der gefährlichen Flüchtlinge unter Mitwirkung des Vororts unverzüglich geschehen, die nöthigen Untersuchungen aber den einzelnen Ständen überlassen bleiben sollen) sind sehr ungenügend: denn so lange die Cantone über dieselben entscheiden und jeder in seinem Gebiet die Vollziehungmaaßregeln anzuordnen hat, so werden diese nur unvollkommen geschehen und das Uebelwollen oder der Widerstand eines einzigen unter ihnen kann Alles unnüz machen. Man muß eine offene, wenn auch harte Sprache mit der Schweiz reden. Wenn sie nicht auf guten Rath hören will, so kann sie sich als zerfallen mit Frankreich betrachten und ihr Widerstand wird eine hermetsche Blokade gegen Menschen und Dinge zur

Folge haben." Der Gesandte soll eine Abschrift des Billets verweigert haben, damit es nicht eine Beute der Presse werde, dessenungeachtet kam aber der Inhalt schnell ins Publikum und erregte im hohen Grade die Empfindlichkeit der Schweizer, die sich in den Zeitungen, in den öffentlichen Versammlungen zu Flawyl, Madenschwyl, Iverdon, Morges, Vevay, Genf, Reiden, Wildikon und Münsingen, in vielen Adressen an die Tagsatzung, lauter Protestationen gegen fremde Einmischung und das brüske Benehmen des Herzogs von Montebello, auf laute und schonungslose Weise kund that. Der Lärm wurde noch heftiger, als der Herzog um dieselbe Zeit gegen den Nouvelliste Vaudois einen Diffamations-Prozeß anhängig machte, als er in einem Rechtshandel vor den Gerichten von Luzern zu Gunsten zweier Franzosen (Brüder Cellard) diplomatische Verwendung eintreten ließ, als er die Verhaftung eines gewissen Conseil als eines in das fieschi'sche Attentat verwickelten Verbrechers verlangte und derselbe sich durch seine Papiere und Päße als Agenten einer der verschiedenen französischen Polizeien auswies, der mehre Flüchtlinge, wie Rauschenplatt, de Ludre, Mazzini ꝛc. zu beaufsichtigen hatte. Inzwischen erhob die Tagsatzung am 11. August den Antrag ihrer Commission zum Beschluß und bis zum 22ten waren von der Mehrheit der Cantone die Ratifikationen eingelaufen, worauf er in gesetzliche Wirksamkeit trat. Nun erfolgte die Antwort auf die Note und das Billet, so ziemlich ein Nachhall des Tons dieser beiden. Es wird die Voraussetzung zurückgewiesen, als ob die Schweiz, statt ihren völkerrechtlichen Verpflichtungen nachzukommen, bloß Ausflüchte suche. Sie habe allerdings nicht die administrative Organisation, die Kriegsmacht, die Polizeimittel Frankreichs, aber wie es komme, daß sie die Auftritte der fremden Aufwiegler doch selbst entdeckt, bereits eine große Anzahl fortgewiesen und einige andere den Gerichten übergeben habe, während Frankreich die Häupter noch nicht erreichen, die Hauptquellen des in seinen Busen verborgenen Uebels nicht entdecken könne? Denn es sey erwiesen, daß keines der konstatirten Complotte gegen Frankreich gerichtet, sondern im Gegentheile dieselben dort angezettelt worden seyen und daß die Befehle für die geheimen Söldlinge der Verschwörer von Paris ausgehen. Die Schweiz werde nie dulden, daß das Gastrecht zu Ruhestörungen der Nachbarstaaten mißbraucht werde, aber ihre Polizei werde auch nie zur Erforschung der Gedanken sich erniedrigen, um bloße Wünsche aufzuspüren und ihre Gerichte werden nie bloße Hoffnungen bestrafen. Sie werde sich stets angelegen seyn lassen, ein gutes Vernehmen mit Frankreich zu unterhalten, nur nicht um den Preis ihrer Unabhängigkeit als selbstständige Macht.

5. **August.** Parlamentsverhandlungen wegen Texas. Eine Frage, die verwickelt zu werden droht! John Quincy Adams hat, als sie am 25. Mai im amerikanischen Kongreß zur Sprache kam, einen Krieg mit

Mexiko prophezeit. Er hat den Aufſtand in Texas als einen Kampf zur Wiederherſtellung der Sklaverei, welche durch die mexikaniſchen Geſetze verboten iſt, als eine neue Entfeſſelung des Haſſes des angelſächſiſchen und mauriſchſpaniſchen Stammes bezeichnet, der leicht in einen allgemeinen Krieg zwiſchen der nördlichen und ſüdlichen Hälfte Nordamerikas von der Paſſamaquoddibai bis Panama entbrennen könnte und in den ſich wohl auch fremde Staaten, namentlich England, miſchen würden. In England ſind dieſe Worte nicht überhört worden. Schon räth man im Parlament, zum Schutz der Mexikaner eine Flotte abzuſchicken und wie Amerika ſich für hochangeſchlagene Schuldforderungen mit Louiſiana und Florida bezahlt gemacht habe, ſo ſolle man dieſem Beiſpiel folgen und für die Forderungen an Spanien, das auf Englands Schuldenliſte oben anſtehe, Cuba und Porto Rico wegnehmen. Dieß ſchien allerdings dem Miniſter Palmerſton zu raſch. Aber die hohe Wichtigkeit des Gegenſtandes gab er zu und wirklich als Handelsmacht, welche Nebenbuhlerin Nordamerika's und Beſitzerin des größern Theils von Weſtindien iſt, wird England es nimmermehr gleichgültig anſehen, wenn die Vereinigten Staaten Texas einverleiben wollten, das eine ſo bedeutende Küſtenſtrecke am mexikaniſchen Golf einnimmt, daß ſein Beſitz nothwendig den Nordamerikanern in jenen Gewäſſern ein Uebergewicht geben müßte. Seit dem Treffen am 21. April, welches Santa Ana's und ſeiner vornehmſten Offiziere Gefangenſchaft zur Folge hatte, und dem Abzug des mexikaniſchen Heeres, weil der Präſident nur dadurch ſich und ſeine Unglücksgefährten vom Tod erretten konnte, ſeit der Ankunft texikaniſcher Abgeordneten in Waſhington, deren Eröffnungen nicht zurückgewieſen wurden, ſeit dem Einrücken des Generals Gaines auf mexikaniſchem Gebiet unter dem Vorwand feindliche Indianer aus Florida zu verfolgen — ſeit allen dieſen Begebenheiten, deren lezte man übrigens im Unterhaus noch nicht wußte, iſt alle Wahrſcheinlichkeit, daß Texas ſeine Unabhängigkeit behaupten und ſich nicht umſonſt zur Aufnahme in die Union gemeldet haben wird. Zwar hat Mexiko die Verträge, welche Santa Ana als Gefangener ſchloß, für null und nichtig erklärt und zur Fortſetzung des Kriegs eine Aushebung von 15,000 Mann angeordnet, und dem General Joſe Urrea den Oberbefehl übertragen — zwar ſind die Texaner eine Macht, die kaum 2000 Mann in's Feld ſtellen kann, aber Was vermag das desorganiſirte Mexiko mit zerrütteten Finanzen, ohne Flotte, ohne Arſenale, nachdem ſeine beſten Truppen aufgerieben, ſeine tüchtigſten Offiziere gefangen ſind, zumal da der Ehrgeiz der nordamerikaniſchen Staaten, die Gewinnſucht der nordamerikaniſchen Abenteurer und das Intereſſe der nordamerikaniſchen Sklavenhalter hinter den Texanern oder ihnen zur Seite ſtehen? Und wie? Wenn Adams Recht hätte, daß die Eroberung von Texas nur der Anfang weiterer Uebergriffe wäre?

6. **Auguſt.** Der franzöſiſche Feuilletoniſt Loeve Weimars ſchickt Lobartikel über Rußland in das Journal des Debats. Man behauptet, dieſer ehemalige liberale Ultra werde ſein Talent künftig ganz Rußland widmen, um die Vorurtheile gegen dieſe Macht zu bekämpfen.

10. **Auguſt.** Zulaſſung der Damen im Parlament? Das Unterhaus hatte die Zulaſſung früher beſchloſſen, da jezt aber 400 Pfund Sterl. zu Erbauung einer Damengallerie exigirt werden, ſo wird ungalant dagegen entſchieden. Hume kündigt auf die neue Seſſion die Erneuung des Antrags an.

11. **Auguſt.** Freie Konferenz zwiſchen beiden Parlamentshäuſern. Weil man ſich über einige Verbeſſerungen der engliſchen Municipalbill nicht ſchriftlich vereinigen kann, ſo wird eine Beſprechung verſucht. Dieſer Ausweg war in der parlamentariſchen Praxis ſeit mehr als hundert Jahren nicht betreten worden. Man ſezt dabei voraus, daß im mündlichen Austauſch der Gedanken Gründe und Gegengründe ſich leichter abwägen laſſen, die Kraft der Wahrheit eher durchdringe. Allein ehe die Lords ſich in die freie Konferenz verfügen, ſchlägt Lyndhurſt vor, nicht nachzugeben, Was auch ſogleich genehmigt wird. Die Commoners erſchöpften ſich in Gründen

und Beweisen: Was halfs? Die Lords hatten beschlossen, auf keine Gründe zu hören.

12. August. Militäraufstand in San Ildefonso. Abends neun Uhr, als man im Theater „einen Tag der Revolution in Paris“ aufführt, ziehen zwei Gardebataillone aus ihren Kasernen und umringen das Schloß. Niemand wird heraus, Niemand hineingelassen. Die Königin fragt nach dem Kommandanten und den Offizieren. Man erwidert ihr: es seyen keine Offiziere da, die Unteroffiziere hätten die Leitung übernommen Da die Insurgenten bereits Anstalt machen, die Thore zu sprengen, so befiehlt die Königin zu öffnen und eine Deputation von zwölf Soldaten einzuführen. Sie verlangen, daß Ihre Majestät sogleich die Verfassung von 1812 beschwöre. In der Art von freier Konferenz, die hierauf Statt findet, sucht die Königin das Unpassende dieses Ansinnens auseinander zu setzen, ihnen zu zeigen, daß sie wohl keinen rechten Begriff von dieser Verfassung hätten, daß überhaupt die Politik dem Militär gleichgültig seyn könne, da es unter jeder Verfassungsform gehorchen müsse. Umsonst. Sie entgegnen keck, daß der Soldat auch Bürger sey, und ihre Gründe sind durch den Degen an der Seite unterstützt. Auch das Anerbieten des englischen und des französischen Gesandten, ihnen die Soldrückstände auszubezahlen, macht keinen Eindruck. Sie weichen nicht von der Stelle, bis Christine um zwei Uhr Morgens sich in das Unvermeidliche ergibt. Am andern Tag erscheinen eine Reihe Dekrete: betreffend die Proklamation der Verfassung vor 1812, bis die in den Cortes vertretene Nation ihren Willen ausdrücklich kund gegeben oder eine andere ihren Bedürfnissen entsprechende Konstitution angenommen haben werde; die Aufhebung des Belagerungsstandes der Hauptstadt und die Wiederbewaffnung der dortigen Nationalgarden; die Entlassung des Ministeriums Isturiz und der Generale San Roman und Quesada, zu deren Nachfolgern im Präsidium des Ministerraths Don Jose Maria Calatrava, im Kommando über die Garden und in der Generalkapitänerie von Neucastilien Don Antonio Seoane und der Marquis de Rodil ernannt werden.

— General Lebeau übernimmt das Kommando über die französischen Hülfstruppen in Spanien. Sein Vorgänger Bernelle hatte sich vor seinem Abgang noch durch eine Waffenthat gegen Villareal verherrlicht, mit dem er in der Nähe der französischen Grenze zusammentraf. Die Stellung des Feindes wurde erstürmt, seine stärkste Schanze von einem neuerrichteten Regiment polnischer Lanciers im Galopp weggenommen. Nun will aber die französische Regierung ihr Hilfskorps durch Nationaltruppen verstärken. Zu Pau und in der Umgegend liegen 4300 Mann, freiwillige Veteranen, völlig bewaffnet und ausgerüstet, selbst mit spanischen Uniformen versehen: 600 sind mit Lebeau über die Pyrenäen gerückt. In einem Tagsbefehl kündigt er sich als Vorläufer zahlreicher Hilfsvölker an, die Frankreich senden wird, die noch vor Ende des Monats da seyn werden. Er sagt: „Der König der Franzosen hat mich mit dem Oberbefehl der Fremdenlegion und der französischen Legion im Dienste Spaniens beehrt. Die Königin Isabella hat dieser Ehre die weitere des Oberbefehls über das Operationskorps in Navarra hinzugefügt.“ Wie stark die Verstärkungen seyn werden, ob 10 bis 15,000 Mann, wie die französischen und englischen Journale behaupten, oder 8000 Mann, wie die madrider Hofzeitung vom 10ten anzeigt, ist nicht angegeben. Allein während alle Welt einer thätigern Kooperation von Seiten Frankreichs entgegensieht, da auch telegraphische Befehle zur Ausrüstung eines Geschwaders, das an der katalonischen Küste kreuzen sollte, nach Toulon abgegangen waren, erfährt man, daß Alles wieder rückgängig geworden ist. Die bereitstehenden Truppen bleiben in ihren Standquartieren, die Schiffe im Hafen, und der Moniteur vom 24ten desavouirt den General Lebeau.

— Große Truppenaushebung im ganzen russischen Reich (mit Ausnahme von Grusien und Beßarabien). Sie beträgt 5 Rekruten von 1000 männlichen Seelen, also 130 bis 140,000 Mann.

13. August. Im Hauptquartier des Don Karlos beschäftigt

man ſich mit chriſtlichen Werken, ſchreibt Gebetübungen aus, treibt kirchliche Propaganda. Ein karliſtiſches Blatt meldet: „Karls V. fromme Seele war in Entzücken, als 6 Ausreißer von der britiſchen Legion zu Aſpeytia zum katholiſchen Glaubensbekenntniß übergingen. Die Bekehrten wurden mit weißen Gewändern angethan und getauft. Nachher erhielten ſie die Erlaubniß, Sr. Majeſtät die Hand zu küſſen und durften im Palaſt ſpeiſen.“ In den weltlichen Dingen ſcheint übrigens nicht lauter Harmonie zu herrſchen, da der Biſchof von Leon, dem es am 15. Juli gelungen war, über die franzöſiſche Grenze zu entkommen, in den pariſer Blättern dem Gerücht widerſprechen zu müſſen glaubt, wornach die kaſtiliſche und navarreſiſche Partei, der Biſchof mit dem Univerſalminiſter Erro nicht zum Beſten ſtände. Uebrigens weiß man über den dortigen Stand der Dinge nichts Zuverläſſiges. Nach einigen Berichten wäre Don Karlos in bedeutender Geldklemme, nach andern wären für ihn im Lauf des Jahres wenigſtens 17 Millionen Gulden die öſterreichiſch-italieniſche Grenze paſſirt.

13. bis 29. **Auguſt.** Fortdauer der Junten. In Cuenca hat ſich unter dem bekannten Caballero eine Junta nach der Annahme der Konſtitution durch die Königin erſt gebildet. Sie verwaltet und regiert, erhebt Abgaben von der Geiſtlichkeit ꝛc. Die andern Junten machen es nicht anders. Die von Granada inventirt der Geiſtlichkeit, ſchafft die kirchlichen Zehnten, die Erſtlingsabgaben und die Stolgebühren ab, und weist die Koſten des Gottesdienſtes und die Beſoldung der Geiſtlichkeit auf den öffentlichen Schatz. Sie löst ſich am 26ten auf, wird aber vom Volk wieder eingeſezt und will nun bleiben bis zur Verſammlung der Cortes. Die von Cordova erhebt von dem Kapitel der Stadt freiwillige Geſchenke, ſezt die Municipalität von 1823 wieder ein. Auch ſie wird von den Einwohnern neu beſtätigt. Die von Cadix verbannt den politiſchen Chef der Provinz ꝛc. Doch löst ſie ſich nach Erſcheinung des Dekrets der Corteseinberufung am 29ten auf: vorher hatte ſie verſchiedene Geſeze aus der alten konſtitutionellen Zeit in Kraft geſezt. Auch beſteht die von Malaga, Ordnung ſcheint aber auch ihr Wahlſpruch zu ſeyn, denn ſie läßt die Mörder Sau-Juſts und Donadios deportiren. Nach einem Erlaß des Finanzminiſteriums ſollen die Junta's binnen 60 Tagen von ihrer Verwaltung Rechenſchaft ablegen.

14. **Auguſt.** Beendigung der Bojarenhändel in Jaſſy. Seit Anfang des Jahres Klagen über Klagen über den Fürſten Sturdza, deſſen öffentliches und Privatleben in Zeitungsartikeln und Beſchwerdeſchriften an den Höfen zu Petersburg und Konſtantinopel mit den ſchwärzeſten Farben gemalt wird. Die Oppoſition hatte ſich geſchmeichelt, beſonders an dem erſtern Hof ein geneigtes Ohr zu finden. Baron Ruckmann, der ruſſiſche Kommiſſär, hieß es, habe wohl Anfangs die Annahme ihrer Eingaben verweigert, mehren Unzufriedenen Verbannung dekretirt, ein ruſſiſches Corps in die Moldau einrücken laſſen, aber denn doch bald eine Konzeſſion um die andere gemacht. Schon war von der Abdankung, wo nicht Abſezung des Hoſpodars die Rede. Endlich kommt der Beſcheid von Petersburg an und ſein Inhalt iſt: daß man dort mit dem Benehmen des Fürſten wohl zufrieden ſey und daß die Oppoſition ſich zur Ruhe begeben ſolle bei Vermeidung höchſter Ungnade. So zerfloß die ganze Anklage in Nichts: Was von ihr blieb, war das Andenken an eine Art ruſſiſches Interregnum.

15. **Auguſt.** Ermordung Queſada's. Ehe die Begebenheiten von La Granja in Madrid ihrem ganzen Umfang nach bekannt wurden, hatten ſich zwar bereits Gruppen gebildet, welche die Verfaſſung doch leben ließen, Queſada war jedoch der Garniſon ſo weit Meiſter, daß er Verhaftungen vornehmen konnte, ja es kam noch zu blutigen Auftritten zwiſchen Militär und Volk, wo es Todte und Verwundete gab, die Bürger aber den Kürzern zogen. Er handelte in dem Glauben, daß ſich der Aufſtand in San Ildefonſo von Madrid aus unterdrücken laſſe. Anders am folgenden Tag, als der Kurier mit den Dekreten der Regentin und der neuernannte General-Kapitän Seoane ankamen. Jezt ſah ſich Queſada verlaſſen. Er dachte dem Sturm auszuweichen. Ein Offizier, Namens Lavalette, wartete ſeiner mit Maulthieren vor der Stadt. Glücklich erreichte er dieſen, indem er ſich über die Mauer hinabließ, und ſie ritten raſch Hortalezza zu. Da führte der Unſtern einen

Knaben herbei, der den verkleideten General erkannte und sogleich im Dorf Lärm machte. Quesada war eben in dem Landhaus eines guten Freundes abgestiegen und im Begriff, sich umzukleiden, als der Alcalde erschien und ihn fragte, ob er Quesada sey? Er wollte sich Anfangs verleugnen, aber unter den Einwohnern, die sich mittler Weile herbeidrängten, waren nur zu Viele, die über seine Person keinen Zweifel ließen. Er wurde verhaftet. Da das Dorf nur eine Stunde von Madrid entfernt ist, so konnte diese Nachricht schnell hingelangen. Und nun stürmten die durch das Belagerungsgesez, durch die Mezelei des vorigen Tages gegen ihn, den alten Günstling Ferdinands und General der Glaubensarmee, doppelt und dreifach erbitterten Nationalgarden hinaus. Einige meinten: man solle ihn der Obrigkeit überliefern, damit er prozessirt werde wie Riego. Aber, sagten Andere, Wer wird ihn richten? Wer verurtheilen? Sein Geschick war vollendet! Isturiz und seine Kollegen waren kluger Weise in Madrid geblieben, und indem sie sich einige Zeit verborgen hielten, der Volkswuth oder der von andern Seiten verlangten Verhaftung entgangen. Isturiz soll nachher in der Maske eines englischen Kuriers nach Portugal abgereist seyn.

— Mina proklamirt die Verfassung in Barcelona. Er hatte fast am längsten gezaudert, obgleich in einigen der insurgirten Provinzen der Gedanke verlautet haben soll, ihn zum Diktator zu wählen. Noch am 6ten hatte er in einer Eingabe an die Königin, ohne die Aufstände zu mißbilligen, bloß verlangt, die Minister sollten vor dem Nationalcongreß zur Verantwortung gezogen und die Zügel der Regierung entschiedenen Patrioten anvertraut werden.

16. **August.** Bundesbeschluß über allgemeine Bestimmungen wegen Verbrechen gegen den deutschen Bund und wegen Auslieferung politischer Verbrecher auf dem deutschen Bundesgebiet. Demnach ist: 1) jedes Unternehmen gegen die Existenz, die Sicherheit oder die Verfassung des deutschen Bundes in jedem einzelnen Bundesstaat als Hochverrath, Landesverrath oder unter irgend einer andern Benennung so zu beurtheilen und zu bestrafen, als ob das Verbrechen an dem einzelnen Bundesstaat selbst begangen wäre. 2) Die Bundesstaaten verpflichten sich gegen einander, Individuen, welche der Anstiftung eines gegen den Souverän, oder gegen die Existenz, Integrität, Verfassung oder Sicherheit eines andern Bundesstaates gerichteten Unternehmens, oder einer darauf abzielenden Verbindung, der Theilnahme daran oder der Begünstigung desselben bezüchtigt sind, dem verlezten oder bedrohten Staat auf Verlangen auszuliefern, vorausgesezt, daß ein solches Individuum nicht entweder ein Unterthan des um die Auslieferung angegangenen Staates selbst oder in demselben schon wegen anderer Verbrechen in Untersuchung ist.

— Eindruck der spanischen Ereignisse in England. Lord Palmerston erwidert auf eine Anfrage im Parlament, wie sich die britische Regierung unter den jezigen Umständen benehmen werde: „das spanische Volk wird, wie ich hoffe, freisinnige Institutionen erhalten. Ueber die Natur dieser Institutionen wird das Volk als der beste Richter selbst zu entscheiden haben. Ich betrachte die Verfassung von 1812 nicht als ausführbar, sollte sie jedoch hergestellt werden, so dürfte sie wohl wesentliche Modifikationen erfahren." Am 26ten bekam das englische Geschwader bei St. Sebastian die Weisung, die spanische Regierung nach wie vor zu unterstüzen.

17. **August.** Die Königin Christine kehrt nach Madrid zurück. Die „Helden von La Granja" begleiten sie. Der Sergent, Higino Garcia, der Anführer des Aufstandes, jezt Kapitän, an der Seite des General Rodil, Offiziere und Soldaten grüne Bänder auf den Tschako's mit der Inschrift: „Konstitution oder Tod!" halten sie ihren Einzug. Da ein Regiment von der Besazung Madrid's die grünen Bänder nicht aufstecken, noch in den Volksjubel einstimmen will, so entstehen Neckereien, Wortwechsel, die bald in eine förmliche Schlacht ausarten. Das aufsässisch gesinnte Regiment verschanzt sich in seiner Kaserne, die Angreifer besezen die benachbarten Häuser, wollen sogar in das Hotel des vor einigen Tagen verstorbenen französischen Botschafters Rayneval eindringen und so feuert man auf einander. Schon werden gegen die Kaserne Kanonen aufgeführt, als Die drinnen sich besinnen

und zum Zeichen der Uebergabe ihre Fahne zum Fenster herauswerfen. Der Generalkapitän Seoane bewirkt eine Aussöhnung.

— Calatrava sezt die von Isturiz abgesezten 17 Oppositionsmitglieder in ihre Stellen wieder ein. Der neue Justizminister Don Ramon de la Cuadra stellt die Cortesgesezе über die Preßfreiheit her.

19. **August.** Iribarren schlägt den karlistischen General Iturralde bei Lodosa und nimmt ihm 900 Gefangene ab, die, von dem konstitutionellen Enthusiasmus der Christinos ergriffen, in deren Reihen größtentheils Dienst genommen haben sollen. Das bedeutendste Treffen in langer Zeit!

21. **August.** Verfassungsrevision in Spanien. Die Königin-Regentin sagt in einer Proklamation an die Nation, in der sie das Werk der Cortes von 1812 als ein Denkmal des Siegs, als eine Art ehrwürdiger Reliquie der Vergangenheit schildert: „Selbst unter den wärmsten Anhängern dieser Konstitution ist jeder Einsichtsvolle von der Nothwendigkeit ihrer Revision überzeugt, und die Provinzen, welche sie verkündeten, haben erklärt, daß sie Verbesserungen bedürfe, die von den Cortes berathen werden sollen, die sich zu diesem Zweck versammeln.“ Worin die Verbesserungen bestehen sollen, wird nicht angedeutet. Etwa zwei Kammern, absolutes königliches Veto, Aufhebung der Unauflösbarkeit und des Selbsteinberufungsrechts der Cortes, ihres Rechts über Krieg und Frieden, ihres Rechts der Präsentation der Mitglieder des Staatsraths, kurz Beschränkung jener Souveränität und Mitregierung, die sie sich gesezlich beilegten, weil sie sie, da König Ferdinand VII. in Valençay um eine bonaparte'sche Prinzessin freite, faktisch besaßen? Die neu zu wählenden Cortes (ein Deputirter auf 50,000 Seelen) sind auf den 24. Oktober einberufen. Bis dahin und ehe sie einen Beschluß gefaßt haben, sollen auch die in den beiden frühern konstitutionellen Epochen erlassenen Gesezе nicht als von selbst wiederhergestellt zu betrachten seyn, mit Ausnahme derjenigen, welche die Königin im Interesse des Volks in Kraft zu sezen für gut findet.

22. **August.** Herzog Karl von Braunschweig unternimmt mit der Aëronautin Frau Graham eine Luftfahrt. Das Abenteuer hätte fast einen schlimmen Ausgang genommen. Die Gondel schlug um und die Luftschiffer fielen heraus. Zum Glück waren sie aber bereits nahe am Boden. Der Herzog kam mit einigen Verstauchungen davon, und auch bei der Dame, die auf den Kopf fiel und sich bedeutend verlezte, hofft man, die Folgen werden nur vorübergehend seyn.

23. **August.** Der größte Theil der Besatzung von Madrid wird in's Feld geschickt, theils weil man die Nothwendigkeit fühlt, den Krieg energischer zu betreiben, theils weil man die durch die lezten Ereignisse erschütterte militärische Zucht im Lager eher herzustellen hofft, als in der Garnison. Aber die Soldaten, die in La Granja einander die Korrespondenz Christinens mit Muñoz vorlasen und sich darüber lustig machten, die in Madrid in die königlichen Zimmer eindrangen, um nach Isturiz zu suchen, die bald darauf mit ihrem Commisbrod nicht mehr zufrieden waren, weigerten sich zu marschiren, wenn man ihnen nicht zuvor ihr Soldguthaben auszahle und wollten es nicht glauben, daß die Regierung so ganz und gar nicht bei Casse sey. Seoane brauchte Geld, gute und strenge Worte, um die Truppen in Bewegung zu bringen und beinahe wären sie unterwegs wieder umgekehrt. Die Offiziere hatten meistentheils ihren Abschied genommen, Was der revolutionären Partei eben recht war, weil sie hoffte, daß mit ihnen der aristokratische Geist aus der Armee scheiden werde. General Cordova's oft angebotene Entlassung war noch vor dem Aufstande angenommen worden und Saarsfield sollte ihn ersezen. Diese Ernennung wurde später widerrufen und der Oberbefehl ist jezt neben dem Portefeuille des Kriegsministeriums an Rodil übertragen.

24. **August.** Ankunft der deutschen Flüchtlinge in London. Die französische Polizei hatte die aus der Schweiz Ausgewiesenen übernommen, auf dem Schub durch Frankreich geführt, in Calais nach England eingeschifft und dort ihrem Schicksal überlassen. Mittellos, der Sprache unkundig,

gingen sie durch Vermittelung eines Landmanns den Lord Mayor um Unterstüzung an. Dieser wies sie an das Ministerium des Innern. Lord John Russel bedauerte, in der Sache Nichts thun zu können, schickte aber ihre Eingabe an das auswärtige Amt und gab ihnen den guten Rath, sich durch eine Subscription an die Milde des Publikums oder an den Verein für hülfsbedürftige Fremde zu wenden. Die englische Presse eifert nun gegen die Franzosen, wenn diese Lust haben sollten, England zu einem Deportationsort für politische Verbannte zu machen.

25. **August.** Die lombardisch-venetianische Regierung ertheilt 50 politischen Flüchtlingen vom Jahr 1821 eine Amnestie, d. h. sie erlaubt ihnen die Rückkehr in ihr Vaterland, ohne daß sie eine Untersuchung zu fürchten haben, unter der Bedingung, daß sie in einer Bittschrift diese Gnade besonders ansprechen.

— Auflösung des Ministerium Thiers, wie man glaubt wegen Verschiedenheit der Ansichten des Minister-Präsidenten und des Königs hinsichtlich der auswärtigen Angelegenheiten, zunächst der spanischen Frage. Es werden sogleich mit den Doctrinärs, Guizot, Molé ꝛc. Unterhandlungen angeknüpft. Thiers schreibt wieder in die Journale. Der Constitutionnel, dessen Mitarbeiter er früher war, bis er den National gründen half, scheint wieder sein Organ geworden zu seyn. Dieses Blatt erzählt, Was das Ministerium noch gethan haben würde, wenn die Parze seinen Lebensfaden nicht zu früh durchschnitten hätte. Der Entwurf einer Amnestie sey bereits fertig gewesen.

26. **August.** Raufhändel in Capua zwischen den Schweizern und Siciliern. Von den Erstern sollen Mehre auf dem Platz geblieben seyn, Leztere aber, die aus lauter Freiwilligen, ehemaligen Galeerensklaven ꝛc. angeworben sind, ihren Oberst ermordet und einige Hundert von ihnen die Festung verlassen haben. Man fürchtet für die Sicherheit der Straßen.

27. **August.** Bezahlung der lezten Rate der türkischen Schuld an Rußland. Man erwartet nun die völlige Räumung Silistrias. Bereits soll mit Wegschaffung der Kranken ꝛc. der Anfang gemacht worden seyn.

29. **August.** Marschall Clausel kommt wieder in Algier an, wo er als der große Patron der Kolonie festlich empfangen wird. Man glaubt, daß noch vor Ende des Jahrs ein Angriff auf Konstantine und sofort die Besezung der ganzen vormaligen Regentschaft Algier Statt finden werde.

30. **August.** Der Karlistengeneral Gomez, welchen Espartero immer verfolgt, unzählige Mal geschlagen und vernichtet hat, der aber fortfährt, die Provinzen zu durchziehen, bringt den Truppen von Guadalaxara, bei welchen sich ein Theil der kürzlich ausgezogenen madrider Besazung befunden haben soll, unter Don Narcisso Lopez zu Jadraque eine bedeutende Schlappe bei. Die Insubordination scheint an diesem Unfall die meiste Schuld zu tragen: sie hatten viele ihrer Offiziere fortgejagt. Das karlistische Streifkorps unter Don Basilio Garcia war am 26ten mit Beute, Gefangenen und Rekruten bei Tudela über den Ebro zurückgegangen.

— Die spanische Regierung beschließt ein gezwungenes Anleben von 200 Millionen Realen, die Vermehrung und Mobilisirung der Nationalgarde und eine Aushebung von 50,000 Mann. Ein anderes Dekret verordnet (nach dem von mehren Junten gegebenen Impuls) die Wiedereinsezung der vormaligen konstitutionellen Beamten, so fern sie noch dienstfähig und der Sache des Vaterlandes treu seyen.

Digitized by Google

# Feuilleton.

## Literarische Uebersichten

von

**K. G.**

### XIII.

Eine reiche Ansammlung von Zusendungen aller Art harrt ihrer Erledigung. Es sind leider wieder Schriften, die sich nicht leicht in einen homogenen Zusammenhang bringen lassen; denn Anatomie, Physiologie, Kritik, Politik, Roman, Historie, Alles läuft untereinander. Vor mir liegt z. B. Dr. Martin's Darstellung des in München herrschenden Krankheits-Charakters. Es ist dies eine äußerst sinnig entworfene Karte, welche uns die innern Verhältnisse der Medizinalstatistik Münchens anschaulich macht. Ich würde diese Schrift, die eigentlich nur eine Tafel ist, nicht erwähnt haben, wenn nicht durch sie erwiesen wäre, daß die meisten Münchner Krankheiten aus dem Magen kommen; eine Bemerkung, die uns den Weg bahnt, zu einem zweiten Hefte von München, wie es ißt und trinkt. Wir müssen Herrn Bruckbräu einräumen, daß seine Wiedergabe des Münchner Idioms ganz vorzüglich, aber das Titelkupfer und der ihm entsprechende Inhalt des Büchleins eine Gemeinheit ist. Man kann die Bockfreuden der Münchner schildern, aber die Seite, von welcher sie Herr Bruckbräu auffaßt, ist eines Bräuers würdig. Man betrachte den rothen, mit Würsten und Flaschen gespickten Schlägel auf dem Titelkupfer, und erstaune, wenn der Erklärer dieses Prototyp von Grobheit und Gemeinheit für den Münchner Mai ausgibt! Warlich, wer am ersten Mai in Münchens englischem Garten an dem Wasserfall stand, den Isararm, der den Park durchströmt, rauschen hörte und an allen Zweigen das grüne, knospende Frühlingsleben sich regen sah, der muß protestiren gegen eine Auffassung, die München zu einer Lümmelstadt machen möchte, da sie doch eine Stadt der naivsten Gemüthlichkeit und eines tiefeingreifenden Schönheitssinnes ist!

In

**Samachscharis goldnen Halsbändern von Gustav Weil**

begegnen uns jene herrlichen Feensprüche des Orients wieder, welche bereits in einigen Uebersetzungen der deutschen Literatur schon angeeignet sind, aber diesmal unter einem Gesichtspunkte, der besonders interessant ist. Herr Weil, der mehre Jahre in Kahira lebte und sich dadurch kompetent gemacht hat, über den Orient zu urtheilen, verwirft die Uebersetzungen des Herrn von Hammer, als im höchsten Grade ungenau und flüchtig. Herr Weil weist dies durch eine Vergleichung seiner Leistung mit der des Herrn von Hammer deutlich genug nach. Dennoch wünschen wir, daß darum das große Verdienst des Wiener Orientalisten nicht minder anerkannt werden möge! Es wird der jüngern Gelehrsamkeit in Sachen des Orients Vieles überlassen bleiben, was selbst nach Herrn von Hammer's Vorgange noch einmal erwidert und vielleicht der authentischen Wahrheit um Vieles näher gerückt werden muß; aber Herr von Hammer erwarb sich ein großes Verdienst um den Orient, den er populär machte. Er hat durch seine große Belesenheit und durch Connexionen unerreichbarer Art noch immer in Deutschland den Hauptschlüssel der Pforte im Besitz, und kann durch das, was er angeregt hat, bald jene kleinen Unzulänglichkeiten vergessen machen, die ihm früher Peter von Bohlen und jetzt Herr Weil vorgehalten haben!

**Bojardo's verliebter Roland. Uebersetzt von Gries,**

kommt hier zwar etwas spät, da er im

vorigen Jahr erschien, aber immer noch früh genug, um recht dringend an eine Erscheinung zu erinnern, die nicht für die Masse ist. Bojardo besitzt auch weder den romantischen Reiz der Intrigue und Abwechslung, wie Ariost, noch jenen launigen Humor, mit welchem uns Herr Gries erst kürzlich in der Uebersetzung des Fortiguerra bekannt machte. Es herrscht die natürlichste Einfachheit in diesem Heldengedichte, welches der romantischen Poesie in Italien die Bahn brechen half. Der Stoff selbst, von Dichtern so vielfach benutzt, wird von Bojardo beinahe gänzlich in einer sagenmäßigen Ueberlieferung wiedergegeben; doch hat diese epische und redselige Mittheilungslust, welche allein das Prinzip des Gedichtes zu seyn scheint, einen lebendigen Reiz, der ihr auch durch die bekannte Meisterschaft der Uebersetzungen des Herrn Gries vollkommen erhalten ist.

Von den bekannten

## Bridgewater-Büchern,

über deren Veranlassung und Zweck das Nähere schon allgemein bekannt ist, liegen einige Hefte vor, doch bilden sie noch kein Ganzes, und sind zu sehr aus dem Unternehmen herausgegriffen, als daß wir ausführlicher darüber sprechen könnten. Wir begnügen uns vorläufig, von unserer Seite ein Werk, das auf die Belehrung und Aufklärung des Volkes berechnet ist, dringend zu empfehlen.

Man wird über die Lobeserhebungen lächeln, welche sich diesmal in unsern, sonst immer so unbefriedigten Spalten finden, allein es ist schon ein Unterschied zwischen Schriften, die sich selbst zur Beurtheilung erbieten und solchen, die man sich erst herausgreifen und auf der Straße wie Hunde ohne Halsbänder auffangen muß. Der Lärmen in der Kritik kommt hauptsächlich daher, daß man der Kritik aus dem Wege geht, sie umschleicht und dann hinterrücks von ihr attrapirt wird.

In der That, eine Schrift, über die man nur mit Hochachtung sprechen kann, ist

## Der Mensch. Von K. F. Burdach.

Diese allgemein verständliche Darstellung der complizirtesten Theile des menschlichen Körpers, unsers ganzen animalischen und geistigen Organismus und der schwierigen Theorie über den Begriff des Lebens ist ein Muster für jeden Versuch, der Wissenschaft die Theilnahme derer zuzuführen, die sie nicht zunächst ausüben. Burdach ist einer unserer vorzüglichsten Physiologen und Anatomen, seine Entdeckungen auf dem Gebiete des menschlichen Organismus haben ihm einen Namen gemacht, der seiner Zeit ihm nur durch Rudolphi strittig werden konnte. Aber wie Rudolphi die Sprache so bewunderungswürdig handhabte, und vielleicht einer der wohllautendsten Redner war, die sich auf deutschen Katheder fanden, eben so verbindet auch Burdach, wie dies seiner Vollendung schnell entgegeneilende Werk zeigt, die ganze Kraft des gebildeten Vortrags mit einer Tiefe und Gründlichkeit des Wissens, welche von uns, als Laien des Fachs, in ihrem ganzen Umfange freilich nur unvollkommen gewürdigt werden kann. Das Leben ist die Räthselaufgabe, welche Burdach in seinem Menschen löst. Er beginnt mit dem Sitze des Lebens, der sich zunächst darbietet, mit dem Blute, als dem Quell der animalischen Bildung. Das Prinzip der Ernährung und Absonderung führt zu Organen und Säften und der ewige Wechselprozeß der Natur, die nichts getrennt läßt, wieder darauf zurück, wie das Blut sich erzeugt und sich ersetzt. Verdauung, Athmen bahnen den Weg zu all' den Umbildungen, welche mit dem Blute vor sich gehen, so daß wir bald im Stande sind, eine einzelne Funktion des Lebens vollständig zu übersehen. In der zweiten Abtheilung werden alle jene Organe aufgereiht und erklärt, welche der Seele, den Sinnesthätigkeiten, der Willenskraft dienen. Wir lernen die Wechselwirkung von Seele und Leib kennen. Die Seele in ihrem abgeschlossenen, äußerungsunfähigen Zustande, und zuletzt die Art, wie sie sich eben zu äußern beginnt, wie sie in Bewegung kommt und empfindet durch die leiblichen Organe. Dies Alles ist so klar und geschmackvoll dargestellt, daß wir der Fortsetzung eines solchen Unterrichts begierig entgegensehen. Vom Seelenleben wird die Darstellung auf den Verlauf des Lebens übergehen und mit dem Menschen im Verhältniß zur Geschichte, zur Erde und zum Jenseits schließen. Wir empfehlen die Lektüre dieses Buches um so dringender an, da in einer Zeit, wo man sich von den Vorgängen in der großen Welt weniger befriedigt, im Gegentheil nur unheimlich bewegt fühlt, die Natur zuletzt der Beobachtung einen Aufschwung und Ersatz geben kann, der einen Geist, welcher kräftiger Nahrung bedarf, immer befriedigen muß.

Eine neue Erscheinung:

## Conversationssaal und Geister-Revue,

von welcher bis jetzt drei Hefte erschienen sind, will noch nicht so tief eingreifen, wie auch sie es nicht minder verdient. Ein glücklicher Gedanke für das, was recht eigentlich die gebildete moderne Conversation ist, einen Salon zu eröffnen, und in alphabetischer Ordnung das Interessanteste aus den Debatten der Gegenwart aufzuführen! Es sollen hier alle Bestrebungen

unſerer Zeit zu Worte kommen und ſich ſelbſt, durch ihre eigenen Organe ausſprechen. Hier kommt es nur darauf an, daß die Redaktion des weitſchichtigen und oft ſo zweifelhaften Stoffes Unabhängigkeit des Urtheils genug beſitzt, um ſich in der Mitte zu erhalten und von Niemanden beſtimmen zu laſſen. Dieſe Eigenſchaft ſcheint ihr in der That nicht abzugehen, wir finden Mittheilungen des entgegengeſetzteſten Urſprungs nebeneinander geſtellt und haben uns wahrlich überraſcht gefühlt, eine ſo beleſene Empfänglichkeit für alles Neue und Zeitgemäße in dem kaum begonnenen Buche anzutreffen. Wir ſind auf die Fortſetzung dieſes Unternehmens geſpannter, als auf die nächſte Novelle, die von L. Tieck in der Urania ſtehen wird.

Schließlich noch ein Wort über das

## Portfolio eines deutſchen Journaliſten.

Dieſe Schrift, deren Verfaſſer ein Herr Singer in Mainz ſeyn ſoll, hat einiges Aufſehen gemacht, theils des dreiſten Titels wegen, theils aber auch, weil eine Menge von Gegenſtänden darin in bunter Reihe dem Auge des Leſers vorübergeführt werden. Der Verfaſſer kennt ſeine Stärke und Schwäche, wenn er ſich Journaliſt nennt; denn dieſe flüchtigen kleinen Skizzen, aus welchen das Buch zuſammengeſetzt iſt, ſind mit einer erſtaunlichen Rapidität hingeworfen und nicht ohne Geſchick nebeneinander geordnet. Der Verfaſſer hat über eine Menge populärer Bemerkungen, über Tagespolitik und Zeitgeiſt als formeller Träger eine Reiſe benutzt, die wahrſcheinlich in dem Zuſammenhange wie ſie hier ſteht, nie gemacht worden iſt; im Gegentheil ſcheinen eine Menge früherer, mehr oder weniger verwiſchter Reiſeeindrücke ſich der Phantaſie des Verfaſſers neu belebt zu haben und hier in Verbindungen aufzutreten, welche ſie früher nicht hatten. Der Verfaſſer ſchrieb ein Portefeuille über eine Reiſe, die er in dem Sinne, wie ſie hier auftritt, nur im Zimmer machte. Seine Geſinnung endlich wird von ihm ſelbſt recht zutraulich als nicht ſchlecht bezeichnet, ſie iſt aber, wie wir ihr dies gern bezeugen, ſogar recht gut, was Deutſchland anlangt, oder wenigſtens den deutſchen Namen. Allein die Verhältniſſe werden von ihm doch zu ſehr in ein zweideutiges Licht geſtellt, ſo daß es ſcheint, als wäre der Verfaſſer eine Eroberung, die ſowohl die Partei des Widerſtandes, wie die der Bewegung machen kann, wer nur recht ſchnell zugreift und die Vorhand hat! Entſchieden aber iſt dies, daß man ein ſehr ſchwankendes Urtheil haben und doch Werke liefern kann, die Beachtung und ſogar Empfehlung verdienen.

Wir haben heut ſo viel gelobt, daß das Portfolio noch recht gut mit draufgehen konnte. Wir ſind am wenigſten Willens einzureißen, wenn wir nur ſehen, daß tüchtig gebaut wird.

# Dramaturgiſche Ueberſichten

von

**A. L.**

## XIII.

Bei dem jetzigen Zuſtande der deutſchen Bühne iſt es wohl nicht überflüſſig, dann und wann unſere Blicke auf die Pariſer hinzulenken, die der unſrigen Leben und Nahrung zuführt. Unſere eigenthümlichen Dichter und Komponiſten werden gewiß noch einmal kommen, damit müſſen wir uns tröſten und vorläufig nehmen, was uns die Ueberſetzer bringen; wollte Gott, daß ſie Befähigung zu ihrem Geſchäfte mitbrächten, das heißt, nicht blos franzöſiſch könnten, ſondern auch deutſch; einen guten, geiſtreichen Dialog zu bilden verſtänden; unüberſehbare Wortſpiele oder blos für Franzoſen taugliche, mit deutſchen zu vertauſchen wüßten u. ſ. w. u. ſ. w. Möge ihnen der verſchriene Kotzebue hierin voranleuchten, deſſen „Poſthaus zu Treuenbrietzen“ mit dem Original „les rivaux d'eux-mêmes,“ wir Allen, die ſich damit abgeben, zum Studium empfehlen wollen.

Jetzt wollen wir eine Pariſer Theaterwoche und zwar die letzte hier kurz zuſammenfaſſen.

Diadeſte. So heißt eine neue Oper. Es iſt ein arabiſches Spiel, welches darin beſteht, bei allen Dingen, die man empfängt, Diadeſte zu ſagen.

„Madame, erlauben Sie mir, Ihnen dieſen Strauß zu überreichen.“

„Diadeſte.“

„Hier iſt Ihr Fächer.“

„Diadeſte.“

„Sie ſind allerliebſt.“

„Diadeſte.“

„Leſen Sie dies Billet.“

„Diadeſte.“

„Hier, mein Herr, iſt meine Antwort.“

„Diadeſte.“

„Sie ſind ein Ungeheuer.“

„Diadeſte.“

Man ſieht, wie das von ſelbſt geht. Nun gut!

Eine Venetianerin ſpielt dieſes Diadeſte mit ihrem Mann. Er iſt eiferſüchtig und überraſcht ein Tete-a-Tete. Der Liebhaber verbirgt ſich in einem Pavillon. Der Mann fordert den Schlüſſel, die Frau gibt ihm denſelben, aber im Zorn vergißt er, indem er ihn nimmt, Diadeſte zu ſagen.

„Sie haben verloren, Signor,“ ſagt die Frau, „und noch mehr, Ihr Verdacht war lächerlich. Der Cavalier, der hier neben an

verborgen iſt, iſt nicht in mich, ſondern in meine Freundin verliebt. Alſo bezahlen Sie nur die Strafe.

Der Mann thut es und ſagt traurig Diadeſte.

Die Muſik iſt von einem Anfänger, Namens Godefroi, der Talent zu haben ſcheint. —

— Arriver à propos, heißt ein neues Stück im Vaudeville-Theater. Drei Damen bewohnen ein Schloß; Madame de Beaucourt, eine alte Jungfer von fünfzig Jahren und ihre zwei Nichten Madame de Serviere, eine junge Wittwe von fünf und zwanzig Jahren und ihre Schweſter Theodorine, die erſt ſechszehn Lenze zählt. Dieſe Damen empfangen jeden Tag den Beſuch ihres Nachbars Pitois, eines alten Junggeſellen, der ſeiner hageſtolzen Wirthſchaft müde iſt, zu welcher ihn nur ſeine große Blödigkeit verurtheilt hat. So oft nämlich Pitois verliebt war und auf dem Punkte ſtand, ſich zu erklären, ſo wurde er roth über und über, zitterte und ſtotterte, bis daß ſich immer ein kühnerer Rival fand, der auf Koſten des armen Poltrons von der Gelegenheit profitirte. Dieſes Mal iſt er jedoch feſt entſchloſſen, ſeine Liebe der Madame de Serviere zu erklären. Die alte Tante will ihn beſchützen und für ihn ſprechen. Dies mißfällt aber Mademoiſelle Theodorinen gänzlich, die, obgleich erſt ſechszehn Jahre alt, doch ſehr bewandert in dem Kapitel der Liebe iſt. Sie findet, daß ein Greis für ihre Schweſter nicht gemacht ſey und erklärt, daß ſie einen ſchicklicheren Gatten für ſie unter der Hand habe. Sie wendet ſich an einen Herrn Merigny, der ſeinen Nebenbuhler durch perfide Rathſchläge zu entfernen weiß, während er zur rechten Zeit erſcheint und die ſchöne Wittwe heirathet. —

Im Gaité ſah man: das verlorene Kind, ein ſehr heiteres Imbroglio von Mutter- und Kindesliebe, deſſen Analyſe in wenig Worten zu geben ganz unmöglich iſt. Ein anderes Vaudeville, das in dieſem Theater geſpielt wurde, heißt: der Schneider und der Dieb, und zeigt uns die traurigen Schickſale eines armen Schneiders, der durch ein vertauſchtes Kleid die ſeltſamſten und ſchrecklichſten Prüfungen beſtehen muß. —

In den Folies dramatiques war le Grillo du Manoir neu. Eine Novelle von Stendhal hat den Stoff dazu geliefert. Ein Mann nämlich, der die Dame ſeines Herzens verläßt, hat das Unglück, ſeine Hand in eine zufallende Thür einzuklemmen und beſitzt den Muth, ſich die Finger abzuhauen, um nicht ſeine Geliebte zu compromittiren. Es fehlt dieſem Drama keineswegs an Intereſſe. —

Im Variétés-Theater wurde in dieſen Tagen zum Benefiz für Bosquier Gavaudan, der ſich nach ſechs und dreißigjährigem Dienſte zurückzieht, eine intereſſante Vorſtellung gegeben. Frederic Lemaitre tritt als Kean auf, Bernet und der alte Brunet geben das beliebte „Je fais mes farces," wobei alle Komiker der Pariſer Theater in einer neuen Scene auftreten werden. In dem hübſchen Vaudeville Carlin à Rome" wird Bernet und Madame Hertfort die Menuet von Carlin aufführen nach der Angabe des alten Beaupré, der ſie noch von dem unnachahmlichen Arlecchino der italieniſchen Komödie tanzen geſehen. —

Das italieniſche Theater wird mit Bellini's Puritanern eröffnet, worin die Griſi mit Lablache, Tamburini und Rubini auftreten wird. Die erſte neue Oper, die für die Saiſon geſchrieben wurde, heißt: Malec-Adel. Das Libretto iſt vom Grafen Pepoli und die Muſik von Caſta, Muſikdirektor des Kingstheaters in London. Cimarosa's heimliche Ehe, die lange Zeit ruhte, wird ebenfalls in dieſem Winter gegeben werden. —

Im Theater St Antoine gab man „Une Peur." Die Furcht reuſſirt immer auf dem Theater, ſie übt eine unwiderſtehliche Macht auf das Publikum aus. Dies hat ſich bei dieſem Stücke wieder bewieſen. Der Held iſt eine Art von malade imaginaire. Ein junger Menſch, der Liebhaber ſeiner Nichte, unternimmt es in verſchiedenen Verkleidungen, ihn von ſeiner Medicomanie zu heilen. Bald erſcheint er als taube Krankenwärterin, bald als ein Menſch, der vom Lachkrampf und gleich darauf vom Thränenfieber ergriffen wird, zuletzt aber als Maurer, der alle Ausgänge vermauern will, um den armen Kranken vor dem Einfluſſe der böſen Luft zu bewahren, und ihn ſo zu erſticken droht. Das Lachen war allgemein und das Stück wird ſich halten. —

Das théatre français brachte Léonie oder Frankreich im Jahre 420, von Delrieu, dem Verfaſſer des Artaxerxes, dem Neſtor der dramatiſchen Dichter in Paris. Das Trauerſpiel ward langweilig befunden, doch geſteht ihm die Kritik die Claſſizität zu. Der Styl iſt einfach und ungezwungen, die Verſe ſehr ſchön. Man hat dem greiſen Dichter die Achtung gezollt, die ihm gebührte. Schließlich wollen wir noch einige neueſte Nachrichten hinzufügen:

Mamſ. Mars, die den Sommer über im Seebade war, iſt nun zurückgekehrt und wird wieder einmal im Tartuffe und dem jeu de l'amour et du hazard von Marivaux auftreten.

Die komiſche Oper gibt neu: le postillon de Longjumeau, und wird le Regard folgen laſſen. Auch Alexander Dumas hat eine Oper geſchrieben, zu welcher Monpou, von dem man bereits les deux Reines und le Luthier de Vienne hörte, die Muſik machen wird.

Im Palais-royal erwartet man „la Veuve.“ — Das Gaîtétheater wird la belle écaillère zur Aufführung bringen und der Olympische Circus setzt ein großes Spektakel „Austerlitz“ in Scene. Die große Oper endlich läßt folgende Werke erwarten: zunächst die Esmeralde von Victor Hugo und Dem. Bertin, dann Stradella von Niedermayer, eine Partitur von Berlioz und eine von Halevy. Ruolz, der in Neapel mit seiner Lara Glück machte, soll auch ein Buch von der Administration der großen Oper anvertraut erhalten haben. — —

— In Berlin gab man auf dem Hoftheater eine musikalische Kleinigkeit: „Ein Mädchen im Bade,“ von Becker, mit Musik von Hermann Schmidt. Das Sujet ist folgendes: Ein Commissionsrath Wirbel (Herr Blume) hält sich im Badeort auf, um eine Frau zu nehmen, wozu ihm einige Badegäste und Spieler, die von weiter keiner dramatischen Bedeutung sind, ihre Hülfe anbieten. Wirbel wählt sich aber selbst des Gastwirths Schneller (Hr. Mauer) Tochter Klinka (Dlle. Grünbaum), die sich für einen früheren Bekannten (Hr. Bader) erklärt, welcher unter der Maske eines Oberkellners die Nähe seiner Geliebten gesucht hat, bis ihn ein Anstellungspatent, welches natürlich zur rechten Zeit einläuft, an's Ziel seiner Wünsche führt. Schneller und seine Frau Käthe (Frau v. Wrochem) können sich Anfangs nicht über die Wahl ihres künftigen Schwiegersohnes vereinigen, daher Zank und Streit als Surrogat für Komik und Intrigue, bis endlich eine Räthin Rosenbauch (Madam Valentini) auch noch zur rechten Zeit kommt, um ihn bestmöglichst für den Verlust seiner Klinka zu entschädigen. — Dieser magere Stoff wurde keineswegs durch die Musik gehoben, die noch überdieß von Reminiscenzen wimmelte.

Das Berliner Königstädter Theater gab Johanna von Montfaucon und zwei Gäste, eine Dame von Schmitkow und ein Herr Klauer traten darin als Hildegard und Philipp auf. Ein Berliner Recensent sagt von diesen Leuten: „Wenn's bei den Gästen um eine Persiflage des Ritterthums und ein Darlegen der Kotzebue'schen Trivialitäten in diesem Stücke zu thun war, so war ihr Spiel meisterhaft. Die Karrikatur war so vollkommen gelungen, daß sie über aller Kritik stehen.“

Von Stücken die noch nicht zu uns gedrungen sind, lesen wir auf dem Berliner Repertoir: „Die Novize, Lustspiel von C. Blum; der Wagen des Emigranten, von Genée und die beiden Nachtwächter oder das Nothwendige und das Ueberflüssige v. Restroy.“

Wir möchten immer wieder von Neuem unser Klaglied über das Repertoir anstimmen, wenn's nur zu etwas führte.

## Einige Schriftsteller-Honorare.

Lamartine, der den ersten Theil von seinem Jocelyn für 80,000 Franken verkaufte, erhält für den jetzt im Druck befindlichen zweiten Theil eine gleiche Summe. Chateaubriand verkaufte seine sämmtlichen Werke für 500,000 Franken und die Memoiren die erst nach seinem Tode gedruckt werden dürfen, für 150,000 Franken in baarem Gelde und eine Leibrente von 24,000 Franken, von welcher nach seinem Tode die Hälfte seine Frau erhält. Victor Hugo zog aus seinem Roman: Notre Dame de Paris, 60,000 Franken. Ungefähr eben so viel erhielt Lord Byron für seinen Child Harold. — Corneille bekam für seinen Cid 700 Franken im Jahr 1636; Racine verkaufte seine Andromaque für 200.

## Gefahr der Bärte.

Der Baron Alibert in Paris führte neulich in seinen Vorlesungen über die Hautkrankheiten an, daß die langen Bärte eine Krankheit propagirten, die Varus mentagra genannt wird und besonders das Kinn angreift. Man kann denken, wie sehr dies die jungen bärtigen Studenten interessirte. Schon die Römer kannten dieses Uebel und Plinius erzählt mit Entsetzen, daß eine neue Krankheit das Gesicht der Männer so sehr entstellte, daß, obgleich sie nicht tödtlich sey, man doch den Tod willig dieser zerstörenden Geißel vorziehen würde. Zu jener Zeit befanden sich die Aerzte in großer Verlegenheit und mußten zu der erleuchteten Schule von Alexandrien ihre Zuflucht nehmen. Der gelehrte Alibert enthüllte die Ursachen dieser abschreckenden Krankheit, die sich besonders bei den mönchischen Orden einstellte, welche dicke Bärte zu tragen pflegten. So war auch der Bart, den man zu den Zeiten Heinrichs III. in Frankreich trug, der Entwickelung des Uebels günstig, indeß die unter Heinrich IV. in diesem Theil der Toilette eingeführten Reformen dem Uebel bedeutenden Einhalt thaten. Bei dieser Gelegenheit lobte der Professor den neuen französischen Armeebefehl, der das Tragen der ganzen Bärte untersagt und nur Schnurr- und Backenbärte erlaubt.

## Löwentritt, der Wassertreter.

Man erinnert sich wohl noch in mehren deutschen Städten dieses Charlatans, der

seine Kunst, auf dem Wasser zu gehen, hochtrabend ausposaunte und dann, ausgelacht und vom Pöbel verspottet, froh seyn mußte, mit heiler Haut auf dem Lande fortzukommen. Dieser Mann tritt jetzt in London auf und hat sich vorgesetzt, wenn es seyn kann, auch die Londner anzuführen. Während seine ungeheuren Zettel an den Straßenecken kleben, hat er es indessen versucht, auf eine andere Weise Aufsehen zu erregen. Er erschien nämlich vor Gericht und sagte aus: daß eine Nymphe vom Strand, die sich ihm auf vertrauliche Weise genähert, ihm seine Börse mit zwölf Guineen gestohlen habe. Zuerst überreichte er dem Richter einen seiner Anschlagezettel, worauf Folgendes wörtlich zu lesen war: „

Nächsten Sonntag wird Herr Donderschont von Löwentritt, Wasserfußgeher (Aquatic pedestrian) vortheilhaft in ganz Europa durch seine erstaunenswürdige Entdeckung bekannt, diese zum ersten Mal in Gegenwart der Prinzen, Lords, Gentlemen und Anderer, die ihn mit ihrer Gegenwart beehren werden, in Ausübung sehen. Der Preis eines Billets ist 5 Schilling. Der besagte Wasserfußgeher wird vor den Augen der unzähligen Menge von Bewunderung ergriffener Zuschauer die ganze Themse ihrer Länge und Breite nach durchlaufen. Er wird unter der Sohle seiner Schuhe dreißig Fuß Wasser haben und so fechten, Pistolen abschießen und ein Beefsteak verzehren, das er selbst kochen wird. Auch würde er alle Fische der Themse kochen können, wenn er die nöthigen Geräthschaften bei sich hätte. Er wird seine Cigarre rauchen und auf's Wohl der hölzernen Wälle von Altengland sein Glas leeren. Alle Generale, Admirale, Obersten, Schiffskapitäns, Offiziere und anderes Militär zu Land und zur See werden sich überzeugen, daß man mit den wunderbaren Schuhen, die der Herr Donderschont von Löwentritt erfunden hat, eine ganze Armee auf dem Ocean mit Waffen und Bagage manövriren lassen kann, mit Ausnahme der Artillerie und Proviantwagen. Auch würde besagte Armee, wenn das Meer ruhig ist, darauf bivouaquiren können, ohne daß die Soldaten naß werden oder den Schnupfen bekommen. Wenn Jemand an dieser Wahrheit zweifeln sollte, so kann er sich durch die unzähligen Certifikate überzeugen, welche dem obengenannten Wasserfußgeher Donderschont von Löwentritt von den gekrönten Häuptern der vorzüglichsten Kaiserthümer und Königreiche Europa's, als Oestreich, Rußland und Frankreich, ertheilt worden sind, ohne einmal die Atteste aller Universitäten Europa's, des pyrotechnischen Instituts und der Behörden des Kirchspiels von Putney zu zählen."

Nachdem die Magistratsperson diesen Prospektus gelesen hatte, fragte sie ihn: „Würdet Ihr auch auf dem Meere von Dover nach Calais gehen können?" Hierauf antwortete Herr Donderschont von Löwentritt, in einer Mischung von schlechtem Deutsch, Englisch und Französisch: „Ah! mein Herr! that is mein Secret. Le grand Czar of Russia, le Kaiser d'Autriche et le König de Franzous hat wollen kennen mon découverte, but I will not lifrer für eine Million. Ich reservir das kostbar Geschenk for the brave peuple anglaise." Hierauf wurde er aufgefordert zu erklären, ob er das Mädchen wieder erkenne, das an ihm den Diebstahl verübt haben sollte, worauf er sich aber so unverständlich ausdrückte, daß ein Dolmetscher herzugerufen werden mußte. Und da seine Erklärungen dadurch noch nicht an Klarheit gewannen, wurde er fortgeschickt und das Mädchen in Freiheit gesetzt.

## Der Todtenarzt.

Der Todtenarzt ist in Frankreich ein Beamter, der den Tod einer Person bescheinigt. Gewöhnlich ist es ein Doktor, der unter den Lebenden keine Kundschaft hat und sich daher an die Todten wenden muß. Es ist ein Mann zwischen 45 und 60 Jahren, nachlässig gekleidet, hager, in einem abgetragenen Rocke. Er trägt keine Brille, setzt sie aber auf, wenn er den Todten beschaut. Sein Gang ist steif, seine Fragen sind heftig, seine Antworten sind oft grob. Tritt er in das Zimmer, wo die Leiche liegt, so nimmt er den Hut nicht ab, grüßt Niemand der Anwesenden, nähert sich der Leiche, läßt sie aufdecken und dann entspinnt sich gemeinhin folgendes Gespräch:

Der Todtenarzt. Wie alt war der Mann?

Antwort. Der Mann? Mein Gott, es ist ja meine Mutter.

Der Todtenarzt. Schon gut, also die Frau? (Er untersucht.) Diese Frau wird 60 Jahr alt gewesen seyn?

Antwort. Vier und achtzig, mein Herr.

Der Todtenarzt. Wie heißt der Arzt, der sie behandelte.

Antwort. Der Doctor ***.

Der Todtenarzt. Ist mir unbekannt. Wo sind die Recepte? (Man bringt sie ihm, er durchfliegt sie, zuckt die Achseln und sagt endlich:) Wie dumm! Was soll sie, nach der Meinung des Arztes, für eine Krankheit gehabt haben?

Antwort. Die Wassersucht.

Der Todtenarzt. Welch' ein Esel! Diese Frau ist an der Leberverhärtung gestorben. Der Arzt hat sich offenbar getäuscht

und hat das Gegentheil von dem verschrieben, was ihr helfen konnte.

Eine Gevatterin. Sagt ich nicht immer, daß der Doctor sie unter die Erde bringe.

Der Todtenarzt. (setzt sich zum Schreiben) Wenn ich sie behandelt hätte, lebte sie noch! (Er füllt das gedruckte Attestat aus und sagt dann mit dem Tone eines Beschützers.) Jetzt tragen Sie dies Papier nur auf die Mairie; Sie können Ihre Mutter nun begraben lassen!

## Vermischtes.

In Paris hat man zu den verschiedenen miethbaren Transportwerkzeugen, die unter den Namen Citadines, Françaises, Eoliennes, Lutecienne, Albanaises u. s. w. bekannt sind, nun auch noch eine neue Gattung hingefügt, welche Urbaines heißt. Sie sind den elegantesten Equipagen der Privatleute ähnlich, ohne Nummern, mit zwei herrlichen Pferden bespannt und die Kutscher tragen eine elegante Livree, doch nicht übereinstimmend, damit man sie nicht erkenne und für herrschaftliche Kutscher halte. Nach der Jahreszeit kann man bald ein Coupé, eine Kalesche, eine Berline, einen Landau, ein Cabriolet oder ein Char-à-banc haben. Für eine Stunde wird zwei Franken bezahlt, für den ganzen Tag achtzehn. Wer dreißig Centimes für die Stunde mehr zahlt, erhält einen Groom in der Livree des Kutschers, der hinten aufsteigt. Zu dieser Entreprise sind für 500,000 Actien gezeichnet worden.

— Man baut in diesem Augenblicke in den Ateliers von Stephenson und Compagnie in Newcastle eine Locomotive für den Kaiser von Rußland, für eine sechs Fuß breite Eisenbahn zwischen St. Petersburg und dem kaiserlichen Palais außerhalb der Stadt. Die Räder dieser Maschine haben sechs Fuß im Durchmesser und sie soll vierzig englische Meilen in einer Stunde zurücklegen.

— Einen neuen Beleg sich nicht auf Thiere zu verlassen, deren Launen unerklärlich sind, liefert der bekannte Elephant Djeck, der in Paris auf dem Theater schon mehrmals seine Kunststücke gemacht hat. Kürzlich gerieth dieses gewöhnlich sehr sanfte Thier, ohne daß man den Grund erfahren konnte, in Wuth, warf seinen Besitzer, einen Herrn Huguet, nieder, drückte ihn, da er keine Hauer hat, mit der Schnauze auf den Boden nieder, um ihn zu ersticken, und zerbrach ihm einen Arm. Der Mensch entkam nur der Gefahr dadurch, daß er sich zwischen die Vorderfüße rettete. Auf sein Schreien kamen Leute herbei, die ihn endlich befreiten. Das Thier wurde sogleich für 12,000 Franken verkauft, allein der Käufer machte sich damit aus dem Staube, ohne zu bezahlen.

— Im Pariser Tivoli läßt sich jetzt ein Neuseeländer sehen, der über und über tatowirt ist und ganz neue Kunststücke dem Publikum zeigt. Wenn es nur nicht wieder so ist, wie vor einigen Jahren, als ebenfalls ein sogenannter Wilder sich in einer Bude zu Paris zeigte, lebendige Hühner verzehrte und endlich als ein armer Teufel von Europäer erkannt wurde, dem man die tatowirten Zeichnungen abwusch und für den Betrug bestrafte.

— Kürzlich bemerkten Fischer in der Gegend von Meudon am Ufer des Flusses einen Shawl und einen Strohhut. Sie folgten den Fußtapfen im Grase und fanden im Rohre zunächst dem Wasser den entseelten Körper eines Mädchens von ungefähr zwanzig Jahren von sehr schönem Aussehen und elegant gekleidet. Sie schien mehre Stunden unter dem Wasser gewesen und dann an das Ufer geworfen worden zu seyn. Man fand in ihrer Tasche den berühmten Roman Werther von Göthe in der Uebersetzung und ein kleines Album, worin eine Damenhand einige schwermüthige Dichtungen eingeschrieben hatte, unter andern auch die Elegie Chateaubriands auf den Tod eines jungen Mädchens. Der Leichnam wurde in die Morgue gebracht, wo sie bald von angesehenen Kaufleuten der Hauptstadt für ihre Verwandte erkannt wurde, die seit mehren Tagen eine entschiedene Abneigung für das Leben gezeigt hatte.

— Die zwei und dreißig ersten Vorstellungen der Hugenotten haben die ungeheure Summe von 298,355 Fr. 41 C. eingetragen. Dies ist das Höchste, was die Oper jemals in einer gleichen Anzahl von Vorstellungen eingenommen hat.

## Nekrologe.

Unser geschätzte Mitarbeiter, der bekannte dramatische Dichter, F. A. von Kurländer, ist in Wien gestorben. Er hinterläßt seinem Bruder ein bedeutendes Vermögen und hat verschiedene Legate gemacht. Der berühmte Korn erhält 500 Dukaten in Gold, das Fichtnersche Ehepaar, gleichfalls Mitglieder des Burgtheaters in Wien, eben so viel, der Komiker Wothe desselben Theaters, die elegante Einrichtung seines Landhauses, die Schriftstellerin, Frau Caroline Pichler, sein silbernes Besteck, ihr Mann und deren Kinder ein jedes 500 Dukaten in Gold.

Digitized by Google

# Telegraph von Deutschland.

## Neuere Dichter.

Ein Hauslehrer des Herrn v. N. N. zu *** bestieg vor Kurzem den Pegasus, und nachdem er das Dichterroß eine Weile getummelt hatte, ließ er ein unsterbliches Gedicht zum Geburtsfeste der ältesten Tochter seines Prinzipals los. Es fing also an:

Es wär' doch Jammerschade,
Wollt' ich nicht dichten fein;
Heut wird der ältesten Made-
Moiselle ihr Geburtstag seyn, u. s. w.

## Gusikow.

Man schreibt aus Frankfurt: Ernst und bescheiden tritt Gusikow in seiner Tracht des polnischen Juden auf. In seinen bleichen Zügen liegt ein Ausdruck der Duldung und Ruhe. Kaum aber hat er ein paar Takte auf seinem Instrumente gespielt, so belebt sich Alles an ihm. Der Mann und sein Instrument scheinen Eines zu werden. Nicht Gusikow's Hände, Arme und Augen allein, sondern — er spielt stehend — alle Theile seines Körpers gerathen in Bewegung; Alles, vom Scheitel bis zu den Fußspitzen, wird Takt, Rhythmus, Leben. Der fast wunderbaren Schnelligkeit dieser Bewegungen vermag das Auge kaum zu folgen und sie sind zugleich ungemein graciös. Diesen in Takt und Rhythmus gleichsam ganz aufgelösten Mann zu sehen, ist wirklich der Mühe werth.

## Klaggeschrei.

An den hochedelgeborne Exellenz des Königl. Ministers von das hochlöbliche Pustwesen an Herr Herr von Seebarth Exellenz.

Ich bin der Schulze von Stermern bei des Belitzer Bezirk und bin den Tag als die Ruschen herschaften durchfuhren gekomandirt das ich die Kaiserin Mutter vorspannen soll. Da die Reihe von das Vorspännen noch nicht an mir war, so habe ich denn ohnverachtet doch meine Schuldigkeit, was ich so hohn Kaiserin Mutter schuldig bin, nicht außer Ogen geseht. Alles laß ich liegen und stehn um die Kaiserin Rusche vorzuspannen. Ich fuhr selbst schon eine Stunde vor die gedictirte Zeit mit meiner Frau nach Belitz, und man hat mir nicht geacht wegen meine Schuldigkeit, und als die Rusche kam da durft ich sie nicht vorspannen, und wurde durch den Herrn Post-Secletair mit Grobheit beleidigt, so daß ich meinen braun Bedientenvolk Rusches vorlegen mußte. Da es nun wieder eine Verordnung und mir zugediktirtes Affis geschehen ist, und ich habe statt Ihro Kaiserin Mutter Bedienung nehmen müssen welche ken Wort deutsch verstunden und mir ohn alles Trinkgeld verlassen haben, wogegen die Kaiserin gewiß eine Lodor Trinkgeld gegeben hätten deswegen wollte ich mich bei Exellenz hochedelgeboren melden damit ich zu das Meinige gelange und Exellenz hochedelgeboren gütigst so gnädig zu seyn und den Post-Sekletair Bescheid zu sagen das er mir nich nach mein gediktirtes hat Vorspann lassen und mich mit Grobheit behandelt, welches dieser Mensch eigentlich nich kann denn ein Sekletair ist kein Postmeister und soll keinen nicht beleidigen der seine Schuldigkeit beobacht, ohne die Reihe an ihm zu seyn darum bitte ich Exellenz mit meiner Sache zu verhelfen wie ich verbleibe

Mit allerwerthesten Respekt
und unterthänigen Diener der Schulze
Christ. Resepelter
aus Sterrmern zu des Belitzer Bezirk.
(Ameise.)

## Allerlei.

Die Zeitungen nennen die Giftmischerin Ursinus, die ihren Gatten, Bedienten und andere Personen vergiftete und deshalb zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt wurde, in dem sie vor Kurzem 70 Jahre alt gestorben: „die berühmte Giftmischerin."

— Der Komet schreibt aus Berlin: Ein dortiger Weinhändler hat einen ganz außerordentlichen Jahrgang Rheinwein erhalten, à Bouteille 3 Groschen „Brunnenvergifter" genannt; wenn von diesem Weine einige Tropfen in einen Brunnen fallen, so stirbt die ganze Ortschaft aus. —

## Die artistischen Beilagen.

Wir übergeben unsern Lesern mit dem heutigen Hefte:

1) Das Portrait der bekannten englischen Schriftstellerin Mrs. Trollope.
2) Ein Original-Pariser-Modekupfer.

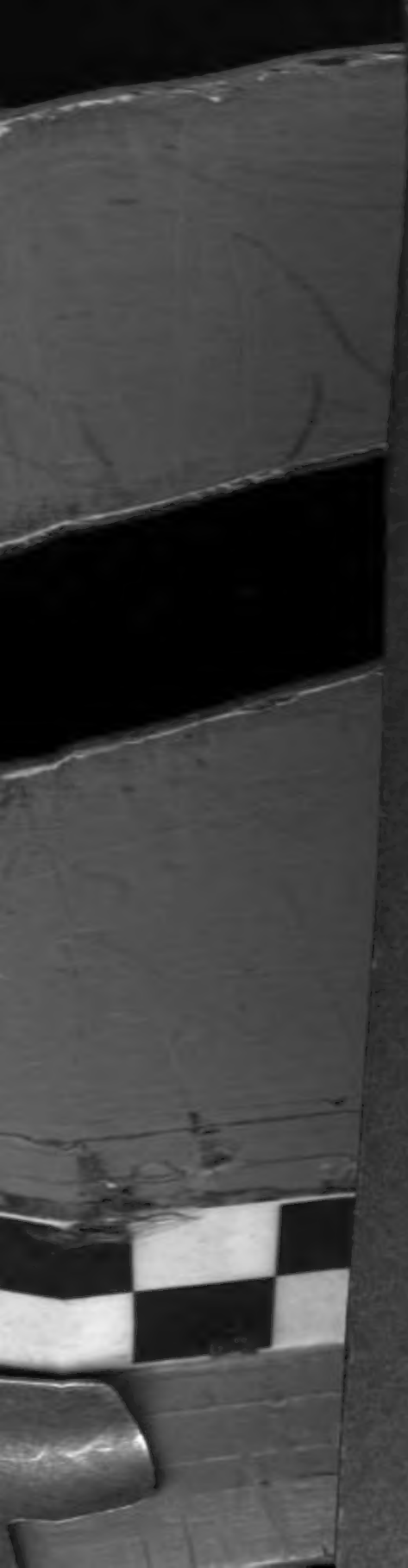
August Lewald.

BAYERISCHE STAATS BIBLIOTHEK MUENCHEN

Digitized by Google

K. Luber
Buchbinderei
Heßstr. 14/o Rgb.

Digitized by Google



Digitized by Google